Princeton University Library
32101 060430418

50
36

Library of

Princeton University.

A. Guyot
1861.

EIMEO

Die

Inseln des großen Oceans

im

Natur- und Völkerleben

dargestellt

von

Dr. Georg Hartwig,

Verfasser von „Die Tropenwelt", „Der hohe Norden", „Das Leben des Meeres".

Mit vier Abbildungen in Irisdruck und drei Karten.

Wiesbaden.

C. W. Kreidel's Verlag.

1861.

Berlin.
F. Schneider & Comp.

Wien.
C. Gerold's Sohn.

Vorwort.

Die Inseln des großen Oceans sind zwar im einzelnen und theilweise sehr häufig beschrieben worden, denn jeder Weltumsegler läuft in Honolulu, Papeïti oder Umata ein — doch während die Nachrichten über einzelne Punkte sich bis zum Ermüdenden anhäufen — bleibt der bei weitem größere Theil der so herrlichen Südseewelt dem gewöhnlichen Leser verschlossen, weil fast alle unsere Kenntnisse darüber in weniger zugänglichen, größtentheils englischen und französischen Reisewerken enthalten sind.

Es bezweckt die vorliegende Arbeit, diese Lücke auszufüllen, und das ganze tropische Gebiet des großen Oceans von der Osterinsel bis zu den Marianen und von Fidschi bis Hawaii zu einem geographischen Bilde zusammenzufassen, wie ich es bereits mit den Regionen des hohen Nordens versucht habe.

Die Länder, die ich hier beschreibe, sind zwar von verschwindender Kleinheit gegen das ungeheure Weltmeer, aus welchem sie hervortauchen, doch fesseln sie unser Interesse auf die verschiedenartigste Weise.

Denken wir uns ein irdisches Paradies, so wandert unsere Phantasie am liebsten nach dem Gestade einer tropischen, vom kühlenden Meereshauche angefächelten Palmeninsel, und baut sich

1950
.436
(RECAP)

dort ein Ideal von Glück, wie es leider auf Erden ſich nimmer verwirklichen kann. Doch ſo viel iſt gewiß, daß nirgends in der Welt die Natur zum heiteren Lebensgenuſſe ſo freundlich einladet, wie in den reizenden Bergthälern der Sandwich Gruppe oder an den lachenden Ufern von Opolou!

Reichlich begabte Völker bewohnen dieſe Perlen des Oceans, merkwürdig durch die räthſelhafte Frage ihres Urſprungs und die ſeltſame Miſchung von Verfeinerung und Barbarei, von Gutmüthigkeit und Argliſt, welche ihr Charakter darbietet und wodurch die fremden Seefahrer oft zu den widerſprechendſten Urtheilen geführt worden ſind.

Doch wie verſchieden ſind die gegenwärtigen Polyneſier von ihren Vätern, wie Cook und Forſter, Wallis und Bougainville ſie kennen lernten! Die Berührung mit den weißen Männern hat dort Umwälzungen hervorgebracht wie ſie ſelten in ſo kurzer Zeit irgendwo anders ſtatt gefunden haben. Einfache Miſſionare, ohne Unterſtützung von Außen haben die alte polyneſiſche Welt zertrümmert, — die Götzen ſind geſtürzt, die heidniſchen Tempel geſchloſſen und faſt überall freiſinnige Verfaſſungen an die Stelle der Feudalherrſchaft der Häuptlinge getreten.

Wie dieſer Uebergang vom Alten zum Neuen geſchehen, welche Schwierigkeiten überwunden werden mußten, welche Kämpfe es koſtete, wird man in vielen Kapiteln dieſes Buches ausführlich beſchrieben finden.

Auch die Handelsbeziehungen zwiſchen Europa und jener fernen Welt haben ſich zu einer früher ungeahnten Wichtigkeit entfaltet und den großen Ocean in unſern Kreis gezogen. Häfen, die noch vor wenigen Jahren unbekannt waren, werden jetzt jährlich von unſern Schiffen beſucht, und die Zeit liegt nicht mehr fern wo regelmäßige Dampfſchifffahrten die entgegengeſetzten

Ufer des ſtillen Meeres verbinden werden. Endlich ſehen wir auch noch die Rivalität der großen Seemächte auf dem entlegenen Gebiete Polyneſiens entbrennen, und jede eiferſüchtig die Schritte der andern bewachend, ſich der Punkte bemeiſtern, die ihr im nächſten Seekriege vom größten Nutzen zu ſein ſcheinen!

So iſt denn offenbar Polyneſien ein Welttheil, der keinem Gebildeten mehr fremd bleiben darf, und da ich mich überall, wie ein flüchtiger Blick auf das Inhaltsverzeichniß ſchon zeigen wird, beſtrebt habe die beſchriebenen Länder auf die vielſeitigſte Weiſe zu beleuchten, und ſtets bemüht war das Belehrende mit dem Unterhaltenden zu verbinden, ſo darf ich hoffen, daß auch dießmal ein zahlreicher Leſerkreis mir einigen Beifall nicht verſagen wird.

Heidelberg, im Juni 1861.

Ueberſetzungen in's Engliſche und Franzöſiſche behält ſich der Verfaſſer ſelbſt vor.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Kapitel. Der große Ocean . . . . . 1—14

Seine verschiedenen Benennungen. — Seine Grenzen. — Vulkanische und niedere Inseln. — Thätige Vulkane im Schoos und an den Grenzen des großen Oceans. — Erdbeben. — Translationswellen. — Strömungen im großen Ocean. — Fluthen. — Werthvolle Erzeugnisse des großen Oceans. — Die Waljäger. — Fische und Meerthiere, die dem Schiffer am häufigsten begegnen. — Velellen und Entenmuschelnheere. — Tropikvögel. — Guanovögel. — Perlen. — Schildpat. — Seegurken.

Zweites Kapitel. Der Pottfischfang im großen Ocean . . . . 15—27

Der Pottfisch. — Fettreichthum des Kopfes. — Pottfischjagd. — Nahrung des Pottfisches. — Geschichte der Pottfischjagd. — Gefahren derselben.

Drittes Kapitel. Magellan's Weltreise . . . . . 28—38

Magellan. — Dessen Geschwader. — Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. — Ueberwinterung an der patagonischen Küste. — Meuterei. — Entdeckung der Magellan Straße. — Fahrt über den großen Ocean. — Entdeckung der Desventuradas, der Ladronen und der Philippinen. — Schlacht von Matam. — Magellan's Tod. — Ermordung der spanischen Officiere durch den Sultan von Zebu. — El Cano setzt die Reise fort und vollbringt die erste Weltumsegelung.

Viertes Kapitel. Die Entwickelung des Verkehrs auf dem großen Ocean von Magellan's bis auf unsern Zeitraum . 39—44

Die Nachfolger Magellan's im großen Ocean. — Mendana. — Urdaneta. — Juan Fernandez. — Drake. — Die Flibustier im stillen Meer. — Schouten und Le Maire. — Tasman. — Cook. — Anfänge des Handelsverkehrs auf dem großen Ocean. — Folgen der Gründung Sydney's. — Einfluß der Goldentdeckungen in Californien und Australien. — Der gegenwärtige politische Zustand Polyneſiens.

Seite

Fünftes Kapitel. Die Menſchenraeen des großen Oceans. — Wie und woher ſind deſſen Inſelgruppen bevölkert worden . . . . . 45— 57

Die ſchwarze und die gelbe Raee. — Polyneſier und Mieroneſier. — Eigenthümlichkeiten und Grenzen der polyneſiſchen Stämme. — Ihre Sprache. — Der Kawa. — Der Tabou. — Eigenthümlichkeiten und Grenzen der Microneſier. — Die Fidſchi-Inſeln. — Woher ſtammen die Völker des großen Oceans? — Sie ſind weder Autochthonen noch von Amerika hergekommen, ſondern vom Weſten. — Urſachen, welche zu ihrer Verbreitung führten. — Weſtliche Stürme. — Beiſpiele von Kadu — von verſchiedenen Ketteninſulanern.

Sechstes Kapitel. Juan Fernandez . . . . . 58— 74

Entdeckung der Inſel. — Beſchreibung derſelben. — Alexander Selkirk. — Seine Abenteuer auf der Inſel. — Wie es ihm ſpäter in der Heimath gefiel. — Defoe, Verfaſſer des Robinſon. — Cowper's Gedicht über Selkirk. — Anſon im großen Ocean. — Unerhörte Drangſale ſeines Geſchwaders ehe er Juan Fernandez erreichte. — Rettung und Freude. — Ziegen, Hunde. — Seelöwen. — Fiſchreichthum des Meeres. — Das Tantalusgeſchick des Gloeeſter. — Anſon verläßt Juan Fernandez. — Verſuche der Spanier und Chilener eine Strafeolonie zu gründen. — D'Urville's Beſuch 1838. — Letzte Nachrichten vom Jahre 1858.

Siebentes Kapitel. Die Galapagos . . . . . 74— 89

Anblick der Inſeln. — Dürre der Küſten. — Vulkane und paraſitiſche Auswurfskegel. — Oede Lavagegenden. — Zunahme der Vegetation auf den öſtlichen Inſeln. — Caetuſe und Euphorbien. — Der üppigere Pflanzenwuchs auf den Anhöhen. — Eidechſen. — Die große Landſchildkröte. — Eigenthümliche Vögel der Galapagos. — Ihre auffallende Zahmheit. — Aehnliches Beiſpiel auf den Falkland's Inſeln. — Klima der Galapagos. — Ihre Geſchichte. — Frühere Bedeutung des Walfiſchfanges in den Buchten der Galapagos. — Post Office Bay. — Kerr Porter. — Abenteuer des Irländers Fitz Patrick. — Coloniſation der Galapagos durch den General Flores. — Unglückliches Ende der Colonie. — Skogman's Beſuch 1852.

Achtes Kapitel. Die Oſterinſel. — Salas y Gomez . . . . . 90— 98

Entdeckung der Oſterinſel. — Cook und Forſter 1774. — Bewohner der Inſel. — Merkwürdige Bildſäulen. — Chamiſſo auf der Oſterinſel. — Verrätheriſcher Menſchenraub. — Schwimmfertigkeit der Polyneſier. — Salas y Gomez.

Neuntes Kapitel. Die Pitcairn Inſel . . . . . 98—113

Die Bounty. — Meuterei Chriſtians. — Bligh fährt im offenen Boote nach Timor. — Haifiſche und Fidſchi-Inſulaner. — Sturm und Hunger. — Eine herrliche Auſternſuppe. — Höchſte Noth. — Das Ziel wird glücklich erreicht. — Die Pandora. — Chriſtian und ſeine Gefährten auf Pitcairn. — Spuren einer früheren Bevölkerung. — Chriſtian's Tod. — John Adams. — Ankunft des Tagus. — George

Seite

Robbs. — Die Pitcairnier wandern nach Tahiti aus, kehren aber als reuige Schafe bald wieder zurück. — Der falſche Lord. — Robbs' Reiſe nach England. — Die Verfaſſung von Pitcairn. — Klima. — Verheerende Stürme. — Auswanderung nach der Norfolk's Inſel. — Theilweiſe Rückkehr.

Zehntes Kapitel. Die Miſſionen im großen Ocean . . . . . 113—122

Die Miſſionen im Allgemeinen. — Gründung der Londoner Miſſionsgeſellſchaft. — Das Miſſionsſchiff „Duff". — Lebensgeſchichte des Capitän Wilſon. — Seine Leiden in der Gefangenſchaft. — Das ſchwarze Loch. — Die Reiſen des Duff. — Anſiedelung der erſten Miſſionare auf den Marqueſas, auf Tonga und Tahiti. — Spätere Unglücksfälle. — Welche Erfolge haben die proteſtantiſchen Miſſionen erzielt! — Die katholiſchen Miſſionen. — Wohlthaten der proteſtantiſchen Miſſionen.

Eilftes Kapitel. Die Coralleninſeln im Allgemeinen . . . . 122—133

Anblick einer Coralleninſel. — Lagunenbilder. — Bau eines Corallenſtockes. — Grenzen der Steincorallen. — Bildung der Ringriffe. — Ihre verſchiedenen Entwickelungsſtufen. — Das Thierleben auf den Corallenriffen. — Tridacnamuſcheln. — Corallenfiſche. — Einförmigkeit des Pflanzenlebens. — Pandanus. — Kokospalme. — Landthiere. — Der Menſch auf den Coralleninſeln.

Zwölftes Kapitel. Manga-Reva . . . . . 134—138

Anblick der kleinen Gruppe. — Frühere Grauſamkeit der Mangarever. — Seltſame Erziehung des Königs. — Entdeckung Mangareva's durch den Duff. — Blutiges Gefecht mit dem Schiffe Beechey's. — Landung der franzöſiſchen Miſſionare (1834). — Erſte Kämpfe: ſpätere Erfolge. — Der Biſchof von Nilopolis. — Bruder Cyprien. — Der ehemalige Hoheprieſter Matoua. — Kirche und Kloſter. — Ein Paar Väter. — Annexation.

Dreizehntes Kapitel. Paumotu oder die Inſelwolke . . . . . 139—154

Erſte Entdeckung derſelben durch Schouten. — Beechey 1826. — Bow Island. — Unvortheilhaftes Ausſehen der Eingebornen. — Der Häuptling. — Elender Zuſtand der Frauen. — Bekehrungsverſuche eines tahitiſchen Miſſionars. — Götzen. — Clermont. — Tonnerre. — Feindſeliges Betragen der Inſulaner gegen Wilkes. — Honden-Inſel oder Henuake. — Bedrohliche Haifiſche. — Zahmheit der Vögel. — Intereſſantes Thierleben. — Weituhi und Otuho. — Der kranke Häuptling. — Naſenreiben. — Dürftigkeit der Inſulaner. — Raraka. — Civiliſationsanfänge. — Anaa oder Chain Island, die wichtigſte Inſel der Gruppe. — Eroberungen der Ketteninſulaner. — Perlenfiſcherei. — Die Taucher. — Maitia, eine gehobene Coralleninſel. — Vergleichung mit Helgoland. — Neueſte Nachrichten. — Taarava.

Vierzehntes Kapitel. Tahiti . . . . . 155—177

Gebirgige Natur des Landes. — Excurſion im Thal von Tia-aura. — Amphibiſche Natur der Führer. — Gefährliches Erklimmen der Felswände. — Nachtlager im Gebirge. — Feueranmachen durch Holzreiben.

Seite

— Methode der Gauchos Feuer anzumachen. — Polyneſiſche Kochkunſt. — Reiche Vegetation des Hochgebirges. — Rückweg zum Meere. — Beſteigung des Aorai. — Beſchwerlicher Weg. — Herrliche Ausſicht. — Fruchtbarkeit der Uferebene. — Der wuchernde Guavaſtrauch. — Der Brodfruchtbaum. — Das äußere Riff. — Die Lagune. — Der Hafen von Papeiti. — Die Motus oder Coralleneilande. — Eimeo. — Der durchlöcherte Berg. — Die Taloo-Bucht. — Borabora. — Die Geſellſchaftsgruppe im Allgemeinen. — Klima. — Der tahitiſche Landbau. — Einheimiſche Fruchtbäume und andere nützliche Gewächſe. — Der Vibaum. — Die Südſeekaſtanie. — Der Kukui. — Der Tamanu. — Der Hutu. — Fiſchfang. — Einheimiſche Säugethiere. — Das Huhn. — Der Evinipapagei. — Die Kurukurutaube. — Seevögel wegen ihren Federn verfolgt. — Fiſche. — Der Teufelsrochen. — Kriegsliſten einer Seekrabbe. — Merkwürdige Seeigel und Muſcheln. — Inſektenplagen.

Fünfzehntes Kapitel. Die Tahitier . . . . . 177—207

Ihr vortheilhaftes Ausſehen. — Schmuck. — Das Tättowiren. — Beſchreibung der Operation. — Kleidung. — Verfertigung des Tapatuches. — Kunſtfertigkeit im Färben deſſelben. — Zierliche Matten und Körbe. — Angelſchnüre und Netze. — Angeln aus Perlmutter. — Hüttenbau. — Gemeindehäuſer. — Eigenthümliche Kopfunterlagen. — Die Iris oder Stühle. — Die Umetis oder Schüſſeln. — Der Papahia. — Der Penu. — Das Fata. — Nahrung der Tahitier. — Muſikaliſche Inſtrumente. — Geſänge. — Wettkämpfe. — Ringen. — Fauſtkampf. — Tänze. — Das Schwimmen in der Brandung. — Meiſterſchaft im Bootbau. — Verſchiedenartige Canots. — Gräßlicher Schiffbruch. — Schiffahrtskunde der Tahitier. — Regierungsform. — Rangordnungen. — Göttliche Ehren, die dem Könige erwieſen wurden. — Huldigungsfeier. — Menſchenopfer. — Mythologie. — Oro der Kriegsgott. — Hiro der Meergott. — Die Tiis. — Die Götzenbilder und deren rothe Schmuckfedern. — Größe der Tempel. — Zauberei. — Beſchwörungen. — Orakel. — Begriffe vom künftigen Leben. — Begräbniſſe. — Allzugünſtiges Urtheil Forſter's über die Tahitier. — Grauſame Kriegsführung. — Menſchenopfer. — Schlachten. — Die Rautis. — Geſellſchaft der Areois. — Kindermord. — Lockerheit des Ehebündniſſes.

Sechszehntes Kapitel. Die Geſchichte Tahiti's von der Entdeckung durch Wallis bis auf unſere Zeiten . . . . . 207—230

Wallis endeckt Tahiti (18. Juni 1767). — Erſtes Zuſammentreffen mit den Tahitiern. — Die Ziege und der entwendete Hut. — Angriff auf die Boote. — Blutige Kämpfe in der Matavai-Bucht. — Landung. — Entſcheidendes Gefecht. — Friede. — Bougainville. — Aatourou. — Cook beobachtet den Durchgang der Venus auf Tahiti. — Der Hoheprieſter Tupia. — Omai. — Pomaré I. — Ankunft der Miſſionare. — Pomaré II. — Deſſen Bekehrung 1812. — Kehrt nach Tahiti zurück, wird aber von Neuem vertrieben. — Eimeo nimmt das

Seite

Christenthum an. — Huaheine, Tahaa, Raiatea folgen dem Beispiele. — Die Götzendiener auf Tahiti geschlagen (11 Nov. 1815). — Vollständige Bekehrung der Insel. — Ankunft neuer Missionare, 1817. — Druck des tahitischen Alphabets und der Bibelübersetzung Pomaré's. — Missionshülfsgesellschaft gegründet. — Bau einer großartigen Kirche, in welcher Pomaré getauft und ein neues Gesetzbuch veröffentlicht wird. — Pomaré's Trunksucht und Habgier. — Dessen Tod und Grab. — Pomaré III. — Die Königin Pomaré. — Ankunft der Jesuiten Caret und Laval. — Ihre gewaltsame Vertreibung. — Französische Intervention. — Protectorat. — Besitznahme. — Krieg zwischen den Tahitiern und Franzosen. — Ueberrumpelung der tahitischen Lager 17. Dec. 1846. — Ende der Feindseligkeiten. — Traurige Zustände. — Tyrannei. — Skogman über die Königin Pomaré 1852. — Die Novara in Papeiti (Febr. 1859).

Siebzehntes Kapitel. Die Marquesas . . . . . 231—240

Erster Anblick. — Schönheit der Thäler. — Riesige Feigenbäume. — Aussicht von der Höhe. — Der Hafen Anna Maria. — Die Comptroller Bucht. — Der Tschitschagan-Busen. — Klima der Marquesas. — Produkte. — Die Nukahiver. — Unvortheilhafte Meinung Krusenstern über ihren moralischen Charakter. — Schönheit der Race. — Kleidung. — Reicher Schmuck der Krieger. — Eigenthümlicher Fächer. — Wohnungen. — Ehemalige Verfassung. — Religiöse Begriffe. — Zauberkünste. — Kriege. — Kanibalismus. — Geringe Bevölkerung.

Achtzehntes Kapitel. Die Geschichte der Marquesas, seit ihrer Entdeckung durch Mendana . . . . . 241—261

Mendana endeckt Fatou-hiva (1595). — Gefecht mit den Wilden. — Cook 1774. — Ingraham 1791. — Marchand 1791. — Hergest 1792. — Ankunft der Missionare 1797. — Ihr Schicksal. — Crook entflieht auf der „Betsy". — Krusenstern 1804. — Kerr Porter in der Taio-hae Bucht 1813. — Krieg mit den Happas und den Taipis. — Die Amerikaner müssen sich zurückziehen, erneuern jedoch den Angriff über die Berge — dringen in das Thal — zerstören die Dörfer. — Crook's abermalige Bekehrungsversuche. — Dupetit Thouars und Dumont d'Urville 1838. — Katholische Missionare. — Französisches Protectorat 1842.

Neunzehntes Kapitel. Die hawaiische Gruppe . . . . . 261—288

Umfang der Gruppe. — Die Insel Hawaii. — Der Mauna Loa. — Hilo. — Fälle des Wailuki. — Excursion nach dem Krater Kilauea. — Wilkes auf dem Gipfelkrater des Mauna Loa. — Beschwerden der Reise. — Der hohe Norden in der Tropenwelt. — Ausbrüche des Mauna Loa in den Jahren 1840, 1843, 1846, 1852, 1855, 1859. — Die Insel Maui. — Der Haleakala, wahrscheinlich noch in den historischen Zeiten ein thätiger Vulkan. — Die Insel Oahu. — Steile Bergmauern. — Corallenriffe. — Die Insel Kauai. — Das schöne Hanapepe-Thal. — Die Fälle des Hanapepe. — Herrlicher Stoff für

Seite

einen noch ungeborenen Bädeker. — Vortreffliche Bewässerung der Insel. — Erloschene Krater. — Vulkanische Höhlen. — Vegetation der Hawaii Gruppe. — Drei Zonen derselben. — Die Tarowurzel. — Das Sandelholz. — Don Francisco de Marini. — Wilde Hunde. — Verwilderte Stiere. — Elender Tod des Botanikers Douglas. — Vögel. — Fische. — Muscheln. — Eingeführte Insekten.

Zwanzigstes Kapitel. Die Geschichte von Hawaii . . . . . 289—319

Gaëtano 1542. — Cook 1778. — Sein Verweilen in der Karakakoa Bucht. — Es werden ihm göttliche Ehren erwiesen. — Feierlicher Besuch des Königs Kalaniopuu. — Cook's Ermordung 1779. — Zustand des Volkes zu Cook's Zeiten. — Hohe Vorrechte der Geburt. — Düstere Religion. — Pelé, die Feuergöttin und ihr Gefolge. — Heiaus oder Tempel. — Menschenopfer. — Kriegerischer Sinn. — Das Speerwerfen. — Anecdote Tameamea's. — Kostbare Federmäntel. — Freistätten oder Puhonuas. — Kunstvolle Bewässerungen. — Fischweiher. — Wohnungen. — Hausgeräth. — Vielseitiger Gebrauch des Flaschenkürbisses. — Bonitenfang. — Tauschhandel. — Messen. — Gedrückter Zustand des Weibes. — Tod Kalaniopuu's 1780 — Tameamea König von Hawaii. — Empörung auf Hawaii. — Seltsames Naturphänomen. — Davis und Young. — Dreimaliger Besuch Vancouver's. — Dessen günstiger Einfluß auf Tameamea. — Unterwerfung der Inseln Maui, Lanai und Molokai. — Tameamea's Staatsklugheit. — Sein Versuch direkt mit Canton zu handeln. — Große Unternehmungen. — Tameamea des Großen Tod 1819. — Tameamea II. — Unterdrückte Empörung auf Hawaii. — Protestantische Missionare 1820. — Reise Tameamea's II. nach England, wo er mit seiner Gemahlin stirbt. — Tameamea III. — Landung einiger Jesuiten. — Gewaltsame Einführung des katholischen Kirchendienstes. — Hawaiische Verfassung 1840. — Europäisches Ministerium. — Ungebundene Manieren des hawaiischen Hofes.

Einundzwanzigstes Kapitel. Honolulu . . . . . 319—332

Der beste Hafen in Hawaii — Aufblühen der Stadt. — Wichtigkeit des Verkehrs zwischen Bremen und Honolulu. — Beschreibung des Hafens. — Das Einlaufen in denselben. — Der Landungsplatz. — Der Markt. — Die Gebäude. — Das fehlende Straßenpflaster. — Die Methodistenkirche. — Die katholische Kirche. — Kapelle der Seamen's Friends Society. — Wie entstand die Gesellschaft? — Ihre Wirksamkeit. — Die Einwohner der Stadt. — Fähigkeiten und Fehler der Kanaken. — Eigenthümliche Equipagen. — Schöne Reiterinnen. — Umgegend. — Weg nach dem Salzsee. — Das Nuanu Thal. — Der Pali.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Die Cook's Gruppe . . . . . 333—345

Entdeckungsgeschichte von Rarotonga. — Hungersnoth auf Rurutua. — Der nach Maurua verschlagene Häuptling. — Das Christenthum nach Rurutua verpflanzt — nach Aitutaki, Mangaia, Atiu ꝛc. — Rarotonga von Williams entdeckt. — Schönheit der Insel. — Voll-

Seite

kommenheit des Landbaues. — Schattige Wege. — Patriarchalische Ruhesitze. — Barbarei der Rarotonganer. — Abnahme der Bevölkerung. — Furchtbarer Sturm 1831. — Uebersetzung der Bibel in den rarotonganischen Dialekt. — Abstammung der Rarotonganer von Tahiti und Manuka. — Legende von Karika und Mangiia. — Die „Bounty" vor Rarotonga. — Die Hervey Insel. — Zusammenschmelzen der Bevölkerung. — Atiu. — Aitutaki. — Die Höhle Taketake auf Atiu.

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Samoa . . . . . 345—365

Schönheit des Landes. — Größe der Samoa Gruppe. — Die erloschenen Krater von Opolou. — Der Tafua Krater. — Der Lanuto See. — Savaii. — Landschaftlicher Charakter von Opolou. — Meerquellen. — Höhlen. — Manono. — Apolima. — Natürliche Festung. — Manua. — Tutuila. — Der Hafen Pago-pago. — Der Hafen von Apia. — Klima der Samoagruppe. — Charakter der Vegetation. — Thiere. — Gezähmte Tauben. — Die Samoer. — Ihre Vorzüge und Fehler. — Bettelei der Häuptlinge. — Kunstfertigkeit. — Die Fale-télés oder Versammlungshäuser. — Aristokratische Regierungsform. — Der Fono oder die berathende Versammlung der Häuptlinge. — Rangordnungen. — Kriege. — Waffen. — Religion. — Sage von der Schöpfung. — Begriffe von einem künftigen Dasein. — Glaube an Vorbedeutungen. — Das Lupè Spiel. — Lafo-litupa. — Tane-fua. — Tui-muri. — Litia. — Lafe. — Samoa von Bougainville 1768 entdeckt. — La Peyrouse 1787. — Ermordung des Capitäns De Langle in der Baie du Massacre. — Späte Einführung und rasche Verbreitung des Christenthums. — Jüngste Vorfälle auf Samoa.

Vierundzwanzigstes Kapitel. Tonga . . . . . 365—390

Die Vavao Gruppe. — Die merkwürdige Hunga Höhle. — Die Hapai Gruppe. — Lifuka. — Der Vulkan von Tufoa. — Tonga-tabou oder das heilige Tonga. — Anblick der Insel. — Küstenbildung. — Riesiger, historisch merkwürdiger Feigenbaum. — Eua. — Der Pylstaertfelsen. — Klima. — Verwüstung von Amargura durch ein Erdbeben. — Die Tonganer. — Ihr Charakter. — Rangunterschiede. — Der Tui-tonga. — Die Familie Fata-fai und Toubo. — Häuptlinge. — Die Mataboulen. — Die Mouas. — Die Tuahs. — Feierliches Ceremoniell beim Kava trinken. — Tonganische Schöpfungsgeschichte. — „Die Insel der Seligen". — Schicksal einer dorthin verschlagenen Piroge. — Die Priester. — Menschliche Opfer. — Furchtbare Selbstquälereien bei Begräbnissen. — Abhauen der Fingerglieder. — Das Tow-tow Fest. — Tonganische Saturnalien. — Verkehr mit den Fidschi Inseln. — Pirogen- und Hüttenbau. — Die Mausoleen der Tui-tongas. — Seltsames Urmonument. — Kriegszüge und Reisen der Tonganer. — Vogelschießen. — Rattenjagd. — Lockvögel. — Taubenfang mit Netzen. — Geschickter Bonitenfang. — Spiele. — Steintragen auf dem Meergrunde. — Entdeckung Tonga-tabou's durch Tasman 1634. — Cook. — Maurelle. — Bligh. — Ermordung der

Seite

Missionare. — Bekehrung Toubo's. — D'Urville 1827 – 1828. — Tahosa „King George". — Dessen Thatkraft und Beredsamkeit. — Krieg auf Tonga. — King George, Herrscher des ganzen Archipels 1845. — Zustände im Jahre 1853. — Abtretung der Souveränität an England 1855.

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Die Fidschi Inseln . . . . . 391 – 423

Viti Levu. — Der Rewafluß. — Das Rewa Delta. — Antimonminen. — Vanua Levu. — Mangrovewälder. — Warme Quellen. — Die schwarze Flußbarbe. — Die Kavai Wurzel. — Die Ivia Wurzel. — Die Dava Pflaume. — Die Caryotapalme. — Größerer Reichthum der Vegetation als auf den östlicheren Gruppen. — Die Dammara Fichte. — Schnelligkeit des Wachsthums. — Klima. — Die Gruppe durch Tasman entdeckt 1643. — Cook. — Dumont d'Urville 1827. — Wilkes 1840. — Ursachen des Uebergewichts von Ambau. — Tanoa König von Ambau. — Unsägliche Barbarei der Fidschianer. — Gräuel des Kannibalismus. — Unsicherheit des Lebens. — Einige Mordgeschichten. — Unerhörter Despotismus. — Götter. — Die Mburcs oder Tempel. — Die Mbettis oder Priester. — Eltermord. — Fremde Spekulanten. — Trepangsammler. — Schildpatt. — Schälen der Schildkröten. — Verrätherische Ueberfälle fremder Schiffe. — Die „Aimable Josephine". — Der „Sir David Ogilby". — Kunstfleiß. — Große Doppelpirogen. — Häuserbau. — Waffen. — Töpferei. — Figur der Fidschianer. — Merkwürdiger Kopfschmuck. — Nationalstolz. — Kleidung. — Der Seavo. — Der Liku. — Der Keulentanz. — Sprache. — Ackerbau. — Anfang des Missionswerkes 1820. — Fortschritte bis zu den Jahren 1840 und 1848 nach Wilkes und Elphinstone. — Reise Macdonald's auf dem Rewaflusse 1856. — Thakombau. — Abtretung der Souveränetät an England. — Der deutsche Botaniker Dr. Seemann. — Der Missionar Young auf Fidschi 1853. — Seltsame Widersprüche.

Sechsundzwanzigstes Kapitel. Die Guano Inseln im Centrum des großen Oceans . . . . . 423 – 430

Der Guanohandel. — Die Guanoinseln des großen Oceans. — Vereinzelte Punkte im ungeheuren Meeresraum. — Natur. — Die American Guano Company. — Die Phönix Company. — Die United States Guano Company. — Schlimme Aussichten. — Die Penrhyn Insel. — Chamisso. — Der „Porpoise". — Unbändige Wilde. — Die Weihnachtsinsel. — Cook 1777. — Hebung der Insel. — Salzseen. — Reichthum an Schildkröten, Fischen und Vögeln. — Menge von Einsiedlerkrebsen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Die Union und Ellice Gruppen . 430 – 426

Fakaafo. — Merkwürdiges Völkchen. — Aehnlichkeit mit den Samoern. — Sonderbarer Empfang des Königs. — Beschreibung des Dorfes. — Tempel. — Kleidung. — Kunstfertigkeit. — Oatafu. — Nakunono. — Byron 1765. — Vegetation. — Die Ellice Insel. — Nakufetau.

Seite

Achtundzwanzigſtes Kapitel. Die Tarawa oder Kingsmill Gruppe 437—451
Die Makiner. — König Tekere der Wohlbeleibte. — Die kriegeriſchen Drummond Inſulaner. — Schutz- und Trutzwaffen. — Orgineller Helm. — Woraus beſteht die Kingsmill Gruppe? — Ihre Fruchtbarkeit. — Sorgfältige Bodenkultur. — Auf welche Weiſe wurden die Inſeln bevölkert? — Rangunterſchiede. — Regierung. — Aberglaube. — Kainakaki, das Elyſium. — Einfacher Lebenslauf. — Die Kurianer. — Orakel. — Kriege. — Kleidung. — Nahrung. — Feſte. — Spiele. — Kindesmord. — Bevölkerung. — Amerikaniſche Miſſionare auf der Kingsmill Gruppe.

Neunundzwanzigſtes Kapitel. Radack und Ralick . . . . . 452—472
Chamiſſo. — Der Radack Archipel. — Größe der Atolls. — Der Pandanus. — Der Mogan. — Der Cocos. — Auswürflinge des Meeres. — Phyſiſcher und moraliſcher Zuſtand der Radacker. — Beſchäftigungen des Friedens. — Der blinde Gott von Bygar. — Vorrechte der Häuptlinge. — Kriege. — Scheingefecht. — Entdeckung von Meſid durch Kotzebue, 1. Januar 1817. — Otdia. — Einfahrt in die Lagune. — Lagediack. — Anlage eines Gartens. — Kadu. — Reiſt auf dem Rurick nach den Aleiiten. — Bleibt auf Otdia. — Seine wahrſcheinliche Ermordung. — Ralick-Miſſionare auf Radack und Ralick.

Dreißigſtes Kapitel. Die Carolinen von Ualan bis Babelthuap 473—506
Ualan. — Entfremdung von der Welt. — Seltſame Todekarchie. — Duperrey. — Lütke. — Ehemalige Liebenswürdigkeit des Volkes. — Seltſamer Häuſerbau. — Webſtuhl. — Ueppiger Waldwuchs. — Einige merkwürdige Bäume. — Lälа. — Neueſte Nachrichten aus Ualan. — Puinipet. — Von Lütke entdeckt 1828. — Die Bewohner. — Merkwürdige Ruinen. — Spuren einer altſpaniſchen Entdeckung. — Pracht der Vegetation. — Seelſorger und Seelverderber. — Lugunor. — Nautiſche Kunſt der Caroliner. — Aberglaube. — Fiſchkörbe. — Merkwürdige Paraſitenfiſche. — Hogoleu. — Beſuch und Nachtabenteuer des franzöſiſchen Ingenieurs Jacquinot. — Schlechter Ruf der Inſulaner. — Frühere Entdeckung der weſtlicheren Carolinen. — Ihr Verkehr mit den Marianen. — Verunglückte Bekehrungsverſuche der Spanier. — Delphinenfang auf Ulea. — Religion. — Feys. — Eine gehobene Coralleninſel. — Cap. — Die Pelew Gruppe. — Wilſon. — Dumont d'Urville. — Schlechter Ruf der Inſulaner. — Dugong. — Crocodil.

Einunddreißigſtes Kapitel. Die Marianen . . . . . 506—515
Guajan. — Wuchernde Vermehrung der Limonia trifoliata — und des eingeführten Hirſches. — Einheimiſche Vögel. — Fiſche. — Der Rieſenroche. — Die alten Marianeſen oder Chamorros. — Ariſtokraten und Plebeier. — Baukunſt. — Münzen aus Schildkrot. — Töpferkunſt. — Erbfolge. — Die Oulitaos.

Zweiunddreißigſtes Kapitel. Geſchichte der Marianen . . . . 515—527
Entdeckung durch Magellan. — San Vitores der Apoſtel der Marianen. — Der Chineſe Choco Sanglei. — Hartnäckige Empörungen

Seite

der Marianeſen. — Don Joſe de Quiroga. — Unterjochung der Rebellen auf Rota 1680. — Letzte verzweifelte Empörung durch Quiroga unterdrückt. — Verſchwörung der Sträflinge. — Unterjochung der nördlichen Inſeln. — Erſtürmung von Agonigan. — Erſchreckende Abnahme der Bevölkerung. — Ein edler Gouverneur. — Schrankenloſe Macht der Statthalter. — Gegenwärtiger Zuſtand der Marianeſen. — Hahnenkämpfe. — Die Seelſorger. — Der Ausſatz. — Der Fiſchſchuppenausſchlag. — Der Pian. — Das Sankt Lazarusfeuer.

Dreiunddreißigſtes Kapitel. Tinian . . . . . 528—534

Anſon auf Tinian. — Der rettende Hafen. — Ein irdiſches Paradies. — Milchweiße Rinder. — Genüſſe und Sorgen. — Eroberung eines Silberſchiffs. — Glückliche Heimkehr. — Die Ruinen auf Tinian. — Die Marianen zum Deportationsorte beſtimmt. — Anſprüche der Spanier auf die Carolinen.

Vierunddreißigſtes Kapitel. Die Bonin Inſeln . . . . . 534—544

Lütke auf Bonin. — Ein echter deutſcher Robinſon. — Romantiſche Einſiedelei. — Gaſtliche Bewirthung. — Thier- und Pflanzenwelt. — Furchtbare Stürme. — Die kleine Colonie. — Gegenwart und Zukunft.

Druckfehler.

Seite 5, Zeile 4, entſteigenden ſtatt entſteigender.
„ 5, „ 14, Malgrave ſtatt Malgrawe.
„ 40, „ 24, Balken ſtatt Baleln.
„ 105, „ 22, Inſel, das, — ſtatt Inſel. Das.
„ 241, „ 4, Aleütenmeer ſtatt Aleïtenmeer.
„ 290, „ 5, König von ſeinem Liebling und Neffen Tameamea ſtatt König Tameamea ꝛc.
„ 417, „ 15, bemalt ſtatt gemalt.

Erſtes Kapitel.

Der große Ocean.

Seine verſchiedenen Benennungen. — Seine Grenzen. — Vulkaniſche und niedere Inſeln. — Thätige Vulkane im Schoos und an den Grenzen des großen Oceans. — Erdbeben. — Translationswellen. — Strömungen im großen Ocean. — Fluthen. — Werthvolle Erzeugniſſe des großen Oceans. — Die Waljäger. — Fiſche und Meerthiere, die dem Schiffer am häufigſten begegnen. — Velellen und Entenmuſchelnheere. — Tropikvögel. — Guanovögel. — Perlen. — Schildpat. — Seegurken.

Der große Ocean — nur dieſer Name paßt für die unermeßliche Waſſerfläche, die von Japan und Kamtſchatka nach dem Feuerlande, und von Sitcha nach Neu-Seeland ſich erſtreckt.

Groß in der That — denn alle übrigen Meere zuſammengenommen, übertreffen ihn kaum an Flächenraum, und Mitternacht herrſcht an ſeinem einen Ende, während das andere in der Mittagsſonne glüht.

Südſee nennt man ihn auch, weil Magellan vom Süden her in ihn eindrang, und während ſeiner Fahrt ihn hauptſächlich auf der ſüdlichen Erdhälfte durchſchiffte — auch das Stille Meer, weil der günſtigſte Wind fortwährend die Segel des großen Seefahrers ſchwellte — aber wie falſch ſind beide Benennungen für einen Ocean, der zur größeren Hälfte auf der nördlichen Halbkugel liegt, und nicht minder häufig als andere Meere von entſetzlichen Stürmen aufgewühlt wird!

Nach Oſten ſind die Grenzen des großen Oceans durch die Steilküſte Amerika's genau bezeichnet: nach Weſten dürften die vulcaniſchen Inſelketten, die von Japan und Lju-kju über Formoſa, die Philippinen, Dſchilolo, Neu-Guinea, Neu-Irland, die Salomon's Inſeln, die Neuen Hebriden und Norfolk bis nach Neu-Seeland und den Chatham-Inſeln ſich hinziehen, als deſſen Vorlande betrachtet werden.

In dem auf dieſe Weiſe begrenzten Becken des großen Oceans liegen eine Menge Inſeln von faſt verſchwindender Kleinheit wie die Sterne am Himmelsgewölbe zerſtreut. Die meiſten vereinigen ſich conſtellationsartig zu Gruppen, einige ſchwimmen einſam in der ungemeſſenen Waſſerwüſte. Ihre Anzahl geht in die vielen hunderte, ihre bewohnbare Geſammtfläche kommt der des kleinen Königreichs Belgien nicht gleich. Doch auf dieſem engen Raume hat der Schöpfer das Füllhorn ſeines Segens ausgeſchüttet und die Natur aufs Reizendſte geſchmückt. Hier erheben ſich Berge 14,000 Fuß hoch in die Lüfte, Vulcane, Felshörner, Schluchten von alpiniſcher Großartigkeit; dort niedere Inſeln mit Palmenhainen umkränzt und den Fuß mit Corallengärten umrandet. Nirgends in der Welt vereinigen ſich Baſalte, Waſſerfälle und die herrlichſten Pflanzen zu anziehenderen Gemälden; nirgends treten Meer und Gebirge zu großartigeren Bildern zuſammen; nirgends vermiſchen ſich das Erhabene und das Liebliche auf eine ſchönere Weiſe. Leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß überall vulcaniſche Kräfte thätig geweſen ſind, zu bauen und zu zerſtören; daß überall ein wildbrandendes Meer gegen die Küſten anwogt, den Felſen aushöhlt oder den Corallenblock aufwälzt; und überall auf den hohen Inſeln die abſchüſſigen Bergwände den herabrauſchenden Waſſerſtürzen eine größere Gewalt verleihen. Bedenkt man endlich, daß alle dieſe Länder mit geringen Ausnahmen einem ſonnigen Erdgürtel angehören, welcher ebenſowohl das unterſeeiſche Corallengebüſch des Weltmeers begünſtigt, als die ſteilſten Felsmauern unter Laubmaſſen verbirgt, ſo wird man bei dem Zuſammenwirken ſolcher Kräfte, ſich nicht wundern, daß die Inſeln des großen Oceans auf kleinem Raume eine ſolche verſchwenderiſche Fülle und Mannigfaltigkeit des Schönen und Merkwürdigen enthalten, und in gleich hohem Maaße das Auge des Künſtlers und die Wißbegierde des Naturforſchers erfreuen.

Die Inſeln dieſes großen Weltmeeres gehören in geognoſtiſcher Hinſicht zwei verſchiedenen Bildungen an. Die hohen Inſeln, welche die Hauptgruppen bilden, ſind vulkaniſcher Natur und beſtehen innerhalb der angegebenen Grenzen (denn auf Neu-Seeland kommen Granit, Schiefer und Steinkohlen vor) aus einem Knochengerüſte von Baſalt.

Sie zeigen ſich in allen möglichen Formen vom einfachen vulkaniſchen Kegel, zum zerſpaltenen, zerklüfteten Gebirge, reich an ſchönen Schluchten und zackigen Gipfeln. Auch vom verſchiedenſten Alter ſtellen ſie ſich dar;

hier durch abgerundete Formen eine verhältnißmäßige Jugend verrathend, dort durch spitzige Grate und tief ausgehöhlte Schründe die Abnutzung eines höheren Alters verkündend. Einst waren sie der Schauplatz einer großen Menge thätiger Vulkane, deren gegenwärtig nur noch wenige auf Hawaii, Tofoa, Amargura und den nördlichen Ladronen brennen. An den Grenzen des großen Oceans dagegen erheben sich überall feuerspeiende Berge, von der Südspitze Amerika's bis zum Ilämän unter 60° N. B. und längs der aleutischen und kurilischen Kette, über Japan, Lju-kju, die Philippinen, Neu-Guinea und die Neuen Hebriden bis nach Neu-Seeland.

Ein bedeutender Unterschied gegen das atlantische Becken, an dessen Umkreis es verhältnißmäßig so wenig flammt und raucht!

Ueberhaupt scheint der Flächenraum des großen Oceans die Stätte einer bedeutenderen vulkanischen Thätigkeit zu sein. Große Strecken senken sich fortwährend tiefer in's Meer, andere entsteigen langsam dessen Fluthen. Auf der carolinischen Insel Puynipet stehen frühere, dem Götzendienst geweihte Gebäude nunmehr im Wasser und alte Fußpfade werden von Canots beschifft. Auf Honden-Insel in der Paumotu-Gruppe dagegen deuten riesige Tridacna-Muscheln, die man im Corallenriff, an der Fluthlinie eingebettet findet, während das lebende Thier nur unterhalb der Ebbe vorkommt, darauf hin, daß hier das Ufer wenigstens 20 Zoll oder 2 Fuß gestiegen ist.

Auf Oahu soll die Erhebung so schnell vor sich gehen, daß das Meer binnen wenigen Jahren über eine Ruthe weit von Stellen gewichen ist, wo man früher mit Booten landete. In 20 Jahren, bedrohlich für die Zukunft, ist der Riffkanal, der zum Hafen von Honolulu führt, um drei Fuß weniger tief geworden. Ich könnte noch manche andere Beispiele anführen, bemerke jedoch nur, daß neuere Seefahrer auf manchen Inseln Zeichen in den Felsen eingegraben haben, wonach man in Zukunft jene interessante Erscheinung mit größerer Genauigkeit wird beobachten können. Sogar das unterirdische Feuer muß sein geheimnißreiches Wirken vor den Augen der wissenschaftlichen Beobachtung entschleiern.

Erdstöße werden häufig auf manchen Inselgruppen empfunden und das Beben des amerikanischen Continents pflanzt seine Wirkungen weit über das große Weltmeer fort. Die Erdstöße, die im November 1837 die kleine Stadt Valdivia im Lande der Araucaner (Süd-Amerika) zerstörten, erzeugten

Fortpflanzungswellen, die fünftauſend Seemeilen davon auf den Sandwich-Inſeln ſich fühlbar machten.

Am Nachmittage des 7. Novbr. zog ſich das Meer mit großer Schnelligkeit aus dem Hafen von Honolulu zurück, zur Beſorgniß der Fremden, die eine furchtbare Reaction erwarteten, den Eingeborenen aber zur Freude, die jauchzend und frohlockend den weichenden Gewäſſern folgten, die geſtrandeten Fiſche auflaſen und die bloßgelegten Muſcheln ſammelten. Das Meer fiel über 8 Fuß, ſo daß die Riffe trocken lagen, bald aber kam es zurück und hatte in 28 Minuten die gewöhnliche Springfluthhöhe erreicht, worauf es wieder 6 Fuß fiel um darauf noch einige Zoll höher als bei der erſten Rückkehr zu ſteigen. Dieſe Schwankungen des Meeres dauerten bis zum folgenden Mittag fort.

Noch bedeutender war dieſe Erſcheinung auf den benachbarten Inſeln Hawaii und Maui, wo ſie mehreren Menſchen das Leben koſtete. Auf Maui zog das Meer ſich 120 Fuß weit zurück und kam dann urplötzlich mit einer ungeheuren Welle wieder, welche Häuſer, Bäume und Canots wegfegte und zertrümmerte.

Beim Dorfe Kahului folgten die jubelnden Einwohner dem Rückzuge der Gewäſſer, als dieſe plötzlich ſich gegen ſie wandten und wie eine hohe Mauer aufſteigend, vorwärts rollten und die Hütten zerſtörten. Die amphibiſche Natur der Inſulaner, jener unvergleichlichen Schwimmer, war ihre Rettung, dennoch hatten ſie den Verluſt von zweien aus ihrer Mitte zu betrauern, ſowie die Verwüſtung ihrer ganzen kleinen Habe. In der Byron's Bucht hatte ſich eben eine große Volksmenge vereinigt, um einer religiöſen Verſammlung beizuwohnen. Um halb ſieben Uhr Nachmittags fing das Meer an ſich zurückzuziehen, ſo daß bald ein großer Theil des Hafens trocken lag. Die ſtaunenden Zuſchauer eilten auf den Strand, um das nie geſehene Schauſpiel zu bewundern, als plötzlich eine Rieſenwoge brüllend herankam und 20 Fuß über die gewöhnliche Fluthhöhe ſteigend das Ufer überſchwemmte. In zwei Weilern allein wurden 66 Wohnungen zerſtört, und 11 Menſchen ertranken. Die Welle hatte auf ihrem Wege das Verdeck eines vor Anker liegenden engliſchen Schiffes überfluthet. Sowie die Bemannung vom Stoß ſich erholte, ſetzte ſie die Boote aus und es gelang ihr noch manches Leben zu retten.

Am 17. Mai 1841 fand eine ähnliche Erscheinung statt, die auch an der Küste von Kamtschatka beobachtet wurde.

Die niederen Inseln, die auf Corallenriffen sich erheben, und die zweite natürliche Abtheilung der dem Schooß des großen Oceans entsteigender Länder ausmachen, sind bekanntlich auf ganz andere Weise entstanden und aus einem ganz anderen Material geformt, als die hohen vulkanischen Basalt- und Lavainseln, da sie aus Kalkmassen bestehen, welche das Produkt organischer Kräfte sind. Ihre interessante Bildungsgeschichte wird in einem späteren Kapitel erörtert, hier will ich nur bemerken, daß, obgleich die zu Tage kommenden Riffe einen bedeutenderen Flächenraum einnehmen, als die vulkanischen Inseln des großen Oceans (etwa wie 19,000 Quadrat-Seemeilen zu 16,000) sie doch bei weitem weniger wichtig sind, da kaum der zehnte Theil jener Fläche mit irgend einer Pflanzenart bewachsen ist.

Jene Gruppen der Carolinen, des Mulgrawe Archipels, der Inselwolke Paumotu u. s. w., die auf der Karte des großen Oceans sich so breit machen, schrumpfen bei näherer Betrachtung zu gar unansehnlichen Ländchen zusammen. Sie theilen das Glück der sibirischen Dörfer oder Städtchen von 20 Einwohnern — genannt zu werden, weil sie an Stellen liegen, wo es sonst nichts zu nennen gibt.

Die Strömungen des großen Oceans sind viel weniger bekannt, als die des atlantischen Meeres. Auch hier bewegen sich die Gewässer innerhalb der Breite der Tropenzone größtentheils in westlicher Richtung, bis die Ländermassen Asien's und Australien's ihnen neue Wege vorschreiben. Ein Theil fließt alsdann südlich zwischen Neu-Holland und Neu-Seeland; ein anderer ergießt sich durch die Kanäle des südasiatischen Inselmeeres in den indischen Ocean; der Rest wendet sich an den Grenzen des chinesischen Meeres nordöstlich, bespült die Ostküste der Japanischen Inseln und breitet dann unter dem Einflusse nordwestlicher Winde, sein warmes Wasser in dem nördlichen Theile des großen Oceans aus. Dieser sogenannte japanische Strom vertritt also hier die Stelle des Golfstroms im nordatlantischen Meere und so wie dieser unseren Küsten ein milderes Klima bringt, so verdankt auch jenem die Nordwestküste Amerika's den Vorzug einer gemäßigteren Temperatur vor den Ostküsten desselben Continents in gleichen Breiten. Doch ist der Einfluß der japanischen Strömung bei weitem weniger mächtig, da

ſeine Gewäſſer nicht erſt, wie die des Golfſtroms, in einem tropiſchen Binnenmeere erwärmt werden und auf weiterem Wege ſich bedeutender abkühlen.

Aus dem ſüdlichen Eismeer dringt in nordöſtlicher Richtung eine mächtige Strömung kalten Waſſers in den großen Ocean ein, und ſpaltet ſich an der amerikaniſchen Küſte in der Breite von Chiloë in einen nördlichen und ſüdlichen Arm.

Der letztere fließt bis zum Feuerland die Küſte entlang und um das Cap Horn in das atlantiſche Meer.

Der nördliche Arm dagegen bewegt ſich mit großer Geſchwindigkeit längs den Küſten von Chili und Peru nno wallt dann, die Galapagos umfaſſend, mit dem Aequatorialſtrom nach Weſten. Durch ihn begünſtigt, gehen die Schiffe in 8—9 Tagen von Valparaiſo nach Callao, und in 4—5 Tagen von Callao nach Guayaquil, während ſie für den Rückweg oft eben ſo viele Wochen brauchen. Er iſt es, der zum Theil die kühlere Temperatur der peruaniſchen Küſte im Vergleich zur braſiliſchen bedingt, wenn wir auch in dieſer Hinſicht den kalten, von den Andeshöhen ſich ſenkenden Luftſtrömen eine bedeutendere Rolle beimeſſen müſſen; und wenn keine lebendigen Corallenriffe die Galapagos umranden, ſo iſt es ſeinem Einfluß zuzuſchreiben, da er häufig die Wärme des dortigen Aequatorialmeeres bis auf einen Grad erniedrigt, der das Gedeihen der Steinpolypen nicht mehr zuläßt.

Dieſer im Haushalte des großen Meeres ſo wichtige Fluß des peruaniſchen Oceans führt auch den Namen der Humboldt-Strömung, weil der unſterbliche Forſcher durch genaue thermometriſche Meſſungen den Unterſchied ſeiner Temperatur von der der angrenzenden Gewäſſer zuerſt nachwies, und ſeine climatologiſche Wichtigkeit dadurch in's Licht ſtellte. So wird der Name des großen Deutſchen ewig fortleben in der fortwallenden Strömung des ſüdlichen Weltmeeres, wie im Rieſengletſcher des höchſten Nordens.

Die mittlere Temperatur des großen Oceans überhaupt iſt noch ſehr wenig bekannt, was nicht zu verwundern iſt, wenn man die Unermeßlichkeit des ſo ſelten von wiſſenſchaftlichen Reiſenden durchfurchten Flächenraumes bedenkt. Als wahrſcheinlich hat ſich jedoch herausgeſtellt, daß ſie in der gemäßigten und kalten Zone unter gleicher Breite überall hinter der des atlantiſchen Meeres um 2 bis 3 Grad zurückſteht.

In dem heißen Erdgürtel, beſonders zwiſchen 10° N. B. und 10° S. B. zeigt ſie fern von den Küſten, und wo ſie nicht von Meeres-Strömen kalten

Waſſers durchfriſcht wird, über Strecken, die tauſende von Geviertmeilen einnehmen, eine bewundernswürdige Gleichheit und Beſtändigkeit. Dort ſchwankt ſie das ganze Jahr hindurch in den oberen Schichten regelmäßig nur zwiſchen 27½ und 29° C. und zwiſchen den verſchiedenen Tageszeiten iſt faſt kein Unterſchied zu bemerken. Nur ein Meer von ſo wunderbarer Größe konnte die Erſcheinung einer ſolchen Gleichmäßigkeit darbieten, denn Unveränderlichkeit iſt ein Charakter des Erhabenen!

Die Fluthwelle, deren mächtige Schwingungen den ganzen Erdball umkreiſen, wird bekanntlich zwei Mal täglich im großen Ocean geboren, da nur dieſer den gehörigen Flächenraum zur vollen Anziehungskraft des Mondes und der Sonne darbietet.

Wenn in der Briſtol-Bay die Fluth 70 Fuß hoch anſchwillt, und in der Fundy-Bucht zwiſchen Neu-Schottland und Neu-Braunſchweig nicht ſelten ſo ſchnell anwächſt, daß ſie das am Ufer weidende Vieh überraſcht und verſchlingt, ſo rühren dieſe Wirkungen zum Theil vom großen Ocean her, denn läge ein Continent wie Afrika mitten in ſeinem Schooße, wodurch natürlich die Bildung der Fluthwelle gehindert worden wäre, ſo hätte auch das Steigen der Gewäſſer in den Buchten des atlantiſchen Meeres nimmer ſo bedeutend werden können. So übt jeder Punkt des Erdballs einen Einfluß oft auf die allerentfernteſten Theile deſſelben aus, und es läßt ſich keine einigermaßen bedeutende Veränderung im gegenſeitigen Verhältniß von Land und Meer denken, ohne daß überall die Climate und folglich auch das organiſche Leben ſich veränderten. Unſer kleines Daſein hängt von tauſenden ſich durchkreuzenden Einflüſſen ab, deren Urſprung zum Theil bei unſeren Gegenfüßlern liegt, und der Menſch, der im Laufe der Zeiten, wie ſo manche vor ihm dageweſenen Geſchöpfe, verſchwinden wird, iſt nur eine flüchtige Erſcheinung im Leben des Planeten.

Im großen Ocean ſelbſt ſind die Fluthen von geringerer Höhe, da ſie im ganzen öſtlichen Polyneſien nur 2 bis 3, und bei Samoa und im Fidſchi-Archipel nur 4 und 6 Fuß betragen. Dennoch ſind ſie von großem Einfluß auf die Höhe der wachſenden Riffe und die Uferformen der Corallen-eilande.

Zugleich mit der brandenden Anſchwellung des Oceans üben auch die Winde eine bedeutende Wirkung auf die Geſtaltung mancher Küſten aus, indem ſie den Sand des Strandes zu Hügeln aufthürmen.

Während des größten Theiles des Jahres herrſchen in Polyneſien die Paſſate oder die regelmäßigen Südoſt- und Nordoſtwinde vor, ausgenommen in einer Zone, die in einer Breite von 5 bis 7 Graden an beiden Seiten des Aequators ſich erſtreckt und den Windſtillen und den Wechſelwinden ausgeſetzt iſt. Während der Wintermonate verdrängen die Weſtwinde den regelmäßigen Paſſat und wehen über den Theil des Oceans, der innerhalb 15 bis 20 Grad vom Aequator liegt und ſich oſtwärts bis Paumotu ausdehnt. Stürme und mitunter wirbelnde Orkane pflegen den Verlauf dieſer Winde zu begleiten, die mit der Sonne nach Norden oder Süden auf- und abwandern.

Weit mehr als die Naturprodukte der über ſeinen Schooß zerſtreuten Eilande, haben die eignen Erzeugniſſe des großen Oceans die fremden Seefahrer in ſeine weiten Einöden gelockt. Seine rieſigſten Bewohner, der Pottfiſch (Physeter macrocephalus), der vorzüglich auf dem weiten Gebiet ſeiner tropiſchen Gewäſſer umherſtreicht, und die zwei verſchiedenartigen Glattrücken (B. mystitetus-australis), die in ſeinen nördlichen und ſüdlichen kälteren Gegenden vorkommen, üben vor allen die mächtigſte Anziehungskraft aus.

Hunderte von Schiffen, tauſende von Jägern folgen unabläſſig ihrer Spur, fahren ihnen auf dem hohen Meere nach, oder erwarten den Südwal in den Felſenbuchten Chili's und Patagoniens, wohin er jährlich zum Werfen ſeiner Jungen ſich begibt.

Ohne den Waljäger oder Walfiſchfänger wären gewiß noch manche Gegenden des großen Oceans in geheimnißvollem Dunkel gehüllt; keiner hat mehr dazu beigetragen, die Völker Polyneſiens dem Einfluß, oder vielleicht richtiger, dem Zerſetzungsprozeß der europäiſchen Sitten und Ideen zu unterwerfen; ſchwerlich hätten ohne ihn die Miſſionare ihre Wirkſamkeit bis auf jene fernen Regionen ausgedehnt; und wenn in Honolulu und Lahaina (Sandwich-Inſeln), in Apia und Pago-Pago (Samoa) in Papeiti (Tahiti) und Levuka (Fidſchi) eine aufdämmernde Bildung ſich zeigt; ſo hat er die Veranlaſſung dazu gegeben. Ueberall auf den einzelnen Inſelgruppen begegnen wir ſeinen Spuren, nehmen wir ſeinen Einfluß zum Guten oder Böſen wahr.

Außer denjenigen Walthieren, deren Fettreichthum die mörderiſche Harpune anzieht, irren noch manche andere, größtentheils unbekannte Arten in der Waſſerwüſte des großen Oceans umher. In kleinen Heerden kommt der Buckelwal (Balaena gibbosa) vor, den nur ſelten der Jäger trifft, häufiger

der Schwarzfisch (Delphinus melas), dessen aufwärts gebogene Mundwinkel ihm ein freundliches, lächelndes Aussehen ertheilen, während er doch an Gefräßigkeit und Würgerlust keinem seiner Verwandten nachsteht; oder der mörderische Grampus (Delphinus Orca?), über dessen Erscheinen der Jäger sich freut, weil er die Nähe des Pottwals andeuten soll.

Auf dem hohen Meere kommen ähnliche Formen der beflossten Geschlechter, wie im atlantischen Ocean vor. Auch hier erheben sich in der wärmeren Zone silbergeflügelte und blaubepanzerte fliegende Fische schimmernd in die Lüfte; auch hier werden sie im Wasser von Boniten (Scomber pelamys) und Albicoren (Scomber Germo?); im leichteren Elemente von Tropik- und Fregattenvögeln verfolgt.

Bemitleide sie nicht zu sehr, denn sie selber sind ja Raubfische, die mit derselben Mordlust und unersättlichen Gefräßigkeit den Schwächeren nachsetzen; bewundere aber, wie herrlich der Schöpfer sie für ihr eigenthümliches Doppelleben ausgerüstet hat. Ihre Schwimmblase ist so groß, daß sie bei voller Ausdehnung fast die ganze Bauchhöhle einnimmt, und um den Fisch noch leichter zu machen, ist der Mund mit einer Haut versehen, die durch die Kiemen sich aufblasen läßt. Die großen flügelartigen Brustflossen dagegen, die beim Schwimmen beläftigen könnten, falten sich im Wasser in einem äußerst kleinen Raume niedlich zusammen, so daß für alle Fälle bestens gesorgt ist. Der fliegende Fisch bietet nicht nur dem Seefahrer ein anziehendes Schauspiel, er versorgt ihn auch mit einem köstlichen Leckerbissen. Ein Licht bei dunkler Nacht in den Ketten eines Schiffes hangend, lockt sicherlich manchen an Bord.

Zu den gewöhnlichen Begleitern des Seefahrers gehören die Albicoren und Boniten. Beim ruhigen Kreuzen im großen Ocean pflegen jene, deren durchschnittliche Länge vier Fuß beträgt, oft Monate lang die Furche des Fahrzeuges heerdenweise zu begleiten, entfernen sich aber nach mehrtägigem raschen Segeln, während der kleinere Bonite sich lieber einer raschen Fahrt anschließt und überhaupt ein minder beharrlicher Gesellschafter ist.

Nicht selten wird der Schwerdtfisch (Xiphias platypterus) gesehen. Dieses Seeungeheuer hat einen braunen Rücken und silberweißen Bauch, der aber beim leidenschaftlichen Verfolgen einer Beute in verschiedenen Farben schillert, unter welchen ein schönes Blau vorherrscht. So wie es eine Heerde kleiner Fische erblickt, stößt es mit der größten Schnelligkeit darunter, und nachdem

es ſo viele als möglich auf ſeine lange Klinge geſpießt hat, ſchüttelt es ſie ab, um ſie dann wohlgemuth zu verſpeiſen. Bennett ſah auf dieſe Weiſe einen Schwerdtfiſch 3 Boniten ſchnell und geſchickt durchſtechen und verzehren, und vermuthet, daß beſonders, um den Angriffen dieſes Wütherichs zu entgehen, die geſelligen Fiſche des hohen Meeres — Boniten, Albicoren, Doraden (Coryphaena socialis) — ſich den Schiffen oder großen Walen anſchließen, da die Nähe eines großen Körpers hinzureichen ſcheint, den Schwerdtfiſch von ſeinem gewöhnlichen ungeſtümen Angriff abzuhalten.

Auch Haie mit ihren Begleitern, dem Saugfiſch (Echeneis) und dem Lootſen (Gasterosteus) laſſen ſich manchmal erblicken, ſonſt iſt es gewöhnlich einſam und leer auf hohem Meere, während ein reicheres mannichfaltigeres Waſſerleben in der Nähe der Inſeln ſich bewegt. Auf der Strecke zwiſchen Chili und Paumotu fiel es Eſchſcholtz auf, wie äußerſt wenig Thiere an der Oberfläche des Oceans zu leben ſchienen, denn außer fliegenden Fiſchen kamen ihm keine zu Geſicht, und auch dieſe mehrten ſich in der Nähe der Oſterinſel.

Die durchſichtigen gallertartigen Seegeſchöpfe — Quallen, Pteropoden, Salpen — die auf der Waſſerwüſte des tropiſchen atlantiſchen Meeres vorkommen, laſſen ſich auch im großen Ocean in ähnlichen Formen, wenn auch in anderen Arten, erblicken. Die prachtvolle Seeblaſe (Physalia) erſcheint hier ſtatt roſenroth und purpurn mit einem in's Grünliche ſpielenden blauen Kamme. In der Gegend des Aequators durchſchiffte Kittlitz einen zahlloſen Schwarm einer überall karminröthlich gefärbten Qualle mit langen Fangarmen und kleiner ſehr gewölbter Kappe. Ein paar andere kleine Meduſen zeichneten ſich aus durch ihre zierliche Schönheit. Die kleinſte mit ganz durchſichtiger Scheibe machte ſich durch hochgelbe, den Rand in regelmäßigen Abſtänden umgebende Fühlfäden kenntlich; die andere durch eine kreuzförmige dunkelblaue Zeichnung, die aus veräſtelten, kleinen Strichen zuſammengeſetzt, ſich über die ganze, ſonſt weißlich durchſichtige Scheibe verbreitete.

Jene ſeltſam gebildete Rippenqualle, die einem ſchwimmenden Bande ähnlich ſieht — der Venusgürtel — kommt hier in einer kleineren Art vor, etwa 10—12 Zoll lang (oder eigentlich breit, denn die Hauptlebenswerkzeuge liegen quer durch die Mitte des Bandes), mit karmoiſinrothen Rändern und von äußerſt lebhaften Bewegungen, die ſie hauptſächlich von der größeren atlantiſchen Art unterſcheiden. Wie ſehr übrigens die niedere Thierwelt des

großen Oceans ſich noch verſchleiert, und ein wie weites Feld dem Naturforſcher hier noch offen ſteht, geht ſchon daraus hervor, daß unter den 14 Quallenarten, die Eſchſcholtz auf der Fahrt von Samoa zum Aequator ſammelte, ſich nur eine einzige bereits bekannte vorfand.

Wenn der Seefahrer manchmal auf weiten Strecken einen todten Ocean durchſchifft, ſo überraſcht ihn an andern Stellen eine Fülle des Lebens, die alle Vorſtellung übertrifft. Nicht ſelten verändert ſich plötzlich die tiefe Bläue des Meeres in eine ſchmutzige, röthliche, gelbe oder grüne Farbe, die oft meilenweit das durchkreuzende Schiff begleitet und von unzählbaren Millionen kleiner Seegeſchöpfe herrührt. Sie kommen, man weiß nicht woher, ſie gehen, man weiß nicht wohin? Das nächſte Schiff, welches durch dieſelbe Fläche ſeine Gleiſe zieht, findet ſie vielleicht ſchon kryſtallrein und von keinem Leben verfärbt.

So erzählt uns Kittlitz unter andern von einer merkwürdigen Erſcheinung, die ihm auf dem großen Ocean begegnete. Er hatte den 30. Grad nördlicher Breite überſchritten und bereits angefangen, die kühleren Lüfte der nördlichen gemäßigten Zone zu genießen, als bei friſchem, wenn auch nicht eben heftigem Winde, das Meer weithin bedeckt erſchien mit Myriaden seeblaſenartiger Thiere, die ſämmtlich zu einer Art der Gattung Velella gehörten. Sie war etwas größer, als die atlantiſche Art und mit Ausnahme des durchſichtigen oberen Theils von ſchön ultramarinblauer Farbe. Zwei Tage lang wurde ein Meer durchſchifft, welches, ſo weit das Auge reichte, mit dieſen Thieren bedeckt war — da änderte ſich plötzlich die Scene. Statt jener Velellen und unmittelbar in ihren Schwarm ſich eindrängend, zeigten ſich nun in langen, ſtets parallel auf einander folgenden Linien, ſchwimmende Klumpen, deren jeder die Dicke zweier zuſammengeballter Fäuſte haben mochte, und die aus jenen merkwürdigen Entenmuſcheln oder Bernikeln (Lepas fasciculata) gebildet waren, welche nicht ſelten durch ihr Anheften und ſtarkes Vermehren an den Schiffsſeiten den Lauf eines Fahrzeugs weſentlich verlangſamen. Man weiß, daß dieſe Thiere, wie ſo manche andere Seegeſchöpfe niederer Ordnung — die Auſter z. B. — ihren Lebenslauf frei ſchwimmend beginnen und dann mit ihrem fleiſchigen Fuße ſich irgendwo anhängen und feſtwachſen, worauf der kopfloſe, größtentheils in einer halb offenen Muſchel verborgene Körper ſich in der Nachbarſchaft umherbewegt, um mit ſeinen 24 gegliederten Fangarmen Beute zu machen. Die ſchwim-

menden Bündel schienen dadurch entstanden zu sein, daß die Entenmuscheln sich an das knorpelichte Rückenstück einer Velella, den Ueberrest eines aufgefressenen Exemplars anhingen, welches nun der Mittelpunkt des schnell anwachsenden Haufens geworden war. Die größten, wie es schien, völlig ausgewachsenen dieser Muschelthiere hingen ganz unten, während die zum Theil sehr kleinen jüngeren in den Zwischenräumen mehr nach oben hin Platz fanden. Alle waren um die Wette beschäftigt, diejenigen Velellen, in deren unmittelbare Nähe sie der Strom trieb, zu verzehren. — Die Angriffswerkzeuge waren gewöhnlich von diesem Raube blau gefärbt und die Masse der Velellen schwand zusehends, indem sie dieser neuen Bevölkerung Platz machte. Das größere Gewicht der schwimmenden Klumpen mochte bewirken, daß der Strom sie allmälig immer weiter in den Schwarm der Velellen hinein trieb, dessen gänzliche Vertilgung auf diese Weise bevorstand. Wieder zwei bis drei Tage hindurch hatte man nun den wunderbaren Anblick dieser vielfach belebten und dennoch ganz der Gewalt des Stromes überlassenen, schwimmenden Bündel; man mußte erstaunen über die Regelmäßigkeit, mit welcher die unabsehbaren Linien in stets gleichen Abständen auf einander folgten. Erwägt man, daß die Strecke des Meeres, die mit beiderlei Thieren dicht übersäet war, zum mindesten die Ausdehnung von vier Breitegraden hatte, so kann man sich einigermaßen eine Vorstellung von ihrer schwindelerregenden Anzahl machen. Unmittelbar nach ihnen kamen aber Schaaren von Delphinen und Pottfischen, die augenscheinlich jenen Bündeln in eben der vertilgenden Weise nachgingen, wie sie selbst den Velellen. Wie oft mögen sich solche großartige Beispiele der zerstörenden Völkerwanderungen, welche die Thierwelt des Meeres darbietet, auf einem Ocean wiederholen, der fast den dritten Theil der ganzen Erdfläche einnimmt! Vertilgungskriege, die kein menschliches Auge sieht, oder der Waljäger, ohne sie zu beachten, durchsegelt!

So wie in den Tiefen des Meeres jede Thierform auf bestimmte Zonen angewiesen ist, so wechseln auch die Gestalten der darüber hinschwebenden Vögel. Hat man, vom Süden segelnd, die Region des wandernden Albatroß verlassen, so kommen der rothschwänzige Tropikvogel (Phaeton phoenicurus) und der hochfliegende Fregattenpelikan oder Seehabicht zum Vorschein. Dieser liebt es über der Mastspitze des Schiffes zu schweben und mit seinem Schnabel Stücke aus dem Wimpel zu reißen. Bei bewegtem

Meere genießt er reichliche Mahlzeiten, bei ruhiger See iſt aber das Fiſchen minder ergiebig und dann greift er die ſchwächeren Tölpel und Tropikvögel an, deren Taucherfertigkeit ſie befähigt, zu jeder Zeit ſich Nahrung aus dem Waſſer zu holen. Das glänzend weiße Gefieder des prächtigen Phaeton phoenicurus zeigt nur bei einzelnen wahrſcheinlich jüngeren Exemplaren kleine ſchwarze Querflecken, bei allen aber läuft von dem ſtarken mennigrothen Schnabel an, durch die Augen ein ſchwarzer Streif; beſonders bezeichnend ſind die zwei langen ſchmalen, zinnoberroth überlaufenen mittleren Schwanzfedern. Man ſollte es den verhältnißmäßig gar nicht ſtark erſcheinenden Flügeln dieſes Vogels nicht anſehen, daß der Schöpfer ihn gleichſam zum immerwährenden Fliegen beſtimmt hat. Nie ſah Kittlitz einen ſitzen oder auch nur ſchwimmen und alle flogen ſtets ſo hoch über der Waſſerfläche, daß ſich auch gar keine Neigung zum Schwimmen bei ihnen kund gab. Räthſelhaft iſt es noch immer, wo dieſer Vogel, der vorzugsweiſe in den von allen Küſten entfernteſten Meeresſtrecken lebt, die Nächte zubringt, ob er ſchwimmend ſchläft oder irgend einen einſamen Felſen aufſucht.

Die Seevögel, die ſonſt kein anderes Intereſſe für den Schiffer hatten, als daß ſie dazu beitrugen, die Einförmigkeit einer langen Fahrt zu unterbrechen, haben ſeit den letzten Jahrzehnten als Guano-Fabrikanten eine früher ungeahnte Wichtigkeit erlangt. Ihren Brüte- und Verſammlungsplätzen mitten im Schooß des großen Oceans wird emſig nachgeforſcht; ehemals verachtete Felſen- und Corallenriffe ſind als Düngerniederlagen zu mehr oder weniger werthvollen Beſitzungen geworden, und ſtellt es ſich heraus, daß die Güte des dort gefundenen Guano's das Sammeln lohnt, ſo dürften bald neue Schätze den Einöden des großen Oceans entſteigen und noch mehr dazu beitragen, den dort raſch ſich hebenden Verkehr zu beflügeln.

Unter den wichtigeren Meereserzeugniſſen dürfen auch die Schildkröten nicht vergeſſen werden, deren hornige Schalen auf ſo manchen Inſelgruppen vom erwerbluſtigen Schiffer eingetauſcht werden, oder deren Fleiſch und Eier nach langer Entbehrung der friſchen Speiſen ihm doppelt wohlſchmecken.

Die Perlen des großen Oceans haben zwar keinen ſo bedeutenden Ruf wie diejenigen des indiſchen Meeres, doch werden auch hier Prachtexemplare gefunden, die Tauſende werth ſind, und die Perlemütter von Paumotu und den Carolinen hat ſchon mehr als einen Speculanten bereichert, der mit ſeinem Schiffe ſich unter jene gefährlichen Corallenriffe wagte.

Die von unſern Fiſchern verachteten Seegurken oder Holothurien, jene auf dem Meeresgrunde vermittelſt zahlreicher Saugfüßchen langſam wie die Würmer umherkriechenden und den Seeſternen, trotz ihrer ſehr unähnlichen länglichen Geſtalt nahverwandten Strahlenthiere gehören bekanntlich zu den ausgeſuchteſten Leckerbiſſen der Chineſen und werden ſchon ſeit den älteſten Zeiten von den Malayen des indiſchen Oceans für den Markt von Canton geſammelt, aufgeſchlitzt, gereinigt und in Schmorkeſſeln gedörrt. In den Lagunen und auf den Riffen Polyneſiens weit und breit finden ſich große eßbare Arten — vom Fidſchi Archipel bis Paumotu und von den Marianen bis Radack. Doch die dürftigen Bewohner der Coralleneilande kennen nicht den Genuß dieſer Thiere, nach welchen die chineſiſchen Wollüſtlinge ſo gierig ſind, und darben, oft ohne verſucht zu haben, den Hunger mit dieſem ekelhaften Wurm zu ſtillen. Erſt in neueren Zeiten iſt der Trepang oder das biche de mar (ſo heißen die Holothurien in der Sprache des Verkehrs) auch auf dieſem Gebiet zum Gegenſtande eines lebhaften Handels geworden. Engliſche und amerikaniſche Seefahrer dingen auf Paumotu wie auf den Carolinen die Inſulaner, um nach jenem Seegewürm zu tauchen und bezahlen mit Eiſen und andern europäiſchen Waaren die geleiſteten Dienſte. Den geſammelten Trepang verkaufen ſie alsdann in Canton oder Shanghai mit ungeheurem Nutzen und verwandeln ihn in Thee oder Seide für den europäiſchen Markt. So wird ein elender Wurm zu einem Mittel der Völkerbildung und auch den Holothurien iſt es zu verdanken, daß die engliſche Sprache auf manchem abgelegenen Eilande des großen Oceans ſich Bahn bricht.

Rechnen wir aber alle Producte des großen Oceans zuſammen — Walrath, Thran, Schildpat, Perlen, Perlemuſchel und Trepang — und denken wir uns die vielen tauſende von Menſchen, die hier eine einträgliche Beſchäftigung finden, ſo wie die ungeheuren Capitalien, welche alle dieſe Handelszweige mittelbar und unmittelbar in Bewegung ſetzen, dann kann uns ein Meer, deſſen Gaben ſo belebend auf unſere Seeſtädte und Fabriken zurückwirken, nicht mehr als ein fremdes erſcheinen, und mit höherer Theilnahme verfolgen wir die Schickſale der polyneſiſchen Völker, die ein ſteigender Verkehr immer tiefer und tiefer in den Strom der europäiſchen Weltbewegung mit ſich fortreißt.

Zweites Kapitel.

Der Pottfiſchfang im großen Ocean.

Der Pottfiſch. — Fettreichthum des Kopfes. — Pottfiſchjagd. — Nahrung des Pottfiſches. — Geſchichte der Pottfiſchjagd. — Gefahren derſelben.

Der ſchönhaarige Zobel war es, der zuerſt die Koſacken in die Wildniſſe Sibiriens lockte, der noch koſtbarere Seeotter veranlaßte die Entdeckung der Aleuten und der Nordweſtküſte Amerika's — und wie ſelten wären auch jetzt noch die weiten Einöden des großen Oceans von weißhäutigen Schiffern befahren, wenn nicht der dort ſchwimmende Pottwal oder Cachalot die Harpune des Jägers ſo reichlich belohnte?

Noch andere Thiere wären zu nennen, die einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbreitung geographiſcher Kenntniſſe und die Geſchicke ganzer Völker ausgeübt haben, doch ſchwerlich möchte irgend eines in Bezug auf die Wichtigkeit ſeiner hiſtoriſchen Rolle das letztgenannte mächtige Säugethier übertreffen.

Kein anderes Erzeugniß des großen Oceans bringt die Inſelgruppen Polyneſiens in ſo lebhaften Verkehr mit den großen Handelsvölkern am atlantiſchen Seebecken; dem Miſſionar und dem Eroberer ging der Pottwaljäger voran, und wenn jetzt Städte aufblühen und chriſtliche Bethäuſer errichtet werden, wo noch vor kurzem Menſchenopfer vor fratzenhaften Götzenbildern bluteten, ſo hätten alle dieſe Veränderungen und Umwälzungen im Leben Oceaniens wohl nimmer ohne die Gegenwart des Cachalots im tropiſchen großen Weltmeer ſtattgefunden.

Ein ſowohl geſchichtlich als in manchen andern Beziehungen ſo merkwürdiges Thier verdient wohl eine längere Beſprechung, und hoffentlich wird der Leſer den muthigen Männern nicht ungern folgen, die das ferne Ungeheuer bis zu unſern Gegenfüßlern aufſuchen.

An Körpermaſſe ſteht der Pottfiſch dem grönländiſchen Bartenwal nicht nach, da man ihn ſchon von einer Länge von 76 Fuß bei einem Umfang

von 38 gefunden hat; die Exemplare jedoch, die gewöhnlich unter der Harpune verbluten, erreichen selten eine größere Länge als 60 Fuß. Aber nur das Männchen wächst zu diesem Riesenmaß heran; das Weibchen geht nicht über 30 oder höchstens 35 Fuß hinaus, so daß hier ein größeres Mißverhältniß zwischen beiden Geschlechtern, als bei irgend einer andern Walfischart obwaltet.

Die Form des ungeschlachten Thiers ist unsymmetrisch und kann wegen des Mangels aller anderer hervorstehender Organe, als des Schwanzes und der Brustflossen kaum mit etwas anderem als einem dunkeln Felsblock oder dem Stamm eines Riesenbaumes verglichen werden. Die vorwiegende Farbe ist mattschwarz, an einigen Theilen und besonders am Bauche und am Schwanze erscheint sie jedoch weiß. Die Oberfläche des nach vorne hin senkrecht abfallenden, fast viereckigen, ungeheuren Kopfes, so wie die des Rumpfes zieht sich eben und glatt bis etwa zum letzten Drittel des Rückens fort, wo ein pyramidalischer Höcker, oder eine falsche Finne gänzlich aus Fett bestehend sich erhebt, welcher 7 oder 8 ähnliche, aber kleinere Knollen längs dem oberen Schwanzrande bis zum Ursprung der Schwanzflosse folgen.

Die dicht hinter dem Kopfe stehenden Brustflossen sind von dreieckiger Form und klein im Vergleich zur Größe des Thieres, da bei einen 60 Fuß langen Cachalot Bennett sie nur 3 Fuß lang bei einer Breite von 2 Fuß antraf. Was ihnen an Größe abgeht, ersetzen sie jedoch durch ihre Gelenkigkeit, da sie sich frei nach allen Richtungen biegen und bewegen können.

Um so riesiger ist dagegen die bis 19 Fuß breite Schwanzflosse, deren Bewegungen wegen der großen Biegsamkeit des Rückgrats sehr ausgedehnt sind, während man ihre Kraft an den ungeheuren Bündeln von runden Sehnen ermessen kann, die an jeder Seite längs den Lenden fortlaufen, um sich an der Schwanzflossenbasis zu befestigen. Sei es, daß letztere in fröhlichem Uebermuth oder im heftigen Zorne geschwenkt wird, stets sind ihre Bewegungen leicht und rasch, und wenn sie die Oberfläche des Oceans peitscht, hallt es wie lauter Donner in weiter Ferne dahin.

Mit Hülfe dieses Organs bewegt sich der Pottwal auf eine ganz entgegengesetzte Weise wie der Hummer fort; denn während letzterer rückwärts schwimmt, indem er von hinten nach vorne das Wasser mit seinem rasch unter den Leib sich zusammenkrümmenden Schwanze schlägt; zieht jener, gleich allen anderen Walthieren, durch eine schräge Bewegung die breite Flosse

langſam an ſich und ſchnellt ſie dann kräftig zurück, wodurch er mit einem wellenförmigen oder ſpringenden Gange vorwärts getrieben wird. Bedient er ſich des Schwanzes als Waffe, ſo krümmet er ihn in einer dem Gegenſtande, nach welchem er zielt, entgegengeſetzten Richtung, ſo daß der Schlag durch die Gewalt des Zurückprallens erfolgt.

Das Auge iſt kaum größer als das eines Ochſen; die äußere Oeffnung des Gehörganges eine kleine Längsſpalte ungefähr einen Fuß hinter jenem und etwas niedriger gelegen. Das oben und vorn auf der Schnauze mündende Luftloch iſt etwa 8 bis 10 Zoll lang und wie die Oeffnung auf dem Reſonanzboden einer Violine geformt. Die Ränder ſind dick, abgerundet und dicht anſchließend, ſo daß es der Anſtrengung der ſtarken Muskeln, womit ſowohl das äußere Naſenloch als der ganze Canal umſchloſſen ſind, bedarf, um bei jedem Einathmen den vollen Luftſtrom einzulaſſen. Beiläufig geſagt mündet bei den Walthieren die Luftröhre nicht wie bei uns in die Mundhöhle, ſondern ſetzt ſich in den Spritzcanal fort, von welchem ſie eng umſchloſſen wird. Deßhalb können auch ſtimmähnliche Töne nur durch das einfache (Pottfiſch) oder doppelte (Bartenwal) Luftloch ausgeſtoßen werden, welches mit Klappen beſchwert, offenbar ſich nur wenig zur Mittheilung derſelben anſchickt. Scoresby verſichert, daß der grönländiſche Wal ganz ſtimmlos iſt, und der nicht minder zuverläſſige Bennett, der ſo häufig Pottfiſche im Zuſtande des höchſten Schmerzes und Schreckens beobachtete, hörte nie einen lauteren Ton, als den des gewöhnlichen Athmens. Herr Jonas Ramus iſt alſo ſehr im Unrecht, wenn er bei ſeiner Schilderung des Malſtromes die vom übermächtigen Strudel ergriffenen Walthiere, bei ihren fruchtloſen Anſtrengungen ſich den wirbelnden Gewäſſern zu entziehen, ſo fürchterlich brüllen und heulen läßt, „daß es ganz unbeſchreiblich ſei.“

Wenn der Oberkiefer des Pottfiſches zu einer ungeheuren Unform ſich erhebt, ſo gleicht der Unterkiefer einem rieſigen Vogelſchnabel, der ſo lang und dünn unter dem Maule ſitzt, wie etwa der Rüſſel des Elephanten darüber. Bei geſchloſſenem Munde verbirgt er ſich faſt ganz unter dem herabhängenden Rande des Oberkiefers. Wahre und brauchbare Zähne befinden ſich nur an ihm. Spitzig, nach hinten und etwas nach innen gerichtet, treten ſie ungefähr zwei Zoll aus dem Zahnfleiſch hervor, in welchem, ſo wie in ihren knöchernen Kiefergehäuſen ſie tief eingebettet ſind. Entſprechende Höhlen in den weichen Theilen, welche den Rand des Oberkiefers bedecken, nehmen

ſie beim Schließen des Mundes auf. Ihre Anzahl iſt merkwürdiger Weiſe verſchieden, und ſcheint unabhängig von Größe, Alter und Geſchlecht; ſo daß Bennet auf jeder Seite des Kiefers oft nur 19 oder 20, in andern Fällen aber bis zu 24 oder 26 vorſand. Bei den alten Männchen werden ſie ſehr groß und ſtark und erreichen ein Gewicht von 2 bis 4 Pfund. Der Schnabel iſt alſo, wie man ſieht, nicht übel bewaffnet.

Der ungeheuere Vorderkopf des Pottfiſches wird wohl mit einer entſprechenden Gehirnmaſſe verſehen ſein? Mit nichten! — denn dazu läßt das dort angehäufte Fett nur wenig Raum. Eine zuſammenhängende, weiche, gelbe ölige Maſſe, im Waljäger-Rothwälſch Junk genannt, die unmittelbar über dem Oberkiefer liegt und den vorderen und unteren Theil der Schnauze bildet, wiegt manchmal nicht weniger als fünf oder ſogar ſechstauſend Pfund. Im vorderen und oberen Theil des Kopfes finden ſich der Hauptſack (Caſe) und ſein Anhängſel. Er entſpricht faſt der ganzen Länge des Spritzcanals und enthält in den großen Zellen ſeines loſen Gewebes eine klare ölige Flüſſigkeit, deren Maſſe mitunter bis an die 500 Gallonen oder etwa 2500 Flaſchen beträgt.

Eine ſo ungeheure Anhäufung leichten Fettes dient offenbar dazu, dem Thiere eine richtige Lage beim Schwimmen zu verſchaffen, das Erheben des Luftlochs über die Meeresoberfläche zu erleichtern und der Schwere der knöchernen Kopftheile das Gegengewicht zu halten.

Die ſchwarze Haut des Pottfiſches beſitzt ſtarke alkaliſche Eigenſchaften, ſowohl im friſchen Zuſtande als zu Aſche verbrannt: ein Reichthum an Laugenſalz, der in demſelben Gewebe auch bei andern Walen ſich wiederfindet. Dieſe Eigenthümlichkeit gereicht dem Jäger zur großen Bequemlichkeit, da ſie ihm erlaubt, ſein Schiff und ſeine Kleider leicht vom Oel zu reinigen, mit welchem die Haut ſich ſofort zu einer Seife verbindet. Unter dieſer oberen Hautſchicht liegt bekanntlich eine 4 bis 6 Zoll dicke Fettlage, zwar bei weitem nicht ſo beträchtlich als beim großen Bartenwal, aber dennoch dem Fänger nächſt dem überwiegenden Reichthum des Kopfes eine höchſt willkommene Beute.

Wenn der grönländiſche Wal nur in einzelnen Paaren die eiſigen Meere durchſtreicht, ſo bildet der geſellige Pottfiſch oft Heerden (Schools, Schulen) von 20 bis 50 Stück aus Weibchen oder Kühen beſtehend, von ihren Jungen begleitet, und unter dem Schutze eines mächtigen, vollausge-

wachſenen Männchens oder Bullens, der gewöhnlich zur Vertheidigung hinter der fliehenden Schule zurückbleibt. So wiederholt ſich in den Gefilden des Oceans dieſelbe Erſcheinung wie bei den Rudeln und Heerden unſerer Wälder und Triften.

In kleineren Geſellſchaften oder Pods von 5 bis 6 Stück ſtreichen die jungen oder halbausgewachſenen Männchen umher, welche die Eiferſucht der Alten von der mütterlichen Heerde vertrieb. Endlich gibt es noch griesgrämige Einſiedler, die fern von ihres Gleichen die Einöden des Oceans durchziehen. Zwei oder mehrere Schulen vereinigen ſich zuweilen zu einem bedeutenderen Haufen, ſo daß Bennett öfters einige Seemeilen weit rund um das Schiff überall eine fortlaufende Reihe von Dampf- oder Waſſerſtrahlen dem Meere entſteigen ſah. Dieſe großen Vereinigungen ſchwimmen zuweilen ſchnell nach einer beſtimmten Richtung fort, häufig aber ſonnen ſie ſich oder ſchlafen ruhig an der Oberfläche, gemächlich ſpritzend und alle Zeichen von ſich gebend, daß ſie ſich auf ihren flüſſigen Weideplätzen vollkommen zu Hauſe fühlen.

Wenn die Harpune ihn zuerſt durchbohrt, reißt der Pottfiſch das daran befeſtigte Boot mit einer Schnelligkeit von mehr als 15 Seemeilen in der Stunde nach ſich fort, doch eine ſolche Anſtrengung iſt nur die Folge der äußerſten Aufregung, denn unter dem Einfluß eines gewöhnlichen Schreckens legt er höchſtens 8 oder 10 Meilen zurück. Durch Segel und Ruder fortgetriebene Boote, oder ein Schiff, welches den Vortheil einer ſtarken Briſe genießt, ereilen ihn oft oder zwingen ihn durch ihr nahes Herankommen, ſich in die Tiefen des Oceans zu flüchten. Beim ſchnelleren Schwimmen zertheilt er leicht und majeſtätiſch die Wogen mit erhobenem Kopf und ruckweiſe auftauchendem Rücken. Zuweilen ſieht man einen flüchtenden Trupp von Pottwalen wie eine Reiterſchwadron in langer Linie dahin ziehen, und mit der ihnen eigenthümlichen ſpringenden Bewegung gleichzeitig oder rhythmiſch ſteigen und ſinken — ein Schauſpiel, welches bekanntlich der Delphin gar oft in unſeren Meeren gewährt. Höchſt ergötzlich iſt der Anblick einer muthwillig ſich tummelnden Pottwalheerde. Dann ſieht man zuweilen eins der größten dieſer Thiere, mit der Schnellkraft eines Lachſes einige Fuß hoch aus dem Waſſer ſpringen und den erſtaunten Seevögeln einige Augenblicke ſeine ganze Rieſengröße vorzeigen; während andere des Kopfes Unform ſenkrecht erheben, oder mit hin und hergeſchwungenem Schwanze des Meeres

Oberfläche peitſchen, ſo daß man glauben ſollte, die weißſchäumende Brandung ſchlage gegen ſchwarze Klippen an. So lange der Pottwal oben ſchwimmt, ſtößt er, lautſchnaubend und regelmäßig, alle 10 oder 15 Secunden eine dichte weiße Dampfſäule oder Dunſtwolke, etwa wie diejenige, die einer Locomotive entweicht, aus dem Spritzloch 6 oder 8 Fuß hoch hervor; doch kann er über eine Stunde unter dem Waſſer bleiben.

Seine Hauptnahrung beſteht aus den verſchiedenartigen Kopffüßlern (Cuttel-, Tintenfiſchen), die in ungeheurer Anzahl den tropiſchen Ocean bevölkern. Wenn er von den Booten angegriffen wird, entladet er ſie oft maſſenweiſe unter dem Einfluß des Schreckens, auch findet man ſie nach dem Tode im Magen. Darunter trifft man bisweilen Stücke von erſtaunlicher Größe und Gewicht, die doch nur Körperfragmente irgend eines rieſigen Cuttelfiſches ſind. Alsdann erſcheint es einem um ſo glaubwürdiger, daß es derartige Thiere gibt, die, wie Reiſende im indiſchen Ocean behaupten, mit ihren langen Fangarmen den Fiſcher aus ſeinem Nachen reißen können.

Doch auch eigentliche Fiſche frißt der Cachalot, denn man hat ihn oft Kabeljaus und ſogar kleine Haie auswerfen ſehen.

Wegen der großen Hervorragung des Oberkiefers möchte der Pottfiſch vielleicht genöthigt ſein, ſich auf die Seite oder den Rücken zu legen, wenn er irgend eine größere Beute ergreifen will — eine Vermuthung die dadurch beſtärkt wird, daß wenn das Thier ein Boot mit dem Maule angreift, es ſich ſtets umwälzt, den Unterkiefer über den Gegenſtand erhebend, nach welchem es ſchnappen will.

Wie die meiſten Landſäugethiere, die heerdenweiſe beiſammen leben, iſt auch der Pottfiſch von furchtſamer Natur. Ein Trupp in ihrer Nähe herumſpringender Delphine reicht ſchon hin, eine ganze Schule in die Flucht zu treiben. Daher muß auch der Jäger ſich ihnen ſehr behutſam nahen. Verdacht der Gefahr geben ſie dadurch zu erkennen, daß ſie zuweilen das Spritzen unterlaſſen; offenbar horchend, bewegungslos auf dem Waſſer liegen oder auch wohl den Kopf ſenkrecht erheben, um ein weiteres Geſichtsfeld zu gewinnen. Bei der Verfolgung zeigen ſich bei ihnen zwei Grade des Schreckens. Der eine treibt ſie an zur raſendſten Eile; der andere überwältigt und lähmt ſie. Bei der drohenden Nähe des Feindes oder wenn einer aus ihrer Mitte

ſchon verwundet iſt, ſieht man ſie zitternd ſich zuſammendrängen, oder ſie machen nur verworrene und unentſchloſſene Verſuche zum Entfliehen.

Der erfahrene Walfänger hütet ſich wohl, eine zu geringe Meinung von der Sinnenſchärfe des Pottfiſches zu haben. Die Kraft des Sehens wird für größer gehalten, als die des Gehörs und obgleich er ſtets bemüht iſt, ſich ſeiner Beute ſo ſtill als möglich zu nähern, ſo verwendet doch der Jäger die größte Sorgfalt darauf, daß ſein Boot nicht vor das Auge des Thieres komme und ſucht daher beſtändig die gerade Linie mit der Schnauze oder dem Schwanze zu behaupten.

Man hat den Pottfiſch im Mittelmeer gefunden und einer iſt ſogar ſchon in der Themſe gefangen worden; er kommt überhaupt im wärmeren Ocean vor, ſein Hauptrevier jedoch ſind die Aequatorialſtrömungen, die ungefähr ſieben Breitengrade weit, nordwärts und ſüdwärts vom Erdgleicher ſich erſtrecken.

So verſchieden ſind ſeine Wohnorte von denen des großen Bartenwals, daß während der ganzen Zeit, wo Bennett nach dem Cachalot kreuzte, er auch nicht einen einzigen Glattrücken zu Geſicht bekam. Iſt dieſer ein Freund der eiſigen Gewäſſer, ſo liebt jener die von der ſcheitelrechten Sonne durchwärmten Meere. Man hat bemerkt, daß zu gewiſſen Zeiten der Pottfiſch beſtimmte Strecken des Oceans in großer Menge aufſucht, doch iſt es noch ungewiß, ob dieſe Beſuche regelmäßig genug ſind, um den Namen einer Saiſon zu verdienen; indeſſen erwarten die Geſellſchaftsinſulaner den Cachalot um ihre Küſten nur im April und Mai und die Walfänger halten die Zeit von September bis December für die vortheilhafteſte zum Kreuzen unter dem Aequator.

Der erſte Urſprung der ſyſtematiſchen Pottfiſchjagd reicht bis etwa zum Jahre 1690 hinauf, wo die damaligen amerikaniſchen Colonien England's den Anfang damit machten. Nachdem ſie ihre Unabhängigkeit errungen hatten und nach der Trennung vom Mutterlande hohe Schutzzölle ihnen den früheren freien Markt verſperrten, liefen 1775 die erſten Pottwalfänger aus großbritanniſchen Häfen aus, die jedoch Anfangs mit amerikaniſchen Capitäns und Harpunierern verſehen ſein mußten, bis tüchtige Leute zum Dienſt erzogen werden konnten. In dieſer erſten Periode wurde der Fang hauptſächlich an der Küſte von Afrika und auf der braſiliſchen Bank betrieben. 1778 umſegelte das dem berühmten Londoner Hauſe Enderby

gehörige Schiff „Emilia" das Horn'ſche Vorgebirge und führte zuerſt den Pottwalfang in die Südſee. Der lohnende Erfolg eröffnete ein weites und fruchtbares Feld für fernere Unternehmungen, und ſo wie die Jäger mit dem großen Ocean beſſer bekannt wurden, entdeckten ſie nach und nach die werthvollen Striche oder Gründe, wo ſie den reichlichſten Fang erwarten durften.

Mit der Verfolgung des Cachalots in der Südſee ſind gegenwärtig zwiſchen 600 und 700 amerikaniſche Schiffe beſchäftigt, während England nur 30 oder 40 Segel dieſem Zwecke widmet, und die auſtraliſchen Colonien etwa noch eben ſo viele ausſchicken. Auch Frankreich und Bremen betheiligen ſich mit einigen Fahrzeugen am Pottfiſchfange. Uebrigens darf nicht vergeſſen werden, daß ein großer Theil aller dieſer Schiffe während der Sommermonate dem Glattrücken oder großen Bartenwall oft bis jenſeits der Behringsſtraße nachſtellt, oder in den Buchten Neu-Seelands und Chili's den Südwall abwartet, ſo daß es nicht allein der Pottfiſch iſt, der jene ungeheure Flotte in Bewegung ſetzt, wenn er auch unſtreitig den Hauptantheil daran hat.

Die Ausrüſtung eines Südſeefahrers in London kommt auf 8000 bis 12,000 Pfund Sterling oder 50,000 bis 75,000 Thaler zu ſtehen; und kehrt er mit einer vollen Ladung von 250 Tonnen Oel wieder heim (zu 80 Pfund die Tonne), ſo beläuft ſich ſein Werth auf etwa 23,000 Pfund; wobei 3000 Pfund für das Schiff und die noch übrig gebliebenen Vorräthe gerechnet werden. Es hat daher, wenn alles nach Wunſch geht, während ſeiner drei- bis vierjährigen Campagne, ſeinen Werth verdoppelt, doch gehört nur die eine Hälfte der Ladung dem ausrüſtenden Kaufmann; in die andere theilt ſich je nach Rang und Fähigkeit die Mannſchaft. Man begreift, daß bei einem ſo waghalſigen Geſchäft, welches die volle Energie des Menſchen in Anſpruch nimmt, der mattherzige Tagelöhner nicht an ſeinem Platze wäre: Erfolg iſt nur dort zu erwarten, wo alle Theilnehmer beim glücklichen Fange ihres angemeſſenen Lohnes verſichert ſind.

Das Deck eines ſolchen Südſeefahrers bietet einen ganz anderen Charakter, als das eines gewöhnlichen Handelsſchiffes dar. Außer der größeren Anzahl Boote, die dort Platz finden muß (30 Fuß lange und nur 4 bis 5 breite Schaluppen, mit Planken nur einen halben Zoll dick, und an beiden Enden ſcharf auslaufend, um mit der äußerſten Schnelligkeit das Meer zu durchſchneiden), ſind zwiſchen Haupt- und Vormaſt mehrere große Siede-

keſſel in einem ſteinernen Heerde eingemauert. Ein anderer kleinerer, aber beweglicher Heerd dient zum Gebrauch der Schmiede, denen es begreiflich an Beſchäftigung nicht mangelt. Zwiſchen dem Haupt- und dem Beſanmaſt iſt ein ſtarkes Gerüſt, welches eine Reſerve von Booten trägt: dort ſind auch die haarſcharfen Spaten angebracht, die zum Abſtoßen des Speckes benutzt werden. Der Walfänger muß natürlich eine bedeutende Mannſchaft haben, da er oft zugleich 4 oder 5 Boote mit 6 Mann (4 Matroſen, 1 Bootsſteurer und 1 Harpunierer) ausſetzt, und außerdem noch eine gewiſſe Anzahl an Bord bleiben muß, ſowohl um das Schiff zu regieren, als auch, wenn erſt einmal die Fiſche eingeſchnitten ſind, das Auslaſſen des Speckes fortwährend im Gange zu erhalten. Der Walfänger führt daher nicht weniger als 30 oder 36 Mann an Bord, wo ein Kauffahrer gleicher Größe mit 16 oder 18 ſich begnügen würde. Aus dieſen Zahlen läßt ſich ermeſſen, wie viele Tauſende verwegener, abenteuerlicher Geiſter beſtändig mit der Cachalotjagd in der Südſee beſchäftigt ſind und welch' eine großartige Hochſchule ſich hier für die Ausbildung der tüchtigſten Seefahrer eröffnet!

Der Capitän hat eine faſt ſo unumſchränkte Vollmacht wie der Befehlshaber eines Kriegsſchiffes; er kann nach Gutdünken kreuzen, einlaufen, wo er will, der ganze Erfolg des langwierigen Unternehmens bleibt ſeiner Einſicht anvertraut. So wie das Schiff den Walgründen ſich nähert, wird weniger ſcharf geſegelt, und beſonders wo trüberes Waſſer auf eine dichte Meerbevölkerung ſchließen läßt, Abends das leichte Segelwerk eingenommen und das ſchwere gereeft. Hoch oben im Maſttop ſitzt der unermüdliche Späher und erblickt ſchon aus weiter Ferne die erſten und gewöhnlichen Spuren ſeiner Beute: ſchwimmende Fragmente von Cuttelfiſchen oder breite, glatte ölige Furchen auf der Meeresoberfläche, die Gleiſe des dahinſchwimmenden Fiſches.

Unterdeſſen werden die Eiſen und Lanzen geſchliffen, die Boote ausgebeſſert, die gewaltigen Taue hergerichtet, an denen der erwartete Speck an Bord heraufgewunden werden ſoll: alles ſteht für das kommende Treffen bereit.

Ruft endlich der Späher: „Dort bläſt einer!“ ſo durchzuckt es die ganze Mannſchaft wie ein electriſcher Schlag. Alles ſpringt in die Höhe, wirft Eiſen- und Tauwerk bei Seite, und blickt hinauf nach dem Maſte, wo der ausgeſtreckte Arm nach der Gegend hinweiſt, wo das ſpritzende Un-

geheuer ſich verrieth. Doch nicht eher gibt der Capitän ſeine Befehle, als bis er ſich vergewiſſert hat, daß der geſehene Wal von der gewünſchten Art und vortheilhaft zum Angriff gelegen iſt; dann erſt ruft er mit donnernder Stimme: „Boote heraus!“ und in weniger als zwei Minuten rudern ſchon die ſchlanken Chaluppen dahin, wenn der Wal nach der Windſeite liegt, oder ſegeln und rudern zugleich, wenn die Briſe die Anfahrt begünſtigt. Indeſſen folgt das Schiff in zweckmäßiger Ferne, um durch die Beobachtungen vom Maſttop aus, welche durch bekannte Signale mitgetheilt werden, die Operationen des kleinen Bootgeſchwaders zu leiten. So wie eins in angemeſſene Nähe kommt, verläßt der Harpunierer ſein Ruder und ſteht aufrecht am Bug, die Waffe in der Hand, ruhig den Moment abwartend, wo er mit Sicherheit den Mordſpieß werfen kann, denn lange Erfahrung hat ſchon längſt den Eifer des Neulings abgekühlt.

Die widerhakige Harpune fliegt — ein furchtbares, krampfhaftes Wogenpeitſchen beweiſ't, wie gut ſie getroffen — doch nach der erſten Ueberraſchung des Entſetzens und Schmerzes raſt das verwundete Thier wie die wilde Jagd an der Meeresoberfläche dahin, das an die Harpunenleine befeſtigte Boot gedankenſchnell nach ſich reißend.

Mit aufgerichteten Rudern, hoch hervorragendem Buge, und von Giſcht umwölkt, zertheilt die Chaluppe die ſchäumenden Gewäſſer, der drohenden Ueberfluthung am niedergedrückten Steuer nur durch die ungeheure Schnelligkeit ihrer Bewegungen entgehend. So wie die Kraft der Flucht ſich vermindert, überläßt der Bootsanführer dem Harpunierer das Steuerruder und tritt ſelber mit der langen Lanze vor, um bei der erſten Gelegenheit dem bereits geſchwächten Thier den Todesſtoß hinter der Bruſtfinne beizubringen.

Wohl getroffen! Der rothe Lebensſtrom, der der klaffenden Wunde entquillt und den kochenden Wogengiſcht verfärbt, verkündigt, wie meiſterhaft das Eiſen geführt ward; — vergebens ſucht der mit dem Tode ringende Unhold ſich in der Tiefe zu verbergen, da ihm die horizontale Flucht ſo ſchlecht bekam; er rollt auf die Seite, er zuckt, ſeine untere Kinnlade fällt, leblos treibt er auf dem Meere — eine dunkle Maſſe, gegen welche die Welle dumpfrauſchend aufwallt.

Wenn die erſchreckten Wale nach der Windſeite fliehen, werden ſie nur ſelten von den Booten ereilt, im entgegengeſetzten Fall gelingt es häufig mit Hülfe von Segeln und Rudern eine Schule einzuholen, und durch das

Harpunieren eines aus ihrer Mitte die andern zum Stillstand zu bringen. Bei solchen Gelegenheiten geht es zu wie beim Handgemenge einer Schlacht, mit vollen Segeln stürzen die Boote mitten in den Feind; wie man den wüthenden Schwanzschlägen entkommen soll, ist eine andere Frage, jetzt handelt es sich nur um Treffen und Durchbohren. Im Eifer der Jagd wird das Schiff nicht selten mehrere Stunden lang aus den Augen verloren, doch trotzdem entkommen nicht selten die Wale, sei es durch größere Schnelligkeit oder durch List, indem sie beim Herannahen eines Bootes untertauchen und erst weit weg in einer ihrem früheren Course entgegengesetzten Richtung wieder zum Vorschein kommen.

Ein weiblicher Cachalot oder ein junges Männchen haspelt beim Tauchen selten mehr als eine Bootsleine ab, während ein vollausgewachsener Bulle weit tiefer geht und bisweilen drei volle Leinen in den Abgrund führt. Merkwürdig ist es, daß beim Tauchen in größere Tiefen ein Ton, dem Krachen neuen Leders ähnlich, vom Körper des Thieres längs der Leine sich fortpflanzt. Die Zahl der Pottfische, die bei einer einzigen Jagd gewonnen wird, übertrifft selten fünf, gibt es aber Gelegenheit, eine größere Menge zu harpunieren, als augenblicklich in Sicherheit gebracht werden kann — so ist es ein häufiger, aber grausamer Brauch, sie mit einem Wurfspieß zu verwunden, der nicht an eine Bootsleine, sondern an einen großen viereckigen Holzblock befestigt ist, um die Flucht des Verwundeten zu erschweren und auf diese Weise einem andern, vielleicht noch unbeschäftigten Boote einen leichteren Fang darzubieten.

Wie man sich denken kann, entkommen die meisten, doch nur um lange Qualen zu erdulden.

Nachdem der todte Cachalot an die Seite des Fahrzeuges gebracht worden ist, macht man sich daran, das Werthvolle davon abzulösen. Eine Art Gerüste wird an der Schiffsseite aufgehangen, auf welchem die Bootsteuerer Platz nehmen, welchen das Zerstückeln obliegt; der bewegliche Theil der Brustwehr an derselben Seite wird entfernt, und die übrige Mannschaft steht an der am Kopf des Hauptmastes befestigten gewaltigen Winde zum Aufziehen des losgetrennten Speckes. Die Haut zwischen dem Auge und der Brustflosse wird zuerst mit dem Spaten durchschnitten und hinlänglich abgesondert, um einen riesigen Haken, den ein einzelner Mann kaum regieren kann, aufzunehmen. Zu dessen Befestigung muß einer auf den Fisch hinab-

ſteigen — was nicht ohne Gefahr iſt wegen der Menge der verſammelten Haie.

Nun wird kräftig an der Winde gezogen, der etwa 4 Fuß breite Speckſtreifen, in welchem der Haken ſteckt, erhebt ſich, und je höher er ſteigt, deſto mehr dreht ſich der Fiſch, der, indem der Einſchnitt ſpiralförmig fortgeſetzt wird, wie ein Apfel geſchält wird. Da der ganze Streifen zu lang wäre, verſteht es ſich, daß öfters friſch eingehakt und abgeſchnitten werden muß. Zuweilen wird auch die untere Kinnlade getrennt, nicht ſowohl des daran haftenden Fettes wegen, als der elfenbeinernen Zähne, die von einigen Südſeeinſulanern ſo hoch geſchätzt werden, und der gewaltigen Knochen, aus welchen die Mannſchaft in ihren Mußeſtunden manche Gegenſtände zum Nutzen und zur Zierde zu verfertigen pflegt. Iſt der Cachalot ſehr groß, ſo werden die Speckmaſſen des Kopfes getrennt und an Bord gezogen, da der Junk allein ſo ſchwer wiegt, wie der Hauptmaſt nur tragen oder die Mannſchaft an der Winde nur heben kann. Den Hauptſack (Caſe) aber hängt man ſenkrecht an die Schiffsſeite auf, und entleert ihn mit einem Eimer, den man mit einer langen Stange hineinſtößt und mit einer Winde heraufzieht. Nur bei kleineren Fiſchen wird der ganze Kopf an Bord gezogen. Zur Zerſtückelung eines Individuums gewöhnlicher Größe bedarf es 3 bis 5 Stunden.

Beim Kochen wird der Kopf als das koſtbarſte zuerſt vorgenommen, und deſſen Produkt vom übrigen abgeſondert, da er den meiſten Wallrath enthält, aus welchem bekanntlich vortreffliche Kerzen gegoſſen werden. Der rohe Wallrath, wie er aus dem Sack gewonnen wird, iſt eine durchſichtige, faſt farbloſe, geruchloſe Flüſſigkeit, von mildem Geſchmack, ungefähr wie der der friſchen Butter. Er gerinnt nicht bei der gewöhnlichen Tropentemperatur und bildet ungefähr den ſechsten Theil des ganzen gewonnenen Fettes.

Das flüſſige Pottfiſch- oder Spermöl iſt das reinſte aller thieriſchen Fette, die im Handel vorkommen, und dient beſonders zum Verbrennen in Stubenlampen und zum Einſchmieren der Dampfmaſchinen.

Außerdem liefert bekanntlich der Pottfiſch das wohlriechende Ambra, welches nichts weiter als eine krankhafte Darmabſonderung iſt, aber dennoch mit Gold aufgewogen wird. Man findet es gewöhnlich zufällig auf dem Meere ſchwimmend, denn wegen der Schwierigkeit und der Ungewißheit des Erfolges wird ſelten die Cachalotleiche darnach unterſucht.

Beim Auskochen ist die Hauptgefahr von einem starken Regen zu befürchten, der die siedende Masse zum Aufwallen und Ueberfließen bringen könnte; so daß man oft dadurch gezwungen wird, das Feuer zu löschen und dem Kochen Einhalt zu thun. Sonst wird Tag und Nacht gefeuert, wozu die ausgebratenen Ueberbleibsel das trefflichste Material liefern — denn es handelt sich darum, so schnell als möglich Platz für eine neue Beute zu gewinnen und die vollen Fässer in den unteren Schiffsraum hinab zu lassen. In ungefähr drei Tagen ist auf solche Weise der größte Pottfisch beseitigt, der bis an die 90 Fässer Oel gibt; während der gewöhnliche Durchschnitt nur 20 bis 30 beträgt.

Man kann sich denken, daß bei einer so gefährlichen Jagd Unglücksfälle nicht selten vorkommen, es gibt sogar unter den Pottfischen kriegerische Naturen, welche den Angriff nicht erst abwarten, sondern noch ehe die Harpune geflogen, sich wüthend auf die verfolgenden Boote werfen. Einen solchen Brausekopf beobachtete Bennett in der Südsee. Stürmisch heranschwimmend, suchte der Pottfisch zuerst durch einen Stoß seiner unförmlichen Schnauze den Feind in den Grund zu bohren, doch geschickt lenkte das Steuer die Schaluppe auf die Seite und das Unthier schoß vorbei. Hierauf rasch umlenkend machte es den Versuch das Boot zwischen seinen Kinnladen zu zermalmen, flog pfeilschnell heran, warf sich auf den Rücken und schnappte danach mit weit aufgesperrtem Unterkiefer. Ein gewaltiger Lanzenstoß in den Rachen nöthigte zwar den Unhold, den gräulichen Schlund zu schließen, doch warf er sich gegen das Boot mit solcher Gewalt, daß er einige Planken einstieß und es fast versenkt hätte. Glücklicher Weise kamen die anderen Boote noch zur guten Stunde herbei und erlegten den Wütherich. Er war 60 Fuß lang und reich an Oel und Wallrath.

Weit öfter aber wird das Leben der Menschen gefährdet, wenn der Schwanz des Riesenthiers rasch durch die Luft fegt und durch einen furchtbaren Schlag das Boot zermalmt, oder auch wohl im Schwenken den aufrecht stehenden Harpunierer wie eine von der Windsbraut weggetriebene Feder fortschnellt. So sahen seine Gefährten den unglücklichen Young, Steuermann des „Tuscan", plötzlich aus ihrer Mitte gerissen, im weiten Bogen hoch durch die Luft fliegen und etwa 50 Ellen weit vom Boote in's Wasser fallen. Dort trieb er unbeweglich noch einige Secunden — und versank dann — zum Nimmerwiedersehen!

Drittes Kapitel.

Magellan's Weltreiſe.

Magellan. — Deſſen Geſchwader. — Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. — Ueberwinterung an der patagoniſchen Küſte. — Meuterei. — Entdeckung der Magellan Straße. — Fahrt über den großen Ocean. — Entdeckung der Desventuradas, der Ladronen und der Philippinen. — Schlacht von Matam. — Magellan's Tod. — Ermordung der ſpaniſchen Officiere durch den Sultan von Zebu. — El Cano ſetzt die Reiſe fort und vollbringt die erſte Weltumſegelung.

Wer gern von großen Männern und großen Thaten lieſt, wird gewiß mit regem Intereſſe den Spuren des Mannes folgen, der zuerſt den unermeßlichen ſtillen Ocean von Oſt nach Weſt durchfurchte und der erſten Weltumſeglung ſeinen Namen gab.

Ferdinand von Magellan, ein Portugieſe aus edlem Stamm, deſſen Geburtsort und Geburtsjahr die undankbare Geſchichte verſchweigt, hatte fünf Jahre in Oſtindien unter ſeinem großen Landsmann Albuquerque gedient und ſich rühmlich in der Schlacht von Malacca ausgezeichnet (1510). Da ihm jedoch ſein Vaterland die Anerkennung verſagte, die ſeinen hervorragenden Verdienſten gebührte, trat er in ſpaniſche Dienſte, wo der weitſichtige Cardinal Ximenes und Karl der Fünfte, ein junger, für das Großartige empfänglicher Monarch, ſeinen kühnen Entwurf, eine neue weſtliche Fahrt nach den Molukken zu eröffnen, günſtig aufnahmen und zu deſſen Ausführung ein nach den damaligen Begriffen nicht unbedeutendes Geſchwader ausrüſten ließen.

Es beſtand aus fünf Schiffen: der Trinidad von 130 Tonnen und 62 Mann, welche Magellan ſelber befehligte; dem San Antonio von 130 Tonnen und 55 Mann; der Vitoria von 90 Tonnen und 45 Mann; der Conception von 90 Tonnen und 44 Mann und endlich dem San Jago von 60 Tonnen und 30 Mann; jämmerliche Nußſchalen, wie man ſieht, für noch ungebahnte Wege durch's weite Meer.

Zu den von einer ſolchen Unternehmung unzertrennlichen Gefahren kam noch für Magellan die beſondere Schwierigkeit hinzu, daß die Befehlshaber der anderen Schiffe ihn um ſo bitterer haßten, da er außer ſeinen überwiegenden Verdienſten auch noch ein Fremder und ein Portugieſe war.

Am 20. Sept. 1519 ſegelte das Geſchwader aus dem Hafen von San Lucar, nachdem Magellan ſich vorher mit den Befehlshabern der andern Schiffe über die nothwendigen Tag- und Nachtſignale verſtändigt und die Ordnung des Segelns vorgeſchrieben hatte, wonach die Capitana, wie man das Hauptſchiff „La Trinidad" nannte, ſtets den andern vorangehen ſollte.

Am 2. Oct. verließen ſie Teneriffa und ſteuerten nach Südweſten, doch ſchon am folgenden Tage richtete Magellan den Cours nach Süden, zur großen Unzufriedenheit der Officiere, da dieſes der getroffenen Verabredung zuwider war. Juan de Cartagena, Befehlshaber des „San Antonio", erkühnte ſich ſogar, ihm Vorſtellungen darüber zu machen, erhielt aber zur Antwort, daß es ſeine Pflicht ſei, der Richtung der „Capitana" zu folgen und ſich aller Bemerkungen zu enthalten.

Der ſüdliche Cours brachte ſie indeſſen der afrikaniſchen Küſte ſo nahe, daß, nachdem ſie die Linie überſchritten hatten, ſie 20 Tage durch Windſtillen aufgehalten wurden und dann noch einen Monat mit ſchlechtem Wetter und ungünſtigen Winden zu kämpfen hatten.

Ueber dieſen erſten Theil der Reiſe werden von Pigafetta, einem italieniſchen Edelmann, der ſich der Expedition angeſchloſſen hatte und dem die Welt die erſte Beſchreibung derſelben verdankt, gar wunderſame Geſchichten berichtet. So erzählt er, daß es auf Teneriffa niemals regne, aber ein großer Baum dort wachſe, von deſſen Blättern beſtändig das klarſte Waſſer herabtröpfele, welches in einem Graben am Fuße des wohlthätigen Gewächſes geſammelt werde und einzig und allein den Durſt von Menſchen und Thieren löſche, da es ſonſt auf der Inſel weder Quellen, noch Bäche gebe. Dieſer Baum ſei ſtets von dichten Nebeln umhüllt, die ohne Zweifel, meint Pigafetta, den Blättern das herabtröpfelnde Waſſer liefern.

Auch will er einen merkwürdigen Seevogel geſehen haben, der keine Füße hat und daher auch kein Neſt baut. Das Weibchen legt mitten im Meere ihre Eier auf den Rücken des Männchens und brütet ſie dort aus!

Die Natur war damals nur wenig erforſcht und der Phantaſie oder den Erfindungen der Reiſenden blieb der weiteſte Spielraum eröffnet.

Am 13. Dec. ankerten ſie in einer braſiliſchen Bucht in 23°30 S. B. und folgten dann der Küſte nach Süden bis zum Hafen San Julian in Patagonien (49°30 S. B.), wo Magellan zu überwintern beſchloß.

Hier hatte er ſchon zwei Monate verweilt, ohne irgend einen Menſchen zu ſehen, da kam plötzlich, wie Pigafetta erzählt, eine rieſige Geſtalt zum Vorſchein, ſo groß, daß der Kopf der Europäer ihr kaum zum Gürtel reichte. Magellan ließ dem Wilden etwas zu eſſen und trinken geben und beſchenkte ihn unter andern mit einem metallenen Spiegel. Als aber der Goliath ſein gräuliches roth- und gelbbemaltes Geſicht darin erblickte, trat er ſo erſchrocken zurück, daß er vier Leute umwarf, die hinter ihm ſtanden. Bald erſchienen noch ähnliche Giganten, Männer und Frauen, in Huanucofellen gekleidet: aber die Patagonier Pigafetta's, obgleich immer noch eine der größten Menſchenracen, erſcheinen dem nüchternen Auge der neueren Reiſenden doch von minder rieſenhaftem Wuchſe.

Auf Magellan's Befehl wurden zwei von der Horde ergriffen und mit Gewalt auf's Schiff geführt, eine barbariſche Grauſamkeit, welche damals große Seefahrer ſich öfters gegen wilde Völkerſchaften zu Schulden kommen ließen und die jetzt höchſtens nur noch von den roheſten Walfängern verübt wird. An ſolchen Thatſachen erkennt man, daß der Geiſt der Humanität ſeit den letzten Jahrhunderten doch immer einige Fortſchritte gemacht hat, und dem Menſchenfreunde geben ſie gegründete Hoffnungen, daß es in der Zukunft noch beſſer werden wird.

Während ſeines Aufenthaltes im Hafen von San Julian brach die Unzufriedenheit der ſpaniſchen Officiere in offene Empörung aus. Der San Antonio, die Vitoria und die Conception erklärten ſich für den König und Gaspar de Queſada, und nur der San Jago, der von dem Ausbruch der Meuterei noch nichts erfahren hatte, antwortete auf die Anfrage, die der Generalcapitän an ihn ergehen ließ, daß er für den König und Magellan ſei und dieſem gehorchen werde. Es war um den großen Seefahrer geſchehen, wenn er nicht unverzüglich durch das kühnſte Einſchreiten ſein Anſehen wiederherſtellte, er bewies aber auch in dieſer Kriſis ſeines Schickſals, daß er der rechte Mann dazu ſei, allen Stürmen des Schickſals Trotz zu bieten. Sofort ſchickte er einen ſeiner treuen Officiere nach der Vitoria mit einem Brief an den Capitän Mendoza und dem Befehl, dieſen während des Durchleſens zu erdolchen, was auch pünktlich ausgeführt wurde, und die

augenblickliche Rückkehr der Schiffsmannschaft zum Gehorsam zur Folge hatte. Den San Antonio ließ er ohne Weiteres mit Kanonenkugeln begrüßen und entern. Gaspar de Quesada trat in voller Rüstung auf's Verdeck und rief den Seinigen zu, ihm zu folgen. Doch Keiner gehorchte; das Schiff wurde im Nu genommen und die rebellische Rotte verhaftet; worauf auch die Conception zur Pflicht zurückkehrte. Gaspar de Quesada wurde erhängt und Juan de Cartagena, Capitän der Conception, an's Land gesetzt; die übrigen begnadigte Magellan, dessen vollständiger Triumph es ihm erlaubte, milde zu sein. Schnell wie nach einer Sonnenfinsterniß hatte sich sein verdunkelter Stern zu vollem Glanze wieder erhoben.

Während des Aufenthaltes in San Julian scheiterte der San Jago, der zur Untersuchung der Küsten nach Süden geschickt worden war, doch die Mannschaft wurde gerettet und auf die vier übrigen Schiffe vertheilt. Am 21. August 1520 setzte Magellan seine Reise in südlicher Richtung weiter fort und erreichte am 21. October ein Vorgebirge (52° S. B.), welches er der Heiligen Ursula zu Ehren, auf deren Namenstag die Entdeckung fiel, Cabo de las Virgines nannte. Die zwei kleinsten Schiffe wurden vorausgeschickt und kamen nach fünf Tagen mit der Nachricht zurück, daß sie in eine Meerenge eingelaufen seien, deren Ende sie nicht erreicht hätten und in welcher, so weit sie gekommen, die Fluth stärker nach Westen abgeflossen sei als sie von Osten her eindrang. Magellan zweifelte nun nicht, daß dieser Canal nach dem jenseitigen Meere führe, da es sich aber fand, daß die Lebensmittel nur noch für drei Monate ausreichten, berief er erst einen Kriegsrath seiner vorzüglichsten Officiere, um unter solchen Umständen durch eigenmächtiges Handeln der Unzufriedenheit nicht neuen Stoff zu geben. Einige waren für das sofortige Umkehren nach Spanien, die meisten jedoch stimmten für die Fortsetzung der Reise, und Magellan erklärte mit großer Ruhe, daß wenn es auch dazu kommen sollte, daß sie die Häute essen müßten, womit die Rahen beschlagen waren, es sein fester Wille sei zu beharren und mit Gottes Hülfe dem Kaiser Wort zu halten. Alsdann gab er Befehl mit vollen Segeln in die Meerenge hinein zu fahren, und verbot bei Todesstrafe vom Umkehren oder vom Mangel an Lebensmitteln ferner zu reden.

Es war der Sommer der südlichen Hemisphäre, und die Meerenge erschien so schön wie es in jenen stürmischen Regionen nur möglich ist. Hier verengte sich der Canal auf Flintenschußbreite, dort bildeten die auseinander

laufenden Ufer ausgedehnte Buchten. An einigen Stellen waren die Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt, aber dichte Waldung bekleidete die tieferen Abhänge.

Die Feuer, welche die dürftigen Wilden an der Südseite während der Nacht anzündeten, bestimmten Magellan ihr den Namen Feuerland — Tierra del fuego — zu geben.

Die Meerenge ist bekanntlich kein einfacher Canal, sondern verzweigt sich in verschiedenen Armen durch ein Labyrinth von Halbinseln und Inseln. An einer solchen Gabelung wurde der San Antonio zur Untersuchung in den südlichen Durchgang geschickt, während Magellan mit den übrigen Schiffen den nördlichen Arm einen Tag lang verfolgte und alsdann in einem Hafen ankerte, wo viele sardellenartige Fische gefangen wurden. Sechs Tage vergingen und noch ließ sich kein San Antonio sehen. Magellan schickte ihm daher die Vitoria nach, und nachdem abermals drei Tage verflossen waren, machte auch er mit der Trinidad und der Conception sich auf den Weg um den verirrten Heiligen zu suchen, obgleich man kaum mehr zweifeln konnte, daß der San Antonio, wie es auch wirklich sich verhielt, ausgerissen und auf und davon nach Spanien sei. So gingen noch sechs Tage verloren, worauf wiederum nach Westen gesteuert wurde — bis endlich am 27. November das offene Meer erschien — ein längsterfehnter Anblick bei welchem Magellan Freudenthränen vergoß.

Seine erste Sorge war nun nach Norden zu segeln, um so schnell als möglich aus diesen kalten und stürmischen Meeresgegenden in einen milderen Ocean zu gelangen.

Am 18. December befand sich das Geschwader in 32° 20 S. B., und da bei der Annäherung der wärmeren Zone auch der Wind günstiger wurde, richtete nun Magellan seinen Cours nach Westen. Doch während er mit vollen Segeln in den unbekannten großen Ocean vordrang, hatte sein Geschwader mit der furchtbarsten Noth zu kämpfen. Der Schiffszwieback war nicht mehr ein nahrhaftes Brod, sondern ein mit Würmern und Mäuseexcrementen vermischter Staub, das Wasser eine faule stinkende Jauche. Um nicht Hungers zu sterben sah man sich sogar genöthigt, die Stücke Ochsenhaut zu verzehren, welche die Segelstangen bekleideten.

Das dem Wasser, der Sonne und den Winden ausgesetzte Leder war aber so hart geworden, daß man es erst vier oder fünf Tage in Meerwasser aufweichen mußte, ehe es geröstet und gegessen werden konnte.

Zuweilen nahm man mit Sägespänen vorlieb, und die sonst den Menschen so ekelhaften Mäuse waren jetzt so gesucht, daß man sie sogar mit einem halben Dukaten das Stück bezahlte.

Man wird sich nicht wundern, daß unter solchen Umständen der mörderische Scorbut zu wüthen anfing, das Zahnfleisch auflockerte, so daß es sogar über die Zähne sich erhob und das Kauen unmöglich machte, mit grausamen Gliederschmerzen folterte und 19 unglückliche Opfer hinraffte. Unter diesen befand sich einer der armen Patagonier, der andere, der sich auf dem San Antonio befand, starb ebenfalls auf der Reise nach Europa.

Am 24. Januar 1521 wurde eine kleine unbewohnte Insel entdeckt, auf welcher nur Vögel und Bäume angetroffen wurden, und die nicht einmal einen Ankergrund darbot. Man nannte sie San Pablo und blieb zwei Tage in der Nähe, um Fische zu fangen.

Am 4. Februar ward eine ganz ähnliche kleine Insel erblickt, die man nach der Menge Haifische, die in ihrer Nähe sich aufhielten, Isla de los Tiburones nannte. Da seine erschöpften und erkrankten Seeleute auf diesen beiden Inseln, die gewissermaßen nur um sie zu verhöhnen auf ihrem langen Wege erschienen, auch nicht die geringste Erquickung vorfanden, erhielten sie von Magellan den Collectivnamen der Desventuradas oder der Unglücklichen, obgleich sie nicht weniger als zweihundert Stunden auseinander lagen. Vergebens würde man sie auf unsern Karten suchen, denn die Bestimmungen der Lage in den verschiedenen Berichten über jene ewig denkwürdige Reise, sind so unsicher, daß sie keinen festen Anhaltspunkt darbieten.

Es waren ohne Zweifel die dürftigsten Coralleneilande, die dem großen Seefahrer sich offenbarten, während durch ein seltenes Mißgeschick keine hohe vulkanische Bergspitze, kein palmengekrönter Atoll sich seinen sehnsüchtigen Blicken auf jenem mit Inseln übersäeten Meere zeigte, bis endlich am 5. März Saypan, Tinian und Aguijan weit im Westen des großen Oceans aus den Fluthen emportauchten. Auch verwöhnteren Augen wären diese grünen Hügel und üppigen Ufer lieblich vorgekommen; wie reizend mußte ihr Anblick für die hartgeprüften Spanier sein! Bald kamen die Insulaner in ihren wunderbaren Booten herbei und brachten Cocosnüsse und Bananen, die gierig gegen Nägel und andere Kleinigkeiten eingetauscht wurden.

Doch unglücklicher Weise entstanden bald Zwistigkeiten, welche Blutvergießen zur traurigen Folge hatten. Die an Bord gestiegenen Wilden

ſuchten alles zu entwenden, was ihnen unter die Hände kam, und endlich wuchs ihre Menge und Zudringlichkeit ſo ſehr, daß Magellan Befehl gab das Verdeck zu ſäubern, was natürlich nicht ohne Gewalt vor ſich ging. Die erzürnten Indianer griffen nun die Schiffe mit Lanzen und Steinwürfen an, und die Spanier, die eben auch nicht geduldig waren, antworteten ſogleich mit Musketenſchüſſen und Pfeilen, wodurch einige der Wilden getödtet wurden. Trotzdem fuhren die Schiffer fort vor den Inſeln zu kreuzen, und der Tauſchhandel wurde lebhaft fortgeſetzt, bis es endlich den Wilden gelang ein Boot zu ſtehlen, welches von der Capitana nachgeſchleppt wurde, und dasſelbe glücklich ans Land zu bringen. Dieſer Diebſtahl kam ihnen jedoch theuer zu ſtehen, denn der erzürnte Magellan landete am folgenden Tage mit 90 Mann, ſteckte die Häuſer der Inſulaner in Brand, tödtete mehrere derſelben, und kehrte mit Lebensmitteln reichlich beladen an Bord zurück.

Da die Indianer merkten wie viel Unheil ihnen das Boot gebracht hatte, ließen ſie es loſe auf dem Meere forttreiben, wo es die Spanier bald wieder einbrachten.

Nach dieſem blutigen Ereigniſſe beſchloß Magellan die Inſeln zu verlaſſen, denen er den Namen de las Velas latinas wegen der dreieckigen Form der Segel, und Ladrones wegen der Diebereien ihrer Bewohner gab. Die Dankbarkeit für die verſcheuchten Hungersqualen hätte wohl eine ſchönere Benennung für die lieblichen Inſeln verlangt; auch finde ich, daß Antonio Galvano in ſeiner Geſchichte der Entdeckungen ſie als Los Jardines und Dos Prazeres, die Gärten oder die Freundlichen bezeichnet.

Nach Weſten und Weſt-Süd-Weſten ſegelnd, tauchten am 16. März die hohen Gipfel von Samar oder Zamal, einer der Philippinen, über den Waſſerſpiegel hervor, und am folgenden Tage erreichten die ermüdeten Seefahrer eine kleine unbewohnte, aber äußerſt anmuthige Inſel, wo hinreichendes Waſſer zum Landen einlud. Hier wurden Zelte errichtet, und die Kranken hatten endlich nach ſo langen Leiden den unſäglichen Genuß, aus ihren peſtilenzialiſchen Cajüten an die friſche, mit Wohlgerüchen geſchwängerte Luft gebracht zu werden.

Am 18. Nachmittags kam ein Canot mit Eingeborenen einer benachbarten Inſel an, und ein freundlicher Tauſchhandel ward eingeleitet, der ſo wie die Nachricht vom fremden Schiffe ſich weiter und weiter verbreitete immer zahlreicheren Beſuch herbeiführte.

Am 25. März ſetzte Magellan ſeine Entdeckungen weiter fort, und ankerte am 7. April 1521 im Hafen von Zebu an der Oſtküſte der gleichnamigen Inſel. Hier fand er die Civiliſation bereits ſo weit vorgeſchritten, daß er vom dortigen Sultan höflichſt erſucht wurde, die üblichen Hafengelder zu entrichten, worauf Magellan eben ſo höflich erwiederte, daß es ihm als Abgeordneten eines ſo großen Herrn, wie ſeine Majeſtät Karl der Fünfte, unmöglich ſei, einem fremden Fürſten Tribut zu zahlen. Nach einigem Hin- und Herreden ſtand endlich der Sultan von ſeinen Anſprüchen ab, und von nun an fand das beſte Vernehmen zwiſchen beiden ſtatt, ſo daß binnen Kurzem Magellan ſeinen heidniſchen Freund bekehrte und dazu bewog, die Oberherrſchaft des Königs von Spanien anzuerkennen unter der Bedingung, daß er ihn über alle benachbarte Fürſten erhöbe. In Folge dieſer Uebereinkunft verlangte Magellan von Celapulapo, dem Häuptling der kleinen, dem Hafen von Zebu gegenüberliegenden Inſel Matam, daß er ſich ſofort dem chriſtlichen Fürſten von Zebu unterwerfe, und beſchloß auf deſſen trotzige Antwort, ihn ungeſäumt zu beſtrafen. Vergebens wurde er vor der Gefahr gewarnt, ſich mit einem ſo zahlreichen und kühnen Feinde einzulaſſen; vergebens, nachdem er auf Matam gelandet, bat der Sultan von Zebu, die Schlacht eröffnen zu dürfen, die dann ſpäter von den Spaniern entſchieden werden ſollte: Magellan war von der Uebermacht ſeiner Waffen ſo überzeugt, daß er ſeinen Bundesgenoſſen in den Booten zu bleiben befahl, um von dort aus Zuſchauer ſeines Sieges zu ſein. So ließ er ſich mit 49 Mann in einen höchſt ungleichen Kampf mit wenigſtens 2000 Indianern ein, die klug genug waren, es nicht zum Handgemenge kommen zu laſſen, ſondern ihn immer weiter voranlockten, bis endlich der Mangel an Pulver ihn zum Rückzuge nöthigte, auf welchem, von der Menge überwältigt, er durch einen Lanzenſtich getödtet wurde.

Auf dieſe unglückliche Weiſe, ein Opfer ſeiner eigenen Unvorſichtigkeit, fiel Magellan, dem trotz ſeiner Fehler Niemand den Namen eines großen Mannes abſprechen wird. Sein Aeußeres war unbedeutend, ſein Wuchs erreichte nicht einmal die mittlere Größe. Die Lebhaftigkeit ſeines Charakters neigte ſich bisweilen zu ſehr zur Reizbarkeit. Der Geſchichtſchreiber Herrera nennt ihn den Mann, des ſchnellen Entſchluſſes, und an Energie mag er wohl ſelten übertroffen worden ſein. Seine unbeugſame Beharrlichkeit wurde durch jedes neue Hinderniß nur immer gewaltiger angefeuert. Als See-

fahrer ſtand er hinter den Beſten ſeiner Zeitgenoſſen nicht zurück, und obgleich ein unzeitiger Tod ihm die vollſtändige Ausführung ſeines glorreichen Unternehmens verſagte, ſo haben doch der unerſchütterliche Muth und die außerordentliche Geſchicklichkeit, womit er den größten und ſchwierigſten Theil derſelben vollbrachte, ihm einen unſterblichen Ruhm geſichert.

Auch iſt die Nachwelt gegen ſeine glänzenden Verdienſte nicht undankbar geweſen, da ſie ſowohl in der von ihm entdeckten Straße, als in den „magellaniſchen Wolken" jenen dichtgedrängten Gruppen von Sternen und Nebelflecken, die ſo herrlich am Himmel der ſüdlichen Hemiſphäre ſchimmern, ſeinem Namen ein unvergängliches Denkmal geſetzt hat.

Die Niederlage der Spanier brachte eine große Veränderung in den Geſinnungen des neugetauften Sultans hervor, der, ſowohl um ſich ihrer Schätze zu bemächtigen, als um die Nachbarfürſten zu beſänftigen, die, wie er befürchtete, nun alle über ihn herfallen würden, einen abſcheulichen Verrath erſann.

Unter dem Vorwande, daß die Geſchenke, die er für den Kaiſer beſtimmte, nun fertig ſeien, lud er alle Offiziere zu einem großen Feſte ein, welches Duarte Barboſa und Juan Serrano, die nach Magellan's Tode als Oberbefehlshaber erwählt wurden, unvorſichtig genug waren anzunehmen. Achtundzwanzig Spanier gingen an's Land, wo ſie vom Sultan auf's freundlichſte empfangen, doch während des Feſtes überfallen und bis auf Juan de Serrano ſämmtlich ermordet wurden. Das Geſchrei der Opfer konnte man auf den Schiffen deutlich hören und bald ſah man die Indianer die Leichen nach dem Ufer ſchleppen, um ſie wie erſchlagene Hunde in's Meer zu werfen.

Die Anker wurden augenblicklich gelichtet und der Lootſe Carvalho, dem nun der Oberbefehl zufiel, gab ſofort Befehl, auf die Stadt zu ſchießen, worauf die Inſulaner den unglücklichen Serrano nackt und gefeſſelt an's Ufer führten. Serrano bat dringend, ſowohl das Feuern einzuſtellen, da man ihn ſonſt mit dem augenblicklichen Tode bedrohte, als auch daß man ihn gegen zwei Geſchütze auslöſen möchte. Aber Carvalho, unter dem Vorwande, daß er ferneren Verrath befürchte, wollte keinem Boote mehr erlauben, an's Land zu gehen, und überließ den unglücklichen Serrano ſeinem Schickſale.

Durch die Schlacht von Matam und den Verrath des Sultans hatten die Spanier 35 Mann verloren, und da ihre Anzahl auf 115 zuſammengeſchmolzen war, die für das Führen und Vertheidigen von 3 Schiffen nicht hinreichend ſchienen, wurde der Entſchluß gefaßt, die Conception, das älteſte und ſchadhafteſte der Fahrzeuge, zu verbrennen, nachdem man erſt alles Brauchbare daraus entfernt hatte. Carvalho blieb Oberbefehlshaber und Gomez de Eſpinoſa wurde zum Capitän der Vitoria erwählt.

Es wäre eine zu große Abſchweifung, wenn ich dem Zuge der Expedition nach Borneo und von dort über Magindanao nach den Molukken folgen wollte; ich erwähne daher nur in aller Kürze, daß als die Schiffe am 18. December 1521 aus dem Hafen von Tidore auslaufen wollten, ein bedeutender Leck in der Trinidad entdeckt wurde, der langwierige Reparaturen erforderlich machte. Es wurde daher beſchloſſen, daß die Vitoria unter dem Befehl von Sebaſtian el Cano unverzüglich um das Cap der guten Hoffnung nach Europa zurückkehren und ſpäter die Trinidad oſtwärts nach Panama ſegeln ſollte.

Die arme Vitoria hatte noch viel Unheil zu erdulden, ehe ſie ihren Namen glänzend rechtfertigte. Beim Cap, den ſie ſorgfältig vermeiden mußte, um nicht in die Hände der eiferſüchtigen Portugieſen zu gerathen, wurde ſie neun Wochen lang durch ungünſtige Winde aufgehalten. Die Entbehrungen waren faſt ſo groß, wie auf der Fahrt durch den ſtillen Ocean, und von den 47 Europäern und 13 Indianern an Bord ſtarben nicht weniger als 21.

„Als die Leichen in's Meer verſenkt wurden, bemerkten wir immer," ſagt Pigafetta und gläubig ſchreiben die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber es ihm nach, „daß die Chriſten mit nach dem Himmel zugekehrten Geſichtern untergingen, während das Antlitz der Indianer ſtets nach unten gerichtet war."

Anfangs Juli befand ſich die Vitoria in der Nähe der Cap Verdiſchen Inſeln, und da nun alle Vorräthe gänzlich aufgezehrt waren, lief ſie in den Hafen von San Jago ein. Das an's Land geſchickte Boot hatte Befehl zu erklären, daß ſie von Amerika hergekommen ſeien, und kehrte zweimal mit einer Ladung Reis glücklich zum Schiff zurück. Das dritte Mal jedoch war einer der Bootsleute unvorſichtig genug, einige Muskatnüſſe als Bezahlung für Artikel, die er gekauft hatte, anzubieten, worauf ſofort das Boot mit 13 Mann angehalten wurde und der portugieſiſche Commandant An-

ſtalten traf, ſich des Schiffes ſelber zu bemächtigen. Doch Sebaſtian el Caro merkte noch zeitig genug die Gefahr, und verließ augenblicklich den Hafen.

Nach einer der merkwürdigſten Reiſen, die jemals vollbracht worden ſind, kehrte die Vitoria am 6. Sept. 1522, mit Specereien und Sandelholz reich beladen, nach demſelben Hafen von San Lucor zurück, den ſie drei Jahre vorher verlaſſen hatte.

Am 8. Sept. fuhr ſie den Guadalquivir bis nach Sevilla hinauf und am folgenden Morgen wanderte die auf nur 18 Europäer zuſammengeſchmolzene Mannſchaft, barfuß und in Proceſſion nach zweien der Hauptkirchen, um dem Himmel für ihre glückliche Rückkehr zu danken.

Juan Sebaſtian el Cano, der erſte Weltumſegler, wurde nach Valladolid zum Kaiſer beſchieden, der ihm eine lebenslängliche Penſion von 500 Dukaten bewilligte und ihn in den wohlverdienten Adelsſtand erhob. Zum Wappen erhielt er eine Erdkugel mit Zweigen der Zimmt-, Gewürznelken- und Muskatnußbäume und der ſchönen Inſchrift: „Primus circumdedisti me.“ „Du haſt mich zuerſt umkreiſt.“

Auch die Gefährten el Cano's wurden nach Maßgabe ihres Verdienſtes reichlich belohnt. Die Trinidad aber, die ſich vergebens Monate lang abmühte gegen den Paſſat nach Amerika zu fahren, wurde endlich auf Ternate von den Portugieſen genommen und nach einer Abweſenheit von fünf Jahren kehrten nur wenige von der Mannſchaft nach Spanien zurück. Ihre Namen ſind unbekannt geblieben, während die Geſchichtſchreiber diejenigen von el Cano's Gefährten der Nachwelt ſorgfältig überliefern — ſo ſehr beſtätigt ſich auch hier die blinde Parteilichkeit des Glücks.

Viertes Kapitel.

Die Entwickelung des Verkehrs auf dem großen Ocean von Magellan's bis auf unſern Zeitraum.

Die Nachfolger Magellan's im großen Ocean. — Mendana. — Urdaneta. — Juan Fernandez. — Drake. — Die Flibuſtier im ſtillen Meer. — Schouten und Le Maire. — Tasman. — Cook. — Anfänge des Handelsverkehrs auf dem großen Ocean. — Folgen der Gründung Sydney's. — Einfluß der Golddeckungen in Californien und Auſtralien. — Der gegenwärtige politiſche Zuſtand Polyneſiens.

Die ungeheuren Räume, die Magellan der Welt aufſchloß, und die der Phantaſie ein ſo weites Feld eröffneten, mußten natürlich zur Nacheiferung anſpornen: und ſo ſehen wir bald andere Schiffer den Spuren des großen Seefahrers folgen, denn es war noch immer das heroiſche Zeitalter Caſtiliens, wo kühne Abenteurer, eben ſo begierig nach Gold als Ruhm in immer weitere Fernen drangen und keinen Weg zu lang oder beſchwerlich hielten, der ihre Hoffnungen zu verwirklichen verſprach. So ſehen wir noch in demſelben Jahrhundert die Expeditionen von Saavedra (1526), Villalobos (1542), Gaetano (1542) und Mendana (1567—1595) aus den Häfen von Acapulco und Callao in's unbekannte Meer hinausſteuern, aber die meiſten nahmen ein trauriges Ende, keine erfüllte die goldenen Träume ihrer Unternehmer, und ſogar ihre Entdeckungen auf dem weiten Gebiet des großen Oceans trugen nur wenig zur Bereicherung der Erdkunde bei, da ſie zum Theil abſichtlich verheimlicht wurden, zum Theil aus Mangel an genauen aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen wie ſchlecht gewurzelt auf der Karte hin- und herſchwankten. Doch wurde 1565 eine Anſiedlung auf den Philippinen gegründet und dem Pater Urdaneta gelang es mit der Nachricht des glücklichen Erfolges nach Acapulco zurückzukehren, indem er, um den widrigen Paſſaten zu entgehen, die bis dahin alle Verſuche, das tropiſche Meer von Weſten nach Oſten zu durchſchneiden, vereitelt hatten, zuerſt nach Norden ſteuerte, bis er den günſtigen Weſtwind antraf, der ihn der neuen Welt wieder zuführte.

Die Entdeckung dieſes Seeweges war den Spaniern beſonders wichtig, da er ihre Beſitzungen an den entgegengeſetzten Geſtaden des großen Oceans mit einander verknüpfte, und auf Urdaneta's Fahrſtraße ſteuerten ſpäter mehrere Jahrhunderte lang die Galeonen von Manilla nach Acapulco, um ſilberbeladen über den Schoos des tropiſchen Meeres zurückzufahren.

Um dieſelbe Zeit gelang es auch Juan Fernandez, dem Entdecker der Robinſon's-Inſel, den richtigen Seeweg von Callao nach Chili aufzufinden, indem er erſt weit in's Meer hinausfuhr und auf dieſe Weiſe den von Süden nach Norden fließenden Küſtenſtrom vermied.

Noch anderthalb Jahrhunderte nach Magellan treffen wir nur allein die ſpaniſche Flagge auf dem großen Weltmeer an, bald jedoch ſollen auch auf dieſem entlegenen Ocean die caſtiliſchen Farben verbleichen und durch ſtolzere Wimpel verdrängt werden.

Der Engländer Drake (1577 — 1580) dringt durch die magellaniſche Straße, um ſich mit dem Raube der Spanier zu bereichern, capert zahlreiche Schiffe an der peruaniſchen Küſte und fährt dann mit Beute beladen nach Norden bis zur Küſte Neu-Albion's hinauf, wo er eine Durchfahrt nach Oſten zu entdecken hofft. Da ihm aber dieſes natürlich nicht gelingt, entſchließt er ſich, den weiten Ocean nach dem Beiſpiel des großen Portugieſen von Oſten nach Weſten zu durchmeſſen und vollbringt glücklich die zweite Weltfahrt. Die Königin Eliſabeth ſpeiſt an Bord des Schiffes, welches ſo ruhmvoll die Erde umkreiſte, ſchlägt Drake, den Matroſenſohn, zum Ritter und befiehlt, daß das Fahrzeug ſorgfältig in Deptford aufbewahrt werde. Als es ſpäter auseinander fiel, wurde aus einem der Balken ein Lehnſtuhl gemacht, der jetzt noch in Oxford zu ſehen iſt.

Durch Drake's Erfolg ermuthigt, folgen ihm ſeine Landsleute Cavendiſh (1586 — 1588) und Hawkins (1594) und etwas ſpäter die Holländer Balthaſar de Cordes und Olivier de Noort (1598—1601). Traurig endet das Jahrhundert für die Spanier in der Südſee; doch noch traurigere Schickſale trägt das neue in ſeinem Schoos, denn auch auf dieſem Meere werden ſie von ihren ſchrecklichen Feinden, den Flibuſtiern, gebrandſchatzt und verfolgt. Man weiß, wie dieſe Seekönige des ſiebenzehnten Jahrhunderts in den amerikaniſchen Gewäſſern die Gräuel, ſowie auch die Heldenthaten der alten normanniſchen Corſaren wiederholten.

Aus verſchiedenen Nationen zuſammengewürfelt, aber von gleichem Haß gegen alles Spaniſche beſeelt, führen ſie anfangs von ihrer Veſte auf der kleinen Inſel Tortuga, dann von San Domingo und Jamaica ihre Streifzüge aus, die, ſo wie ihre Macht und Anzahl ſich mehr und mehr entwickelt, immer furchtbarer und zu immer weiteren Kreiſen anſchwellen. Unter Anführern, wie Montbar dem Vertilger, L'Olonais dem Grauſamen, Alexander dem Eiſenarm, Michael de Basco, Morgan und Van Horn, plündern und verbrennen ſie ſogar die bedeutendſten Küſtenſtädte, wie Panama und Vera Cruz, und dringen (1680—1684) theils zu Lande über Darien, theils durch die magellaniſche Meerenge in die Südſee, um an der peruaniſchen Küſte die Mord- und Verwüſtungsſcenen zu wiederholen, womit ſie die atlantiſchen Geſtade der neuen Welt erſchreckt hatten. Die Galapagos und Juan Fernandez dienen ihnen als Sammlungs- und Ruhepunkte, und wie der Habicht auf ſeine Beute ſtürzen, ſo ſie von dieſen oceaniſchen Horſten auf die entſetzten Spanier. So hatte ſich das Glück gewendet und die unmenſchlichen Unterdrücker der Indianer mußten nun ſelbſt vor der Grauſamkeit jener wilden Banditenhorden zittern. Der Geiſt des Rächers zieht offenbar durch die Geſchichte, und ſchwer müſſen die Nachkommen für jede Unthat ihrer Väter büßen. Erſt der Ryswycker Friede (1697) machte dem Flibuſterthum ein Ende, welches, nachdem es eine welthiſtoriſche Brandfackel geſchwungen, nur noch einige Jahre ſpäter als gemeines Corſarenweſen fortglimmte.

Die muthigen Entdeckungsfahrten von Quiros und Torres (1606) warfen einen letzten Lichtſtrahl auf die ſchwindende Größe der Flagge, die zuerſt den Erdball umkreiſte, wurden jedoch bald durch die glänzenden Erfolge der holländiſchen Seefahrer verdunkelt. Le Maire und Schouten (1616) umſegeln zuerſt das Cap Horn, und Tasman's Entdeckungen in der Südſee werden an Größe und Wichtigkeit nur von Cook's ſpäteren Triumphen übertroffen. Die dazwiſchen liegenden Reiſen von Dampier (1689—1691), Roggewein (1721—1723), Anſon (1740—1744), Byron (1764—1766), Bougamville (1766—1768), Wallis und Carteret (1765—1768) machen zwar die Welt mit mancher bis dahin unbekannten Inſel des großen Oceans bekannt, doch vor dem unſterblichen Cook, der auf dieſem Gebiete ſo reichlich erntete, daß er ſeinen Nachfolgern nur noch einzelne Aehren zu leſen überließ (1768—1778), blieb noch immer der größte Theil jener unermeßlichen Waſſergefilde unerforſcht.

Man kann ſagen, daß Cook Polyneſien für die Welt erwarb, denn erſt nach ihm fing der Handel an ſeine Thätigkeit über den großen Ocean auszudehnen und die Schätze auszubeuten, die ſeit Magellan unbenutzt geblieben waren. Der träge Spanier hatte ſich wenig um die Producte des Meeres bekümmert und wenig daran gedacht, die entdeckten Inſelgruppen als Stationen für den Verkehr zu benutzen: vergebens beſaß er die ganze Weſtküſte der neuen Welt, kein Waljäger verließ jemals die dortigen Häfen, kein unternehmender Kaufmann dachte je daran, die Erzeugniſſe des großen Oceans auf dem chineſiſchen Markte zu verwerthen.

Doch kaum waren acht Jahre verfloſſen ſeit Cook in der Karakakoa Bucht erſchlagen wurde, als ſchon Portlock und Dixon (1786) und bald darauf Meares mit den Seeotter- und Robbenfellen, die ſie an der Nordweſtküſte Amerikas geſammelt hatten und nach Canton führen wollten, in jener Bucht erſchienen und faſt gleichzeitig der erſte engliſche Waljäger (1788) das Cap Horn umſegelte, um auch gegen die Leviathane des großen Oceans die mörderiſche Harpune zu ſchwingen. So hatte endlich die unermüdliche Speculation ſich des großen Weltmeers bemächtigt, um von nun an immer weitere Kreiſe zu ziehen.

Der Abfall der nordamerikaniſchen Colonien verſetzte England in die Nothwendigkeit, ein neues Verbannungsland für ſeine Verbrecher aufzuſuchen und 1790 ward die Strafcolonie Botany-Bai gegründet. Wunderbar gedeiht die Schafzucht in den auſtraliſchen Savannen, freie Anſiedler ſtrömen herbei und das ganze weſtliche Neu-Holland bedeckt ſich allmälig mit den Heerden der engliſchen Coloniſten.

Dieſe Niederlaſſungen leiteten zwar nicht unmittelbar den Strom des Lebens in den großen Ocean, da ihre Verbindungen mit dem Mutterlande über das indiſche Meer und um das Vorgebirge der guten Hoffnung unterhalten wurden; doch, als Sidney aufblühte, fing es bereits vor Ende des vorigen Jahrhunderts an, einen gewiſſen Einfluß auf Polyneſien auszuüben; verſchiedene Handelsunternehmungen gingen von hier aus; Waljäger wurden ausgerüſtet, und der engliſche Miſſionsgeiſt würde wohl ſchwerlich über die Inſeln des großen Oceans ſich ſo frühzeitig verbreitet haben, wenn er nicht am auſtraliſchen Geſtade die Unterſtützung, die Nähe und die Hülfsquellen eines zweiten Vaterlandes gefunden hätte.

Wir kennen bereits die immer größere Bedeutung, welche der Pottfiſchfang im polyneſiſchen Meere erlangte und mit welcher Energie er namentlich von den Anglo-Amerikanern betrieben wurde. Schon dadurch mußte der Gedanke an den Küſten des großen Meeres eben ſo heimiſch zu werden, wie am atlantiſchen Seebecken, bei jenem ehrgeizigen und unternehmenden Volke immer tiefere Wurzeln ſchlagen; als aber der chineſiſche Opiumkrieg (1843) die Häfen des himmliſchen Reiches dem Weltverkehre eröffnete, erſchien die Verwirklichung jenes Wunſches als eine dringende Nothwendigkeit und ſo ſehen wir ſchon bald darauf Oregon und Californien den Vereinigten Staaten einverleibt, und San Francisco, den ſchönſten und geräumigſten Hafen der ganzen Weſtküſte Amerikas in dem Beſitz der mächtigen Republik.

Und dennoch hätte der Verkehr zwiſchen dem Oſt- und Weſtrande des großen Oceans ſich nur langſam entwickelt, wenn nicht der im Jahre 1848 entdeckte Goldreichthum Californiens, dem bald darauf die Aufſchließung der fabelhaften Schätze Südauſtraliens folgte, wie mit dem Schlage eines Zauberſtabes mitten in der Wildniß volkreiche Staaten und Handelsmärkte von der allergrößten Bedeutung in's Leben gerufen hätte. Nun erſt erſchien der große Ocean in ſeiner vollen Bedeutung; nun erſt gewannen die zerſtreuten Gruppen Polyneſiens, ja ſogar unbewohnte Eilande eine Wichtigkeit, die man einige Jahre früher nicht hätte ahnen können.

Daß aber die Entdeckung der neuen Eldorados gerade in das Zeitalter der oceaniſchen Dampfboote fällt, ohne welche ſie ſich nimmer ſo raſch entwickelt hätten, iſt ein Zuſammentreffen, welches auch dem oberflächlichſten Beobachter mehr als ein bloßer Zufall erſcheinen muß. Es ſtand ſonder Zweifel im Buche des Schickſals geſchrieben, daß nach dem indiſchen und dem atlantiſchen Meere nun auch der große Ocean zur Fahrſtraße der Völker, zur Brücke zwiſchen der neuen und der alten Welt werden ſollte — und dieſem ſo hochbedeutenden Ziele haben Umſtände ſo verſchiedener Art gedient, daß man an eine gemeinſchaftliche Wirkung derſelben noch vor einigen Decennien kaum gedacht hätte. Von unſichtbarer Hand gelenkt (das lernt man auch an dieſem Beiſpiel erkennen), ſteuert das Menſchengeſchlecht einer zwar unbekannten, aber hoffnungsreichen Zukunft entgegen.

Betrachten wir den gegenwärtigen politiſchen Zuſtand des großen Oceans und ſeiner Küſten, ſo finden wir überall einen vorwiegenden Einfluß der

angelſächſiſchen Race. Engliſche und amerikaniſche Miſſionäre haben bereits auf allen wichtigeren Gruppen Polyneſiens das alte Heidenthum verdrängt oder wenigſtens ſo erſchüttert, daß es dem Falle entgegenſchwankt. Dem Chriſtenthum folgen liberale Inſtitutionen nach, und da auf dem großen Ocean faſt nur die Handelsflaggen der engliſchredenden Nationen ſich entfalten und in allen Häfen, die der Walfänger berührt, Britten oder Amerikaner ſich angeſiedelt haben, ſo müſſen natürlich auch engliſche Sprache und engliſche Sitten und Gebräuche ſich immer mehr und mehr unter der braunen Race Polyneſiens einbürgern und immer weitere Kreiſe erobern.

Wenn auch die Sandwichs-Inſeln noch immer von einer einheimiſchen Dynaſtie beherrſcht werden, ſo gehorchen ſie doch ganz dem amerikaniſchen Einfluß; ſo wie Tonga, Samoa und die Feejee-Inſeln bereits zur engliſchen Botmäßigkeit ſich hinneigen. An den entgegengeſetzten Küſten des großen Oceans ſehen wir Colonien emporblühen, welche in nicht gar zu großer Ferne die Machtentfaltung der angelſächſiſchen Race an den atlantiſchen Geſtaden im ſtillen Meere zu wiederholen verſprechen. Auſtralien und Neu-Seeland entwickeln ſich ſchon jetzt zu bedeutenden Staaten und Vancouver, Californien und Oregon wachſen mit jugendlicher Triebkraft empor.

Zwiſchen dieſe großen Länder als Stationen eingeſchoben, werden die polyneſiſchen Inſelgruppen ſtets von denſelben politiſch abhängig bleiben müſſen, und wenn auch Frankreich momentan Tahiti und die Marqueſas beherrſcht, ſo wird es dieſen abgelegenen Beſitz doch ſchwerlich behaupten können, ſowie der Krieg erwacht und der Donner der Schlachten über den Ocean rollt.

Fünftes Kapitel.

Die Menſchenracen des großen Oceans. — Wie und woher ſind deſſen Inſelgruppen bevölkert worden?

Die ſchwarze und die gelbe Race. — Polyneſier und Microneſier. — Eigenthümlichkeiten und Grenzen der polyneſiſchen Stämme. — Ihre Sprache. — Der Kawa. — Der Tabou. — Eigenthümlichkeiten und Grenzen der Microneſier. — Die Fidſchi-Inſeln. — Woher ſtammen die Völker des großen Oceans? — Sie ſind weder Autochthonen noch von Amerika hergekommen, ſondern von Weſten. — Urſachen, welche zu ihrer Verbreitung führten. — Weſtliche Stürme. — Beiſpiele von Kadu — von verſchiedenen Ketteninſulanern.

Zwei Menſchenracen, durch weſentliche und zahlreiche Charakterzüge ſowohl in moraliſcher als phyſiſcher Hinſicht von einander unterſchieden, bewohnen die Inſeln des großen Oceans und die im Weſten angrenzenden Archipele des Corallenmeers.

Die eine beſteht aus Stämmen oder Völkerſchaften mit einer ſehr dunkelgefärbten Haut, zuweilen ſogar faſt ſo ſchwarz wie die der Kaffern, mit krauſen, groben, aber ſehr ſelten wolligen Haaren, wie ſie die Neger beſitzen, mit unangenehmen Geſichtszügen, wenig regelmäßigen Formen und häufig mageren und mißgeſtalteten Extremitäten.

Dieſe melaneſiſchen Stämme haben ſich faſt nirgends zu regelmäßigen Regierungsformen erhoben und ihre Bildungsſtufe überſchreitet nicht die Grenze der tiefſten Barbarei.

Sie bewohnen im ſüdweſtlichen Gebiet des großen Oceans die bedeutenden Inſelgruppen, die im weiten Umkreiſe das Corallenmeer umſchlingen, das faſt noch gänzlich unbekannte Neu-Guinea, Neu-Irland, den Salomon-Archipel, Nitendi, die Neuen Hebriden, Neu-Caledonien und Loyalty, eine Gruppe, welche den höchſt unverdienten Namen der Inſeln der Treue führt.

Alle dieſe Länder und Völkerſchaften bleiben den ferneren Unterſuchungen des gegenwärtigen Werkes fremd, theils weil ſie mit ſeltenen Ausnahmen noch zu wenig bekannt ſind und in noch zu geringem Verkehr mit der civiliſirten Welt ſtehen, als daß ſie ein größeres allgemeines Intereſſe darböten, theils auch weil ſie ein für ſich abgeſchloſſenes Gebiet bilden, deſſen Beſprechung mich zu weit über die mir vorgeſteckten Grenzen geführt hätte.

Mit einer einzigen bedeutenden Ausnahme, von der ſpäter die Rede ſein wird, gehören alle zwiſchen den Wendekreiſen liegenden und bewohnten Inſeln des großen Oceans nördlich und öſtlich von den erwähnten Gruppen einer von dieſen Barbaren ſehr verſchiedenen Menſchenrace an, mit einer gelbolivenfarbigen oder braunen, mehr oder weniger dunkeln Haut, mit glatten, gewöhnlich ſchwarzen Haaren, mit regelmäßigeren Körperformen und wohlgebildeten Extremitäten. Die zu ihr gehörenden Völker hatten größtentheils noch ehe ſie mit den Europäern in Berührung kamen, bereits geregeltere Regierungsformen angenommen, ſich zu Nationen geordnet und zuweilen ſogar zu nicht unbedeutenden Reichen vereinigt. Sie ſtehen daher durchſchnittlich auf einer weit höheren Bildungsſtufe, als die ſchwarzen Horden im Weſten, und bilden eine von dieſen abgeſonderte Welt.

Dieſe gelbe Race des großen Oceans, deren Beziehungen zum fernen Europa ſich ſtets mannigfaltiger geſtalten und jährlich mit den wachſenden Kreiſen unſeres Einfluſſes eine größere commercielle und politiſche Bedeutung gewinnen, machen den Gegenſtand der vorliegenden Arbeit aus. Doch will ich bemerken, daß die große neuſeeländiſche Gruppe, die ebenfalls von Menſchen der gelben oceaniſchen Race bewohnt wird, von meinen Betrachtungen ausgeſchloſſen bleibt, da ſie außerhalb der Wendekreiſe liegend ſchon einer ganz verſchiedenen Natur angehört, als die der übrigen polyneſiſchen Archipele und Eilande und in jeder Hinſicht bedeutend genug iſt, ein beſonderes capitelreiches Werk für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Wenn die ſchwarzen und gelben Racen Oceaniens durch eine weite Kluft von einander geſchieden ſind, ſo zerfällt letztere wiederum in zwei ſcharf geprägte Unterabtheilungen, die ich nach D'Urville und anderen Geographen die polyneſiſche und die microneſiſche nennen will.

Der Oſten des tropiſchen großen Oceans — die Oſter-Inſel; Paumotu, Tahiti, der Cook's-Archipel, Samoa, Tonga, die Marqueſas und Hawaii — wird von polyneſiſchen Völkern bewohnt, während die

Micronesier die ganze Kleininselwelt besitzen, die von dem Kingsmill-Archipel weit nach Westen hin bis zu den Marianen und der Palaosgruppe sich erstreckt.

Die polynesischen Völker, trotz der oft ungeheuren Entfernungen, welche sie von einander trennen, zeichnen sich durch eine in jeder Hinsicht große Gleichförmigkeit aus. Die Farbe, die Gesichtszüge, die körperlichen Formen sind sich überall ähnlich, sie stehen fast überall auf gleicher Stufe der Bildung und reden eine gemeinsame Sprache, deren Mundarten fast nur durch örtliche Abweichungen der Aussprache bedingt sind, so daß oft Reisende sich mit Wörtern, die auf einer Insel gesammelt, auf andern weit entlegenen verständigen, die Eingebornen von Hawaii mit denen der Freundschaftsinseln und Tupeia der Tahitier sich mit den Neu-Seeländern unterreden konnte.

Es liegt zwar nicht in meiner Absicht, mich weitläufig in das philologische Gebiet einzulassen, doch dürften wenigstens einige Notizen über den Bau der polynesischen Dialecte manchem Leser nicht unwillkommen sein.

Weit entfernt, den Vorwurf der Armuth zu verdienen, die man bei einer von Wilden geredeten Sprache wohl erwarten könnte, zeichnen sich vielmehr die polynesischen Dialecte (es werden deren acht von Missionar Williams unterschieden) durch ihren Reichthum aus, gestatten eine große Abwechslung in der Satzbildung, erfreuen sich einer Mannigfaltigkeit von feinen Wendungen und fügen sich den genauesten Regeln der Grammatik.

So haben die polynesischen Hauptwörter außer dem Singular und dem Plural auch noch den Dual, mit welchem die Biegungen der Zeitwörter übereinstimmen.

Die Pronomina sind außerordentlich vollständig und umfassen sogar einige merkwürdige und wichtige Unterscheidungen, die unserer Sprache fremd sind. So gibt es Fürwörter, die man einschließende und ausschließende nennen könnte. Sagen wir z. B. im Deutschen: „es ist Zeit für uns zu gehen!“ so kann dieser Ausdruck die angeredete Person einschließen oder nicht, während die polynesischen Dialecte zwei Pronomina besitzen, welche diesen Unterschied bezeichnen. Wenn die angeredete Person zu den weggehenden gehört, wird das Wort tatou gebraucht, wo nicht, würde man sich des Wortes matou bedienen.

Der Unterschied der Töne ist ebenfalls sehr fein und führt mitunter Fremde zu sonderbaren Verwechslungen, während die Eingebornen niemals

unrichtig sprechen. So redete einst ein Missionar seine Zuhörer als geliebte Wilde statt geliebte Brüder an, weil er das bezeichnende Wort etwas zu stark betonte.

Kein polynesischer Dialect hat mehr als 14 oder 15 Buchstaben, und nicht nur jedes Wort, sondern auch jede Sylbe endet mit einem Vocale.

Chamisso sagt zwar von den polynesischen Idiomen, daß sie ein liebliches Kinderlallen und kaum erst eine Sprache zu nennen seien, doch fanden die Missionare bei ihren Bibelübersetzungen es nöthig, nur wenige neue Wörter einzuführen. Diese beziehen sich besonders auf die Vorschriften der christlichen Religion und auf Gegenstände und Ideen, die den Polynesiern vor ihrem Verkehr mit Europäern unbekannt geblieben waren.

Ehe die Missionare ein neues Wort annahmen, untersuchten sie gewöhnlich, ob es sich durch Einschachtelung von Vocalen polynesiren ließe, ohne dessen Identität zu zerstören, und ob es nicht bereits bestehende Worte gebe, mit denen eine Verwechslung möglich sei. Wo sich englische Worte dazu gebrauchen ließen, wurden dieselben vorgezogen, sonst aber das biegsamere Griechische zur Bereicherung des polynesischen Sprachschatzes benutzt. So haben sich, um nur einige Beispiele anzuführen, die hellenischen Wörter hippos (Pferd), arnion (Lamm) und artos (Brod) als hipo, arenio und areto wohlklingend und gefällig dem Polynesischen angereiht. Alle diese Fremdwörter werden sehr bald verstanden, da sie täglich in den Schulen erklärt werden und die schnell auffassenden wißbegierigen Eingebornen sich gegenseitig deren Bedeutung mittheilen.

Alle polynesischen Völker haben mehr oder weniger Anlage zu den Künsten der Civilisation. Schon vor Ankunft der Europäer hatten sie, wie gesagt, sich bereits regelmäßige Regierungsformen angeeignet und gehorchten zum Theil (Hawaii, Tahiti, Tonga) schon auf dem Throne befestigten Dynastien. Sie besaßen Gesetze und Gebräuche, eine Religion mit ihrem Ritual, ihren Priestern und Opfern, theilten sich in Kasten mit gegenseitigen Privilegien und gehorchten einer Etiquette, deren Strenge und Einzelnheiten den Höflichkeitsformen der gebildetsten Völker Asiens und Europas durchaus nicht nachstanden.

Zum Kriegsgebrauch waren ihnen die Bogen und Pfeile unbekannt, welche in den Händen der schwarzen Race eine so mörderische Wirkung ausüben; sie ergaben sich fast alle dem Genuß des Kawa, einer berauschen-

den Pfefferart (Piper methysticum) und unterwarfen ſich ſämmtlich dem ſonderbaren Aberglauben des Tabou, das wirkſamſte Regierungsmittel, welches vielleicht jemals der Menſch erfand.

Im Allgemeinen hatte der Tabou die Bedeutung des Verbots. Er unterſagte das Betreten gewiſſer Orte, den Genuß beſtimmter Speiſen, die Berührung verſchiedener Gegenſtände, den Gebrauch gewiſſer Worte, das Verrichten dieſer oder jener Beſchäftigung oder Handlung ꝛc. Wer z. B. den Leichnam eines Häuptlings berührte, wurde mehrere Monate dem Tabou unterworfen und durfte dann nicht mit eigenen Händen die Nahrung zum Munde führen, ſondern mußte ſich von einem Andern füttern laſſen. War er hungrig und Niemand da, der ihm dieſen Liebesdienſt erweiſen konnte, ſo blieb ihm nichts anderes übrig, als, auf allen Vieren herumkriechend, die Victualien, die er fand, mit dem Munde aufzuheben.

Der Tabou war vom verſchiedenartigſten Charakter: politiſch oder religiös, allgemein oder individuell, von beſchränkter Dauer oder beſtändig. Zuweilen erließ ihn eine fürſtliche Laune, zuweilen ſprach ihn die Anmaßung des Prieſters aus; nun erſchien er als eine Maßregel zum allgemeinen Wohl, und dann wieder als die Schutzwehr eines beſorgten Eigenthümers; mitunter ſenkte er ſich über ein ganzes Volk und in andern Fällen ward nur ein Einzelner mit ihm belegt. Beſonders hart und häufig traf er die Weiber, denen er manche Genüſſe verſagte, und welche er manchem läſtigen Zwange unterwarf.

Er hatte natürlich im Weſentlichen die größte Aehnlichkeit mit unſeren geſetzlichen und polizeilichen Verboten, denn wenn uns eine Schildwache mit gefälltem Bajonett den Durchgang verwehrt, ſo iſt es im Grunde nichts anderes, als wenn ein Polyneſier an der Schwelle des Tempels, wo die Gebeine ſeiner Vorfahren ruhen, uns mit drohender Miene das Wort Tabou entgegen riefe: der bedeutende Unterſchied war aber, daß während ſo manche unter uns derartige Verbote auf's bereitwilligſte umgehen, kein Polyneſier es ſo leicht gewagt hätte, gegen die Vorſchriften des Tabou wiſſentlich zu verſtoßen, da er den feſten unerſchütterlichen Glauben hatte, daß ein ſolcher Frevel ſofort von den Göttern mit dem fürchterlichſten Tode beſtraft werden würde. Jeder Häuptling hatte das Recht, ſeine Untergebenen einem Tabou zu unterwerfen und mußte ſich ihn auf gleiche Weiſe von dem Höherſtehenden gefallen laſſen. Hatte er aber aus Verſehen einen Tabou überſchritten,

ſo konnte ihn wieder nur ein Vornehmerer freiſprechen. So legte der Tabou eine ungeheure unerſchütterliche Gewalt in die Hände der privilegirten Stände und beſiegelte durch den Aberglauben die ewige Knechtſchaft des Volkes.

Was die Microneſier betrifft, ſo unterſcheiden ſie ſich im Aeußern von den Polyneſiern durch eine etwas dunkelere Hautfarbe, ein ovaleres Geſicht, kleinere Augen und eine ſchlankere Körperform. Der Tabou iſt ihnen größtentheils unbekannt oder hat wenigſtens bedeutend von ſeiner Ausdehnung und Strenge verloren. Es herrſcht von einem Archipel zum andern eine große Verſchiedenheit der Zungen, die ſich weſentlich von der den polyneſiſchen Völkern gemeinſchaftlichen Grundſprache unterſcheiden. Größtentheils friedlich und anmuthig genießen oder genoſſen ſie vielmehr vor den Polyneſiern den Vorzug einer milderen Religion, beten keine Bilder an und opfern unſichtbaren Göttern nur die Erſtlinge der Früchte, wovon ſie ſich nähren. Der Gebrauch des Kawa herrſcht nur auf wenigen ihrer Inſeln, während das Kauen des Betels und der Areka auf mehreren der weſtlicheren Gruppen einheimiſch geworden iſt.

In andern Beziehungen nähern ſie ſich wiederum bedeutend den Polyneſiern und zeigen uns daſſelbe Kaſtenweſen, dieſelbe Kunſt des Schiffbaues, dieſelbe amphibiſche Natur, dieſelbe Wanderluſt und noch eine Menge anderer Aehnlichkeiten, welche offenbar eine ſehr nahe Stammverwandtſchaft bekunden.

So wie es im Allgemeinen ſchwer hält, die verſchiedenen geo- und ethnographiſchen Regionen ſcharf abzugrenzen, ſo finden wir auch zwiſchen den echt melaneſiſchen und polyneſiſchen Stämmen ein bedeutendes Zwiſchenglied — die Fidſchi-Inſulaner — eingeſchoben, welche die Ausnahme bilden, wovon oben die Rede war. Ihre Farbe, ihre Geſichtsbildung ſind zwar entſchieden melaneſiſch, doch trotz der unſäglichen Barbarei, welche ſie in mehrfacher Beziehung befleckt, ſind die Fidſchianer den weſtlicheren Völkern ihres Stammes an Kunſtfertigkeit und ſtaatlicher Ausbildung, ſo wie durch den Beſitz einer reicheren, wohlklingenderen und regelmäßigeren Sprache weit überlegen und übertreffen ſie an Intelligenz und körperlicher Schönheit. Ihr ausgezeichneter Schiffbau nähert ſie den Polyneſiern, und durch den häufigen Verkehr mit Tonga haben ſie ſowohl manches von ihren öſtlicheren Nachbarn angenommen, als ſie ſelbſt wiederum auf dieſe einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben.

Alle dieſe Beziehungen machten es durchaus nothwendig, eine kurze Schilderung der Fidſchi-Inſeln trotz des Racenunterſchiedes auf die des Tonga-Archipels folgen zu laſſen — und ich darf hoffen, daß der Leſer mir um ſo eher Recht geben wird, als es vielleicht durch die ſeltſamen Widerſprüche, die es darbietet, das merkwürdigſte Volk iſt unter allen, von welchen im Folgenden die Rede ſein wird.

Nach dieſen allgemeinen Betrachtungen über die Völker des großen Oceans will ich nun ſchließlich die höchſt intereſſante Frage erörtern, wie es kommt, daß einſame Punkte von verſchwindender Kleinheit, wenn man ſie mit der ungeheuren Waſſerwelt vergleicht, aus deren Schoos ſie hervorragen, und oft viele Hunderte von Seemeilen vom nächſten Lande entfernt, dennoch von Menſchen bewohnt werden, die durch Körperbildung, Sprache, Traditionen, Sitten, Gebräuche, Kunſtfertigkeit unwiderſprechlich beweiſen, daß ſie einem und demſelben Stamme zugehören, ganz offenbar Zweige und Aeſte eines und deſſelben Baumes ſind?

Daß ſie Autochthonen oder urſprünglich auf dem Boden entſtanden wären, auf welchem man ſie gegenwärtig antrifft, iſt höchſt unwahrſcheinlich, denn wenn man auch der jetzt häufig angenommenen Anſicht beiſtimmen wollte, nach welcher der Menſch nicht von einem Paare herſtammt, ſondern zur Zeit, wo unſer Planet zum Wohnſitz von höher begabten Weſen ſich zu eignen anfing, an vielen verſchiedenen Punkten der Erde in's Leben gerufen wurde — ſo läßt ſich doch durchaus nicht annehmen, daß eine ſolche Schöpfung, die gewiſſermaßen als der Gipfel einer vielgliederigen organiſchen Entwicklung angeſehen werden kann, auf ſo unbedeutenden Erdſchollen hätte ſtattfinden können.

Die Bildungsgeſchichte der Laguneninſeln, aus welcher ein allmäliges Senken des feſten Bodens über weit ausgedehnte Räume des großen Oceans ſich ergibt, weiſt zwar auf eine Epoche zurück, wo ungeheure zuſammenhängende Ländermaſſen die Stellen einnahmen, die jetzt nur durch einzelne Bergſpitzen oder Corallenriffe bezeichnet werden — und man hat auch wohl die Entſtehung der Polyneſier auf jene Zeiten zurückführen wollen; der faſt gänzliche Mangel an Säugethieren, die doch gewiß in dieſem Falle ſich eben ſo gut auf den Inſeln behauptet hätten, wie der Menſch, darf aber wohl als vollgültiger Beweis gelten, daß die Periode, wo jene weitausge-

dehnten oceaniſchen Länder unter den Fluthen verſchwanden, der Schöpfung des Menſchen und der höheren Säugethiere überhaupt vorherging.

Daß die Polyneſier, von der Aequatorialſtrömung und den Paſſaten begünſtigt, von Amerika aus ſich verbreitet hätten und dem Laufe der Sonne folgend weiter und weiter fortgerückt wären, bis ſie endlich das ferne Aſien erreichten — iſt nicht minder unwahrſcheinlich.

Gerade die zum Theil bedeutenden Inſelgruppen — wie die Galapagos, Juan Fernandez — die der neuen Welt am nächſten liegen, wurden von den Europäern ganz menſchenleer gefunden. Nirgends an der ganzen Weſtküſte von Amerika gibt es ein Volk, welches im Pirogenbau oder der Schiffahrtskunde ſich auch nur entfernt mit den Polyneſiern meſſen könnte; und endlich findet ſich die eigenthümliche Civiliſation dieſer Race bei weitem entwickelter in den weſtlicheren Gruppen, wie Tonga oder Samoa, als in den öſtlicher gelegenen Marqueſas, während doch das Entgegengeſetzte zu erwarten wäre, wenn der Strom ſich von der neuen Welt aus ergoſſen hätte.

So bleibt für die erſte Wiege der Polyneſier nur noch der Weſten übrig — und alles deutet darauf hin, daß man ihre Stammländer im malayiſchen Inſelmeere zu ſuchen hat. Im Laufe dieſes Werkes werde ich vielfach auf aſiatiſche Anklänge hinweiſen und begnüge mich daher an dieſer Stelle, außer der ähnlichen phyſiſchen Bildung und der Identität des Geſichtsausdrucks, nur noch das hier wie dort herrſchende Kaſtenweſen, die gleiche Behandlung der Frauen, denen es in Polyneſien, wie in Bengalen verboten war, gewiſſe Speiſen zu genießen oder in der Gegenwart der Männer zu ſpeiſen, die grauſame Behandlung der Kranken, das Opfern der Weiber beim Begräbniß ihrer Gatten anzuführen. Beſonders iſt auch noch hervorzuheben, daß die verſchiedenen Dialecte, die von Madagascar im Weſten bis zur Oſterinſel im Oſten ſich verbreiten, einem und demſelben Sprachſtamm angehören.

Aus allem dieſem geht hervor, daß wenn die mongoliſche Race einen viel größeren feſten Flächenraum einnimmt, die malayiſche derjenige Volksſtamm iſt, der auf der Erdkugel ſich am allerweiteſten ausgedehnt hat. Das Bevölkern ſo vieler entlegenen Inſelgruppen und Eilande konnte auch nur von einer Race ausgehen, die durch eine allgemeine inſtinctmäßige Liebe für das Waſſer und das Seeweſen faſt den Namen einer amphibiſchen verdient. Mit einer unwiderſtehlichen Neigung zum Wanderleben begabt (wir

wiſſen ja unter andern, wie bereitwillig Eingeborene von Tahiti waren, Bougainville und Cook in die unbekannte Ferne zu begleiten), weniger feſt an der Scholle klebend, als die übrigen Menſchen, ging der Pfad des Malayen über den Rücken des wogenden Meeres, und im Laufe der Jahrhunderte wurde faſt jede Inſel des großen Oceans von ihm erreicht und bevölkert, die nur die geringſten Mittel zur Friſtung des Lebens darbot.

Die zufälligen Launen des Windes mögen wohl in den meiſten Fällen zur allmäligen Entdeckung und Coloniſirung jener ſo zerſtreuten Länder geführt haben, denn wir wiſſen ja, daß das ſtille Meer weit davon entfernt iſt, den ſchönen Namen ſo unbedingt zu verdienen, den der dankbare Magellan ihm gab, und daß, wenn auch die regelmäßigen Oſtwinde zwiſchen den Wendekreiſen die vorherrſchenden ſind, ſie doch auch zu gewiſſen Jahreszeiten ſehr häufig in Weſtſtürme umſchlagen, die den Seefahrer, welchen ihre Wuth auf dem hohen Meere erfaßt, oft hunderte von Meilen weit nach Oſten vor ſich hertreiben.

Man hat mehrfach das Vorherrſchen des Paſſates als einen hinreichenden Grund gegen den aſiatiſchen Urſprung der Polyneſier angeführt, doch fehlt es nicht an Thatſachen, welche dieſer Theorie widerſprechen und den ſicheren Beweis liefern, daß der Bevölkerung der Inſelgruppen des tropiſchen großen Oceans von Weſten her durchaus kein natürliches Hinderniß im Wege ſteht. Ich begnüge mich, zwei intereſſante Fälle anzuführen, welche dieſe Behauptung ganz außer Zweifel ſetzen werden.

Kadu — Chamiſſo's Freund — den wir ſpäter auf Radack werden kennen lernen, war auf einer Reiſe von Ulea nach Feys mit zweien ſeiner Landsleute begriffen, als Stürme das Boot von der Fahrſtraße abbrachten. Die verſchlagenen Seefahrer, wenn man deren unzuverläſſigen Zeitrechnung Glauben beimeſſen will, irrten acht Monde auf offener See. Drei Monde reichte ihr kärglich geſparter Vorrath hin: fünf Monde erhielten ſie ſich, ohne ſüßes Waſſer, blos von den Fiſchen, die ſie fingen. Den Durſt zu löſchen, holte Kadu, in die Tiefe des Meeres tauchend, kühleres und ihrer Meinung nach auch minder ſalziges Waſſer in einer Cocosſchale herauf. Der Nordoſt-Paſſat trieb ſie endlich auf die Gruppe Aur (Radack), wo ſie ſich im Weſten von Ulea zu befinden wähnten, thatſächlich aber faſt 30 Breitegrade oder 1800 Seemeilen öſtlich davon entfernt waren.

Uebrigens iſt dieſes durchaus kein vereinzeltes Beiſpiel, denn auf einer früheren Reiſe hatte bereits Kadu von einem Greiſe auf Eap Kunde von Radack und Ralick vernommen: Seefahrer aus Eap ſollen einſt auf Radack und zwar auf die Gruppe Aur verſchlagen worden ſein und von da über Rugor und Ulea den Rückweg nach Eap gefunden haben. Die Namen Radack und Ralick waren ebenfalls einem Eingebornen aus Lamureck bekannt, den Chamiſſo auf Guajan antraf. Es werden oft Boote aus Ulea und den umliegenden Inſeln auf die öſtlichen Inſelketten verſchlagen, und es lebten damals noch (1817) auf der ſüdlichen Gruppe Arno der Kette Radack fünf Eingeborne aus Lamureck, die ein gleiches Schickſal auf gleicher Bahn dahingeführt.

Auf der zur Paumotu-Gruppe gehörigen Byam-Martin-Inſel traf Beechey eine Geſellſchaft Eingeborner von Anaa oder Chain-Island, welche das ſtürmiſche Meer nach unerhörten Leiden dorthin verſchlug.

Als der noch unmündige Sohn Pomare des Zweiten dem Vater in der Regierung folgte, hatten dieſe Leute eine Reiſe nach Tahiti, welches ungefähr 300 Meilen nach Weſten liegt, verabredet, um dem jungen Herrſcher einen förmlichen Huldigungsbeſuch zu machen. Zu dieſer Fahrt ſtanden ihnen keine andern Fahrzeuge zu Gebote, als doppelte Canoes und ſie ſetzten dazu drei der größten in Bereitſchaft. Uns, die wir gewohnt ſind die See in großen, mit Compaſſen und allen zur Beſtimmung der geographiſchen Lage nöthigen Inſtrumenten verſehenen Schiffen zu befahren, muß ein zerbrechliches Canoe, deſſen Mannſchaft ſich nur allein nach den Geſtirnen richtet, um nach einem Lande zu fahren, deſſen Lage ſie nicht einmal genau kennt, als ein unbegreifliches Wagniß erſcheinen; indeſſen waren ähnliche Seereiſen nicht nur nach den weſtlich gelegenen bergigen, ſondern auch nach gegen den Wind oder öſtlich liegenden niedrigen Coralleninſeln durchaus nichts ungewöhnliches, und da keine üblen Vorbedeutungen gegen das Unternehmen ſprachen, ſo rüſteten die Leute unbeſorgt und wohlgemuth ihre Canoes aus und ſchifften ſich ein, 150 an der Zahl, Männer, Frauen und Kinder.

Am Tage der Abreiſe verſammelten ſich alle Eingebornen an der Küſte, um von den kühnen Seefahrern Abſchied zu nehmen. Die Canoes wurden genau in die Richtung gebracht, welche durch gewiſſe auf dem Lande angebrachte Zeichen angedeutet wurde, und dann unter den beſten Wünſchen der

verſammelten Menge in die See gelaſſen. Ein günſtiger Wind füllte die Segel und ſo glitten ſie raſch über die Waſſerfläche dahin, ohne das ihnen bevorſtehende Elend zu ahnen.

Unglücklicher Weiſe ſtellten ſich die Weſtſtürme, die während der Wintermonate im ſüdlichen ſtillen Weltmeer auf allen Inſeln des öſtlichen Polyneſiens verſpürt werden, in jenem Jahre früher als gewöhnlich ein; indeſſen vergingen zwei Tage unter günſtigen Umſtänden und ſchon ſahen ſich die Reiſenden nach dem Hochlande von Maitia zwiſchen der Ketten-Inſel und Tahiti um und empfanden im Voraus das Vergnügen der glücklich vollendeten Reiſe, als plötzlich eine Windſtille, der Vorläufer eines fürchterlichen Sturmes, eintrat, der, im Weſten ſich erhebend, die Canoes von einander trennte und vor ſich her trieb. Von zwei Booten wurde nie wieder etwas gehört, das dritte blieb mehrere Tage ein Spiel der Winde, ſuchte jedoch, als ſich wieder ſchönes Wetter einſtellte, den Ort ſeiner Beſtimmung zu erreichen, da es noch auf zwei Wochen mit Lebensmitteln verſehen war. Allein ein zweiter Sturm warf die Unglücklichen noch weiter zurück, als der erſte, und hielt ſo lange an, daß ihre Kräfte ſanken. So vergingen viele Tage und mit jeder Stunde entfernten ſie ſich weiter von ihrer Heimath. Die See ſchlug zum großen Ungemach der Mannſchaft beſtändig in das Canoe und die Lebensmittel waren aufgezehrt. Eine lange Windſtille und, was für ſie noch ſchlimmer war, heißes, trockenes Wetter folgten dem Sturme und trieb ſie zur Verzweiflung. Die Mannſchaft verſchmachtete unter den brennenden Sonnenſtrahlen und konnte vor Müdigkeit nicht rudern, die Kinder verlangten vergebens Nahrung von ihren Müttern, jedes Mittel, den Durſt zu löſchen, wurde verſucht. Manche tranken Seewaſſer, andere badeten darin oder goſſen es ſich über den Kopf, allein der Mangel an ſüßem Waſſer ließ ſich durch nichts erſetzen; Tag für Tag flehten ſie den Himmel um Regen an und ſtreckten ihm ihre Flaſchenkürbiſſe entgegen; die hoch über ihnen hinziehenden leichten Wolken kündigten ihnen aber nur eine unbeſtimmte Verlängerung ihrer Leiden an. So waren bereits ſiebenzehn aus ihrer Mitte unter fürchterlichen Qualen geſtorben und die Ueberlebenden hatten ſich mit dem ſtoiſchen Gleichmuth der Wilden in daſſelbe Schickſal ergeben.

Doch endlich ſchickte die Vorſehung Hülfe. Der Himmel umzog ſich mit dichten Wolken und ergoß ſich in Regen, der mit haſtiger Begierde auf-

gefangen wurde und nicht nur den Durſt der Armen für den Augenblick ſtillte, ſondern ſie auch noch mit einem Waſſervorrath auf längere Zeit verſah. So geſtärkt, wagten ſie wieder zu hoffen, allein nun meldete ſich ein anderer, nicht minder furchtbarer Feind — der Hunger. Ich will das ſchreckliche Mittel nicht nennen, wodurch ſie am Leben erhalten wurden, bis es ihnen endlich gelang, einen Haifiſch zu fangen, welcher von nun an die Stelle der gräulichen Koſt vertrat, an die ſie ſich in der letzten Zeit gehalten hatten.

Nun konnten ſie wieder rudern und ihre Segel aufziehen und bald erblickten ſie Land und auf dieſem Kokospalmen mit Nüſſen. Sie durchſchnitten glücklich die Brandung, allein, am Ufer angelangt, konnten ſie keinen der hohen Stämme erklimmen, und mußten ſie daher mit der Axt umhauen.

Auf den Wanderungen durch die Inſel entdeckten ſie an mehreren in der Lagune liegenden Canoes und an den die Wälder durchſchneidenden Fußpfaden, daß ſie früher bewohnt geweſen, und da ihnen bekannt war, daß die meiſten Eingebornen der niedrigen Inſeln Menſchenfreſſer ſeien, ſo beſchloſſen ſie, nicht länger an dieſem gefährlichen Orte zu verweilen, als durchaus nöthig war, um wieder zu Kräften zu kommen.

Sie errichteten Hütten, gruben Brunnen, bauten noch drei Canoes und ſammelten einen beträchtlichen Vorrath von Kokosnüſſen und getrockneten Fiſchen.

Da ſie eine Zeit lang nicht in ihrer Ruhe geſtört wurden, ſo ſchwanden nach und nach ihre Beſorgniſſe und ſie blieben volle 13 Monate auf der Inſel, worauf ſie ſich wieder dem tückiſchen Meere anvertrauten.

Sie ſteuerten gegen Nordweſt und erblickten nach Verlauf mehrerer Tage die unbewohnte Byam-Martins-Inſel. Als ſie auf dieſer zu landen ſuchten, bekam ihr Canoe ein Leck, wobei zwar Keiner das Leben verlor, wodurch aber ein längerer Aufenthalt nöthig wurde, ſo daß ſie bereits acht Monate dort zugebracht hatten, als Beechey ſie antraf.

Aus verſchiedenen Umſtänden ergab es ſich, daß die Inſel, auf welcher die Unglücklichen nach langen Irrfahrten zuerſt landeten, Teku oder die Barrowinſel war. Teku iſt aber von der Ketteninſel in gerader Linie 420 Seemeilen weit entfernt, und wenn man dazu die 100 Meilen, welche ſie anfangs gegen Maitia hin zurückgelegt haben mochten und die Strecke hinzurechnet, welche ſie bis nach der Barrowinſel zurückſegelten, ſo kann man wohl annehmen, daß ſie 600 Meilen weit nach Oſten verſchlagen wurden.

So ſehen wir, daß ſowohl in der nördlichen, als in der ſüdlichen Hemiſphäre der Menſchenſtrom ſich recht gut dem Lauf der Sonne entgegen auf dem großen Ocean von Weſten nach Oſten hat fortbewegen können, und daß die letzten Anklänge der aſiatiſchen Bildung, ohne daß die Elemente ſich ihrer Verbreitung unerbittlich widerſetzten, im Laufe der Zeiten ſogar bis zur Oſterinſel fortzuſchreiten vermochten.

Wie häufig mögen ſich nicht Scenen, wie die angeführten, auf dem weiten Ocean erneuert haben? Wie häufig mag der Sturm abenteuerliche Seefahrer, kühne Schiffer, unglückliche Flüchtlinge, welche der grauſame Krieg von der väterlichen Scholle verbannte, ergriffen und ſie weit weg in das pfadloſe, unbekannte Meer geſchleudert haben? Manche fanden ſonder Zweifel dort ihr Grab — und erlagen dem Orkan oder dem noch ſchrecklicheren langſamen Foltertode des Hungers — doch einige erreichten glücklich irgend ein grünes Eiland, wo ſie ihr Leben friſten und die Gründer eines neuen Volkes werden konnten. So geht auch von den unzähligen Pflanzenſamen, welche die Strömungen des Oceans nach ſich führen, die Mehrzahl in der Salzfluth verloren, doch manches, von einem glücklicheren Geſchick geleitet, erreicht wohlbehalten und keimkräftig die ſtille Lagune und trägt zum Schmuck des nackten Felſens bei, wo es endlich nach langen Irrfahrten eine neue Heimath fand.

Wie höchſt intereſſant wäre es, den Schleier zu lüften, der die geheimnißvolle Geſchichte der Pflanzen, Thiere und Menſchen auf den einſamen Inſeln des großen Weltmeeres bedeckt, die fernen Quellen aufzufinden, die ſich hier zu einer neuen Schöpfung vereinigten. Doch keines Menſchen Auge wird jemals dieſe Myſterien durchdringen, und nur in ſeinen großen allgemeinen Zügen können wir das Walten des Oceans bei der Verbreitung des organiſchen Lebens erkennen.

Sechstes Kapitel.

Juan Fernandez.

Entdeckung der Inſel. — Beſchreibung derſelben. — Alexander Selkirk. — Seine Abenteuer auf der Inſel. — Wie es ihm ſpäter in der Heimath gefiel. — Defoe, Verfaſſer des Robinſon. — Cowper's Gedicht über Selkirk. — Anſon im großen Ocean. — Unerhörte Drangſale ſeines Geſchwaders ehe er Juan Fernandez erreichte. — Rettung und Freude. — Ziegen, Hunde. — Seelöwen. — Fiſchreichthum des Meeres. — Das Tantalusgeſchick des Gloceſter. — Anſon verläßt Juan Fernandez. — Verſuche der Spanier und Chilener eine Strafcolonie zu gründen. — D'Urville's Beſuch 1838. — Letzte Nachrichten vom Jahre 1858.

Ihrer Größe oder ihrer Schönheit, der Wichtigkeit ihrer Producte oder ihrer günſtigen Lage für den Handel verdanken andere Inſeln ihren Ruhm: Juan Fernandez aber lebt in dem Gedächtniß der Menſchen hauptſächlich — durch einen Roman!

Denn hier war es, wo Alexander Selkirk, der wahre urſprüngliche Robinſon, der Stammvater des Cruſoë, des jüngeren, des ſchweizeriſchen, mit einem Wort des ganzen zahlreichen, noch immer friſch blühenden Geſchlechts der Robinſone, jahrelang von allen Menſchen abgeſchieden verweilte, nicht ahnend, daß aus ſeiner fernen Einſiedelei ein Licht der Belehrung und der Freude für unzählige Kinderherzen hervorgehen würde!

Schon unſeres alten Jugendfreundes wegen, wird Selkirk's nähere Bekanntſchaft dir gewiß nicht unangenehm ſein, doch ehe ich ihn dir vorſtelle, lieber Leſer, wollen wir einige Augenblicke bei der Beſchreibung und früheren Geſchichte der durch ihn ſo berühmten Inſel verweilen.

Im Jahre 1563 ward ſie zufällig von Juan Fernandez entdeckt, dem bereits erwähnten ſpaniſchen Lootſen, der ſtatt wie ſeine Vorgänger ſich ſclaviſch an die Küſte zu halten, wo ſie faſt immer gegen den widrigen Südwind, und ſtets gegen die Strömung anzukämpfen hatten, muthig von Callao aus in das weite Meer hinaus ſteuerte, und auf dieſe Weiſe den richtigen Seeweg von Peru nach Chili und dem Cap Horn zuerſt auffand.

Mit größtentheils ſteilen Küſten erhebt ſich die kleine vier Stunden lange, zwei Stunden breite Inſel hoch aus dem Meere. Die ſcharfen phan-

taſtiſch ausgezackten Bergſpitzen ſind meilenweit ſichtbar, und beim Herannahen entfaltet ſich den Blicken eine ſchöne Felſen-, Wald- und Wieſennatur. Fruchtbare Thäler von ſilbernen Bächen durchrieſelt, welche zuweilen nicht unbeträchtliche Waſſerfälle bilden, ziehen ſich die Berge hinan. An der Nordſeite liegt der Hafen, eine kraterartig abgerundete Bucht, von einem hohen Felſenkeſſel umſchloſſen. Widrige Winde machen ihn oft lange Zeit unzugänglich. Die Ausſicht vom Ankerplatz wird als ſehr ſchön geſchildert, da vom Strande aus das Land ſich ſanft etwa eine halbe deutſche Meile weit, bis zu einem im Hintergrunde faſt ſenkrecht zu einer Höhe von 1700 Fuß emporſteigenden Bergrücken erhebt, deſſen flacher tafelartiger Scheitel mit Waldwuchs bedeckt iſt. Nach dem Meere hin ſenken ſich die Klippen, rechts und links, bis ſie am Waſſerrande nur noch ſieben- oder achthundert Fuß hoch ſind. Herrliche Gruppen von Myrtenbäumen, meiſtentheils frei von Unterholz, ſo daß der Wanderer ſie leicht durchſchreiten kann, verzieren den anmuthigen Naturpark des Thales. Kohlpalmen ſieht man häufig, eine köſtliche Gabe für den armen Seemann, der lange des erfriſchenden Gemüſes entbehrte, und auch Kirſchbäume und Pfirſiche, die der dankbare Anſon zuerſt aus einem andern Welttheil hierher verpflanzte.

Münze und Thymian erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen; die Erdbeere duftet im Schatten der blumenreichen Gebüſche, und liſpelnde Bäche ſchlängeln ſich überall durch den grünenden Wieſengrund, um endlich zwiſchen dem Steingeröll des Strandes zu verſchwinden. Eine regſame kleine Thierwelt, theils urſprünglich, theils von fremden Seefahrern eingeführt, bringt Leben und Bewegung in dieſe ſchöne Wildniß. Ein hübſcher Colibri (Otiorynchus stephanoïdes) ſchwebt von Buſch zu Buſch und Ziegen graſen auf jeder Höhe. Letzteres Thier ſoll urſprünglich von Juan Fernandez ſelbſt hierhergebracht worden ſein, der, wie es ſcheint, des Lootſenlebens müde, bald nach ihrer Entdeckung mit Frau und Kindern ſich auf der Inſel niederließ; nachdem aber Valdivia Chili erobert hatte, ſich dorthin zurückzog. Veränderlichkeit iſt wohl dem Seemann zu verzeihen, der lange mit den veränderlichen Winden gekämpft!

Die Inſel, welche ungefähr 115 geographiſche Meilen von der amerikaniſchen Küſte liegt, wird auch Mas a tierra (dem Lande näher) genannt, um ſie von einer kleineren, aber hochfelſigeren Inſel zu unterſcheiden, die

etwa 50 Seemeilen weiter in's Meer hinausliegt, und daher Mas a fuera (mehr nach außen) genannt wird.

Der Südspitze von Mas a tierra gegenüber erhebt sich ein fast nackter Felsen, „Isla de lobos“ (Seehundsinsel).

Als die Spanier das Hauptland der kleinen Gruppe entdeckten, fanden sie dasselbe gänzlich unbewohnt, und zogen auch ferner keinen Vortheil daraus. Um so nützlicher wurde die Insel ihren furchtbaren Feinden, den Flibustiern, welche sie zu einem ihrer Lieblingsrast- und Erholungsplätze machten, da sie hier nebst Holz, vortrefflichem Wasser, Ziegenfleisch und einem unendlichen Fischreichthum, auch viele Monate im Jahre einen sicheren Ankerplatz fanden. Gestärkt an Leib und Seele konnten sie endlich von diesem so günstig gelegenen Punkte aus die ganze Küste weit und breit bedrohen.

Der Aufenthalt Alexander Selkirk's auf der Insel fällt zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Er war Oberbootsmann an Bord des „Cinque-ports“, eines kleinen Schiffes von 90 Tonnen, welches in Gesellschaft des vom berühmten Weltumsegler Dampier befehligten „St. George“ im Jahre 1704 das Cap Horn umsegelte, um im stillen Ocean gegen die Spanier zu kreuzen. Im September desselben Jahres, nachdem der „Cinque-ports“ in Folge eines Streites sich bereits vom Dampier getrennt hatte, entzweite sich Selkirk gleichfalls mit dem Capitän Stradling (allem Anschein nach ein ächter Seebär), als sie eben vor Juan Fernandez ankerten, und da außerdem das Schiff sehr leck und sonst in trauriger Verfassung war, entschloß er sich allein da zu bleiben. Als jedoch das Boot wieder vom Ufer abstieß, wankte sein Entschluß und er begehrte wieder an Bord aufgenommen zu werden. Aber der Capitän versagte ihm die Bitte und ließ ihn auf der wüsten Insel mit seinen Kleidern, Bettzeug, einer Flinte, etwas Schießbedarf, einer Axt, einem Messer und einem Kessel, nebst seinen Büchern und metrischen Instrumenten zurück. Anfangs drückte die Einsamkeit schwer auf Selkirk's Herz, allmälig jedoch lernte er, durch Religion und Gewohnheit getröstet, sich in seine verlassene Lage finden, und fühlte sich endlich vollkommen glücklich und zufrieden.

Durch Uebung lernte er die wilden Ziegen im Laufen einholen, und will über tausend während seines Aufenthaltes auf der Insel gefangen haben, von welchen er die Hälfte wieder laufen ließ, nachdem er sie vorher durch Aufschlitzen der Ohren gezeichnet hatte. Die erste Ziege, welche ungefähr dreißig Jahre später Anson's Leute auf der Insel fingen, war auf eine solche

Weiſe geſchlitzt, und da ſie ſehr alt war, ſchloß man daraus, daß ſie einſt unter Selkirk's Händen geweſen. Er zähmte auch kleine Zicklein und hielt ſich eine Katzengarde, zum Schutz während des Schlafes gegen die Frechheit der Ratten. Als ſein Zeug abgenutzt war, machte er ſich Kleider aus Ziegenfellen; das Schuhmachen jedoch wollte ihm nicht gelingen. Mit dem Bau und dem Verzieren ſeiner Hütte, mit Jagd und Fiſcherei, mit andächtigen Uebungen und dem Abrichten ſeiner zahmen Thiere, mit welchen er oft zu tanzen und zu ſingen pflegte, vertrieb er ſich die Zeit, bis endlich nach 4 Jahren und 4 Monaten zwei engliſche Kaperſchiffe, der „Duke“, Capitän Rogers und die „Duchess“, Capitän Courteney von Briſtol, vor Juan Fernandez erſchienen und ihn halb unfreiwillig mitnahmen.

Ein Beſuch von Spaniern, vor deren Flintenſchüſſen er durch die Flucht ſich rettete, und ein Sturz von einer Felswand, in Folge deſſen er drei Tage (wie er nach der Veränderung des Mondes berechnete) beſinnungslos auf der Erde lag, und dann kaum nach der Hütte kriechen konnte, wo er längere Zeit das Bett hüten mußte, waren die einzigen epochemachenden Ereigniſſe, welche die Einförmigkeit ſeines Einſiedlerlebens unterbrachen. Obgleich er alle Tage laut geleſen und gebetet, ſo war doch ſeine Sprache durch lange Entwöhnung faſt unverſtändlich geworden. An Bord des „Duke“ befand ſich der damals 57 Jahr alte, bereits erwähnte Dampier als Lootſe (man vermuthet, daß ein fehlerhaftes Betragen des genialen Mannes den Verluſt ſeines früheren Ranges verſchuldet haben möge), auf deſſen Empfehlung Selkirk als Bootsmann angeſtellt wurde. In dieſer Beſchaffenheit nahm er Theil an der Einäſcherung einer kleinen peruvianiſchen Küſtenſtadt, ſo wie am Kapern eines Manilla Schiffs an der kaliforniſchen Küſte und kehrte am 1. October 1711 um das Cap der guten Hoffnung nach England zurück.

Sein Verweilen auf Juan Fernandez war ſein Glück geweſen, denn bald nachdem er ſich von dem Cinque-ports getrennt hatte, war das Schiff von den Spaniern genommen worden, und deſſen Mannſchaft mußte viele Jahre lang in einem elenden Kerker ſchmachten. So lenkt oft die Vorſehung unſer Geſchick viel beſſer als wir es nach freier Wahl vermocht hätten, und manche allem Anſchein nach traurige Lage würde uns wie eine Wohlthat erſcheinen, wenn wir ſie in allen ihren Folgen durchſchauen könnten. Zu den Menſchen zurückgekehrt, ſehnte ſich Selkirk oft in ſeine romantiſche Einſamkeit zurück. Er konnte ſich nicht mehr in das geſchäftige Treiben finden, und die

Feſſeln des geſelligen Lebens drückten ſchwer auf ſein Gemüth. Er pflegte ſich ſtundenlang auf einen hohen Felſen zurückzuziehen, und wie in tiefen Gedanken verſunken auf das Meer hinauszuſchauen. Dann mochte wohl Juan Fernandez vor ſeiner Phantaſie wieder auftauchen, und die Stimmen der Wildniß hallten aus dem fernen Ocean ihm entgegen.

Da Selkirk's merkwürdige Abenteuer einiges Aufſehen erregten, ſchrieb er ſie nieder und vertraute das Manuſcript einem jungen talentvollen Schriftſteller Daniel Defoe, um den rohen Stoff zu beiderſeitigem Nutzen künſtleriſch zu bearbeiten. Der Litterat behielt die Papiere und gab ſie nach einiger Zeit dem armen Seemann kalt vornehm zurück, mit der Bemerkung, daß ſich nichts daraus machen laſſe. Doch bald darauf erſchien „Robinſon Cruſoë" der einen außerordentlichen Abſatz fand und Defoe viel Geld einbrachte, von welchem (ich erröthe, indem ich es niederſchreibe) er jedoch Selkirk auch keinen einzigen Schilling mittheilte! Nach Jahren eines bewegten Lebens vertraute der alte Defoe ſein Vermögen einem Sohne an, unter der Bedingung, daß dieſer ihm eine Leibrente dafür auszahlen ſollte; aber der unnatürliche Böſewicht vergaß die Verpflichtung und ließ den greiſen Vater darben und hungern. Bei der Erinnerung an vergängene Tage, muß dem lebensmüden Verfaſſer des Robinſon der arme Selkirk oft vorgeſchwebt haben; was hätte er nicht darum gegeben, wäre er damals gerecht und edel geweſen!

Selkirk's Einſiedlerleben auf Juan Fernandez gab ſpäter auch dem Dichter Cowper den Stoff zu einigen ſchönen, in England allgemein bekannten Verſen, in welchen die Gedanken, die eine ſolche Lage hervorzurufen vermag, treffend und naturwahr geſchildert ſind. Ein, wenn auch ſchwacher Ueberſetzungsverſuch, wird hoffentlich dem nachſichtigen Leſer nicht mißfallen:

Herrſcher bin ich aller Dinge,
Die mein Auge rings beſchauet:
Thiere, Vögel ſind mir hörig:
Keiner, der mir widerſtände!

Einſamkeit, wo iſt das Schöne,
Das der Dichter von dir fabelt?
Lieber unter Menſchen darben,
Als der Wüſte König ſein.

Ach, der Menſchheit ganz entfremdet,
Schlepp' ich meine müden Tage;
Höre nie des Freundes Stimme,
Schrecke vor der eigenen Klang!

Theilnahmlos und unverzaget
Geht das Thier an mir vorüber,
Kennt den Menſchen noch ſo wenig,
Seine Zahmheit grauet mir.

Freundſchaft! Liebe! holde Gaben
Uns von Gott zum Glück beſcheeret;
Hätt' ich nur des Vogels Schwingen!
Ach, wie eilt ich zu euch hin!

Würde dann des Kummers Laſten
An des Bruders Bruſt erleichtern,
Von dem Alter Weisheit lernen,
Mit der Jugend fröhlich ſein.

Christenandacht! weiche Schätze
Liegen in dem Wort verborgen,
Werthvoller als Gold und Silber
Oder was die Welt sonst beut.

Doch den Ton der Kirchenglocken
Hörten nimmer diese Thäler;
Seufzten nie beim Grabgeläute,
Lachten nie am Sabbathmorgen.

Winde, die ihr mich verschlagen,
Führet dieser öden Küste
Irgend eine liebe Kunde
Aus der fernen Heimath zu!

Denken meiner noch die Freunde?
Hat ihr Herz mich nicht vergessen?
Weht mir diesen Trost entgegen,
Sollt' ich sie auch nicht mehr sehen!

O wie schnell eilt der Gedanke
Durch die ungemessenen Räume;
Läßt des Sturmes matte Schwingen,
Läßt den Pfeil des Lichts zurück.

Denk ich an die fernen Lieben,
Trägt im Flug er mich hinüber;
Doch Erinnerung ruft mich grausam
Zur Verzweiflung bald zurück.

Abend ist es; Thier' und Vogel
Sind zum Lager heimgekehret:
Auch für mich gibt's Ruhestunden
Und die Hütte winkt auch mir.

Ja auch hier herrscht Gottes Güte,
Die des Unglücks Nacht erhellet,
In den bittern Kelch des Kummers
Süßen Trost und Balsam gießt!

In das Jahr 1721 fällt der Aufenthalt des berühmten Seehelden und Weltumseglers Anson auf Juan Fernandez. Doch ist die Geschichte, der unerhörten Drangsale, die ihn nöthigten, auf jener menschenleeren Insel eine rettende Zuflucht zu suchen, zu merkwürdig, als daß ich sie nicht etwas ausführlicher mittheilen sollte.

England war damals im Kriege mit Spanien, und Anson erhielt den Auftrag, in die Südsee zu dringen und der entlegenen Westküste Amerika's die Wucht des britischen Dreizacks fühlen zu lassen. Mit sechs größeren und kleineren Kriegsschiffen, die fast 2000 Mann an Bord hatten, segelte der Commodore am Morgen des 7. März 1741 durch die Straße Le Maire, die, obgleich sie sieben bis acht Stunden lang ist, mit Hülfe der Fluth und eines frischen Windes in weniger als zwei Stunden durchflogen wurde. Der heiterste Himmel beschien die sonst so wilde Scene, und das Geschwader, welches den schwierigsten Theil der Fahrt überwunden glaubte und wie auf den Flügeln des Glücks zum Ruhm und zur gewinnreichen Beute getragen schien, gab sich den schmeichelhaftesten Hoffnungen hin. Man hatte keine Ahnung von den schrecklichen Wolken des Mißgeschicks, die sich so bald entladen würden, daß die Zeit so nahe sei, wo die Schiffe sich trennen würden, um nie wieder zusammen zu kommen und die Stunden der Durchfahrt dem letzten heiteren Tage angehörten, den die Meisten noch erleben sollten.

Denn von nun an entſpann ſich bei beſtändig widrigem Weſtwinde eine Reihe von Stürmen, welche ſogar die älteſten Seeleute an Bord überraſchte und zum Geſtändniß nöthigte, daß was ſie bisher für Stürme gehalten, eigentlich nur unbedeutende Briſen waren im Vergleich zur Gewalt dieſer Winde, die ſo kurze und zugleich ſo rieſige Wellen aufthürmten, daß ſie die breiten Wogen des hohen offenen Oceans an Furchtbarkeit übertrafen und das Schiffsvolk in ewiger Gefahr ſchwebte, gegen das Verdeck oder die Bruſtwehren geſchleudert zu werden, wodurch auch viele verwundet und einige getödtet wurden.

Ein tückiſches Nachlaſſen des Sturmes ermuthigte zuweilen zum Aufſpannen der Topſegel, — dann wurden ſie aber im Nu von den Stangen abgeriſſen, und um die Noth zu vervollſtändigen, verfinſterten oft dichte Schneegeſtöber die Luft.

Am 23. März war Anſons Schiff, der „Centurion", durch das ewige Arbeiten im unruhigen Meere, ſo loſe in ſeinem oberen Bau geworden, daß es das Waſſer durch alle Fugen einließ und kaum noch einer von den Officieren oder der Mannſchaft in einem trockenen Bette liegen konnte. Es war ſogar ſelten, daß einer zwei Nächte hinter einander ſich niederlegte, ohne durch die eindringenden Waſſerfluthen vom Lager vertrieben zu werden.

Am 24. März ward einer der beſten Matroſen über Bord geſchwemmt und trotz des enormen Wellenaufruhrs ſah man ihn mächtig ſchwimmen, ohne daß die geringſte Möglichkeit da war, ihm beizuſtehen. Sein unglückliches Loos betrübte um ſo mehr, da man ihn aus den Augen verlor, während er noch mit den Wellen kämpfte und aus der Kraft, die er an den Tag legte, ſchließen mußte, daß er noch lange den Schrecken ſeiner hoffnungsloſen Lage fühlen würde. Auch dieſem Unglücklichen hat Cowper ein ſchönes Gedicht gewidmet, aus dem ich wenigſtens eine Strophe mittheilen will:

No poet wept him: but the page
Of narrative sincere
That tells his name, his worth, his age,
Is wet with Anson's tear:
And tears by bards or heroes shed,
Alike immortalize the dead.

Am 3. April brach ein dreitägiger Sturm aus, der an Wuth alle bisher erlebten überſtieg und in welchem eins der Schiffe den Hauptmaſt verlor.

Am 13. April glaubte man bereits ſo weit nach Weſten vorgedrungen zu ſein, daß man Hoffnung ſchöpfte, die Region der Stürme bald zu verlaſſen und nach wenigen Tagen die vielgeprieſene Heiterkeit des ſtillen Oceans zu genießen. Doch wie ſchrecklich war die Enttäuſchung, als man am folgenden Morgen das Cap Non erblickte und nun erſt die Gewalt der öſtlichen Strömung gewahr wurde, die alle bisherigen Mühen vereitelt hatte. Statt der erhofften Befreiung von allen Drangſalen und Sorgen, ſah man ſich nun genöthigt, von Neuem gegen jene furchtbaren Weſtwinde anzukämpfen, und zwar mit einer entmuthigten, entkräftigten Mannſchaft, deren Reihen bereits der Tod zu lichten anfing. Voll von dieſen niederſchlagenden Gedanken und düſtern Ahnungen, ſteuerte man wiederum nach Südweſten, durch bittere Erfahrung belehrt, daß ſo ſehr man auch beim weſtlichen Cours das Treiben der öſtlichen Strömung mit in Anſchlag brächte, man doch noch bei einem zweiten Verſuch, ihr zu entgehen, ſich noch einmal getäuſcht finden dürfte.

Bis zum 22. April wurde der ſüdweſtliche Cours beibehalten, ſo daß man ſich nun unter dem 60. Breitegrade und nach der Berechnung etwa 6 Grad weſtwärts vom Cap Non befand. Auch die Witterung ſchien günſtiger zu werden. Doch am 24. erhob ſich wiederum ein furchtbarer Sturm, und gegen Mitternacht verlor der Centurion die andern Schiffe des Geſchwaders aus dem Geſicht, die bis dahin trotz aller Gewalt des vorhergegangenen Unwetters ſtets in ſeiner Geſellſchaft geblieben waren.

Am 30. April ſchmeichelte man ſich, daß die Noth nun bald ihr Ziel erreichen würde; doch ſtatt deſſen erreichte ſie im Mai einen noch höheren Grad, ſowohl hinſichtlich der Gewalt der Stürme, als der zunehmenden Sterblichkeit, welche das Schiff mit dem gänzlichen Untergange bedrohte.

Gegen Ende April gab es nur noch wenige an Bord, die nicht mehr oder minder am Scorbut gelitten hätten, und während jenes Monats verlor der Centurion nicht weniger als 43 Mann; im Mai jedoch wuchs die Anzahl der Todesfälle um das Doppelte, und da Juan Fernandez nicht vor Mitte Juni erreicht wurde, hatte bis dahin die Krankheit ſo entſetzlich überhand genommen, daß nach einem Verluſt von mehr als 200 Mann endlich nur noch 24 dienſtfähige Leute gemuſtert werden konnten.

Der ſtille Ocean rechtfertigte nur ſehr wenig ſeinen Namen, denn als der Centurion am 8. Mai der Inſel Socorro gegenüber lag, wo das erſte

Stelldichein mit den übrigen Schiffen verabredet worden war, sah er sich nach mehrtägigem Kreuzen in seinen Erwartungen getäuscht. Dabei mußte man jeden Augenblick befürchten, an's Land getrieben zu werden, dessen wilder Anblick wahrhaft schreckenerregend war, denn hoch über der öden Felsenküste sah man die schneeigen Andeskuppen emporsteigen und steil senkte sich das Ufer in's Meer hinab. Alle diese Gefahren, die über vierzehn Tage dauerten, wurden durch die großen Schwierigkeiten, das Schiff zu manövriren, erhöht. Während eines der häufigen Windstöße fuhr ein Feuerstrahl über das Verdeck, zersprang mit einem furchtbaren Knall und verwundete mehrere Matrosen und Officiere. Das Meteor war von einem starken Schwefelgeruch begleitet und die Flamme sonder Zweifel von derselben Natur, wie die größeren und gewaltigeren Blitze, die gleichzeitig durch die Lüfte fuhren.

Am 22. Mai schien sich die Gewalt aller vorhergegangenen Stürme zum Untergange des unglücklichen Schiffes verschworen zu haben. Fast alle Segel wurden zerrissen, und gegen 8 Uhr Abends schlug eine berghohe Woge mit so furchtbarer Gewalt gegen das Schiff, daß durch den Stoß fast alles Tauwerk zerstört wurde und die Masten umzustürzen drohten. Man erwartete jeden Augenblick den Untergang und obgleich nach einigen Stunden der Wind nachließ, so rollte das Fahrzeug aus Mangel an Segeln doch hülflos in der hohlen See umher. Man that sein Bestes, den Schaden, so weit es möglich war, wieder gut zu machen und das Segelwerk zu ordnen, da man in der größten Gefahr schwebte, an die unwirthbare Küste von Chiloë geworfen zu werden.

Glücklicher Weise drehte sich plötzlich der Wind, als die Noth am höchsten war, so daß man mit nur einem Segel vom Lande wegsteuerte. Der Capitän führte das Steuerruder, während alle andern noch dienstfähigen Hände mit den Segeln, dem Tauwerk und der Befestigung der Masten beschäftigt waren. Nach diesem entsetzlichen Sturme besserte sich jedoch das Wetter und Anson, der nun überzeugt war, daß die andern Schiffe untergegangen seien, beschloß, ohne ferner auf sie zu warten, nach Juan Fernandez zu segeln, dem einzigen Punkte, wo sich eine Möglichkeit zeigte, die Kranken wieder herzustellen und das so übel zugerichtete Schiff wieder auszubessern. Befand sich dort zufällig ein spanisches Kriegsschiff, so war das Loos der Expedition entschieden, denn an eine Vertheidigung war nicht zu denken.

Am 28. Mai befand ſich der Centurion ganz in der Nähe von Juan Fernandez. Doch die tückiſchen Mächte, die ſo unſägliches Elend über die Engländer gebracht, wollten auch jetzt noch nicht von ihren Verfolgungen ablaſſen und bewirkten eine Veränderung des Courſes, wodurch 9 Tage und 70 bis 80 Mann verloren gingen, die ohne Zweifel gerettet worden wären, wenn man die urſprüngliche Richtung nur noch einige Stunden beibehalten hätte.

Endlich am 9. Juni bei Tagesanbruch zeigten ſich deutlich die Bergſpitzen der heiß erſehnten Inſel. Der Zuſtand des Centurion war nun ſo kläglich geworden, daß unter den 200 und einigen Mann, die er noch immer an Bord hatte, kaum Hände genug, mit Einſchluß der Officiere, Diener und Schiffsjungen, vorhanden waren, um ihn in den Rettungshafen zu führen.

Am 10. Juni befand man ſich unter dem Winde der Inſel und nahm mit Freuden wahr, daß die wildzerklüfteten, zackigen Felsmaſſen, die aus der Ferne betrachtet einen nichts weniger als einladenden Anblick gewährten, in der Nähe ganz anders ausſahen, da Waldung ſie faſt überall bekleidete, und die ſchönſten Thäler, mit dem anmuthigſten Grün geſchmückt und von Bächen und Waſſerfällen durchrieſelt, ſich an die Bergabhänge lehnten. Es iſt unbeſchreiblich, mit welcher erwartungsvollen Freude man das anmuthige Landſchaftsbild betrachtete und wie ſehnſüchtig die Blicke an einer Cascade von der durchſichtigſten Klarheit hingen, die von einem faſt hundert Fuß hohen Felſen in der Nähe des Schiffes in's Meer ſtürzte.

Trotz allen Eifers, womit man beſchäftigt war, die Kranken, deren Anzahl ſich wenigſtens auf 180 belief, ſo bald als möglich aus ihrer ekelhaften Lage zu befreien, denn man kann ſich denken, in welchem unſäglichen Schmutze ſie lagen, war es doch nicht möglich, ſie vor dem 16. an's Land zu ſchaffen, da erſt die Zelte zu ihrer Aufnahme aufgeſchlagen werden mußten. Die Meiſten trug man in ihren Hängematten an's Ufer, eine ſehr ermüdende Arbeit, an welcher der Commodore ſelbſt Theil nahm. Faſt drei Wochen vergingen nach dem Landen, ehe die Sterblichkeit bedeutend nachließ; mehrere ſtarben ſchon in den Booten, ſo wie ſie an die friſche Luft kamen, und während der erſten zehn oder zwölf Tage wurden ſelten weniger als ſechs täglich begraben. Die am ſchwerſten Erkrankten erholten ſich nur ſehr langſam, doch diejenigen, die beim Landen noch hatten kriechen können, fühlten ſich bald gekräftigt.

Es war aber auch, als ob die Natur die reizende Inſel zu einem Heilort für ſcorbutiſche Kranke beſtimmt hätte, denn Waſſerkreſſe und Porzellan, der vortrefflichſte wilde Sauerampfer und eine unendliche Menge von Rüben und Radieſen entwuchſen dem leichten Boden und gediehen, vom zuträglichſten Clima begünſtigt. Die Waldung, welche faſt überall die Berge bedeckte, war frei von allem Unterholz und der hügelige Boden gewährte nach allen Seiten Anblicke voll romantiſcher Schönheit. Es gab Punkte, wo der Schatten und Wohlgeruch der zuſammenhängenden Wälder, die Größe der überhängenden Felsmaſſen und die Durchſichtigkeit der Waſſerfälle zu landſchaftlichen Bildern ſich vereinigten, deren Anmuth ſchwerlich übertroffen werden konnte.

Die Stelle, die Commodore Anſon zur Aufrichtung ſeines Zeltes wählte, war ein kleiner Grasplatz auf einer ſanften Anhöhe, ungefähr eine halbe engliſche Meile vom Meer. Nach vorn eröffnete ſich durch das Gehölz eine breite Lichtung, die, allmälig nach dem Ufer ſich ſenkend, eine freie Ausſicht auf die Bucht und das vor Anker liegende Schiff geſtattete. Nach hinten war der Grasplatz durch einen hohen Myrthenwald amphitheatraliſch umſchloſſen, über welchem hohe Bergkuppen zum Vorſchein kamen, und die Großartigkeit der Landſchaft vermehrten. Zwei Bäche, von den Bäumen, welche den Grasplatz einrahmten, beſchattet, floſſen rechts und links vom Zelte und vollendeten die liebliche Symmetrie der idylliſchen Scene.

Die zahlreichen Ziegen, die Selkirk auf der Inſel fand, hatten durch die von den Spaniern eingeführten Hunde bedeutend gelitten und nur noch wenige lebten auf den unzugänglichſten Felſen, wo ſie in getrennten Heerden von 20 oder 30 Stück, die ſich niemals unter einander vermiſchten, eben ſo viele verſchiedene Veſten bewohnten und äußerſt ſchwer zu tödten waren.

Dagegen hatten ſich die Hunde außerordentlich vermehrt, ſo daß einzelne Perſonen öfters von ihnen angefallen wurden. Die Seltenheit der Ziegen ließ vermuthen, daß ſie von jungen Robben lebten. Dieſe letzteren bildeten ebenfalls eine Lieblingsſpeiſe der Engländer, die ſie unter dem Namen Lamm verzehrten, ſo wie ſie ſich die Seelöwen unter dem Namen Rindfleiſch wohlſchmecken ließen. Letztere waren mitunter 20 Fuß lang und von einem Umfange von 15 Fuß. Nach Durchſchneidung der zolldicken Haut kam eine wenigſtens fußdicke Fettſchicht, ehe man zum Fleiſch oder den Knochen gelangte. Die Blutmenge dieſer Thiere war erſtaunlich, denn wenn man ſie

auch an zwölf verſchiedenen Stellen verwundete, ſprang aus jeder Oeffnung ein rother Strahl hervor. Um die Menge des Blutes zu meſſen, wurde ein Seelöwe erſchoſſen und alsdann erſt das Blut herausgelaſſen, welches zwei Fäſſer füllte. Das Haar war kurz und braun, aber der Schwanz und die Finnen faſt ſchwarz. Die Männchen hatten eine große Schnauze, die fünf bis ſechs Zoll herabhing. Während des Sommers halten ſich dieſe Thiere auf dem hohen Meere auf, im Winter auf dem Lande, wo ſie vom Graſe und vom Grünen leben, welches am Ufer der Süßwaſſerbäche wächſt. Während des Schlafes ſtellen ſie Wachen aus, die aus großer Ferne Lärm geben können, da ſie eine ſehr ſtarke Stimme haben. Die Männchen liefern ſich oft furchtbare Schlachten, und eines Tages war man ſehr erſtaunt, zwei Thiere zu ſehen, die ganz anders ausſahen wie gewöhnlich, doch beim Nähertreten fand man, daß es zwei Seelöwen waren, die ſich mit den Zähnen ſo geſtoßen hatten, daß ſie über und über mit Blut bedeckt waren. Das Herz und die Zunge ſchmeckten vorzüglich gut und waren denſelben Theilen vom Ochſen weit vorzuziehen. Man konnte die Seelöwen leicht tödten, da ihre Bewegungen auf dem Lande ſehr ſchwerfällig waren.

Außerdem lieferte das Meer die vortrefflichſten Fiſche, beſonders eine ſchwarzgefärbte Art, die vor allen geſchätzt, den Namen Schornſteinfeger erhielt. Seekrebſe gab es von einer Größe und Feinheit des Geſchmacks wie vielleicht nirgends in der Welt. Sie wogen bis zu acht oder neun Pfund, und waren ſo zahlreich, daß die Bootshaken ſie öfters durchſtachen, als die Schaluppen landeten oder vom Ufer abſtießen.

Man hatte ſich noch nicht lange aller dieſer herrlichen Gaben erfreut, die nach ſo vielen Leiden und Entbehrungen ganz unausſprechliche Genüſſe gewährten, als am 21. Juni ein fernes Schiff geſehen wurde, welches aber bald wieder im Nebel verſchwand und erſt am 26. gegen Mittag von Neuem ſich näherte. Man fürchtete, es möchte ein ſpaniſcher Kreuzer ſein, aber die Beſorgniß wurde bald zur Freude, als man in jenem verdächtigen Fahrzeuge den Gloceſter, einen der für verloren gehaltenen Gefährten des Centurion erkannte. Ein mit ſüßem Waſſer, Gemüſen und Fiſchen beladenes Boot wurde ſogleich zur Hülfe geſandt und nie kam eine ſolche gelegener, denn vielleicht noch nie hatte eine Schiffsbemannung mehr zu leiden gehabt. Zwei Drittel derſelben waren bereits über Bord geworfen und wäre die Hülfe

nicht noch rechtzeitig gekommen, ſo würde der Durſt auch die übrigen hinweggerafft haben. Der ungünſtige Wind erlaubte dem Schiffe nicht, die Rhede zu erreichen, ſo daß am folgenden Tage der Commodore ein zweites Boot mit Lebensmitteln hinausſandte, deſſen Bemannung ſammt der des erſten der Capitän Mitchell ſich genöthigt ſah, an Bord zu behalten, da ohne dieſe Verſtärkung er nicht mehr im Stande war, das Schiff zu regieren. Faſt vierzehn Tage lang — die Hölle an Bord, das Paradies vor Augen — blieb der Gloceſter vor der Inſel, von welcher der feindliche Wind ihn abwehrte. Da entfernte er ſich am 9. Juli und erſt am 16. ſah man ihn wieder, ſich vergebens bemühend, die Oſtſpitze der Inſel zu umſegeln, denn der Wind blies ihn noch immer vom Lande weg, ſo daß er ſich demſelben nur auf einige Meilen nähern konnte. Auf ſeine Nothſignale wurde nun das große Schiffsboot mit Proviant hinausgeſchickt und zwar mit dem ausdrücklichen Befehl, ſogleich zurückzukehren, welches aber wegen der ſtürmiſchen Witterung erſt am dritten Tage gelang. Das Boot brachte 6 Kranke mit, von welchen zwei noch auf der Ueberfahrt ſtarben, und verkündete, daß ohne die geleiſtete Hülfe keiner an Bord am Leben geblieben wäre. Leider gab es kein Mittel, das Schiff ſeiner qualvollen Lage zu entziehen, die noch an demſelben Tage ſich verzweiflungsvoller als jemals geſtaltete, denn noch einmal verlor man es aus dem Geſicht und glaubte, daß es ihm nimmer gelingen würde, zu ankern, welches jedoch endlich am 24. Juli glücklich zu Stande kam, 33 Tage, nachdem es die Inſel zuerſt geſehen.

Der ſo hart geprüfte Gloceſter hatte nicht weniger als Dreiviertel ſeiner Mannſchaft verloren, doch von den Ueberlebenden ſtarben gegen alle Erwartung nur noch ſehr wenige, wahrſcheinlich weil nur die ſtärkſten Naturen, die den lebenskräftigen Keim der Beſſerung in ſich trugen, jenem Uebermaß von Drangſalen hatten widerſtehen können.

Unterdeſſen war die Zeit gehörig benutzt worden, um den Centurion zu reinigen, die Waſſerfäſſer zu füllen und alles ſo ſchnell als möglich in Stand zu ſetzen, da man nicht ohne Furcht vor den ſpaniſchen Kreuzern war. Ein Ofen zum Brodbacken ward eingerichtet, und ſowie im Juli ein Theil der Mannſchaft wieder zu Kräften kam, mußten die Stärkſten Bäume fällen und ſpalten. Die Schmiede wurde an's Land geſchickt und ein großes Zelt für die Segelmacher errichtet.

Im September fand es ſich, daß der Centurion ſeit Anfang der Reiſe 292 Mann verloren und nur noch 214 an Bord hatte. Noch bedeutender waren die Verluſte des Gloceſter, der merkwürdiger Weiſe ebenfalls 292 Mann eingebüßt, aber nur 82 behalten hatte. Mit einer ſo ſtark zuſammengeſchmolzenen Mannſchaft ließ ſich natürlich nichts bedeutendes mehr unternehmen und man mußte ſogar befürchten, dem ſpaniſchen Admiral Pizarro zu begegnen, der, wie man wußte, den Auftrag hatte, Anſon's Pläne in der Südſee zu durchkreuzen. Von einem kleinen ſpaniſchen Schiffe, welches am 7. Sept. vor Juan Fernandez ſich ſehen ließ und gekapert wurde, erfuhr man jedoch, daß der Admiral durch dieſelben Stürme, die dem Geſchwader ſo viel Unheil gebracht, nach dem Rio de la Plata zurückgetrieben worden ſei und man alſo von dieſer Seite nichts mehr zu befürchten habe. Die Kranken waren nun vollſtändig wieder hergeſtellt und mit neuen Hoffnungen und neuem Muth verließen ſie, dankbaren Herzens, am 19. Sept. den gaſtlichen Hafen, wo ſie vom äußerſten Elende zum freudigen Gefühl der Kraft, gewiſſermaßen vom Tode zum Leben wieder erweckt worden waren.

Wir werden Anſon auf Tinian wiederfinden und nach ſeinen Drangſalen und Leiden auch von ſeinen Triumphen und ſeinem Glück erzählen.

Im Jahre 1749 verſuchten die Spanier, eine kleine Verbrechercolonie auf Juan Fernandez zu gründen, die aber bald darauf durch daſſelbe Erdbeben zerſtört wurde, welches im Mai 1751 die Stadt Conception in Chili verwüſtete. Das empörte Meer rollte ſeine Wogen über das Thal, ſo daß der arme Gouverneur mit ſeiner Familie und noch 35 andere Perſonen ertranken. Ueberhaupt iſt Juan Fernandez den Erdbeben ſehr ausgeſetzt, und zittert häufig mit, wenn der Continent ſich ſchüttelt. Beim Erdbeben, welches im September 1835 durch ganz Südamerika gefühlt wurde, zogen ſich die Gewäſſer von Cumberland-Bay zurück, kehrten aber bald darauf wildbrauſend wieder und erhoben ſich fünfzehn Fuß höher, als die gewöhnliche Springfluth. Dampf- und Feuerſäulen entſtiegen dem Ocean, eine Seemeile vom Ufer, ſpieen Waſſer und Aſche nach allen Richtungen aus, und ſpäter war auf der früheren Untiefe kein Grund mehr zu finden.

Dieſe Naturereigniſſe, nebſt häufigen Meutereien, der zu großen Nähe des Vaterlandes, welche das Entkommen der Sträflinge erleichterte, und wie man ſagt, der unglaublichen Vermehrung der Ratten, die aller Vorſicht und Verfolgung ungeachtet die Mundvorräthe zerſtörten, vereitelten gleichfalls

den im Jahre 1816 von der chileniſchen Regierung gemachten Verſuch, ein kleines Botany-Bay auf Juan Fernandez zu gründen, ſo daß ſeit 1835 die Inſel wiederum gänzlich der Natur oder zufälligen Beſuchern überlaſſen bleibt.

Robbenſchläger hielten ſich hier früher häufig auf; jetzt erſcheint nur von Zeit zu Zeit ein Walfiſchfänger oder ein von der Neugierde hergeleitetes Kriegsſchiff, um ſich mit friſchem Waſſer zu verſehen, denn die ehemals ſo häufigen Seelöwen ſind vertrieben oder finden ſich nur noch einzeln in den entlegenen Höhlen des Felſengeſtades.

Im Mai 1838 verſuchte D'Urville, in der Cumberland-Bay zu ankern, da der Wind aber fortwährend ungünſtig blieb, begnügte er ſich endlich, ein Boot auszuſetzen, welches nur einige Stunden am Lande verweilte. Die mit Geſträuch überwachſenen Erdwälle und verfallenen Mauern eines kleinen Forts nebſt einigen verroſteten Kanonen zeugten noch von der chileniſchen Beſatzung. Etwas rechts, am Abhange eines kleinen Hügels waren einige geräumige Höhlen in das weichere Geſtein gehauen. Von dort aus konnte man die ganze Bucht überſchauen, und theils der Ausſicht wegen, theils um ihre Neugierde zu befriedigen, erſtiegen die Franzoſen die Höhe. Als ſie ſich einer der Höhlen näherten, ſtürzten fünf oder ſechs große Hunde lautbellend heraus, wurden aber ſogleich von einem Manne gefolgt, der mit einem Worte ſie zum Schweigen brachte und den Fremden mit freundlichem Gruße entgegentrat. Es war ein Greis, aber trotz ſeines Alters ſtark und kräftig; ſeine langen weißen Haare fielen über den nackten, ſonnengebräunten Hals; ſein Geſicht athmete Ruhe und Offenheit; er erinnerte an Cooper's alten Lederſtrumpf. Ein Hemd und eine leinene Hoſe waren ſeine einzige Kleidung; mit Herzlichkeit lud er die Fremden ein, in ſeine Grotte zu treten.

Es war dieſe eine der maleriſchſten Wohnungen, die man ſich denken kann; geräumig, hoch, mit rundem Gewölbe. Der Boden war von ausgezeichneter Reinlichkeit. Rechts hingen Ziegenfelle und geräucherte Fiſche an der Wand und hinter zwei Tonnen befand ſich das beſcheidene Lager des Einſiedlers; daneben eine alte Flinte mit langem Lauf, darüber eine Jagdtaſche aus Robbenfell und ein großes Ochſenhorn. Links ſah man zuerſt den aus einigen Steinen beſtehenden Herd, vor welchem ein großer Jagdhund ſich ausſtreckte, der Liebling des Hausherrn. Etwas entfernt vom Herde lagen auf einem Haufen die Ruder, die Maſten und die Segel ſeines Bootes und noch weiter Seehundsfelle ſymmetriſch aufgeſtapelt. Der Hinter-

grund der Höhle war nacktes Geſtein, mit Ausnahme einiger Büſchel hellgrünen Laubes, welche das durch die Spalten der Felswand ſickernde Waſſer ernährte. Ein ſanftes, durch die offene Thüre hereinfallendes Licht beleuchtete dieſe eigenthümliche Einſiedelei. Der Inhaber ſchien glücklich; ſeine Wünſche und Bedürfniſſe waren beſcheiden und leicht zu befriedigen. Seine Wohnung war geräumig und bequem. Das Meer lieferte ihm Fiſche in Ueberfluß und mit Hülfe ſeiner Hunde konnte er ohne Schwierigkeit die Ziegen auf den Höhen erreichen. Mit den erbeuteten Thierfellen endlich verſchaffte er ſich durch Tauſch alle ſonſtigen Bedürfniſſe von den Schiffen, die von Zeit zu Zeit die Inſel beſuchten.

Dieſer Greis antwortete mit Einfachheit und Gutmüthigkeit auf alle Fragen, während er ſeinerſeits die größte Gleichgültigkeit über die Verhältniſſe ſeiner Beſucher an den Tag legte. Er hielt es nicht der Mühe werth, ſich zu erkundigen, ob ſie Engländer oder Franzoſen ſeien, ob ſie eine Entdeckungsreiſe oder auf Pottfiſche Jagd machten. Man ſah, daß die Inſel ſeine Welt und alles darüber hinausliegende ihm völlig gleichgültig war.

Die Franzoſen nahmen Abſchied vom guten Alten und beeilten ſich, das Ufer wieder zu erreichen, denn ſchon winkte die Flagge der „Aſtrolabe" zur Rückkehr. Es dunkelte bereits, als ſie in's Boot ſtiegen, und die entfernten Schiffe ſahen nur noch wie ſchwarze Punkte aus. Mehr als ſechs Seemeilen mußten rudernd zurückgelegt werden. Am folgenden Morgen erſchienen die bläulichen Bergſpitzen von Juan Fernandez nur noch gleich fernen unſicheren Wolken am Saume des Horizonts.

So endete dieſer kurze Beſuch — ein Bild des Lebens, welches von Anfang bis zu Ende nichts iſt, wie ein Finden und Verlieren, ein Begegnen und Scheiden.

Im Jahr 1845 verweilte der engliſche Marinelieutenant Walpole einige Tage auf der Inſel. Er traf dort einen amerikaniſchen Matroſen, der ſich einiges Geld verdiente, indem er an die Walfiſchfahrer Brennholz und Ziegenfleiſch verkaufte und ihr Führer auf Jagdexcurſionen war. Außerdem bewohnten noch einige chileniſche Familien ein paar elende Hütten. Dieſe Anſiedler beſaßen viele Hühner und Enten, nebſt einigen zahmen Ziegen und lebten hauptſächlich von Fiſchen. Auf ſeine Frage, weßhalb ſie den Boden nicht anbaueten, erhielt er zur Antwort, daß die Ratten allen Samen auffreſſen würden, und fand auch in der That bei etwas näherer Bekanntſchaft,

daß die guten Leute es mit einer unüberwindlichen Ratte der allerſchlimmſten Sorte zu thun hatten — der Faulheit.

Nach den letzten Nachrichten vom Jahre 1858 lebten damals 16 Menſchen auf Juan Fernandez, welches noch immer als chileniſches Beſitzthum betrachtet wird.

Siebentes Kapitel.

Die Galapagos.

Anblick der Inſeln. — Dürre der Küſten. — Vulcane und paraſitiſche Auswurfskegel. — Oede Lavagegenden. — Zunahme der Vegetation auf den öſtlichen Inſeln. — Cactuſe und Euphorbien. — Der üppigere Pflanzenwuchs auf den Anhöhen. — Eidechſen. — Die große Landſchildkröte. — Eigenthümliche Vögel der Galapagos. — Ihre auffallende Zahmheit. — Aehnliches Beiſpiel auf den Falkland's Inſeln. — Klima der Galapagos. — Ihre Geſchichte. — Frühere Bedeutung des Walfiſchfanges in den Buchten der Galapagos. — Port Office Bay. — Ker Porter. — Abenteuer des Irländers Fitz Patrick. — Coloniſation der Galapagos durch den General Flores. — Unglückliches Ende der Colonie. — Skogman's Beſuch 1852.

Keine Palmen umgrünen das Ufer der Galapagos, wie man es wohl auf Inſeln erwarten ſollte, die unter dem ſenkrechten Strahle des Aequators liegen; weder Banane, noch Brodfruchtbaum ernährt hier eine zahlreiche Bevölkerung: wild und abſchreckend, nackt und düſter iſt die Küſte.

Zwar wechſeln jährlich zwei Regenperioden mit zwei trockenen Jahreszeiten ab, und jedesmal, daß die Sonne über dem Aequator ſteht, bringt ſie ſtürmiſches Wetter und häufige atmoſphäriſche Niederſchläge mit ſich; aber das poröſe Geſtein verſchluckt alsbald die befruchtende Feuchtigkeit und man kennt auf dieſer ganzen bedeutenden Inſelgruppe nur einen einzigen Bach, der mit ſeinem dürftigen Tribut das Meer erreicht, nur zwei kleine Waſſerfälle, die an der Südoſtſpitze der Chatham-Inſel über den Felſenrand der Küſte hinabſtürzen.

Namentlich ſind es die niederen Gegenden, die an beſtändiger Dürre leiden, und mit Ausnahme der peruaniſchen Sandküſte oder der afrikaniſchen Sahara, möchte ſchwerlich ein Tropenland von der Ausdehnung der Gala-

pagos zu finden ſein, welches einen ſo troſtloſen, verödeten Charakter darböte und wo Flora noch mit ſo wenigem Erfolge gegen den übermächtigen Vulkan ankämpfte. Denn die Abhänge des Gebirges, welches ſich überall mit abgerundetem Rücken in ſanften Linien erhebt, ſind mit Lavaſtrömen bedeckt, die größtentheils noch durch die Dürftigkeit der Vegetation oder deren vollſtändigen Mangel ihr jugendliches Alter zur Schau tragen, und auf den weſtlichen Inſeln Narborough und Albemarle, wo noch immer das unterirdiſche Feuer zum häufigen Ausbruch kommt, wälzen ſich die glühenden Wogen der Lavaflüſſe über das ſchon ältere vulkaniſche Geſtein hinab, die Keime des vegetabiliſchen Lebens erſtickend, die vielleicht in den Ritzen und Spalten der bereits verwitternden Schlacken ſich entfalten mochten.

Die höheren Inſeln, welche bis zu 3, 4 und ſogar 5000 Fuß ſich erheben, tragen gewöhnlich einen oder mehrere Hauptkrater auf ihren Centralgipfeln, während ihre Flanken mit zahlloſen kleinen paraſitiſchen Auswurfskegeln überſäet ſind.

Auf der Chatam-Inſel zählte Darwin von einer kleinen Anhöhe ſechzig dieſer abgeſtumpften Kegel, alle von einem mehr oder weniger vollſtändigen Crater gekrönt. Die meiſten beſtanden nur aus einem Ring von rothgebrannten Schlacken und erhoben ſich nur fünfzig bis hundert Fuß über die umgebende Lavafläche. Sie erinnerten durch ihre regelmäßige Form an die betriebſamen Gegenden, die mit Hohöfen und Eiſenhütten bedeckt ſind, doch die Todtenſtille der Wildniß führte die wandernde Phantaſie von jenen lebensfriſchen Bildern bald wieder zur öden Wirklichkeit zurück.

Das verſchiedene Alter der Lavaflüſſe läßt ſich am verhältnißmäßig größeren oder geringeren Fortſchritt oder am gänzlichen Mangel der Vegetation deutlich erkennen und nichts kann an Rauhigkeit die Oberfläche der neueren Ströme übertreffen. Man denke ſich ein plötzlich im ſtürmiſchen Aufruhr verſteinertes Meer, und doch würde kein Meer ſolche unregelmäßige Undulationen oder ſo tiefe Wellenklüfte darbieten.

Es wäre intereſſant zu wiſſen, wie viel Zeit eine runzelige Lavafläche unter verſchiedenen Breitegraden bedarf, um ſich durch Verwitterung in ein fruchtbares Feld zu verwandeln. In Island muß eine unberechenbare Reihe von Jahren dazu gehören, da unter dem viel milderen Himmelsſtriche des Aetna Lavaſtröme, die ſchon vor der Eroberung des Marcellus ſich ergoſſen, noch immer nur mit einer dürftigen Pflanzendecke ihr ſchwarzes Ge-

ſtein verhüllen, und auch in der Tropenzone, wo natürlich der Verwandlungsproceß am raſcheſten ſich entwickelt, geht eine lange — lange Zeit darüber hin.

Doch muß ſeit einigen Jahrhunderten die Vegetation auf den Galapagos etwas zugenommen haben, da ſonſt ein ſo genauer Beobachter wie Dampier (1684) nicht behauptet hätte, daß auch die öſtlichen Inſeln außer einigen Cactuſen weder Baum, Strauch, noch Gras hervorbringen, eine Beſchreibung, die gegenwärtig nur auf den weſtlichen Theil der Gruppe bezogen werden kann, wo noch immer häufige vulkaniſche Ausbrüche ſtatt finden und Schutt auf Schutt häufen.

Auf vielen der Galapagos ſieht man beim Heranſegeln die Vegetation faſt gänzlich aufhören, ehe ſie den Meeresrand erreicht, und auf den meiſten iſt das Ufer noch völlig pflanzenleer. Auf einigen zeigen nur die Gipfel oder Theile der Gipfel Spuren der Vegetation, und auf den wenigſten ſenkt ſich das Pflanzenreich bis zum Drittel oder zur Hälfte der Abhänge oder ſogar bis zum Strande herab. Man kann annehmen, daß letztere diejenigen ſind, die das höchſte Alter beſitzen oder wo die vulkaniſche Kraft zuerſt erloſch.

Die Eigenthümlichkeit der Gewächſe trägt ebenfalls das ihrige dazu bei der Landſchaft der niederen Gegenden einen öden, pflanzenleeren Charakter zu geben, da die hervorragendſten derſelben rieſengroße Cactuſe mit breiten zuſammengedrückten Gliedern und wohl eine Viertelelle langen Stacheln (Opuntia galapagensis) oder Wolfsmilcharten ſind, die in einiger Entfernung ganz blattlos erſcheinen, ſo daß erſt bei näherer Betrachtung Darwin gewahr wurde, daß die meiſten dieſer dürren wie abgeſtorbenen Gewächſe nicht nur braune Blättchen trugen, ſondern ſogar eben in voller Blüthe ſtanden.

An der Küſte der Chatham Inſel gab ſich derſelbe Naturforſcher die größte Mühe Pflanzen zu ſammeln, doch gelang es ihm nur zehn Arten aufzutreiben, und zwar ſo kleine elend ausſehende Gewächſe, daß ſie weit eher die Erzeugniſſe einer aretiſchen Flora als eines tropiſchen Landes zu ſein ſchienen. Die Opuntie und eine Akacie ſind die einzigen Pflanzen dieſer Gegenden, welche einigen Schatten werfen.

Weiter hinauf in Höhen, die etwa tauſend Fuß überragen, und namentlich an den ſüdöſtlichen Abhängen, die den größten Theil des Jahres von feuchtem Paſſate angeweht werden, erzeugt die dunſtverdichtende, nebelbildende Kraft des Gebirges, überall wo die ſchon aufgeſchloſſene Lava es geſtattet,

eine Vegetation von einem ganz andern Charakter als diejenige, welche die ausgedörrten, sonneverbrannten Küsten so spärlich bekleidet.

Hier gibt es sogar feuchte mit grobem Riedgrase überwachsene Gründe, in welchen große Mengen einer sehr kleinen Wasserralle leben und brüten: hier gedeihen auch Farne und verschiedene große Grasarten, doch fehlen sogar auf diesen feuchteren Höhen die stattlichen Baumfarne, die gewöhnliche Zierde des tropischen Dickichts, und die gänzliche Abwesenheit aller Palmen ist besonders auffallend in einer im Mittelpunkt der Tropenzone liegenden Inselgruppe.

Von größerem Interesse als die Flora der Galapagos ist die dortige Thierwelt, besonders die der Reptilien und Vögel.

Eine scheußlich häßliche Eidechse, von schmutzig schwarzer Farbe, dumm und träge in ihren Bewegungen, lebt auf dem felsigen Meeresufer und wird häufig mehrere hundert Ellen weit in der See schwimmend angetroffen, während sie auf dem Lande sich niemals vom unmittelbaren Strandsaum entfernt. Sie erreicht bisweilen eine Länge von vier Fuß und ein Gewicht von zwanzig Pfund und ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie von allen noch lebenden Eidechsen die einzige ist, die man zu den eigentlichen Seethieren rechnen kann, da keine andere so ausschließlich von den Produkten des Meeres lebt.

Die grimmigen Ichthyo- und Plesiosauren des urweltlichen Oceans haben nur noch auf diesem einzigen Fleck der Erde diesen sonst nirgends vorkommenden Stellvertreter, der aber nicht wie sie es waren, mit furchtbaren Zähnen und langer Schnauze bewaffnet ist, sondern einen kurzen abgestumpften Kopf besitzt, breiter als lang, so daß das Maul sich nur sehr wenig öffnen kann. Der Amblyrynchus cristatus oder das bekammte Stumpfmaul jagt daher auch nicht den erschrockenen Fischen nach wie jene untergegangenen Tyrannen des Meeres, sondern lebt ausschließlich von Seepflanzen, die es vom überflossenen Gestein abweidet. Seine Beine und starken Klauen eignen sich vorzüglich zum Kriechen über die rauhen zerspaltenen Lavamassen, welche überall die Küsten bilden. Hier kann man häufig Gruppen von sechs oder sieben dieser scheußlichen Reptilien auf den schwarzen Felsblöcken, einige Fuß über der Brandung mit ausgestreckten Beinen sich sonnen sehen.

Außerdem beleben noch andere Thiere den öden Strand. Eine Unzahl brandgelber Krabben kriecht auf dem überflossenen Lavagerölle auf und ab; und auf dem dunkeln Gestein des Ufers stehen Pelikane und Pinguine in langen Reihen, während die umherschwärmenden Tropikvögel und Möven

mit lautem Gekreisch pfeilschnell auf ihre Beute herabstürzen. Seehunde trifft man gleichfalls in bedeutender Menge. Mit unglaublicher Schnelligkeit verfolgen sie die Fische, die man oft weit aus dem Wasser herausspringen sieht, die Verfolger aber springen eben so lustig und schnappen in der Luft nach ihrem Raube. Diese bis zwei Ellen langen Seehunde haben die Vorderfüße mehr nach hinten gestellt als die der Nordsee und können daher den Kopf weit höher in die Luft strecken. Sie kriechen oft eine Strecke vom Strande weg und in das Gebüsch hinein, so daß man mitunter plötzlich auf einer einsamen Küstenwanderung durch ein unwilliges Grunzen und das Fletschen einer achtunggebietenden Zahnreihe überrascht wird. Doch hinter dieser drohenden Maske verbirgt sich nur wenig Gefahr, denn ein einziger Knüttelschlag auf die Schnauze reicht schon hin das wehrlose Thier zu Boden zu strecken.

Eine mit der erwähnten See- oder Wassereidechse sehr nah verwandte Art, die aber ausschließlich das Festland bewohnt, ist auf die Centralinseln des Archipels — Albemarle, James und Indefatigable — beschränkt. Weder im Süden auf den Charles, Hood und Chatham Inseln, noch im Norden, auf Bindloes, Tower und Abingdon ward sie von Darwin gesehen. Auf jenen mittleren Inseln, welche ihre eng begränzte Heimath bilden, bewohnt sie sowohl die höheren und feuchten als die niederen und ausgedörrten Gegenden, doch kommt sie in letzteren weit häufiger vor. Um einen Begriff von ihrer Anzahl zu geben, begnügt sich Darwin zu erwähnen, daß er auf der James Insel Mühe hatte eine Stelle zum Aufschlagen seines Zeltes zu finden, die nicht von ihren unterirdischen Gängen unterwühlt worden wäre. Diese Eidechsen wie ihre Salzwasserbrüder sind häßliche Thiere und ihr niedriger Gesichtswinkel gibt ihnen ein ausnehmend dummes Aussehen. An Größe sind sie etwas geringer als jene, doch erreichen sie ein Gewicht von 10 bis 15 Pfund. Die Farbe ihres Bauches, ihrer Vorderbeine und ihres Kopfes (mit Ausnahme der fast weißen Krone) ist ein schmutziges Orangegelb, der Rücken braunroth. In ihren Bewegungen sind sie faul, wie stumpfsinnig, langsam fortkriechend mit auf die Erde hängendem Bauch und nachschleppendem Schwanze. Sie bleiben oft stehen mit geschlossenen Augen und mit auf dem verdörrten Boden ausgestreckten Hinterbeinen.

Ihr abschreckender Anblick, verbunden mit dem schwarzen Lavagestein, den stacheligen Cacteen, und dem blattlosen Wolfsmilchgesträuch geben der

ganzen Scene einen ſeltſamen vorweltlichen Charakter, und führen die Phantaſie in das längſt verſchwundene Reich der Saurier zurück.

Sie bewohnen Gruben, die ſie zuweilen zwiſchen den Lavatrümmern aushöhlen, meiſtens aber auf ebenen Stellen des weichen vulkaniſchen Tuffs. Die Löcher ſcheinen nicht ſehr tief zu ſein und dringen in die Erde unter einem ſcharfen Winkel, ſo daß beim Darübergehen der Boden beſtändig nachgibt, zum großen Unbehagen des ermüdeten Wanderers. Beim Graben arbeitet das Thier abwechſelnd mit den entgegenſetzten Hälften des Körpers. Ein Vorderfuß kratzt eine kurze Zeit lang die Erde auf und wirft ſie dem Hinterfuße derſelben Seite zu, der eine ſehr angemeſſene Lage hat um ſie jenſeits der Oeffnung der Höhle weiter zu ſcharren. Iſt die eine Körperhälfte ermüdet, ſo wird ſie von der andern abgelöſt. Darwin beobachtete eine ſolche Eidechſe bei der Arbeit, bis ſie halb vergraben war, alsdann zog er ſie beim Schwanz, ſo daß ſie verwundert aus dem Loch ſprang und ihn mit ihren dummen Augen anglotzte als ob ſie fragen wollte, „weßhalb er ſich die Freiheit nehme ſie zu ſtören.“

Dieſe Eidechſen freſſen bei Tage, entfernen ſich nicht weit von ihren Gruben, und wenn man ſie erſchreckt, laufen ſie mit linkiſchen Bewegungen ſo eilig wie ſie nur können, nach ihren Spelunken zurück. Sie ſind durchaus nicht furchtſam; wenn man ſie aufmerkſam betrachtet, richten ſie den Schwanz in die Höhe, erheben ſich auf die Hinterbeine, nicken ſchnell mit dem Kopfe und ſuchen dabei gar böſe auszuſehen; aber im Grunde ſind ſie es durchaus nicht, denn man braucht nur mit dem Fuße zu ſtampfen und das Thier wackelt in aller Eile davon.

Den Eidechſen, welche die niederen Gegenden bewohnen, kann im Laufe des ganzen Jahres kaum ein einziger Waſſertropfen zu Gute kommen, aber ſie verzehren viel vom ſaftigen Mark des Cactus, deſſen Zweige häufig vom Winde abgebrochen werden. Darwin warf mehreren Eidechſen ein Stück deſſelben vor, und es war komiſch anzuſehen, wie eine jede ſich beſtrebte es zu faſſen und im Maule davon zu tragen, ſo wie hungrige Hunde mit einem Knochen es zu thun pflegen. Sie eſſen ſehr langſam, aber kauen nicht. Die kleinen Vögel wiſſen recht gut wie harmlos dieſe Thiere ſind, denn Darwin ſah oft einen dickſchnabeligen Finken an dem einen Ende eines Cactuszweiges picken, während eine Eidechſe an dem andern fraß, und nach vollendetem Mahle hüpfte der Vogel ohne weiteres auf den Rücken des Reptils.

Im Magen dieſer Eidechſen findet man ſtets vegetabiliſche Faſern und Blätter verſchiedener Bäume, beſonders einer Akazienart. Sie kriechen die niedrigen verkrüppelten Stämme hinan, und oft ſieht man mehrere zugleich einen Aſt gemächlich abweiden, auf welchem ſie mehrere Fuß über dem Boden ſitzen.

Ihr Fleiſch, wenn es gekocht iſt, hat eine weiße Farbe und ſoll wohlſchmeckend ſein, die Bemerkung Humboldt's beſtätigend, daß im tropiſchen Süd-Amerika alle Eidechſen, welche die trockenen Gegenden bewohnen, als Leckerbiſſen gelten können.

Das wichtigſte Thier der Galapagos oder vielmehr das einzige Produkt derſelben, welches jetzt noch die Aufmerkſamkeit des Schiffers auf ſich zieht, ſeitdem der Walfiſch durch unabläſſige Verfolgungen aus den Buchten des Archipels vertrieben worden iſt, gehört ebenfalls zu den Reptilien.

Es iſt dieſes die rieſige Landſchildkröte (Testudo indica), welcher die Gruppe ihren ſpaniſchen Namen — Galapagos — (Schildkröteninſeln) verdankt. Sie iſt wahrſcheinlich im ganzen Archipel zu Hauſe, wo ſie zwar die hohen feuchten Gegenden vorzieht, aber auch die niedrigen, trockenen Küſtenſtriche bewohnt. Sie war früher ſo häufig, daß nach dem Weltumſegler Dampier, dem wir die erſten zuverläſſigen Notizen über die Inſeln verdanken, eine ganze Flotte ſich ausſchließlich mit ihnen hätte verproviantiren können. Einzelne Schiffe ſollen bis zu 700 dieſer Thiere mitgenommen haben, und noch in den dreißiger Jahren wurden von der Mannſchaft einer Fregatte an einem Tage 200 Stück an die Küſte geſchleppt.

Ihre Anzahl hat ſich aber bedeutend verringert, ſeitdem ihr Fett, welches an Wohlgeſchmack das Schweineſchmalz übertrifft, die Aufmerkſamkeit der Spekulanten auf ſich zog, und zu einem bedeutenderen Handelsartikel mit dem benachbarten amerikaniſchen Continent wurde; auch die verwilderten Hunde bedrohen ſie auf mehreren Inſeln mit dem völligen Untergang. Individuen von einer Größe, daß ſechs oder acht Mann nöthig wären ſie von der Erde zu heben, möchten jetzt kaum noch anzutreffen ſein.

Die Schildkröten, welche die waſſerloſen Inſeln oder die niedrigen, trockenen Küſtengegenden bewohnen, leben vorzüglich vom ſaftigen Cactusmark, während diejenigen, welche die höheren feuchten Diſtrikte zu ihren Wohnſitzen gewählt haben, verſchiedene Blätter, die ſauren und herben Beeren des Guayavita und eine blaßgrüne fadenartige Flechte genießen, die bartartig von den Baumzweigen herabhängt.

Die Schildkröten lieben das Waſſer ſehr, trinken es in großen Zügen und wälzen ſich gern im Schlamm herum.

Es iſt daher um ſo auffallender, wie weit ſie ſich manchmal von dieſem Labſal entfernen, doch mag die Liebe zum Cactusmark und vorzüglich das Brütegeſchäft, welches die Hitze des trockenen Strandes bedarf, zur Erklärung des Geheimniſſes dienen.

Von den Waſſertümpeln des Binnenlandes ſtrahlen daher nach allen Seiten die breiten, wohl ausgetretenen Pfade der Schildkröten nach der Küſte hin und ohne dieſe würde man wohl ſchwerlich durch das dornige Geſträuch und die wildaufgeworfenen Laven den Weg zu den fruchtbaren Höhen gefunden haben. So haben die Schildkröten auf den Galapagos die Sorge des Chauſſeebaues übernommen, der auf Kamtſchatka den Bären und auf den javaniſchen Anhöhen dem Rhinoceros zur Laſt fällt.

In der Nähe der Brunnen gewährt es ein unterhaltendes Schauſpiel, die ſchwerfälligen Ungeheuer zu betrachten, wie die einen, ſo eilig wie ſie nur können, mit ausgeſtrecktem Halſe heranwatſcheln, während die anderen bedächtig fortkriechen, nachdem ſie das Waſſer reichlich genoſſen.

Sowie die Schildkröte den Brunnen erreicht, taucht ſie ſogleich den Kopf bis über die Augen in's Waſſer und verſchluckt es mit gierigen Zügen — ungefähr zehn in der Minute. Jedes Thier ſoll drei bis vier Tage in der Nähe des Waſſers zubringen und dann zu den niedrigen Gegenden zurückkehren; doch unbekannt iſt es, wie häufig ſich dieſe Beſuche wiederholen, die wahrſcheinlich nach der Natur des Futters ſich richten. So viel iſt gewiß, daß die Schildkröten auch auf den waſſerloſen Inſeln leben, wo es höchſtens ein Paarmal im Jahre regnet.

Es ſcheint eine ausgemachte Thatſache, daß die Blaſe des Froſches dem Thier als nothwendiger Waſſerbehälter dient, und dieſes wird auch bei der Schildkröte der Fall ſein.

Eine Zeitlang nach ihrer Brunnenreiſe iſt die Urinblaſe des Thieres mit einer klaren, kaum merklich bitteren Flüſſigkeit angefüllt, die allmälig abnimmt und unreiner wird. Dieſer Umſtand ſoll öfters von durſtigen Seefahrern benutzt worden ſein, welche die erſte Schildkröte, der ſie begegneten, tödteten und mit dem Inhalt des ſonderbaren Waſſerſchlauchs ihre trockenen Kehlen benetzten.

Wenn die Schildkröten auf der Reise begriffen sind, so wandern sie Tag und Nacht und erreichen ihr Ziel viel schneller, als man erwarten sollte. Ein großes Thier, welches von Darwin beobachtet wurde, legte 60 Ellen in 10 Minuten zurück, und rückte also nach diesem Maßstabe täglich etwa um eine deutsche Meile vor.

Auf lockerem Boden legt das Weibchen seine Eier in ein Loch, über welches es den Sand zusammenscharrt; auf Felsengrund begnügt es sich, dieselben in die erste beste Höhlung fallen zu lassen, ihr künftiges Schicksal der Sonne überlassend. Das Ei ist weiß und rund und mißt 7 bis 8 Zoll im Umkreis. So wie die jungen Thiere aus der Hülle hervorkriechen, werden sie in großer Menge von einem gefräßigen Bussaar weggefangen — und der Mensch sorgt schon dafür, daß die Ausgewachsenen nicht gar zu alt werden.

Man glaubt, daß diese Thiere durchaus taub sind; so viel ist gewiß, daß sie einen nicht gewahr werden, wenn man auch ganz dicht hinter ihnen hergeht. Darwin ergötzte sich oft daran, die ungeheueren, langsam fortschreitenden Reptilien einzuholen, die, so wie er an ihnen vorbeiging, augenblicklich ihren Kopf und ihre Beine zurückzogen und mit lautem Zischen und schwerem Geräusch auf die Erde fielen, als ob der Blitz sie gerührt hätte. Er stieg oft auf ihren Rücken, und dann nach ein paar derben Schlägen auf den Hintertheil ihres Panzers, pflegten sie sich aufzuraffen und weiter zu gehen — doch fand der Naturforscher es sehr schwer, sein Gleichgewicht auf diesem sonderbaren Lastthier zu behaupten.

Die Riesenschildkröte der Galapagos (Testudo indica) wird gegenwärtig in vielen andern Ländern angetroffen, doch mögen alle ursprünglich von jener Inselgruppe herrühren. Wenn man weiß, wie häufig die Galapagos in früheren Zeiten von den Flibustiern besucht wurden, welche stets eine Menge lebender Schildkröten mit an Bord nahmen, ist es sehr wahrscheinlich, daß auf diese Weise die nützlichen Reptilien weit und breit durch die Tropenzone zerstreut wurden.

Merkwürdig ist es, wie auf den Galapagos die fehlenden wiederkäuenden Säugethiere durch Reptilien — Schildkröten und Eidechsen — ersetzt werden, so daß man sich hier in eine frühere Epoche des Planetenlebens zurückversetzt glaubt, wo noch die Saurier die Herrschaft auf Erden führten.

In ornithologischer Hinsicht bieten die Inseln nicht minder seltsame Eigenthümlichkeiten dar. Darwin fand 26 verschiedene Arten von Land-

vögeln, die größtentheils ſonſt nirgends in der Welt vorkommen, und noch merkwürdiger iſt es bei dem wandernden Charakter dieſer Gattung, daß die einzige Möve, die bei den Inſeln angetroffen wird, ihnen ebenfalls ausſchließlich angehört. Das Gefieder aller dieſer Vögel iſt gewöhnlich ſehr ſchmucklos und unſchön, wie die Flora des Landes.

Nicht nur der ganze Archipel, ſogar jede Inſel hat ihre eigenthümlichen Species. So lebt eine Art von Spottvogel (Orpheus trifasciatus. Gould) ausſchließlich auf der Charles-Inſel; eine zweite auf Albemarle (O. parvulus) und eine dritte (O. melanotus) gemeinſchaftlich auf den James- und Chatham-Inſeln.

Von ganz beſonderem Intereſſe iſt ferner die außerordentliche Zahmheit aller Landvögel der Gruppe. Es gibt keinen, dem man nicht nahe genug kommen könnte, um ihn mit einer Gerte oder ſogar mit der Mütze oder dem Hut zu tödten. Eine Flinte iſt hier faſt überflüſſig, da mit dem Kolben ſeines Gewehrs Darwin einen Habicht vom Aſt eines Baumes ſtieß. Eines Tages ließ ſich ein Spottvogel auf dem Rande eines Kruges nieder, den der Naturforſcher in der Hand hielt und fing ganz ruhig an, das Waſſer zu ſchlürfen. In früheren Zeiten ſcheinen die Vögel ſogar noch zahmer geweſen zu ſein. Cowley (im Jahr 1684) ſagt, daß die Turteltauben ſo zahm waren, daß ſie ſich auf die Hüte und Arme der Wanderer niederließen, und Dampier (in demſelben Jahre) erzählt ebenfalls, daß es ein Leichtes war, an einem Morgen Dutzende dieſer Vögel zu tödten.

Gegenwärtig, obgleich noch immer ſehr zahm, laſſen ſie ſich nicht mehr auf die Arme der Menſchen nieder, noch in ſolcher Anzahl erſchlagen.

Auffallend iſt es, daß die Veränderung nicht noch weit größer geweſen, denn während der zwei letzten Jahrhunderte ſind dieſe Inſeln häufig erſt von Flibuſtiern und dann von Walfiſchfängern beſucht worden, und die Matroſen auf ihren Streifzügen nach den Schildkröten machen ſich ſtets ein Vergnügen daraus, die kleinen Vögel auf den Kopf zu ſchlagen.

Doch trotz aller Verfolgungen verlieren dieſe Thiere ihre Zahmheit nicht: auf der Charles-Inſel, welche damals (1835) bereits ſeit ſechs Jahren coloniſirt war, ſah Darwin einen Knaben an einem Brunnen ſitzen und mit einer Gerte die Tauben und Finken todt ſchlagen, die zum Trinken herbeikamen. Auf dieſe Weiſe hatte der Kleine ſchon einen ziemlichen Haufen für ſein Mittagsmahl geſammelt und ſagte, daß er dieſes regelmäßig zu thun pflege.

Die Vögel haben alſo noch immer nicht gelernt, daß der Menſch ein weit gefährlicheres Thier iſt, als die Schildkröte oder die Eidechſe, und beachten ihn ſo wenig, wie bei uns die auf dem Felde weidenden Ochſen oder Pferde von den Krähen beachtet werden.

Die Falklands-Inſeln, die gleichfalls zur Zeit ihrer Entdeckung unbewohnt waren, liefern uns ein zweites Beiſpiel von dieſer ungewöhnlichen Zahmheit der Vögel, obgleich ſie dort ſchon etwas mehr Vorſicht gelernt haben, da ſeit zwei Jahrhunderten jener Archipel nicht nur häufig beſucht, ſondern öfters coloniſirt worden iſt. Die außerordentliche Zutraulichkeit des dunkelfarbigen Furnarius wurde von Pernetty, Leſſon und andern Reiſenden bemerkt, doch iſt dieſe Eigenſchaft auch den übrigen Vögeln gemein. Füchſe bewohnen ebenfalls die Falklands-Inſeln, und da dennoch die Vögel gegen den Menſchen ſo zutraulich ſind, kann der Mangel aller Raubthiere auf den Galapagos wohl nicht die Urſache ihrer dortigen Zahmheit ſein.

Die Gänſe auf den Falklands-Inſeln, welche ſich zum Neſterbauen und Brüten die kleinſten Eilande wählen, beweiſen dadurch, daß ſie die ihnen von den Füchſen drohende Gefahr wohl kennen, doch ihre Vorſicht hat ſich noch nicht auf den Menſchen erſtreckt.

Auch in früheren Zeiten, wo ſämmtliche Vögel der Falklands-Gruppe noch ſo zahm waren, machte der ſchwarzhalſige Schwan eine Ausnahme von der Regel. Es iſt dieſes aber ein Zugvogel, der natürlich die in andern Ländern gelernte Weisheit mit auf die Inſeln brachte.

Aus allen dieſen Thatſachen läßt ſich der Schluß ziehen, daß die Furcht vor dem Menſchen von den Vögeln, die ihn früher nicht kannten, trotz aller Verfolgungen nicht ſo bald erlernt, doch endlich im Lauf der ſich folgenden Generationen ausgebildet und zum erblichen Inſtinkte wird.

Auf keine andere Weiſe läßt es ſich erklären, daß während nur wenige junge Vögel in Deutſchland jemals vom Menſchen zu leiden gehabt, dennoch alle ihn fürchten; während auf den Galapagos und den Falklands-Inſeln manche beſchädigt worden ſind und dennoch jene heilſame Furcht noch nicht kennen. Hieraus läßt ſich auch ſchließen, welche Verheerungen die Einführung irgend eines neuen Raubthiers in einem Lande bewirken muß, ehe der Inſtinct der einheimiſchen Thiere ſich ſo weit ausgebildet hat, um ſie vor der Liſt oder der Gewalt des Fremdlings zu ſchützen.

Von eingeborenen Säugethieren gibt es auf den Galapagos nur eine große Maus, denn die Ratze iſt wahrſcheinlich von fremden Schiffern eingeführt worden. — Auffallend wenige Inſekten werden gefunden, ſogar in den ſchönen, üppig gedeihenden Dickichten im Innern der Inſeln, ſo daß wegen dieſes Mangels jene feuchten, wohlbewachſenen Gegenden faſt ohne Vögel ſind, die man ſonſt hier am erſten erwartet hätte.

Wenn man bedenkt, daß die Inſeln unmittelbar unter dem Aequator liegen, ſo iſt das Klima im Allgemeinen durchaus nicht übermäßig heiß, ein Umſtand, der wahrſcheinlich von der auffallend niedrigen Temperatur des benachbarten Meeres herrührt, die ebenfalls alle Corallenriffbildungen an der Küſte verhindert, da ſie zuweilen ſogar unter 13° R., die niedrigſte Grenze des Steinpolypenlebens, fällt. Hier alſo hat der aus den hohen ſüdlichen Breiten ſich hervorwälzende kalte peruaniſche Strom eine durchaus entgegengeſetzte Wirkung wie der warme Golfſtrom unſerer Hemiſphäre, deſſen milder Einfluß ſich ſogar bis Spitzbergen fühlbar macht.

An der nackten, ſonneverbrannten Küſte wird es jedoch häufig, namentlich bei Windſtille, drückend heiß und der ſchwarze Lavaboden ſaugt ſo viel Hitze ein, daß er das Gehen, ſogar in dicken Stiefeln ſehr beſchwerlich macht.

Die Galapagos wurden ſchon in den erſten Zeiten nach der Eroberung Mexicos entdeckt, früher als das goldreiche Peru. Man fand ſie gänzlich unbewohnt, wie Juan Fernandez, und da hier kein edles Metall ſich zeigte, und es auch keine indianiſche Bevölkerung zu unterdrücken gab, blieben ſie von den Spaniern unbeachtet und unbenutzt. Später, als nach der Plünderung Panama's die Flibuſtier ihre Raubzüge im ſtillen Meere auszudehnen begannen, wußten dieſe Freibeuter einen beſſeren Nutzen aus den Galapagos zu ziehen und machten ſie zu einem ihrer beliebteſten Schlupfwinkel, deſſen bequeme Lage ihnen geſtattete, mit erfriſchten Kräften die amerikaniſche Küſte zu überfallen.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Inſelgruppe eine Hauptſtation für die friedlicheren Walfiſchfänger, ſowohl wegen der leichten, unentgeltlichen Verproviantirung und des hinreichend ſicheren Ankergrundes, als beſonders auch weil die Sunde und Buchten durch ihr tiefes und klares Waſſer und durch ihre gegen den ſtarken Seegang geſchützte Lage eine Menge weiblicher Wale zum Werfen ihrer Jungen einluden. Vorzüglich pflegte die zwiſchen

den Inſeln Albemarle und Narborough liegende Banks-Bai von den rieſigen Seeſäugethieren beſucht zu werden.

Der Ausrottungskrieg aber, der nun ſchon ſeit langer Zeit gegen dieſe Leviathane des Oceans geführt wird, hat ſie theils verſcheucht, theils ihre Anzahl ſehr vermindert, ſo daß gegenwärtig nur noch ſehr wenige Wale in dieſen Gegenden angetroffen werden.

Auf der Charles-Inſel verfielen die Walfiſchfänger auf die ſinnreiche Idee, ein einfaches Poſtamt in der danach genannten Post Office Bay anzulegen. Sie pflegten nämlich ihre Briefe in eine dort aufgeſtellte Tonne zu legen und die Capitäne der heimkehrenden Schiffe verſäumten es ſelten, die dort vorgefundenen Schriften mitzunehmen, um ſie im nächſten Hafen zur Weiterbeförderung abzugeben.

Aehnliche Poſtämter ſind auch noch in der jetzt ſchon häufiger befahrenen Torresſtraße, ſo wie in Port Famine in der magellaniſchen Meerenge angelegt worden.

Während des letzten Seekrieges zwiſchen England und den Vereinigten Staaten in den Jahren 1812 bis 14 brachte die Briefbeförderungsanſtalt auf den Galapagos den Engländern bedeutenden Schaden, denn der amerikaniſche Commodore Ker Porter, den wir bei der ſpäteren Beſchreibung der Marqueſas näher werden kennen lernen, wußte dieſen feſtgewurzelten Brauch zu ſeinen Zwecken zu benutzen und es glückte ihm, auf dieſem Wege nicht allein wichtige Nachrichten zu erlangen, ſondern auch noch durch falſche Warnungen, welche er abſichtlich für ſpäter dorthin kommende Fahrzeuge niederlegte, ſich faſt aller engliſchen Walfiſchfänger in dieſem Theile des ſtillen Meeres zu bemächtigen, bis endlich ſein eigenes Schiff bei Valparaiſo nach einer tapferen Gegenwehr von den Engländern genommen wurde. Als eine geſchickte Kriegsliſt mag allerdings Porter's Verfahren unſeren Beifall verdienen, ob ſie aber vom Standpunkte der ſeemänniſchen Ehre ſich eben ſo gut rechtfertigen läßt, iſt eine andere Frage.

Man kann ſich leicht denken, daß obgleich die Galapagos keine feſten Bewohner hatten, es doch niemals an Ausreißern und Abenteurern gefehlt hat, welche dieſelben auf längere oder kürzere Zeit zu ihrem Aufenthalte wählten.

Der berühmteſte dieſer neuen Robinſone war ein gewiſſer Fitz Patrick, ein Irländer, der um das Jahr 1812 ſich auf ſein eigenes Begehren von

einem engliſchen Fahrzeuge auf der Karls-Inſel an's Land ſetzen ließ. Er baute ſich auf der fruchtbareren Höhe eine kleine Hütte und zog Kartoffeln und Waſſermelonen, deren reichlichen Ertrag er den die Inſel beſuchenden Fahrzeugen gegen harte Dollars oder Rum, ſeine Hauptzerſtreuung in der Wildniß, veräußerte. Auf dieſe Weiſe brachte er mehrere Jahre in faſt ununterbrochener Einſamkeit zu, doch trotz ſeiner Entfremdung von der Welt fand der Dämon des Ehrgeizes in ſeinem Herzen Raum und er beſchloß, mit Hülfe ſeines Gewehrs ſich wenigſtens einen Unterthanen zu verſchaffen. Endlich glückte es ihm, einen Neger allein anzutreffen, der ein Boot bewachte, welches einem bei der Inſel liegenden Fahrzeuge angehörte. Dieſen zwang er, ihm in's Innere zu folgen und erklärte ihn für ſeinen Sclaven. Doch eines Tages, wo er nicht recht auf der Huth ſein mochte, oder vielleicht zu eifrig in Rumſtudien ſich vertieft hatte, ſprang der rebelliſche Diener auf ihn zu, riß ihn zu Boden und band ihn an Händen und Füßen feſt. Vor der Inſel lag gerade ein engliſches Fahrzeug, deſſen Capitän den armen König barbariſch behandelte, ihn tüchtig durchprügeln, ſeine Hütte und Anpflanzungen zerſtören ließ, ihm alles Geld raubte und ihn endlich noch mit Handſchellen gefeſſelt ſeinem Schickſale Preis gab. Eine verzweifelte Lage; doch glückte es dem armen Fitz Patrick, mit einer alten Feile, deren Griff er in einen Baum einſchlug, ſich von ſeinen Banden zu befreien. Nun fuhr er damit fort, die ankommenden Schiffe mit Lebensmitteln zu verſehen, verführte nach und nach einige Matroſen zur Deſertion und war ſo glücklich, ſich von dieſen neugewonnenen Unterthanen Gehorſam zu verſchaffen.

Endlich bemächtigte er ſich eines Bootes und begab ſich mit ſeinen vier Gefährten nach Guayaquil, wo er jedoch allein anlangte, nachdem er, wie man allgemein glaubte, unterwegs die andern ermordet hatte, da er ſah, daß ſein Waſſervorrath für alle nicht ausreichen würde. Später begab ſich der Abenteurer nach Payta, wo er ſich in eine Mulattin verliebte, die auch ſeine Neigung erwiederte; doch als er mit ſeiner Herzenskönigin ſich wieder nach der Inſel zurückbegeben wollte, wurde er gefänglich eingezogen. Seine ferneren Schickſale ſind unbekannt. Mancher Vagabond dieſer Art, halb Freibeuter, halb Robinſon, treibt ſich noch jetzt auf den Inſeln des ſtillen Oceans umher; mancher intereſſante Roman wird dort in aller Stille geſpielt, manches Verbrechen begangen, von dem die Welt nie etwas zu hören bekommt!

Die Republik Ecuador, welche die Souveränität der Galapagos beanſprucht, machte im Jahr 1832 den Verſuch, eine Colonie auf der Charles-Inſel anzulegen, der aber eben ſo unglücklich ausfiel, wie das ähnliche Beſtreben der Republik Chili, das wüſte Juan Fernandez zu bevölkern. Die Niederlaſſung, welche dem General Flores, dem damaligen Präſidenten der Republik zu Ehren den Namen Floriana erhielt, erfreute ſich zwar Anfangs eines ziemlich ſchnellen Aufblühens, ſo daß ſie nach ein paar Jahren ſchon dreihundert Einwohner zählte, die theilweiſe wegen politiſcher oder anderer Verbrechen deportirt, theilweiſe freiwillig dorthin gezogen waren. Dieſe günſtigen Ausſichten währten jedoch nur kurze Zeit, denn ſchon gegen das Ende der dreißiger Jahre empörten ſich die verwieſenen Verbrecher, der Gouverneur wurde ermordet, der beſſere Theil der Bevölkerung zog ſich wieder auf's Feſtland zurück, die andern zerſtreuten ſich in alle Welt und die Colonie gerieth in gänzlichen Verfall.

Die verödete Stätte wurde im Mai 1852 von Skogman beſucht.

Vom ſchwarzen Lavaſtrande führte ein Steg längs einem mit Cactusbüſchen bewachſenen Thale zu einem etwa 900 Fuß über der Meeresfläche liegenden offenen Platze, auf welchem zum Theile die Gebäude der verlaſſenen Colonie errichtet waren. Um die dürftigen, verfallenen Hütten lagen einige kleine eingehegte Felder, in welchen die Kürbiſſe, der freien Natur überlaſſen, gerade jetzt in Blüthe ſtanden. Eine Quelle mit reichlichem Waſſervorrathe befindet ſich an dieſer Stelle und könnte leicht in Röhren bis zum Strande hinabgeleitet werden. Das Waſſer war von gutem, reinem Geſchmack, aber unangenehm lauwarm; ein prächtiger Feigenbaum warf ſeinen Schatten über das Becken, in welchem es hervorſprudelte, und zahlreiche kleine Vögel hüpften und zwitſcherten um die Quelle herum. Sie waren hier bereits ein wenig ſcheuer, als auf der Chataminſel, jedoch immer noch ſo zahm, daß man ſie bequem mit dem Ladſtocke todtſchlagen konnte. Zum Nutzen künftiger Coloniſten hatten ſich die verwilderten Rinder, Schweine und Ziegen bedeutend vermehrt, und graſten unbekümmert um Joch oder Schlachthaus, auf den umherliegenden Wieſen. Nach dem üppigen Wachsthume zu urtheilen, mußte der kleine Abhang, auf welchem die Häuſer und Anpflanzungen lagen, einen ungemein fruchtbaren Boden beſitzen, und man hatte von demſelben eine keineswegs unangenehme, wenn gleich etwas öde Ausſicht über einen Theil der weſtlichen Abdachungen der Inſel.

Nun ſetzte ſich der Fußweg zur Rechten fort und Skogman ſtieg einen ſanften Abhang hinan, deſſen ſcharfer und dürrer Boden nur dünn mit Buſchwerk und Kräutern bewachſen war.

Nachdem er ungefähr eine Viertelmeile zurückgelegt und den Fuß des 1800 Fuß hohen Sattelberges erreicht hatte, wurde das Wachsthum üppiger und ganz unvermuthet befand er ſich auf der öſtlichen und ſüdöſtlichen Böſchung des Berges, wo ſich ihm ein reizender Blick in ein üppiges Thal eröffnete, deſſen ſaftiger Wieſengrund mit zwar lichten, aber dennoch ſchattigen Waldungen abwechſelt. Der Uebergang von der Dürre und Unfruchtbarkeit des nordweſtlichen Abhanges vom Sattelberge zu dem lebhaften Grün auf der ſüdöſtlichen Seite deſſelben iſt eben ſo ſchroff, als wenn man in einer großen Stadt plötzlich aus einem ſchmutzigen Nebengäßchen herauskommt und durch die Umſchreitung einer Ecke auf einen großen, ſchönen Platz geräth.

Hier hatte der Gouverneur ſeinen Wohnſitz gehabt, und eine angenehmere Lage hätte wohl kaum gewählt werden können. Der fruchtbare Boden reichte zur Ernährung einer zahlreichen Bevölkerung hin; herrliche Weideſtrecken lagen zwiſchen den Bergen und an Waſſer fehlte es nicht. Die ganze Lage des Fleckes war ſo lieblich, daß man ſich kaum des Wunſches enthalten konnte, hier ſeine vier Pfähle aufzuſchlagen und ſein Leben in beſchaulicher Ruhe verbringen zu dürfen.

So ſehen wir, daß auch auf den, ihrer wüſten Lavafelder und dürren, nackten Küſten wegen verrufenen Galapagos es nicht an einladenden Wohnſitzen für den Menſchen fehlt und ſich auch hier manch' kleines unbekanntes Paradies verbirgt.

Es bedarf nur der Gegenwart regſamer Hände, um das jetzt noch wüſte Floriana zu einer blühenden Colonie umzuſchaffen, wo der müde Seefahrer nach langem Umherirren auf der öden Waſſerwüſte mit dankbarem Herzen die Früchte genießen würde, die der Fleiß des Landmanns der willigen Erde entlockt.

Achtes Kapitel.

Die Osterinsel. — Salas y Gomez.

Entdeckung der Osterinsel. — Cook und Forster 1774. — Bewohner der Insel. — Merkwürdige Bildsäulen. — Chamisso auf der Osterinsel. — Verrätherischer Menschenraub. — Schwimmfertigkeit der Polynesier. — Salas y Gomez.

Einsam und verlassen, wie keine andere, erhebt sich mit breitgewölbtem Rücken die Osterinsel majestätisch aus den Wellen der Südsee empor, denn erst fünfzehn Breitegrade weit nach Westen liegt Ducie, der nächste Punkt, wo Menschen leben; und läßt man das Auge nach Osten und Norden über die Karte schweifen, so sind in noch größeren Fernen Juan Fernandez und die Galapagos die ersten bewohnbaren Länder, die ringsherum aus der ungeheuren Wasserwüste emportauchen.

Wie mögen Menschen nach diesem so verlorenen, so völlig abgeschiedenen Punkte gekommen sein? Welcher Zufall des Windes oder der Strömung mag die ersten Ansiedler dorthin verschlagen haben? Und wie mag das Leben sich auf dieser beschränkten kleinen Welt gestalten, die so selten nur im Fluge mit der großen fernen, unbekannten Welt jenseits des weiten Oceans in Berührung kommt? Jahre und Jahre lang geht die Sonne auf und unter, und der Insulaner sieht nichts, wie die wenigen Brüder um ihn her, die enge Heimath, die unbegrenzten Wassergefilde von der unendlichen Himmelskuppel überwölbt; und kein Wink aus der Ferne unterbricht die Einförmigkeit seines von den ewig auf- und niederwallenden Bewegungsfluthen der Menschheit so völlig abgeschiedenen Daseins. Da plötzlich, o Wunder, erscheint ein weißer Punkt am Rande des öden Meeres; er nähert sich dem Eiland und schwillt allmälig an zu einem Schiff von riesiger Größe mit Segeln und Masten, wie die kühnste Phantasie sie nimmer geträumt. Man denke sich die fieberhafte Aufregung; das unsägliche Staunen über die tausend neuen und fremden Gegenstände, welche diese Sendboten einer andern Welt begleiten; den plötzlichen Zuwachs von Ideen, den ein solcher Besuch hervorruft! Doch schon nach wenigen Tagen, vielleicht schon nach wenigen

Stunden, entfernt ſich die wunderbare Piroge der wunderbaren weißen Männer; und wie ſie gekommen, verſchwindet ſie am Rande des Meeres. Aber wenn auch die Furche ſchnell ſich glättet, die ſie im aufgeſtörten Antlitz der Gewäſſer zurückläßt, ſo bleibt die Erinnerung ihrer flüchtigen Erſcheinung noch lange im Gedächtniß der vereinſamten Naturkinder zurück, für die der Beſuch eines Schiffes die Bedeutung eines großen hiſtoriſchen Ereigniſſes hat. Auch für uns knüpft ſich ein romantiſches Intereſſe an ſolche weit verſchlagene Aeſtchen unſeres großen Stammes, und gerne hören wir von ihren Schickſalen, ihren Sitten, ihren Anſchauungen erzählen, denn die geheimnißvollen Bande des Mitgefühls verknüpfen uns mit allem, was auf dem weiten Erdenrunde nur Menſch heißt, und feſſeln unſere Theilnahme nicht nur an die Geſchichte großer, weitgebietender Völker und Länder, ſondern auch an die armen Bewohner der kleinſten und verlaſſenſten Inſeln des Weltmeers.

Ein Engländer, Davis, den man nicht mit dem großen Eismeerfahrer verwechſeln darf, ſoll im Jahr 1686 die Oſterinſel oder Waihu, wie ſie von den Eingeborenen genannt wird, entdeckt haben; und erſt 1722 folgte ihm der bekannte holländiſche Weltumſegler Roggewein, der ihr den Namen gab, unter welchem ſie auch jetzt noch am meiſten bekannt iſt, und manches fabelhafte von ihr berichtete.

Die erſten glaubwürdigen Nachrichten über Waihu verdanken wir dem großen Cook und unſerm berühmten Landsmann, dem Naturforſcher Georg Forſter, welche im März 1774 auf der Rhede an ihrer weſtlichen Seite ankerten.

Die kleine dreieckige Inſel mit an pyramidenförmige Berge anlehnenden Winkeln, bot überall die Zeichen der vulkaniſchen Verwüſtung dar. Der Boden war mit ſchwarzem Steingeröll und zerſtreuten Felsmaſſen bedeckt, zwiſchen welchen einige verſchrumpfte Grasarten wuchſen, die einigermaßen den traurigen Anblick des Landes verſchönerten. Nur mit Mühe konnten die Europäer auf den unebenen Wegen fortkommen, während die Eingeborenen mit erſtaunlicher Leichtfüßigkeit von einem Felsblock zum andern ſprangen.

Doch trotz dieſer allgemeinen Unfruchtbarkeit ſah man auch einzelne große Strecken anbaufähigen Landes, welche goldgelbe Kartoffeln, ſo ſüß wie Rüben, Bananen und Zuckerrohr hervorbrachten. Die zwiſchen den Steinen wachſenden Gräſer wurden zum Düngen benutzt, ſo wie auch um das junge Gemüſe vor den ſengenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen.

Der Südſpitze der Inſel gegenüber, welche ſteil und zackig aus dem Meere ſich erhebt, liegen etwa in der Entfernung einer Viertelmeile zwei abgeſonderte Felſen, von welchen der eine einer ungeheuren Säule gleicht. Schwärme von Seevögeln umkreiſchen ſie und begleiten mit ihren krächzenden Stimmen die tobende Brandung.

Die Bewohner der Oſterinſel ſind bemerkenswerth als die letzten öſtlichen Ausläufer der großen polyneſiſchen Menſchenrace. Nach Forſter ſind ſie mittlerer Statur und ziemlich mager. Ihre Farbe iſt kaſtanienbraun, ihr Haar ſchwarz und gekräuſelt. Sie gingen meiſtentheils vollkommen nackt und waren, wie faſt alle ihre Stammverwandten, tätuirt oder mit unauslöſchlichen Hautzeichnungen verziert. Nur einige trugen Gürtel von gelbgefärbtem Tapatuch, demſelben, welches auf Tahiti und den andern weſtlichen Inſelgruppen aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums durch Klopfen verfertigt wird. Wahrſcheinlich waren es die Häuptlinge, die Erſten des Landes. Beſonders fielen die großen Ohren dieſer Inſulaner auf, deren Lappen ſo ausgedehnt waren, daß ſie faſt bis an die Schulter reichten, und ein Loch hatten, durch welches man vier oder fünf Finger mit Leichtigkeit ſtecken konnte. Eine ſonderbare, für Zierde gehaltene Verunſtaltung, die an dem entgegengeſetzten Ende der polyneſiſchen Welt, bei den Carolinern, ſich wiederfindet. Ringe aus dem elaſtiſchen Zuckerrohr verfertigt und wie eine Uhrfeder aufgerollt, ſteckten in dem ungeheuren Ohrloch und hielten es in der Spannung, welche wahrſcheinlich die Mode, die alberne Göttin, erheiſchte, während weiße Daunen von Seevögeln die Oeffnung anfüllten. Die Geſichter der kleinen und zartgeformten Weiber waren mit hochgelbem Curcuma gefärbt und darüber mit weißen Streifen verziert. Man war erſtaunt, unter den Eingeborenen, deren Anzahl auf etwa 700 geſchätzt wurde, ſo wenige Frauen zu ſehen. Wahrſcheinlich hielten ſie ſich unter den hügelartig aufgeſchichteten Steinhaufen verſteckt, die man hier und dort wahrnahm, und an deren einen ſenkrechten Seite ein Eingang bemerklich war. Groß konnte der innere Raum keineswegs ſein, doch hielt es Forſter für wahrſcheinlich, daß dieſe Höhlen, zugleich mit den elenden Hütten, die Bevölkerung zur Nachtzeit aufnahmen, und vielleicht konnten ſie auch mit natürlichen Grotten, wie ſie ſo häufig in den Lavaſtrömen vulkaniſcher Länder vorkommen, in Verbindung ſtehen. Das Waſſer auf der Inſel iſt gewöhnlich ſalzig, und nur an der Oſtſeite derſelben gibt es einen vollkommen ſüßen Brunnen. Wenn die

Eingeborenen ihn zum Löſchen ihres Durſtes beſuchen, benutzen ſie ihn zugleich auch zum Waſchen ihres ganzen Körpers; und findet ſich eine größere Geſellſchaft zu gleicher Zeit ein, ſo ſpringt der erſte mitten in das Loch, trinkt und wäſcht ſich dann ohne Umſtände, worauf ein anderer ſeinen Platz einnimmt um es eben ſo zu machen. Man kann ſich denken, daß dieſe Sitte den durſtigen Europäern nur wenig behagte.

Die größte Merkwürdigkeit der Inſel waren eine Anzahl rieſiger Bildſäulen, längs des Seeufers aufgerichtet, von welchen jedoch nur wenige wohlerhalten waren. An der Oſtſeite der Inſel ſah man die Ruinen von drei ſteinernen Platformen, auf jeder von welchen einſt vier jener mächtigen Statuen geſtanden hatten. Doch nun waren ſie faſt alle herabgefallen und lagen zertrümmert auf der Erde. Eine dieſer geſtürzten Größen war 15 Fuß lang, und 6 über die Schultern breit; alle trugen auf dem Kopf einen großen Cylinder aus rothem Stein, vollkommen rund bearbeitet. Noch andere Bildſäulen wurden gemeſſen, die faſt 27 Fuß lang und über 8 Fuß breit waren, und eine noch größere, welche ſtehen geblieben, warf einen Schatten, der die ganze, faſt aus dreißig Perſonen beſtehende Geſellſchaft vor den Sonnenſtrahlen beſchützte. Die Arbeit war grob aber nicht ſchlecht, die Geſichtszüge ziemlich gut gebildet, die Ohren lang nach der landesgebräuchlichen Verunſtaltung, das übrige aber glich kaum der menſchlichen Form.

Unbegreiflich war es, wie Inſulaner, denen alle mechaniſche Hülfsmittel ſcheinbar unbekannt, ſolche ungeheure Figuren aufrichten und dann noch deren Häupter mit den großen cylindriſchen Steinen krönen konnten! Wie unverhältnißmäßig erſchienen dieſe Denkmäler der Vorzeit zu der geringen Zahl und Dürftigkeit der gegenwärtigen Bevölkerung. Alſo gab es auch hier hiſtoriſche Räthſel zu löſen! Alſo auch hier wie an ſo manchen andern, jetzt völlig verwüſteten Orten, hatte einſt eine reichere Vergangenheit geblüht!

Vierzig Jahre nach Forſter erſcheint der in unſeren literariſchen Annalen nicht minder berühmte Chamiſſo vor der Oſterinſel. Ein Franzoſe von Geburt, aber ein ächter Deutſcher an Bildung und Gemüth; Naturforſcher und Dichter in ſeltenem Einklang! Ein lieblicher poetiſcher Hauch umduftet ſeine Beſchreibungen von der Südſee, ohne jedoch der Wahrheit jemals zu nahe zu treten. Als die Oſterinſel aus dem Meere ſich erhob (es war die erſte, die er in der Südſee ſah), die verſchiedenartigen Feldertheilungen von ihrem Culturzuſtande zeugten, Rauch von den Hügeln ſtieg, als näherkommend er

am Strande der Cooksbai die Menſchen ſich verſammeln ſah, als zwei Boote vom Lande ſtießen und dem „Rurik“ entgegen kamen, da freute Chamiſſo ſich wie ein Kind, alt nur darin, wie er ſich in ſeiner anmuthigen Weiſe ausdrückt, daß er zugleich ſich auch darüber freute, ſich noch ſo freuen zu können.

Mit Staunen betrachtete er dieſe vulkaniſche, ſteinbedeckte, wegen ihres Mangels an Holz und Waſſer berüchtigte Erde, da ſie ihm durchaus mit friſcheſtem Grün angethan ſchien, überall und ſelbſt an den ſteilſten Abhängen der Berge in gradlinigte Felder eingetheilt, die ſich durch anmuthige Farbenabſtufungen unterſchieden und deren viele in gelber Blüthe ſtanden. Auf einen ſolchen wohlthuenden Anblick war er durch die Beſchreibungen ſeiner Vorgänger nicht gefaßt. Mit dem Fernrohr glaubte er auf der Südoſtküſte einige der koloſſalen Bildſäulen unterſcheiden zu können, die Forſter's Bewunderung ſo ſehr erregt hatten. In Cooksbai auf der Weſtküſte, wo der Rurik die Anker fallen ließ, waren diejenigen dieſer Büſten, die den Landungsplatz bezeichneten und die Liſianskoi noch geſehen hatte, nicht mehr vorhanden. Zwei Canoes (im Ganzen wurden nur drei auf der Inſel geſehen) waren, jedes mit zwei Mann bemannt, den fremden Schiffern freundlich entgegen gekommen, ohne ſich jedoch heranzuwagen. Schwimmende hatten das zum Sondiren ausgeſetzte Boot umringt und den Tauſchhandel mit ihm eröffnet. Hierauf ließ der Befehlshaber des Rurik, Capitän Kotzebue, (ein Sohn des wohlbekannten Theaterdichters) eine Landung verſuchen und Chamiſſo beſtieg ein zweites Boot, welches zu dieſem Zweck vom Fahrzeug abſtieß. Ein zahlreiches Volk erwartete die Fremden friedlich, freudig, lärmend, ungeduldig, kindergleich und ordnungslos am Ufer.

Das Boot näherte ſich dem Strande. Alles lief, jauchzte und ſchrie, doch bedrohliche Steinwürfe miſchten ſich unter die Friedenszeichen. Bei Spaniern vor ein paar Jahrhunderten hätte dieſes ſogleich zu einem Blutbade geführt; jetzt begnügte man ſich als Warnung mit einigen harmloſen Schüſſen.

Endlich ſiegte die Neugierde über das Mißtrauen; es wagten ſich die Schwimmenden haufenweiſe heran, der Tauſchhandel eröffnete ſich, und ward mit Redlichkeit geführt. Alle mit dem wiederholten Ruf: Hoë! Hoë! begehrten Meſſer oder Eiſen gegen die Früchte und Wurzeln und die zierlichen Fiſchernetze, die ſie zum Tauſch anboten. Chamiſſo trat mit einigen ſeiner Begleiter einen Augenblick an's Land. Welch ein Abſtand zwiſchen ihm und

deſſen Bewohnern; zwiſchen dieſen beſchränkten Wilden mit dem kleinen Gedankenhorizont und dem hochgebildeten, die räumliche und zeitliche Welt ſo weit überſchauenden Weiſen! Und doch näherte er ſich ihnen wieder durch ſeinen ſchönen Menſchenſinn und lächelte ſie freundlich an als ſeine Brüder. Ob vielleicht ſeine Phantaſie einige verſchönernde Züge in das Bild verwebte, welches die Wirklichkeit ihm darbot, aber dieſe als ſo elend geſchilderten Menſchen ſchienen ihm von ſchönen Geſichtszügen, von angenehmer und ausdrucksvoller Phyſiognomie, von wohlgebildetem, ſchlankem, geſundem Körperbau, das hohe Alter bei ihnen ohne Gebrechen. Das Auge des Künſtlers erfreute ſich an dieſen Geſtalten eine ſchönere Natur zu ſchauen, als ihm die Badeplätze in Europa, ſeine einzige Schule, darbieten. Auf dem bräunlichen Grunde der Haut machte die bläulich breitlinigte Tätuirung, den Lauf der Muskeln kunſtreich begleitend, eine angenehme Wirkung. An Baſtzeugen ſchien kein Mangel zu ſein. Friſche Laubkränze umwanden die bald länger, bald kürzer abgeſchnittenen Haare; ſeltener erſchien ein Kopfputz aus ſchwarzen Federn. Zierlich anliegende Halsbänder wurden bemerkt, die vorn mit einer großen geſchliffenen Patellamuſchel geſchmückt waren. Keine unſchönen entſtellenden Zierrathen fielen auf. Wenn er die Berichte von Cook, Lapeyrouſe und Liſianskoi mit ſeinen eigenen Erfahrungen verglich, drängte ſich ihm die angenehme Vermuthung auf, daß ſich die Bevölkerung vermehrt und der Zuſtand gebeſſert habe, denn überall, wo es Fortſchritt ſieht, erfreut ſich ein gutgeſinntes Herz. Ob aber die wohlthätigen Abſichten des menſchenfreundlichen Ludwigs des ſechzehnten, der dieſem Volke unſere Hausthiere, nutzbare Gewächſe und Fruchtbäume durch Lapeyrouſe überbringen ließ, erreicht wurden, mußte bezweifelt werden, denn Chamiſſo ſah nur die von Cook aufgezählten Produkte, Bananen, Zuckerrohr, Wurzeln und ſehr kleine Hühner. Als am Abend die Anker gelichtet wurden ruheten befruchtende Wolken auf den Höhen der Inſel. Vielleicht hatten Cook und Forſter ſie nach lange anhaltender Dürre geſehen und ſo ein minder freundliches Bild von ihr davongetragen!

Später erfuhr Chamiſſo die vermuthliche Veranlaſſung des zweifelhaften Empfanges, der ihm und ſeinen Gefährten auf der Oſterinſel geworden, und erröthete dabei über die Europäer, welche dieſe Menſchen Wilde nennen.

Der Schooner Nancy aus Neu-London beſchäftigte ſich 1805 auf Mas a fuera (Gruppe Juan Fernandez) mit dem Robbenfang. Da aber die Inſel

keinen ſichern Ankerplatz gewährte, weßhalb das Schiff unter Segel bleiben mußte und er nicht Mannſchaft genug beſaß, um einen Theil derſelben zur Jagd gebrauchen zu können, beſchloß der amerikaniſche Capitän nach der Oſterinſel zu ſegeln, landete in Cooksbai und raubte nach tapferer Gegenwehr 12 Männer und 10 Weiber. Drei Tage lang blieben die Gefangenen gefeſſelt; erſt als kein Land mehr zu ſehen war, wurden die Bande gelöſt. Sogleich aber ſprangen die Männer in's Waſſer, und die Weiber, welche folgen wollten, konnten nur mit Gewalt zurückgehalten werden. Der Capitän ließ das Schiff beilegen, in der Hoffnung, daß ſie doch wieder an Bord Rettung ſuchen würden, bemerkte aber bald, wie ſehr er ſich geirrt, denn dieſen mit dem Element vertrauten Wilden ſchien es nicht unmöglich, trotz einer Entfernung von drei Tagen dennoch die heimathliche Inſel wieder zu erreichen, und auf jeden Fall zogen ſie den Tod in den Wellen einem qualvollen Leben in der Gefangenſchaft vor. Ein Boot wurde ausgeſchickt, um ſie aufzufangen, aber auch dieſes war fruchtlos, denn ſie tauchten allemal bei deſſen Annäherung unter und die See nahm ſie mitleidig in ihren Schutz. Kein Wunder alſo, daß ſpätere Schiffe und auch der Rurik verdächtig empfangen wurden; eher zu verwundern iſt es, daß nicht bei deſſen Annäherung die ganze Bevölkerung floh.

Auf den entfernteren Inſeln der Südſee findet frecher verrätheriſcher Menſchenraub noch immer häufig ſtatt, und ſogenannte Chriſten wiederholen dort, wo die Geſetze der civiliſirten Völker machtlos ſind, die früheren Exceſſe der Barbareskenſtaaten im Mittelmeer. Wann wird endlich der Geiſt der Humanität den Eigennutz und die angeborne Grauſamkeit des Menſchen vollſtändig beſiegen?

Von der wunderbaren Schwimmkraft der Polyneſier ſind manche Beiſpiele bekannt, welche uns zeigen, wie weit der Menſch es durch Uebung ſeiner Fähigkeiten bringen kann. Commodore Wilkes, der berühmte amerikaniſche Seefahrer, erzählt uns von einem Eingebornen der freundſchaftlichen Inſeln, der um vier Uhr Nachmittags über Bord fiel und bis zum folgenden Morgen ſchwimmend und treibend auf der Oberfläche blieb. Der Rettung nahe, wäre er faſt noch das Opfer eines rieſigen Haifiſches geworden, deſſen ſcharfbewaffneten Kinnladen er durch das zeitige Erreichen des Corallenriffs der Inſel Ofalanga noch glücklich entrann. Ohnmächtig fand man ihn auf dem Strande liegen.

Von einem Tahitier, Namens Tamaha, berichtet Porter eine noch merkwürdigere That. Dieſer wurde, etwa 20 Seemeilen von der Küſte von einem Officier des „Eſſex“ geſchlagen, und warf ſich ſogleich verzweiflungsvoll in's Meer. Einen Tag und zwei Nächte blieb er auf dem Waſſer, bis endlich eine Welle ihn auf den Strand von Noukahiwa warf, als gerade ſeine letzten Kräfte ihm verſagen wollten.

Die Noukahiwier, ſagt Porter, ſind ſo vollendete Schwimmer, daß ſie ſtets für eine Kleinigkeit bereit waren, ein Schiffstau dreißig Fuß unter dem Waſſer an den Ring eines Ankers feſtzuknüpfen.

Während ſeines kurzen Aufenthaltes bei Uleai ſah Kittlitz (Denkwürdigkeiten einer Reiſe nach dem ruſſiſchen Amerika, nach Mikroneſien und durch Kamtſchatka, 1858) bewundernswürdige Proben von der Tauchfertigkeit der Bewohner, die ſelbſt unter den Karolineninſulanern ſich auszeichneten. Ein junger Menſch, der noch nicht völlig erwachſen war — er ſchien ungefähr 15 Jahre alt zu ſein — ſetzte ihn oft durch die Sicherheit in Erſtaunen, mit der er Alles, was man über Bord warf, unter dem Waſſer ſchwimmend auffing, ehe es noch in der geringen Tiefe von neunzehn Klaftern den Grund des Ankerplatzes erreicht hatte. Selbſt ſehr kleine, ſchwere Gegenſtände, wie Taſchenmeſſer und ähnliches Eiſengeräth entgingen ihm nie, ſobald man ſie ihm vor dem Hinabwerfen gezeigt hatte. Wie der Blitz war er dann aus ſeiner Piroge, die vom Schiffe ſelbſt noch durch das dazwiſchen liegende große Boot getrennt war; er ſchwamm unter dem Kiele des letzteren durch und kam nach einigen Augenblicken mit der ergriffenen Beute zum Vorſchein.

Leider haben ſchon öfter die Südſeeinſulaner ihre Schwimmfertigkeit auch zum Böſen benutzt. Tauchend erfaſſen ſie das Ankerſeil und ſchneiden es durch, damit der nach der Küſte wehende Wind das Schiff auf den Strand treibe; oder befeſtigen auch wohl bei Meeresſtille ein Tau an den Kabel, mit deſſen Hülfe die am Ufer harrenden Gefährten das Fahrzeug an's Land ſchleppen. Gewöhnlich wird die Zeit vor Sonnenaufgang zu ſolchen verrätheriſchen Unternehmungen benutzt. So wie das Schiff das Ufer berührt, betrachten ſie es als eine Priſe, welches ihre Götter ihnen zugeſchickt haben. Uebrigens machten noch im vorigen Jahrhunderte manche europäiſche Strandbewohner es nicht beſſer, indem ſie bei ſtürmiſchem Wetter Feuer auf den Uferfelſen anzündeten, und dadurch die getäuſchten Schiffer in's Verderben lockten! Seien wir alſo nicht zu eilig, Steine auf die Südſee Inſulaner zu werfen!

Dreihundert und mehr Stunden im Umkreis leben, wie gesagt, keine Menschen um die Osterinsel, und dieser ganze ungeheure Meeresraum würde eine vollkommene ununterbrochene Wasserfläche darbieten, wenn nicht hundert Stunden nach Osten die nackte und niedrige Klippe Salas y Gomez aus den Wellen hervortauchte. Vermuthen lassen sich Zusammenhang und gleiche Natur mit dem hohen vulkanischen Lande der nahegelegenen Osterinsel. Noch sind keine Anfänge einer künftigen Vegetation darauf bemerkbar, und doch ist sie der Schauplatz eines regen tumultuarischen Lebens. Denn sie dient unzähligen Wasservögeln zum Aufenthalt, die solche kahle Felsen begrünten, obgleich unbewohnte Inseln vorzuziehen scheinen, da mit den Pflanzen sich die Insekten auch einstellen — und die Ameisen, die besonders ihre Brut gefährden. So hat auch die vollständige Verödung ihren Nutzen und Vögel und Seeschwalben erfreuen sich des nackten Gesteins, wie der Mensch der grünenden Flur. Man schaudert bei der Vorstellung des möglichen Falles, daß ein Schiff an diesem Felsen scheitern und ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden könnte, denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen sonnengebrannten Steingestell nur allzusehr verlängern. In dem bekannten Gedichte „Salas y Gomez" hat Chamisso das Schreckliche einer solchen Lage meisterhaft geschildert.

Neuntes Kapitel.

Die Pitcairn Insel.

Die Bounty. — Meuterei Christians. — Bligh fährt im offenen Boote nach Timor. — Haifische und Fidschi-Insulaner. — Sturm und Hunger. — Eine herrliche Austernsuppe. — Höchste Noth. — Das Ziel wird glücklich erreicht. — Die Pandora. — Christian und seine Gefährten auf Pitcairn. — Spuren einer früheren Bevölkerung. — Christian's Tod. — John Adams. — Ankunft des Tagus. — George Nobbs. — Die Pitcairnier wandern nach Tahiti aus, kehren aber als reuige Schafe bald wieder zurück. — Der falsche Lord. — Nobbs' Reise nach England. — Die Verfassung von Pitcairn. — Klima. — Verheerende Stürme. — Auswanderung nach der Norfolk's Insel. — Theilweise Rückkehr.

Selten ist wohl ein Schiff zu menschenfreundlicheren Zwecken ausgerüstet worden als die „Bounty", die gegen Ende des Jahres 1787 den Hafen von

Portsmouth verließ. Die ferne Südsee war ihre Bestimmung: auf Tahiti sollte sie den Brodbaum holen und ihn von dort aus nach Westindien führen damit auch die atlantischen Inseln den Segen seiner Früchte kennen lernten. Wer hätte geglaubt, daß das schnödeste Verbrechen ein so schönes Unternehmen vereiteln, der Geist des Aufruhrs gerade dieses Fahrzeug zum Schauplatz seiner Missethaten wählen würde!

Unter dem Befehl des Lieutenant Bligh, eines tüchtigen Seemanns, der Cook auf seiner letzten Weltfahrt begleitet hatte, erreichte die „Bounty" am 26. Oct. 1788 das liebliche Tahiti, und verließ erst nach sechs Monaten die Bucht von Matavai mit einem schwimmenden Brodbaumgarten beladen.

Ein paradiesisches Wetter, wie es in jenem milden Tropenmeere fast immer herrscht, begünstigte die ersten Tage der Fahrt und schien mit günstigen Vorbedeutungen die Segel zu schwellen; doch Zwietracht herrschte an Bord, denn Bligh's aufbrausender Charakter hatte bereits öfters zu Mißhelligkeiten mit Fletcher Christian dem Untersteuermann geführt, einem jungen Mann von guter Familie, wohl bewandert in seinem Fache und wie die That es uns bald erweisen wird, von kühnem abenteuerlichen Geiste. Am Abend des 27. April beleuchtete ein prachtvoller Vollmond die silbernen Gleise des Schiffes, welches langsam die leuchtenden Meereswogen durchschnitt. Wohl mag sich Bligh glücklich gefühlt haben, als er im Genuß des herrlichen Schauspiels und der erfrischenden Nachtkühle das Verdeck auf- und abschritt; wohl mag er sich süßen Zukunftsträumen hingegeben haben — doch wer weiß was die nächste Stunde ihm bringt!

Am folgenden Morgen wird der Befehlshaber plötzlich geweckt, seine Cajüte füllt sich mit Bewaffneten, Christian an ihrer Spitze. Er will nach der Bedeutung dieses Auftritts fragen, doch „Schweig!" ruft eine gebieterische Stimme „oder du bist des Todes!" Die Hände werden ihm auf den Rücken festgebunden, man schleppt ihn auf's Verdeck und zwingt ihn mit noch achtzehn andern, größtentheils Offizieren, in ein bereit liegendes Boot hinabzusteigen. Dann werden den Unglücklichen 32 Pfund Speck, 150 Pfund Brod, 28 Gallonen Wasser, etwas Rum und Wein, 4 Hirschfänger, ein Octant und ein Compas, nebst einem geringen Vorrath von Segeltuch und Tauwerk gereicht, und man überläßt sie ihrem Schicksal, mitten im stillen Ocean, in einem schwerbeladenen 23 Fuß langen, 6 Fuß 9 Zoll breiten Boot, ohne Bedeckung gegen die Gluthen der Sonne und die Unbilden der Witterung.

Ein trauriger Wechſel, Bligh, ſeit geſtern Abend, wo du noch Herr und Gebieter warſt des Schiffes, welches bald am Horizont für immer aus deinen Augen verſchwinden wird!

Dieſes Drama ereignete ſich ungefähr dreißig Seemeilen von Tofoa, einer der Freundſchaftsinſeln, wohin die Verlaſſenen für's erſte ihren Lauf zu richten beſchloſſen, um ſich mit Brodfrüchten und einem reichlicheren Waſſervorrath zu verſehen. Aber ſchlecht wurden ſie von den Wilden empfangen, welche ſogar einen von ihnen erſchlugen und mit ihren Kähnen die ſchnell ſich wieder einſchiffenden Engländer verfolgten, die kein einziges Schießgewehr zu ihrer Vertheidigung beſaßen. Doch gelang es ihnen durch Ueberbordwerfen von Kleidungsſtücken die habſüchtigen oder neugierigen Barbaren aufzuhalten, und dem Untergange zu entgehen. Was nun aber anfangen, wohin nun ſich richten? Nach reiflicher Ueberlegung ward Bligh's Vorſchlag angenommen nach der holländiſchen Niederlaſſung auf der Inſel Timor zu ſegeln, die ſie nur dem Namen nach kannten, und von der, obgleich es die nächſte europäiſche Anſiedlung war, ſie doch noch mehr als 3600 Seemeilen entfernt waren. Welch eine Reiſe für achtzehn in einem ſo gebrechlichen engen Boote zuſammengedrängte Menſchen! Welche Gefahren, welche Beſchwerden ſtanden ihnen bevor!

Es war am 2. Mai als dieſe merkwürdige Reiſe begonnen wurde, nachdem erſt Alle in Bligh's Hände das feierliche Gelübde abgelegt hatten, ſich täglich mit nur einer Unze Brod und einer Viertelpinte Waſſer zu begnügen, denn der geringe Vorrath mußte wenigſtens für 6 Wochen ausreichen. Die halbe Mannſchaft ſollte jedesmal ſitzen und den Dienſt verrichten, während die andere auf dem Boden der Chaluppe ausruhete, wo, unfähig ſich auszuſtrecken und ſtets der Feuchtigkeit ausgeſetzt, nun von der Sonne durchglüht, und dann in durchnäßten Kleidern von der kalten Nachtluft angeweht, ſie bald von lähmenden Krämpfen und Rheumatismen befallen wurden. Man kann ſich die Unglücklichen denken, wie ſie mit ermattetem Auge den Bewegungen der gierigen Haifiſche folgten, die unermüdlich den Lauf des Bootes begleitend, auf die Beute lauerten, welche der nächſte Sturm oder der Hunger ihnen liefern konnte.

Am fünften Tage ihrer Fahrt ſahen ſie zwei große Canoes vom Fidſchi-Archipel, die mit Kannibalen angefüllt, eilig auf ſie zuruderten. Die Un-

menſchen verfolgten ſie bis auf eine Entfernung von zwei Meilen — dann zogen ſie wieder von dannen.

Heftige Stürme bedrohten ſie öfters mit dem Untergang, aber die armen Seeleute hofften zu Gott und wiederholten häufig ein Gebet, welches Bligh für ſie verfaßt hatte. Er ſchrieb es nebſt andern Notizen in einem kleinen Signalbuch nieder, das noch gegenwärtig im Beſitz der Familie ſich befindet. Zum Glück ſcheinen keine Mißhelligkeiten unter ihnen ausgebrochen zu ſein, denn Zwietracht hätte vollends das kleine Boot zur Hölle gemacht.

Schon am 8. Mai mußten die Rationen vermindert werden. Willkommen war um dieſe Zeit ein heftiger Regenguß, der den Waſſervorrath um einige Krüge vermehrte, doch vom 10. Mai an trat anhaltendes ſchlechtes Wetter ein, ſo daß die Wellen jeden Augenblick in's Boot ſchlugen, und die kranke entkräftete Mannſchaft zum fortwährenden Ausſchöpfen nöthigten. Zur Vermehrung der Noth kam noch hinzu, daß das Seewaſſer ihren kleinen Brodvorrath verdarb, deſſen Ration vom 24. Mai an auf $^1/_{25}$ Pfund Morgens und Mittags herabgeſetzt wurde, während der hungrige Abend ſich mit der Ausſicht auf das nächſte Frühſtück vertröſten mußte.

Am 25. Mai fingen ſie mit der Hand ein paar taubengroße Seevögel, dumme unerfahrene Thiere, die muthwillig in's Verderben rannten. Jeder derſelben wurde in 18 Stücke getheilt und roh mit aller Luſt des Heißhungers verſchlungen.

Am Morgen des 29ſten befanden ſie ſich in der Nähe einer Felsbank, gegen welche eine wüthende Brandung antobte, doch glücklicher Weiſe gelang es ihnen, eine Oeffnung im Riff zu entdecken, durch welche dem ſicheren Verderben entrinnend ſie ein ruhiges Lagunenwaſſer erreichten. Sie landeten auf einer kleinen Inſel und man kann ſich das Entzücken denken, womit ſie ihre von vierwöchentlichem Sitzen und Krummliegen ſteifgewordenen Glieder endlich wieder einmal auf Gottes geſegnetem Erdboden ausreckten. Früchte gab es auf dem Eilande zwar nicht, aber friſches Waſſer und Auſtern — wie ſie noch nie jemanden beſſer geſchmeckt. Zum Glück befand ſich ein kupferner Keſſel im Boote, ein Feuer ward angezündet und aus Brod, Auſtern und etwas Speck eine herrliche warme Suppe bereitet, welche neues Leben in ihre ausgehungerten Glieder ergoß.

Gerne wären ſie noch länger geblieben, als ſie aber aus der Ferne einige Eingeborene mit lautem Geſchrei auf ſich zueilen ſahen, hielten ſie es

für gerathener nicht erſt abzuwarten, ob jene es gut oder böſe meinten, ſondern ſogleich vom Ufer abzuſtoßen; ſo ſehr hatten die Freundſchaftsinſulaner den guten Kredit der Wilden bei ihnen erſchüttert. Sie befanden ſich nun zwiſchen der Oſtküſte von Neuholland und dem großen Barrier Riff, und indem ſie durch den breiten Kanal nach Norden ſteuerten, drängte ſich Inſel auf Inſel. Wo ſie Gruppen von Eingebornen ſahen ſegelten ſie ſchnell vorüber; wo keine Menſchen waren, landeten ſie dann und wann und ſammelten ſowohl Auſtern als eine kleine Bohnenart, deren Genuß der Botaniker Nelſon als nahrhaft und unſchädlich empfahl. Am Abend des 3. Juni drang das Boot durch die Endeavour Straße und ſie befanden ſich wieder auf dem freien Ocean, der ſie mit ſtürmiſchem naßkaltem Wetter begrüßte.

Am 10. Morgens nach einer ruheloſen Nacht war der Geſundheitszuſtand der Mannſchaft auffallend verſchlimmert. Außerordentliche Schwäche, geſchwollene Beine, hohle geſpenſtige Geſichter, eine mehr als gewöhnliche Neigung zum Schlaf und geiſtige Abgeſtumpftheit deuteten darauf hin, daß die ſinkenden Lebenskräfte nicht lange mehr ſo viele Entbehrungen und Strapatzen würden ertragen können. Einige Kaffeelöffel Wein für den Augenblick der höchſten Noth aufbewahrt, noch mehr aber die geiſtige Erquickung der Hoffnung, denn ſie wußten, daß ſie nun nicht weit mehr vom Ziel ſein konnten, belebten jedoch ihren Muth, und am 12. ſahen ſie endlich in der erſten Morgenröthe Timor, das erſehnte Timor vor ſich liegen.

Welche Worte könnten ihr Entzücken ſchildern! ihren tiefen, innigen Dank gegen die Vorſehung, die ihr armſeliges Boot ſo glücklich durch alle Gefahren des weiten Oceans geführt und trotz der ſchweren Drangſale die ſie erlitten, mit Ausnahme des von den Wilden Erſchlagenen auch keinen aus ihrer Mitte hatte umkommen laſſen.

Am 14. Juni, nach einer beiſpielloſen Fahrt von 48 Tagen erreichten ſie die holländiſche Niederlaſſung, wo ſie vom Gouverneur Herrn Wilhelm Adrian van Eſte mit herzlichem Wohlwollen empfangen und auf's freigebigſte verpflegt wurden. Am 30. Auguſt, nachdem ſie ſich zur Weiterreiſe erholt hatten, ſchifften ſie ſich nach Batavia ein, wo ſie am 1. October ankamen. Hier wurde Bligh ſehr krank, genas aber wieder; wogegen mehrere ſeiner Leute dem verderblichen Klima jener ſumpfigen Küſte erlagen. Der arme Botaniker war zum großen Leidweſen ſeiner Schickſalsgefährten ſchon in Conpang am Fieber geſtorben. Die Uebrigen begaben ſich an Bord der

nach Europa beſtimmten holländiſchen Flotte, und erreichten glücklich die Heimath (14. März 1790). Bligh ſegelte im folgenden Jahre als Capitän der „Providence“ noch einmal nach Tahiti um dort wiederum Brodbäume zu holen, die er dießmal glücklich nach den Antillen brachte, wo ſie aber leider nur ſchlechte Früchte trugen; ſpäter zeichnete er ſich in den Seeſchlachten von Camperdown und Kopenhagen aus, wo er ein Linienſchiff unter Nelſon befehligte; wurde dann zum Gouverneur von Neu-Süd-Wales ernannt, und endlich zum Rang eines Vice-Admirals erhoben. Die letzten Jahre ſeines vielbewegten Lebens brachte er ruhig und glücklich im Schoos ſeiner Familie zu und ſtarb 1817 in London.

Man kann ſich denken, daß die britiſche Admiralität das Verbrechen Chriſtian's und ſeiner Gefährten nicht ungeſtraft laſſen konnte, und ſo wurde die Fregatte „Pandora“ ſofort nach der Südſee geſchickt um die Gruppen der Geſellſchafts- und Freundſchaftsinſeln, zu durchſuchen und die Meuterer, wenn es gelingen ſollte ſie zu fangen, zur gerechten Strafe nach England zurückzuführen. „Hurrah nach Otaheiti!“ war der letzte Freudenſchrei der vom Bord der Bounty erſchallte, als die armen Ausgeſetzten ſie mit ſchwerem Herzen davonſegeln ſahen; dorthin richtete ſich alſo zunächſt die Fahrt der Pandora. Als ſie am 23. März 1791 in der Bucht von Matavai ankerte, kamen ſogleich drei der Meuterer an Bord und zeigten außerdem noch an wo zehn ihrer Mitſchuldigen zu finden wären. Zwei andere waren bereits erſchlagen, doch Chriſtian mit acht Gefährten war ſchon längſt mit der „Bounty“ in's unbekannte Meer hinausgeſteuert.

Nach einer vergeblichen Durchſuchung aller benachbarten Inſeln trat alſo die Fregatte mit ihren dreizehn Gefangenen, die in einem großen Käfig, den man die „Pandora Büchſe“ nannte, feſtgekettet waren, die Rückfahrt nach England an. Am 29. Auguſt ſcheiterte ſie jedoch auf einem Corallenriff in der Nähe von Neu-Holland, und die Mannſchaft mußte in den Chaluppen einen Weg von 1000 Seemeilen zurücklegen, ehe ſie Land erreichen konnte; ſolch eine Kette von Abenteuern und Unglücksfällen entſpann ſich aus jener erſten böſen That. Vier der Gefangenen, mit Ketten beladen, verſanken mit der Pandora, den andern gab die Verzweiflung Kraft ihre Feſſeln abzuſtreifen. Dreißig von der Mannſchaft ertranken. Von den geretteten Meuterern, die man ſogleich nach ihrer Ankunft in Portsmouth vor

ein Kriegsgericht ſtellte, wurden vier freigeſprochen, drei begnadigt und drei an Bord des Brunswick gehangen.

Sie waren die einzigen, die der menſchlichen Gerechtigkeit zum Opfer fielen, denn Jahre vergingen ehe der Schleier ſich lüftete, der bis dahin das Schickſal Chriſtian's und ſeiner Gefährten bedeckt hatte, und als endlich im Jahre 1808 ihre erſten Spuren wieder aufgefunden wurden, war nur einer von allen noch am Leben.

Zwölfhundert Seemeilen ſüdlich von Tahiti erhebt ſich die kleine Pitcairn Inſel 1046 Fuß hoch über das Meer. Die ſchroffe Felsküſte ſenkt ſich ſogleich in die blauen Tiefen des unergründlichen Oceans, eröffnet ſich nirgends zu einem Hafen, verflacht ſich nirgends zu einem Strande. Nur an einem einzigen Punkte, iſt bei ruhigem Wetter das Landen möglich; und auch dann erſchwert die Brandung das Herannahen des Bootes. So wie der Reiſende den Fuß an's Land ſetzt, muß er ſogleich einen ſteilen Abhang erklimmen. Die Nordſeite, amphitheatraliſch ausgehöhlt, bis zu den höchſten Bergſpitzen bewaldet, und von abſchüſſigem nacktem Geſtein umſchloſſen, bietet einen höchſt maleriſchen Anblick dar. Vielleicht entdeckte ſchon Torres den mitten im Ocean verlornen Felſen (1606), den Carteret am 2. Juli 1767 zuerſt wieder erblickte, aber durch die heftige Brandung am Landen gehindert wurde.

Dieſe Meereseinſiedelei, ſo fern von allen damaligen Verkehrsſtraßen der Menſchen, wo nur der Seevogel ſeine kreiſchende Stimme hören ließ, hatten Chriſtian und ſeine Gefährten zu ihrem Aufenthalte gewählt, denn obgleich ſie kaum daran zweifeln konnten, daß das Geheimniß ihres Verbrechens von den Wellen verſchlungen war, ſo ließ ihnen doch das böſe Gewiſſen keine Ruhe. Mit 12 tahitiſchen Frauen, 6 Tahitiern und einem zehnmonatlichen Kinde landeten ſie im Jahre 1790 auf Pitcairn, welches zwar damals völlig menſchenleer, aber in früherer unbekannter Zeit bewohnt geweſen war, denn ſie fanden Aexte und Götzenbilder und in die Erde vergrabene Schädel, als geheimnißvolle Denkmäler einer verſchwundenen Bevölkerung. Anfangs behauptete Chriſtian noch das Anſehen eines Befehlshabers, und unterhielt einige Ordnung unter ſeinem wilden unbändigen Gefolge. Doch pflegte er manche Stunden auf einer hohen Felsſpitze zuzubringen, die er ſein „Lug in's Meer" nannte. Von dorther ſchweiften ſeine unruhigen Blicke weit über die verödeten Fluren des Oceans, wo jeden Augenblick am fernen Horizont die

Rache der beleidigten Geſetze hervortauchen konnte. O wie trübe waren die Gedanken, welche ſeine ſchuldige Seele bewegten! was hätte er nicht darum gegeben die vollbrachte Miſſethat aus der Vergangenheit zu löſchen! Bald nach der Landung wurde die Bounty verbrannt, um ja nicht durch ihre hohen Maſten den Aufenthalt der Meuterer zu verrathen, und ſo verurtheilten ſie ſich ſelber zu einer ewigen Gefangenſchaft auf jenem verlorenen Felſen, 10,000 Meilen weit von ihrer Heimath, ihren Familien und ihren Freunden. Mit reinem Gewiſſen und einträchtigem Sinn hätten ſie dort noch glücklich leben können, aber durch ihre eigene Verworfenheit ward ihnen die liebliche Inſel zur Hölle. Streitigkeiten brachen aus und hatten den Mord zur Folge. Noch ehe ein Jahr verging, wurden Chriſtian und noch vier Engländer von den Tahitiern überfallen und erſchlagen, die bald darauf auf ähnliche Weiſe umkamen. Einer der überlebenden Meuterer von einem böſen Dämon verführt, erfand die unſelige Kunſt ein berauſchendes Getränk aus einer Wurzel zu gewinnen, und ſtürzte ſich in einem Anfall von Säuferwahnſinn in's Meer; ein anderer wurde von Adams und Young, den einzigen die ſpäter eines natürlichen Todes ſtarben, zu ihrer Selbſtvertheidigung erſchoſſen. So zeigte es ſich auch hier, daß das Böſe ſich ſtets ſelbſt beſtraft, wenn auch die menſchliche Gerechtigkeit es ungeahndet läßt, daß die Schuld nie und nimmer geſegnete Früchte trägt.

Im Jahr 1800 war der damals 36jährige Johann Adams nur noch der einzige Mann auf der Inſel. Das unbeſtrittene Oberhaupt des kleinen aus einigen Frauen und zwanzig Kindern ſeiner verſtorbenen Kameraden beſtehenden Staates. Die bitteren Erfahrungen ſeines Lebens hatten indeſſen eine merkwürdige Veränderung in ihm hervorgerufen, er war nachdenklich und fromm geworden, las fleißig in der Bibel und bemühte ſich die wachſende Generation nach den Grundſätzen des Chriſtenthums zu erziehen. So war der rohe Seemann, der in der Jugend an ſo gewaltſamen Scenen Theil genommen, zum Patriarchen und Vater einer friedlichen Gemeinde geworden, die unter ſeiner Leitung in Ordnung, Arbeitſamkeit und Eintracht aufblühte.

Indeſſen fingen die Walfänger an den großen Ocean immer mehr und mehr zu beſuchen — und früher oder ſpäter mußte wohl das Geheimniß des Pitcairn Felſens bekannt werden. Doch dauerte es bis zum Jahre 1808, ehe die vereinſamte Inſel zum erſten Mal von einem amerikaniſchen Schiffe, dem „Topas" beſucht wurde, deſſen Capiän landete und in einer der ver-

laſſenen Hütten (denn die kleine Kolonie hatte ſich auf Adams Befehl bei Annäherung der Fremden verſteckt) zu ſeinem großen Erſtaunen mehrere Reliquien der Bounty — einen Chronometer und einen Seekompaß — vorfand, welche er der engliſchen Admiralität zuſchickte.

Dieſe ſchien anfangs keine Notiz davon zu nehmen, doch ſechs Jahre ſpäter ſah Adams zu ſeiner großen Beſtürzung zwei Fregatten, den „Briton" und den „Tagus" der Inſel ſich nähern, und hatte bald alle Urſache zu fürchten, daß die Stunde der verſpäteten Strafe nun endlich für ihn gekommen ſei, denn mehrere Boote mit Officieren und Bewaffneten ſtießen von den Schiffen ab und ruderten gerade auf den Landungsplatz zu. In ſein Schickſal ſich ergebend, trat er den Ankommenden entgegen, erfuhr jedoch zu ſeiner unausſprechlichen Freude, daß man durchaus keine böſe Abſichten gegen ihn hege und ſeine längſt verjährte Schuld vergeben und vergeſſen ſei.

Als er ſich auf dieſe Weiſe von ſeiner fünfundzwanzigjährigen Sorge befreit ſah, war es ihm als ob man ihm einen Mühlſtein vom Halſe genommen hätte. Er ſtarb 1829 nach einem 39jährigen Aufenthalt auf Pitcairn, von der ganzen Gemeinde, die ihm ſo viel verdankte, tief betrauert. Vor ſeinem Tode verſammelte er ſeine Kinder, wie er ſämmtliche Inſulaner nannte, um ſein Sterbelager, und nachdem er ſie dringend ermahnt hatte ihre religiöſen und ſittlichen Pflichten nimmer zu vergeſſen, rieth er ihnen einen aus ihrer Mitte zum Oberhaupte zu erwählen.

Glücklicher Weiſe, wie von der Vorſehung geſandt, war etwa vier Monate vor Adams Tode ein merkwürdiger Mann auf der Inſel gelandet, der alle Eigenſchaften beſaß, um deſſen würdiger Nachfolger im Zutrauen, in der Liebe und der moraliſchen Leitung der kleinen Brudergemeinde zu ſein. George Henn Nobbs 1799 in Irland geboren, hatte ſeit ſeinem eilften Jahre in der engliſchen Marine, und ſpäter unter Lord Cochrane auf der chileniſchen Flotte gedient, wo er zum Lieutenant befördert wurde. Nachdem er viele Glückswechſel erlebt und oft den Tod vor Augen geſehen, kehrte er 1822 auf einem Schiffe, welches Pitcairn beſucht hatte, nach England zurück.

Der Capitän machte ihm eine ſo anziehende Beſchreibung vom glücklichen Frieden der kleinen Gemeinde, daß der von den Stürmen des Lebens ſo lang umhergeworfene Seemann eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach jener ſeligen Ruhe empfand, und den Entſchluß faßte, ſich ſo bald wie möglich auf Pitcairn niederzulaſſen. In Callao, wohin er ſich mit dieſer Abſicht begab, be-

wog er den Eigenthümer einer Chaluppe, ihn nach der Inſel zu begleiten, die vom gebrechlichen Fahrzeuge nach einer 42tägigen Reiſe, am 15. November 1828 erreicht wurde. Vom alten Adams freundlich empfangen und als Schullehrer angeſtellt, erwarb ſich Nobbs in kurzer Zeit die allgemeine Achtung und Liebe, und fuhr nach dem Tode des Patriarchen fort als Lehrer, Arzt und Seelſorger die Geſchicke der kleinen auf 68 Köpfe herangewachſenen Gemeinde zu leiten. Doch es ſcheint der Menſch für eine ununterbrochene glückliche Ruhe nicht geboren zu ſein, denn auch Pitcairn ſollte bald auf längere Zeit ſeinen Frieden geſtört ſehen. Vor ſeinem Hinſcheiden hatte Adams die Beſorgniß ausgedrückt, daß der Waſſervorrath der Inſel für eine wachſende Bevölkerung nicht ausreichen möchte, und ſo erſchien 1831 die Kriegschaluppe „der Komet" vor Pitcairn, um die Einwohner auf ihren Wunſch nach Tahiti überzuſiedeln. Die ganze Bevölkerung von 87 Seelen ſchiffte ſich ein, kam aber zu einer ſehr unglücklichen Zeit in der neuen Heimath an, da das Land eben am Vorabende eines Bürgerkrieges ſtand. Die furchtbare Sittenloſigkeit des Volkes erfüllte ſie mit Abſcheu; und Krankheiten brachen unter ihnen aus, woran 17 ſtarben. Entmuthigung und Heimweh bemächtigten ſich aller Gemüther und ihr ſehnlichſter Wunſch war nach dem geliebten Pitcairn zurückzukehren. Einer unter den engliſchen Anſiedlern auf Tahiti veranſtaltete eine Colleete und der Verkauf der kupfernen Nägel und Bolzen die noch von der Bounty herrührten, brachten die nöthige Summe zuſammen, für welche ein amerikaniſches Schiff ſie nach der verlaſſenen Heimath führte. Doch die böſen Folgen dieſer unheilvollen Auswanderung ließen ſich nicht ſo bald wieder verwiſchen, und als zwei Jahre ſpäter Bennett die Inſel beſuchte, fand er noch bei vielen einen unruhigen unzufriedenen Geiſt und eine Zügelloſigkeit der Sprache, die ihnen gewiß früher fremd geweſen waren. Um dieſe Zeit brachte auch ein engliſcher Abenteurer, Namens Hill die Keime der Zwietracht nach Pitcairn. Er gab ſich ohne weiteres den Titel eines Lords und königlich großbritaniſchen Statthalters, zog die Stärkſten und Ehrgeizigſten auf ſeine Seite und zerſtörte gar bald die ehemalige brüderliche Gleichheit. Zwar hatte der ehrliche Nobbs ihn ſogleich durchſchaut, war aber außer Stande dem ſchlauen Intriganten die Spitze zu bieten und ſah ſich endlich genöthigt, die Inſel zu verlaſſen. Nun hatte der Schurke freies Feld und erzählte den leichtgläubigen Inſulanern bodenloſe Lügen über ſeine hohe Stellung in England, wie er der nächſte Verwandte und intimſter

Freund des Herzogs von Bedford ſei, mit deſſen Gemahlin, wie er ſagte, er faſt täglich auszufahren pflegte. Doch während die Pitcairnier mit offenem Munde den Prahlereien des Gauners zuhörten, führte der Zufall den Capitän Lord Eduard Ruſell, einen Sohn des Herzogs, nach der Inſel. Dieſer hatte große Luſt den entlarvten Betrüger ſogleich mit nach England zu nehmen, da es ihm aber an der geſetzlichen Vollmacht fehlte, wurde erſt im folgenden Jahre der falſche Lord ſeines uſurpirten Amtes entſetzt. Nun luden auch die reuigen Pitcairnier ihren alten Freund Nobbs wieder zu ſich, der einſtweilen nach Mangareva gezogen war, und freudig zu ſeinen verirrten Schafen zurückkehrte, die ihm von nun an keinen weiteren Grund zur Klage gaben. Er betrachtete ſie als ihm von der Vorſehung anvertraute Kinder, und leiſtete was nur von einem durchaus wohlwollenden, kenntnißreichen und erfahrenen Manne erwartet werden konnte. Die Einwohner von Pitcairn waren ſehr arm und Nobbs wußte es recht wohl, als er ſich unter ihnen niederließ. Im Jahre 1844 ſchrieb er einem Geiſtlichen in Valparaiſo: „Die Kleidungsſtücke die ich aus England mitbrachte, ſind wie Sie leicht denken können, ſo ziemlich aufgetragen. Früher zog ich Sonntags einen ſchwarzen Rock an, doch ſeit drei Jahren ſehe ich mich genöthigt, ihn durch eine ſelbſt verfertigte Nankinjacke zu erſetzen. Nur für Heirathen und Begräbniſſe bleibt jenes Staatskleid beſtimmt, ſo fadenſcheinig es auch iſt. Höre ich alſo von einem jungen Manne: „Meiſter nächſten Sonntag mußt du deinen ſchwarzen Rock anziehen!“ ſo weiß ich, was dieſe Worte bedeuten. Dem guten Nobbs war zum Lohn für ſeine Dienſte ein Grundſtück angewieſen worden, deſſen er recht ſehr bedurfte, da ſeine Frau, eine Enkelin des unglücklichen Chriſtian, ihn mit eilf Kindern ſegnete. Im Jahr 1852 machte er eine Reiſe nach England, um dort die geiſtliche Ordination vom Biſchof von London zu empfangen, eine durch ſeine langbewährte Tugend wohlverdiente Ehre. Nach ſechsundzwanzigjähriger Zurückgezogenheit auf Pitcairn mußte ihm ohne Zweifel das Treiben der Weltſtadt recht babyloniſch vorkommen, doch vermochte nichts ſein Staunen zu erregen, ſo daß er wie das verkörperte horaziſche nil admirari ausſah! In den Geſellſchaften, zu welchen er als Löwe des Tages häufig eingeladen wurde, machte er den Eindruck eines höchſt beſcheidenen, ernſthaften Mannes, deſſen einfaches, mitunter etwas originelles Benehmen, in vollkommenem Einklang zur eigenthümlichen Lebensweiſe ſtand, die er ſo lange geführt hatte, und nach welcher er ſich augenſcheinlich zurückſehnte.

Von den Ersten und Ausgezeichnetsten des Landes wurde ihm die schmeichelhafteste und herzlichste Aufnahme zu Theil, denn die Beschreibungen der Südseefahrer hatten schon längst die öffentliche Aufmerksamkeit auf Pitcairn gelenkt, und ein Jeder interessirte sich für die kleine auf so merkwürdige Weise entstandene und angewachsene Colonie. Eine Collecte wurde veranstaltet, deren ziemlich bedeutender Ertrag die Pitcairnier mit einer Menge nützlicher Gegenstände versorgte, und Herrn Nobbs selbst wurde von der Missionsgesellschaft ein Jahrgehalt von 50 Pfund angewiesen. Zwei Tage vor seiner Abreise führte ihn die königliche Yacht „Fairy" nach Osborne, wo er von der Königin und dem Prinzen Albert auf's freundlichste empfangen wurde. Als dieser ihn fragte: „was er noch für seine kleine Gemeinde thun könne", antwortete Nobbs, der wie es scheint nicht ohne Anlage zum Hofmann war, daß man schon hinreichend für alle Bedürfnisse derselben gesorgt habe, daß aber das Geschenk der Porträts der königlichen Familie ihr die größte Freude machen würde, eine Bitte, die der Prinz lächelnd gewährte. Unter vielen Umarmungen und lautem Weinen hatten die Insulaner von ihrem trefflichen Lehrer Abschied genommen, und nicht minder rührend war das Wiedersehen im folgenden Jahre (1853), als er von seiner 18000 Meilen langen Reise zu seiner friedlichen Gemeinde zurückkehrte.

Diese belief sich damals auf 170 Seelen oder 22 Familien, unter welche der ganze urbare Boden der Insel vertheilt war. Die Regierung bestand aus einem Oberrichter, den jährlich am 1. Januar das allgemeine Stimmrecht zu jener höchsten Würde erhob, und aus zwei Räthen, die gleichfalls an jenem Tage, der eine vom Oberrichter, der andere vom Volke gewählt wurden. Uebrigens waren die guten Pitcairnier so wenig ehrgeizig, daß sie sich nicht selten dieser Auszeichnung durch das Opfer eines fetten Schweines zu entziehen suchten. Grenzstreitigkeiten, wie sie auch unter den friedfertigsten Nachbarn vorzukommen pflegen, wurden gewöhnlich sehr bald vom Magistrat geschlichtet, da es glücklicher Weise auf der Insel keine Advokaten zum Schüren der Zwietracht gab; war die Sache verwickelterer Natur, so wurde ein Schwurgericht von sieben Personen zur Entscheidung berufen und überstieg der Rechtsfall auch den Scharfsinn dieser sieben Weisen, so wartete man die Ankunft eines englischen Kriegsschiffes ab, dessen Capitän als Oberappellationsrath das endgültige Urtheil fällte. Uebrigens brachten

ſolche Streitigkeiten durchaus kein böſes Blut zu Wege, denn es war Grundſatz auf Pitcairn, die Sonne nicht über ſeinen Zorn untergehen zu laſſen.

Die Geſetze waren ſehr einfach, wie es ſich bei ſo einfachen Verhältniſſen erwarten ließ. Was die Grenzſcheiden der verſchiedenen Beſitzungen betraf, ſo wurden ſie vom Oberrichter unter Begleitung aller Familienhäupter am Tage ſeiner Wahl unterſucht, und die beſchädigten oder umgeworfenen Grenzpfähle ſofort durch neue erſetzt, wodurch manchen Streitigkeiten vorgebaut wurde. Die Einfuhr aller geiſtigen Getränke war ſtreng verboten, außer zum arzneilichen Gebrauche; auch war es keinem Frauenzimmer erlaubt, ohne beſondere Aufſicht an Bord eines fremden Schiffes zu gehen. Für Schulgeld wurde monatlich ein Schilling, oder ein gleicher Werth an Lebensmitteln und Arbeit bezahlt; doch unterrichtete Herr Nobbs alle ſeine Pathenkinder, wozu ein guter Theil der heranwachſenden Jugend gehörte, unentgeltlich.

Was die Katzen betraf, ſo würden die unſerigen, wenn ſie wüßten, wie hoch man ihres Gleichen auf Pitcairn ſchätzte, ohne Zweifel maſſenhaft dorthin ausgewandert ſein, denn wer eine Katze tödtete, außer etwa wenn er ſie beim Würgen eines Huhnes antraf, mußte als Sühne dreihundert Rattenſchwänze liefern, eine eigenthümliche Strafe, welche zugleich auch erklärt, weßhalb Hinzen's Dienſte dort in ſo hohem Anſehen ſtanden.

Alles Geflügel wurde an den Beinen gezeichnet und traf der Eigenthümer eines Feldes ein verwüſtendes Huhn unter ſeinen Ignamen oder Bataten an, ſo durfte er es nicht nur tödten und verzehren, ſondern er konnte außerdem noch den früheren Beſitzer zum Schadenerſatz auffordern. Wenn ein losgebrochenes Schwein Schaden ſtiftete, ſo kam die Sache erſt vor den Magiſtrat und wenn dieſer nicht zu beiderſeitiger Zufriedenheit entſchied, vor das Schwurgericht.

Die Anſiedlung lag an der bereits erwähnten amphitheatraliſchen Ausbuchtung an der Nordſeite der Inſel. Die einfachen Hütten, mit den Blättern des Pandanus überdacht, lagen zerſtreut auf dem grünen Abhange und halb im dichten Gebüſch verſteckt. Niedliche Fußpfade führten von einer zur andern und verloren ſich manchmal in ernſte Haine von majeſtätiſchen Banianen. Cocosnüſſe, Piſang und Brodfrüchte gaben nur eine dürftige Ernte; die hauptſächlichſte Nahrung beſtand aus Ignamen, Bataten und den Wurzeln des Bergtaro (Arum costatum). Fleiſch wurde kaum einmal in der

Woche gegeſſen, da eine der angewachſenen Bevölkerung entſprechende Anzahl von Schweinen und Ziegen auf dem Eilande nicht zu finden war, und es für das größere Hausvieh an gehöriger Weide fehlte. Auch die Fiſche waren ziemlich ſelten an der Küſte und ihr Fang nicht ohne Gefahr. Die Speiſen wurden auf polyneſiſche Weiſe unter heißen Steinen gebacken, wozu die getrockneten Hülſen der Cocosnüſſe das Hauptbrennmaterial lieferten.

Im Aeußern hatten die Pitcairnier große Aehnlichkeit mit den engliſchen Landleuten, nur daß ihre etwas dunklere Farbe auf die Beimiſchung tahitiſchen Blutes deutete. Ihre gewöhnliche Tracht war kaum mehr als ein Gürtel, da ihre dürftige Garderobe ſich nur durch zufällige Einfuhren ergänzte. Die Weiber trugen gewöhnlich ein langes Kleid aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes, und verzierten häufig ihre Haare mit Kränzen von wohlriechenden weißen und brennend ſcharlachenen Blumen, ein Schmuck, der den hübſchen Geſichtern wohl anſtand. In jedem Hauſe fing der Morgen mit einem Gebet und dem Leſen zweier Kapitel aus der Bibel an. Nach einem leichten Frühſtück wurde ſogleich die Tagesarbeit begonnen, denn auf der ganzen Inſel gab es keinen einzigen Müßiggänger. Die Kinder gingen zur Schule, die Männer fiſchten, beſorgten das Feld oder verfertigten Hüte aus Palmenblättern oder Körbchen und Doſen zum Verkauf an fremde Schiffer; die Weiber waren mit der Haushaltung beſchäftigt, wozu namentlich auch das Verfertigen und Ausbeſſern der Kleidungsſtücke gehörte. Nach dem gemeinſchaftlichen Abendgebet ging man frühzeitig zur Ruhe und ſchlief unbeſorgt, ohne Schloß und Riegel.

Alle Pitcairnier konnten leſen und beſchäftigten damit gern ihre Muße; doch moraliſche oder religiöſe Bücher bildeten ihre einzige Lectüre, und wurden ihnen häufig von der Londoner Geſellſchaft zur Beförderung chriſtlicher Kenntniſſe zugeſchickt. Sie gehörten ſämmtlich zur anglicaniſchen Kirche. Der Gottesdienſt wurde im Schulhauſe, einem 56 Fuß langen und 20 Fuß breiten, ſteinernen Gebäude, gefeiert.

Die Zeiten waren längſt vorüber, wo nur höchſt ſelten Pitcairn von Fahrzeugen beſucht wurde, da jährlich an 50 Schiffe, faſt alle amerikaniſche Walfiſchfänger, die Inſel, wenn auch nur flüchtig berührten.

Die Ankunft eines fremden Segels war jedesmal ein Feſt für das vereinſamte Völkchen. Schiffbrüchige wurden gaſtlich gepflegt, aber nicht länger geduldet, als bis das nächſte Fahrzeug ſie an Bord nehmen konnte. Ohne

dieſe Maßregel würde ſchwerlich der Lebenswandel der Inſulaner ſo rein und chriſtlich-moraliſch geblieben ſein, wie er unter andern vom Caplan des Admirals Moresby geſchildert wird, der während der zehnmonatlichen Abweſenheit des guten Nobbs das geiſtliche Amt auf Pitcairn verwaltete. Nach ihm gab es auf der ganzen Erde keine gottesfürchtigere Gemeinde; während der ganzen Zeit, die er unter ihnen verweilte, fand auch nicht der geringſte Unfriede, geſchweige ein Verbrechen ſtatt.

Der Geſundheitszuſtand auf Pitcairn war nicht ſo günſtig, als man nach der einfachen Lebensweiſe der Bewohner erwarten ſollte: Schwindſucht, aſthmatiſche Beſchwerden und Fieber kamen häufig vor. Das Klima war herrlich, doch entluden ſich zuweilen Stürme von verheerender Gewalt über die Inſel. Ein ſolcher, der am 15. April 1845 ausbrach, ſpülte mit ſeinen wolkenbrüchigen Regengüſſen das fruchtbare Erdreich von den Felſen herab; entwurzelte 300 Cocosbäume und ſtürzte ſie in's wildbrandende Meer. Mehrere Fiſcherboote wurden zertrümmert und ſämmtliche Bananen, worunter 2000 in vollem Ertrage, rein von der Erde weggefegt. Vier lange Hungersmonate folgten auf dieſen verhängnißvollen Orkan, dem die frommen Inſulaner ſich demuthsvoll als einer göttlichen Strafe unterwarfen.

Die eben geſchilderten Zeiten ſind nicht mehr, denn große Veränderungen haben in den letzten Jahren auf Pitcairn ſtattgefunden. Das liebliche Eiland wurde allmälig zu klein für eine Bevölkerung, die bereits im Jahre 1854 auf 200 Köpfe herangewachſen war, und es ließ ſich vorausſehen, daß die Zeit nicht mehr fern ſein könne, wo entweder alle ſich entſchließen müßten, eine neue Heimath aufzuſuchen, oder wenigſtens einige von ihnen genöthigt ſein würden in die Fremde auszuwandern.

Das Erſtere wurde vorgezogen, und dankbar nahmen die Pitcairnier das Anerbieten der engliſchen Regierung an, ihnen die ſchöne romantiſche Norfolk's-Inſel, die, ſo lange man noch Verbrecher nach Neu-Süd-Wales deportirte, der Verbannungsort des dortigen Abſchaums, alſo gewiſſermaßen eine verſchärfte Hölle war, und nun verlaſſen daſtand, als neues Vaterland einzuräumen.

Im Jahre 1858 fand die Ueberſiedelung ſtatt, aber Niedergeſchlagenheit und Heimweh ſtellten ſich wie früher auf Tahiti ein, und nach den letzten

Nachrichten ist bereits ein Theil der Ausgewanderten nach Pitcairn zurückgekehrt, während die Uebrigen mit Sehnsucht den Augenblick erwarten, wo sie ihnen werden nachfolgen können.

Zehntes Kapitel.

Die Missionen im großen Ocean.

Die Missionen im Allgemeinen. — Gründung der Londoner Missionsgesellschaft. — Das Missionsschiff „Duff". — Lebensgeschichte des Capitän Wilson. — Seine Leiden in der Gefangenschaft. — Das schwarze Loch. — Die Reisen des Duff. — Ansiedelung der ersten Missionare auf den Marquesas, auf Tonga und Tahiti. — Spätere Unglücksfälle. — Welche Erfolge haben die protestantischen Missionen erzielt! — Die katholischen Missionen. — Wohlthaten der protestantischen Missionen.

Die Bekehrung der Völkerschaften des großen Oceans zum Christenthum ist ohne Zweifel eins der merkwürdigsten Kapitel in der ganzen Kirchengeschichte.

Daß in Britannien, der fernen Nebelinsel der Nordsee, welcher die Welt die ersten gründlichen Kenntnisse über Polynesien verdankt, die Idee den Glauben des Erlösers bis an jenes Ende der Erde zu tragen, so energisch aufgefaßt und ausgeführt wurde — erinnert an die mächtigen religiösen Impulse, welche das romantische Mittelalter bewegten, und daß den Fährten des Walfängers und des Kaufmanns so früh schon die Missionare folgten, deutet darauf hin, daß die Vorsehung die Südseeinsulaner nicht hülflos den verderblichen Einflüssen der rohesten europäischen Menschenklassen überlassen wollte, sondern zugleich auch Sorge trug, daß sie als Gegengift mit dem sittenveredelnden Geiste einer vollkommeneren Religionslehre bekannt gemacht würden.

Durch keine weltliche Macht unterstützt, ohne Zwangsmittel irgend einer Art, mit keinen Waffen versehen, als denen eines redlichen Eifers und der Ehrfurcht, welche die Würde einer höheren Bildung dem Wilden einflößt, traten die Verkündiger der neuen Lehre unter Menschen auf, die durch Sprache, Sitten, Begriffe, Lebensweise und Charakter ihnen völlig fremd waren und

zwar mit keiner geringeren Abſicht, als eine gänzliche Umwälzung des Beſtehenden hervorzubringen und die Ideen eines fernen Welttheils in die vereinſamten Inſeln des ſtillen Meeres zu verpflanzen.

Es war keine leichte Aufgabe, welche jene Männer übernommen hatten, und es bedurfte langer Kämpfe, theils gegen die Gleichgültigkeit der Menge, theils gegen die Privatintereſſen der Häuptlinge, deren Anſehen größtentheils auf der väterlichen Götterlehre beruhte, ehe ſie zum Ziel gelangten: oft waren ſie auf dem Punkt, das Feld zu verlaſſen, auf welchem ſie ſo lange vergebens gearbeitet, und ihr Unternehmen als völlig hoffnungslos aufzugeben — aber die unbeſiegliche Ausdauer der angelſächſiſchen Race hielt herzhaft Stand gegen alle Widerwärtigkeiten und Hinderniſſe, erhob ſich ſtärker nach jeder Niederlage und führte zum endlichen Siege.

Bei der Geſchichte der einzelnen Inſelgruppen werde ich noch häufig Gelegenheit haben, die Leiſtungen der evangeliſchen Glaubenslehrer zu erwähnen, denn dieſe Männer ſind es ja, welche die Hauptrolle in den neueren Annalen Polyneſiens ſpielen: vorläufig will ich nur einen Blick auf die Miſſionen im Allgemeinen werfen und mit wenigen Worten an die Wohlthaten erinnern, welche ſowohl die Eingeborenen, als die fremden Schiffer ihrer Wirkſamkeit verdanken.

Die Londoner Miſſionsgeſellſchaft, von welcher die Bewegung ausging, die einen ſo mächtigen Einfluß auf das Schickſal der allerentfernteſten Völker des Erdballs ausüben ſollte, wurde im September des Jahres 1795 geſtiftet. Bei der öffentlichen Gründungsfeier hielt Dr. Haweis, früherer Caplan der frommen Gräfin von Huntingdon, einer Dame, deren Anhänger noch immer eine beſondere religiöſe Secte bilden, eine Rede, worin der Beweis geführt wurde, daß unter allen heidniſchen Ländern die Südſeeinſeln dem Bekehrungswerke die wenigſten Schwierigkeiten entgegenſetzen würden. Die Idee hatte bereits der verſtorbenen Gräfin vorgeſchwebt, die ſtets mit großem Intereſſe die Beſchreibungen der Seefahrer vom paradieſiſchen Klima und der zauberhaften Schönheit jener Smaragde des großen Oceans geleſen hatte und deren eifrigſter Wunſch, den ſie ſogar auf dem Sterbebette ihrem Caplan noch an's Herz legte, es war, den ſanftmüthigen, kindergleichen und intelligenten Inſulanern die Wohlthaten des Chriſtenthums angedeihen zu laſſen.

Die Rede von Dr. Haweis machte einen ſo tiefen Eindruck auf die Verſammlung, daß der einſtimmige Beſchluß gefaßt wurde, ſofort die Miſ-

sionsthätigkeit im stillen Ocean zu eröffnen, und daß in kurzer Zeit über 10.000 Pfund Sterling zur Förderung dieses menschenfreundlichen Zweckes unterschrieben wurden.

So waren denn die nöthigen Mittel vorhanden, das Werk in einem größeren Maßstabe zu beginnen, und schon im August des folgenden Jahres sehen wir den „Duff" unter Anführung des Capitän Wilson, mit 30 Missionaren an Bord, den Hafen von Portsmouth verlassen. Unter letzteren befanden sich nur 3 ordinirte Geistliche, die übrigen gehörten dem Handwerkerstande zu. Die Feinde der Missionare haben ihnen oft selbstsüchtige Absichten vorgeworfen, doch möchte es schwer werden, in diesem Falle dergleichen unlautere Beweggründe auffinden zu können.

Der große Ocean wurde damals noch nicht wie jetzt von hunderten von Schiffen besucht und es war auch damals keine Aussicht vorhanden, daß er jemals seiner Vereinsamung entrissen werden würde: noch kein geordneter Handelsverkehr verband dessen Küsten und Inseln mit dem fernen Europa; die Dampfkraft hatte noch nicht die Räume des Erdballs zusammengedrängt — eine ewige Verbannung vom Vaterlande, ein Entsagen und Losreißen von allen süßen, liebgewordenen Gewohnheiten und Banden der Heimath, um sich in eine völlig fremde Welt zu begeben: war das selbstgewählte Loos jener Männer — und der Entschluß dazu konnte nur in Seelen auftauchen, die bereit waren, große Opfer für einen großen Zweck zu machen.

Die Südseeinseln, arm an Allem, was nicht zu den unmittelbaren Bedürfnissen des Menschen gehört, boten der Habsucht so gut wie gar nichts dar, und ohne allen Zweifel konnten die Missionare, Männer in der Blüthe ihrer Jahre und Kraft und, wie die Wahl schon beweist, vom unbescholtensten Rufe, wenn es ihnen nur um weltliche Vortheile zu thun war, sogar in dem verhältnißmäßig niedrigen Stande, dem sie meistentheils angehörten, weit größere Erfolge in ihrem reichen Vaterlande, als im dürftigen Polynesien erwarten.

Um das Unternehmen zum glücklichen Ziele zu führen, bedurfte es natürlich nicht nur eines sehr erfahrenen und weltklugen Seefahrers, sondern besonders auch eines solchen, der mit kaum geringerem Eifer, als die Missionare selbst den frommen Zweck zu fördern bestrebte, und dieser fand sich im Capitän Wilson, ein Mann, den eine Kette der merkwürdigsten Abenteuer

für dieſe Aufgabe erzogen zu haben ſchien. Nachdem er in Indien der engliſchen Armee große Dienſte geleiſtet, hatte Wilſon das Unglück, in franzöſiſche Gefangenſchaft zu gerathen, aus welcher er durch die Flucht ſich rettete, obgleich die Kerkermauern nicht weniger als 40 Fuß hoch waren.

Der mächtige Coleroon, ein Fluß, in welchem es von Krokodilen wimmelt, verſperrte ihm den Weg; doch, unkundig der Gefahr, ſtürzte er ſich in das Waſſer und ſchwamm ans jenſeitige Ufer. Ueberzeugt, daß nun ſeine Freiheit geſichert ſei, beſtieg er eine Anhöhe, um das benachbarte Land zu überſchauen, als zu ſeiner unausſprechlichen Beſtürzung er von einigen Reiſigen Hyder Ali's, des berühmten Sultans von Myſore, bemerkt wurde, die ſofort auf ihn zuſprengten, ihn erfaßten nackt auszogen, die Hände auf dem Rücken zuſammenbanden nnd ihn vor ſich her nach dem Hauptquartiere trieben.

Als er von einem der Officiere Hyder Ali's ausgefragt wurde, erzählte er offenherzig, wie er aus dem Gefängniß von Cuddalore entkommen ſei. Der Officier beſchuldigte ihn ſogleich der Lüge und fügte hinzu, daß noch kein Sterblicher über den Coleroon geſchwommen ſei, in welchen man keinen Finger tauchen könne, ohne daß ein Krokodil darnach ſchnappe. Als er ſich jedoch von der Wahrheit der Erzählung überzeugte, blickten alle Wilſon mit Verwunderung an, und der Officier rief aus: „Wahrlich dieſer Mann wird von Gott beſchützt.“ Nun wurde er an einen gemeinen Soldaten gekettet und mußte auf dieſe Weiſe nackt, barfuß und verwundet mehrere hundert Stunden zurücklegen. Endlich mit 32pfündigem Eiſen belaſtet, warf man ihn in ein ſcheußliches Gefängniß, das ſchwarze Loch genannt, wo Hunger und Durſt ihn quälten, und ein Unglücksgefährte nach dem andern als Leiche ihm vom Arme abgekettet wurde.

Es war faſt ein Wunder, daß Wilſon zwei und zwanzig Monate lang ein ſo aufgehäuftes Elend ertrug, ohne davon erdrückt zu werden. Doch endlich wurde der Feind beſiegt und es öffneten ſich die Thore des „ſchwarzen Loches,“ um mit noch ein und dreißig Leidensgenoſſen den abgemergelten, ausgehungerten, nackten, mit Geſchwüren bedeckten Wilſon der Freiheit zurückzugeben.

Später in Bencoolen ſtarben alle Europäer an Bord des Schiffes, welches er befehligte, und nur er von allen blieb verſchont, ohne daß irgend ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott in ſeinem Buſen ſich geregt hätte.

Durch den Handel bereichert, entschloß er sich nach England zurückzukehren, um dort in gemächlicher Ruhe sein bisher so bewegtes Leben zu beschließen. Auf der Heimreise befand sich ein Geistlicher an Bord, der sich häufig mit ihm über Religion unterhielt, aber so wenig Eindrücke auf den abgehärteten Atheisten machte, daß er zuletzt erklärte, es würde ein leichteres sein, einen Haifisch zum Christenthum zu bekehren, als den Capitän Wilson.

Dennoch wurde letzterer später durch eine Reihe höchst interessanter Schicksalsfälle dazu bewogen, seinen ungläubigen Grundsätzen zu entsagen, und sich mit vollem Herzen dem Evangelium anzuschließen. Mitten im Genuß aller Bequemlichkeiten, die ein bedeutendes Vermögen ihm verschaffen konnte, fiel ihm eine Nummer des „Evangelical Magazine“ in die Hände, welche einige Bemerkungen über die beabsichtigte Südseemission enthielt, und sogleich beschloß er, seine Dienste zur Förderung des Zweckes anzubieten, bereit, allen Genüssen seiner sorgenlosen Lage zu entsagen, noch einmal den Gefahren des stürmischen Oceans zu trotzen.

Unter diesem trefflichen Anführer machte der Duff eine glückliche Reise und brachte nach England die willkommene Nachricht zurück, daß die Missionare auf den Marquesas, auf Tahiti und Tonga angesiedelt seien, und ihr Empfang von Seiten der Eingebornen zu den günstigsten Erwartungen berechtige.

Noch einmal wurde das Schiff mit einer Verstärkung von dreißig neuen Missionaren abgesandt — doch es stand eine Zeit der schweren Prüfung bevor. Der bisher so begünstigte Duff wurde von einem französischen Kaper genommen, trotz seiner menschenfreundlichen Absichten, für eine gute Prise erklärt, und erst nach langen Entbehrungen und Leiden gelang es den gefangenen Missionaren nach England zurückzukehren.

Was ihre bereits im stillen Ocean angesiedelten Brüder betrifft, so mußte die Mission auf den Marquesas bald wieder aufgegeben werden; auf Tonga wurden einige der Glaubenslehrer erschlagen und auch hier sah man sich genöthigt, nach einer Reihe von unglücklichen Ereignissen das Feld zu räumen; von Tahiti endlich waren die meisten Missionare, um ihr Leben zu retten, nach Neu-Süd-Wales geflohen, — so daß schon nach wenigen Jahren das günstig begonnene Unternehmen dem vollständigen Scheitern nahe war. Nur einige wenige blieben beharrlich auf dem ihnen angewiesenen Posten und andere kehrten nach kurzer Abwesenheit wieder zurück. Doch

Jahre lang blieben alle Mühen vergebens, der unermüdliche Eifer, die unaufhörlichen Reiſen, die herzlichen Ermahnungen jener ergebenen Männer vermochten nicht die geringſte Theilnahme bei den Tahitiern zu erwecken; keiner ließ ſich bekehren, und der grauſame Kriegsgott herrſchte noch immer mit aller Gewalt über die Seelen.

Durch dieſen gänzlichen Mangel an Erfolg entmuthigt, waren die Directoren der Miſſionsgeſellſchaft ſchon auf dem Punkt, das troſtloſe Unternehmen aufzugeben, als endlich die überraſchendſten Nachrichten von der völligen Niederlage des Heidenthums auf Tahiti eintrafen, und zugleich auch als Trophäen des Sieges die verſtoßenen Götzen, welchen noch vor Kurzem das Volk ſeine Huldigungen dargebracht hatte.

Von jenem Wendepunkte an ſchritt das Chriſtenthum bald ſchneller, bald langſamer von Inſel zu Inſel und von Gruppe zu Gruppe fort, und aus der Mitte der bekehrten Tahitier ſelbſt ging eine Anzahl Religionslehrer hervor, deren Dienſte weſentlich zum Erfolge beitrugen.

Außer der urſprünglichen London Missionary Society ſehen wir ſpäter die Methodiſten oder Wesleyaner ſich um die Bekehrung der Tonga- und Fidſchi-Inſeln bemühen; ſo wie die Amerikaniſche Miſſions-Geſellſchaft Hawaii zum Felde ihrer Thätigkeit wählt.

Als Ergebniß dieſes eifrigen vielſeitigen Strebens finden wir gegenwärtig, daß die Geſellſchafts- und Sandwichs-Inſeln, die Hervey-Gruppe und Tonga, Samoa und zum Theil auch Fidſchi, Paumotu und noch manche andere zerſtreuten Inſeln, mit einem Worte faſt alle Zweige des polyneſiſchen Volksſtammes das Evangelium angenommen haben, und die Miſſionsgeſellſchaften, durch die gewonnenen Erfolge ermuthigt, ſich bereits bemühen, die weſtlichen von ſchwarzen Völkerſchaften bewohnten Gruppen der Neuen Hebriden und der Salomons-Inſeln zu bekehren, wo eine ungleich größere Barbarei ihnen noch bei weitem größere Schwierigkeiten in den Weg legt.

Was die katholiſchen Miſſionen betrifft, ſo finden wir die Marianen bereits vor Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts bekehrt, doch auf ſpaniſche Weiſe nicht ohne Mitwirkung von Soldaten und Geſchütz. Mit der völligen Entkräftung Caſtiliens hörten natürlich auch alle ferneren Verſuche auf, das Chriſtenthum auf den Carolinen und den übrigen von ſpaniſchen Seefahrern im großen Ocean entdeckten Inſeln zu verbreiten.

Digitized by Google

Erſt in den dreißiger Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts ſehen wir das katholiſche Frankreich das ſo lange unterbrochene Bekehrungswerk wieder aufnehmen und einen glücklichen Anfang mit der unbedeutenden Mangareva-Gruppe machen. Die Religion ſtand hier übrigens im Dienſt der Politik, denn es handelte ſich darum, dem engliſchen Einfluß Oppoſition zu machen, Banner gegen Banner aufzurichten, und unter dem Vorwande die römiſchen Glaubenslehrer zu ſchützen ſich vorläufig einiger günſtig gelegener Stationen zu bemächtigen.

Man iſt zwar häufig geneigt, die Wohlthaten der proteſtantiſchen Miſſionen nicht ſehr hoch anzuſchlagen, wer aber, auch ohne dem chriſtlichen Puritanismus zu huldigen, die oceaniſchen Zuſtände unparteiiſch prüft, wird nicht umhin können, ein günſtigeres Urtheil über das Wirken jener Männer zu fällen und nur wünſchen, daß es ihnen mit den ſchwarzen Barbaren der Neuen Hebriden und der Salomons-Inſeln eben ſo gut, wie mit den vergleichsweiſe weit gebildeteren kupferfarbigen Polyneſiern gelingen möge.

Daß ſie eine Religion geſtürzt haben, welche den Kindesmord erlaubte, menſchliche Opfer erheiſchte, dem Laſter keine Zügel ſetzte und mit ſeltenen Ausnahmen durchaus nichts für die Ermuthigung der Tugend that, ſondern vielmehr alles aufbot, den Keim des Guten im Menſchen zu erſticken, war ſchon an und für ſich eine unberechenbare Wohlthat.

Zugleich ſind ſie überall bemüht geweſen, die Grundlagen der bürgerlichen Freiheit zu legen, die früher ſchrankenloſe Willkühr der Häuptlinge durch Geſetze zu mäßigen, welche dem Geringſten aus dem Volke Sicherheit für Perſon und Eigenthum gewähren, und die liberalen Inſtitutionen der angelſächſiſchen Race unter die Polyneſier zu verpflanzen. Wem anders als den Miſſionaren haben die Hawaiier es zu verdanken, daß ihr altes Königshaus trotz unzähliger Gefahren von innen und von außen ſich noch immer behauptet, und im Lande, wo Cook ermordet wurde, bei weitem freiſinnigere Regierungsgrundſätze obwalten, als ſogar in einem großen Theil von Europa.

Außerdem haben die Miſſionare eine Menge nützlicher Gewächſe und Thiere eingeführt, und die Inſulaner mit mancherlei techniſchen Künſten bereichert. Das Kalkbrennen, der Häuſer- und Schiffbau, das Drechſeln und Möbelmachen, die Fabrikation des Zuckers und des Tabaks, die Buch-

druckerkunſt ſind unter andern den Polyneſiern von jenen treuen Freunden gelehrt worden.

Bei ſo vielen überwiegenden Wohlthaten und werthvollen Gaben dürfte es wohl zu verzeihen ſein, wenn dieſe Männer eine überſtrenge Sittenzucht eingeführt haben, die dem heiteren, leichtſinnigen, lebensfrohen Charakter der Südſeeinſulaner vielleicht weniger entſpricht als der ſinnlichere Dienſt und die nachſichtigere Moral der katholiſchen Kirche; wenn ſie den lebhaften Kindern der Freude, Tanz, Muſik und ſogar das Tragen von Blumenkränzen im Haare verbieten und die Heilighaltung des Sabbaths durch Strafen einſchärfen, die man ſogar in ihrem eigenen Vaterlande nicht kennt.

Andere hätten es vielleicht beſſer gemacht, doch iſt es ſehr zu befürchten, daß wenn die Polyneſier erſt auf den Beſuch der aufgeklärten Philanthropen hätten warten müſſen, die in ihren Schriften über die Miſſionare herfallen, ſie noch heutigen Tages ihre Kinder morden und ihre erſchlagenen Feinde verſpeiſen würden.

Danken wir alſo den Miſſionaren für das, was ſie geleiſtet, und werfen wir ihnen nicht vor, daß ſie vielleicht mehr hätten leiſten können!

Wenn trotz ihrer Bemühungen, Trunk und Unſittlichkeit noch an vielen Punkten Polyneſiens herrſchen, wenn die urſprüngliche Trägheit noch immer nicht beſiegt iſt und der Südſeeinſulaner gleichgültig zuſieht, wie der Fremde ſich bereichert, ohne dadurch zu größerer Thätigkeit angeſpornt zu werden; wenn ſogar in Folge der von den Europäern eingeführten Krankheiten, der Schießgewehre und geiſtigen Getränke die Bevölkerung auf den meiſten Gruppen bedeutend abgenommen hat, und es überhaupt noch zweifelhaft iſt, ob die urſprüngliche Race ſich auf die Dauer wird erhalten können — ſo läßt ſich nur ſagen, daß die Miſſionare überall nach Kräften gegen alle dieſe Uebel angekämpft haben, und ſich namentlich dadurch die Feindſchaft des weißen Geſindels — verlaufene Matroſen, Sträflinge, gewinnſüchtige Speculanten — zugezogen haben, welches in allen Häfen der Südſee ſich eingeniſtet hat, und natürlich den bitterſten Haß gegen Männer hegt, deren ganze Wirkſamkeit ſeinem Treiben und Trachten ſo entſchieden widerſpricht.

Es iſt einleuchtend, daß alle jene Uebel in einem noch weit verderblicheren Maße um ſich gegriffen haben würden, wenn nicht die Miſſionare ſie überall ſo beharrlich bekämpft hätten, und daß es eben ſo ungerecht wäre, ihnen Vorwürfe darüber zu machen, daß das beabſichtigte Gute nicht über-

all erreicht worden iſt, als einen kräftigen Schwimmer zu tadeln, der mit angeſtrengten Kräften ſich vergebens abmüht, ein Ufer zu erreichen, von welchem eine übermächtige Strömung ihn entfernt.

Höchſt wichtig ſind die Dienſte welche die Miſſionare der Schifffahrt im großen Ocean geleiſtet haben. Wo früher Verrath und Mord auf den Seemann lauerten, wo er im Fall eines Schiffbruchs nur das traurigſte Loos zu erwarten hatte, falls er nicht noch mächtig genug an Mannſchaft und an Waffen war, um den raubſüchtigen Barbaren zu imponiren — da fand er ſpäter, nachdem das Chriſtenthum ſeine Herrſchaft ausgebreitet hatte, Beiſtand in der Noth und Hülfe im Unglück, denn ſo zahlreich die Beiſpiele auch ſind wo Schiffe von den noch heidniſchen Polyneſiern angefallen wurden, ſo läßt ſich kein einziges anführen, daß ein ſolches Verbrechen an irgend einem Orte vorgefallen wäre, wo die Miſſionare bereits einigen Einfluß erworben hatten.

Ohne die Miſſionare wären die polyneſiſchen Sprachen faſt ſpurlos verſchwunden, denn wer anders als ſie hat ſich bemüht dieſelben gründlich zu erlernen und außer der Bibel auch noch andere nützliche Werke in jene Dialecte zu überſetzen und durch den Druck zu vervielfältigen. So ſind manche hiſtoriſche Dokumente, manche Sprachformen noch glücklich der Vergeſſenheit entriſſen worden, die dem Geſchichtsforſcher oder dem vergleichenden Philologen von großem Intereſſe ſein können, und ſonſt ohne allen Zweifel verloren gegangen wären. Auch der Naturforſcher ſchuldet jenen Männern einigen Dank, denn ſie bahnten ihm den Weg in das früher verſchloſſene Innere mancher barbariſchen Inſeln, und erſt nachdem ſie den Menſchen gebändigt hatten, durfte er es wagen den Spuren der Thiere zu folgen und die noch unbekannten Pflanzen zu ſammeln.

Daß ſämmtliche Miſſionare ſtets mit lauteren Abſichten verfuhren, daß es nicht auch unter ihnen Menſchen gab, die unter einem heuchleriſchen Gewande ſelbſtſüchtige Zwecke verfolgten, wird Niemand behaupten wollen, doch ſo viel ſteht für den unparteiiſchen Richter feſt, daß die Wirkſamkeit der Miſſionare und der Geiſt, der ſie beſeelte, ſegensreich und edel war.

Wenn die Geſchichte unter den Miſſionaren einige Menſchen aufzuweiſen vermag, deren unwürdiges Betragen dem Charakter von Glaubenslehrern nur wenig entſprach, ſo gab und gibt es unter ihnen Männer, die England mit Stolz zu ſeinen Söhnen rechnet und nicht minder hochachtet als die kühnen

Seefahrer, welche den Ruhm der britiſchen Flagge über alle Meere von Pol zu Pol getragen haben.

Eilftes Kapitel.

Die Coralleninſeln im Allgemeinen.

Anblick einer Coralleninſel. — Lagunenbilder. — Bau eines Corallenſtockes. — Grenzen der Steincorallen. — Bildung der Ringriffe. — Ihre verſchiedenen Entwickelungsſtufen. — Das Thierleben auf den Corallenriffen. — Tridaenamuſcheln. — Corallenfiſche. — Einförmigkeit des Pflanzenlebens. — Pandanus. — Kokospalme. — Landthiere. — Der Menſch auf den Coralleninſeln.

Seltſam überraſchend iſt der erſte Anblick einer Corallen-Inſel! Sonſt ſind es die blauen Gipfel der Gebirge, die zuerſt am fernen Horizont dem heranſegelnden Schiffer erſcheinen, und es währt lange, ehe das allmählig wachſende Land zu deutlicheren Umriſſen ſich geſtaltet; dieſe niederen Eilande dagegen, die nur wenige Fuß über den Meeresſpiegel ſich erheben, kündigen ſich plötzlich aus geringer Ferne durch deutlich kennbare Baumwipfel an, die, ſo wie das Schiff mit der ſchwellenden Woge ſteigt, aus dem Ocean auftauchen, und mit der ſinkenden Welle wieder verſchwinden. Es iſt, als ob ein Wald im Meere wurzelte, und man fragt ſich, ob die unſichere Erſcheinung nicht eher ein Wahnbild der Luftſpiegelung, als eine Wirklichkeit war.

Doch bald zeigt ſich der aufſpritzende Schaum der gegen das Grundriff anſchlagenden Brandung, und endlich kommt auch dicht über dem Waſſerſpiegel der ſchmale Streifen weißgelblichen Corallenſandes zum Vorſchein, auf welchem jener grüne Waldſaum ſich erhebt. Trägt die Inſel eine nur ſpärliche und niedrige Vegetation, ſo erblickt man auch wohl vom Maſtkorbe aus das ſtille Waſſer des eingeſchloſſenen Lagunenbeckens, deſſen Ruhe ſeltſam abſticht gegen das Wogengetümmel am äußeren Rande des Riffes.

Iſt es dem Fahrzeug gelungen, durch eine Oeffnung oder Lücke des einſchließenden Corallenringes in die Lagune einzudringen, ſo eröffnet ſich eine nicht minder eigenthümliche Scene, deren Schönheit jedoch vorzüglich auf dem Glanz der Farben beruht.

Bei einer größeren Tiefe, von 20 bis 35 Faden, hat das Binnenwaſſer ſchon ganz die Dunkelbläue des unergründlichen Oceans, dort aber, wo es auf ſeichterem, weißſandigem Grunde ruht, erſcheint es unter dem Strahl der ſenkrechten Sonne im allerlebhafteſten Grün. Wo das niedrige Riff kaum über den Waſſerſpiegel ſich erhebt, bietet die von außen dagegen ankämpfende Brandung ein eben ſo abwechſelndes als erhabenes Schauſpiel. Bald brechen ſich die tiefblauen Wellen des Oceans mit entſetzlichem Getöße an den aufragenden Felsblöcken von ſchwarzem und groteskem Anſehen unter hochaufſpritzenden Maſſen von weißem Schaum; bald rollen ſie wie ungeheure Gießbäche über die Platte des Riffes dahin. Das Gefühl der Sicherheit im Buſen der ruhigen Lagune erhöht nicht wenig den Reiz dieſer tumultuariſchen Scene.

An andern Stellen, wo das Riff ſich bereits zu einer vollkommenen Inſel geſtaltet hat, wird das liebliche Lagunenbild durch hohe Palmen eingefaßt, deren zierliche Wedel, vom Paſſate bewegt, maleriſch abſtechen gegen das azurne Himmelsgewölbe.

Wo man nur hinſieht, erſcheint alles mit heiteren, hellen, lebhaften Farben, durchaus verſchieden von den matten einförmigen Tinten unſerer nördlichen Geſtade.

Dieſer eben ſo ſchöne als merkwürdige Anblick gewinnt ein um ſo höheres Intereſſe, wenn man die mannigfachen organiſchen und phyſiſchen Kräfte bedenkt, welchen die Corallen-Inſel ihre Entſtehung verdankt; wenn man es weiß, daß der Boden, auf dem jene Palmen wurzeln, oder gegen welchen jene Brandung tobt, einzig und allein von Steincorallen herührt, winzigen, faſt auf der unterſten Stufe des animaliſchen Lebens ſtehenden Thierchen, deren Bildung ich nothwendig einige Worte widmen muß, damit ihre Bauten beſſer verſtanden werden.

Der Blindſack ihres Körpers öffnet ſich nach oben in einem weiten Mund mit einem Kranz von Fangfäden umgeben, welche ſie willkührlich ausbreiten und zurückziehen können, und die dem Schlunde die Nahrung zuführen. Unfähig den Ort zu wechſeln, ſind ſie außer Stande, durch Kampf, durch Körperkraft oder Liſt irgend eine Beute zu fangen, und ſo wie die hülfloſen Jungen der höheren Thiere von ihren Eltern gefüttert werden, ſo zehren die Polypen ihr ganzes Leben von dem, was das Meer, ihre gütige Mutter, ihnen zuführt. Es iſt leicht begreiflich, daß Thiere, die zu ihrer

Exiſtenz eines ſo geringen Aufwandes von Intelligenz bedürfen, der höheren Sinne entbehren können. Die Polypen hören und ſehen nicht, und wozu ſollten ſie es auch? Bei ihrem feſtgewurzelten Leben konnte weder Ohr noch Auge ihnen behülflich ſein, um den Angriffen ihrer Feinde zu entgehen, eben ſo wenig wie dieſe Organe dazu nöthig waren, ihnen das Ergreifen einer Beute zu erleichtern, die ohne daß ſie ſich umzuſehen oder zu horchen brauchen, ihnen von ſelbſt zuſchwimmt. Der vornehmlich in ihren Greifapparaten ſich concentrirende Gefühlsſinn genügt offenbar allen Anſprüchen ihres beſchränkten Lebens. Wie die Pflanzen, denen ſie durch die Niedrigkeit ihrer Bildung ſo nahe ſtehen, vervielfältigen ſie ſich durch Knospen und bilden auf dieſe Weiſe eng verbundene Geſellſchaften oder ſocialiſtiſche Republiken. Jedes Individuum hat ſeinen beſonderen Mund und Fangapparat, ſeinen eigenen Magen, jedes ſondert innerhalb ſeines Gewebes die kalkige Maſſe ab, wodurch es mit dem Stock verwächſt; aber weiter erſtreckt ſich ſeine Eigenthümlichkeit nicht, denn durch Kanäle und Säfte iſt es gleichfalls mit ſeinem Nachbar verbunden, ſo daß die Säfte, die der einzelne Polyp bereitet, der ganzen Verbrüderung zu Gute kommen.

In einem ſolchen Corallenſtock halten Tod und Leben gleichen Schritt; die ſterbende, ſich mit dem Alter immer mehr verkalkende Schicht dient einer neuen Generation zur Grundlage, und ſo wächſt und wuchert der Bau an der Oberfläche fort und fort, ſo lange er in der Außenwelt noch die nothwendigen Bedingungen ſeines Daſeins findet. Das Knochengerüſte der höheren Thiere verſchwindet nach wenigen Jahren von der Erde, und läßt außer in ſeltenen Verſteinerungen kein dauerndes Denkmal zurück: aber das feſtgewurzelte Skelett der Polypen trägt zur Bildung einer ewigen Felsmaſſe bei. Wundern wir uns alſo nicht, daß Thiere, deren Wachsthum an und für ſich unbeſchränkt iſt, und deren Produkte mit einer ſolchen Unveränderlichkeit begabt ſind, im Lauf der Zeiten Bauten aufführen, deren rieſige Größe alles Gebilde von Menſchenhand weit hinter ſich zurückläßt.

Da die Steincorallen pflanzenähnlich wachſen, nehmen ſie auch alle möglichen vegetabliſchen Formen an. Es gibt unter ihnen Flechten und Mooſe, Sträucher und Bäume, zierliche Vaſen und ſymmetriſche Domkuppeln, deren Durchmeſſer nicht ſelten 10 und ſogar 20 Fuß erreicht.

Ihr Vorkommen beſchränkt ſich auf die tropiſchen und ſubtropiſchen Meere, denn die Temperatur des Waſſers, worin ſie gedeihen, darf nimmer unter

+ 13° R. ſinken. Am öſtlichen Ufer des großen Oceans ſind ihre Grenzen zwiſchen 21° und 4° nördl. Br. eingeengt; am weſtlichen Ufer dagegen erweitern ſich dieſelben bis 34° nördlicher und 30° ſüdlicher Breite. Ein ähnliches Verhältniß zwiſchen den Oſt- und Weſtküſten findet auch im atlantiſchen Meere ſtatt, und erklärt ſich durch die Wirkung des weſtwärts fließenden warmen Aequatorialſtroms, der an den amerikaniſchen und aſiatiſchen Oſtküſten ſich bricht, während die Weſtküſten dieſer Continente von kälteren, dem Corallenleben feindlichen Strömungen beſpült werden.

Innerhalb dieſer Grenzen nun kommen die Bildungen der Corallenthiere unter drei verſchiedenen geologiſchen Formen vor. Die Riffe nämlich hängen entweder unmittelbar mit dem Ufer eines Continents oder einer Inſel zuſammen; oder ſie bilden einen Damm in größerer oder geringerer Entfernung vom Lande; oder ſie umgeben ringförmig einen Centralſee, eine Lagune.

Obgleich die verſchiedenartigen Riffe oft hunderte von engliſchen Meile in die Länge oder im Umkreis ſich erſtrecken, ſind ſie ſtets nur von geringer Breite, ſo daß jede Laguneninſel wie ein ſchmaler Reif aus dem Meere ſich erhebt, und zwar gewöhntich ſo ſteil und abſchüſſig, daß ſchon in geringer Entfernung das Senkblei keinen Grund mehr findet.

Eine ſo ſeltſame Bildung mußte nothwendig die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf ſich ziehen und deren Scharfſinn zu ihrer Erklärung auffordern. Anfangs glaubte man, daß die Steincorallen aus den tiefſten Tiefen des Oceans ihre ſenkrechten Mauern aufführten, doch dieſe Meinung ließ ſich nicht mehr halten, ſowie es bei näherer Unterſuchung ſich ergab, daß die Tiefe, bis zu welcher die riffbildenden Corallenthierchen (Aſträen, Poriten, Pocilliporen, Mäandrinen u. ſ. w.) leben können, höchſtens 20 bis 30 Klafter beträgt.

Hierauf ſtellten Quoy und Gaimard die Behauptung auf, daß die Corallenriffe auf den Rändern unterſeeiſcher Krater eine verhältnißmäßig dünne Rinde bildeten, und meinten auf dieſe Weiſe ſowohl die merkwürdige Ringform der Lagunenriffe, als deren ſteilen Abſturz in den Meeresgrund vollkommen zu erklären. Doch auch dieſe Theorie hielt die Feuerprobe einer näheren Unterſuchung nicht aus, denn wo auf Erden fände ſich ein Krater, deſſen Durchmeſſer nur im entfernteſten die Größe mancher Ringriffe erreichte, die oft Lagunen von 20, 30 oder 40 Quadratmeilen einſchließen.

Endlich fand Darwin den Schlüſſel zu den geologiſchen Räthſeln, welche die Riffbildungen darboten, indem er ſie von dem noch immer fortdauernden Oscillationszuſtande der Erdrinde ableitete, die bekanntlich durchaus nicht jene feſte Unbeweglichkeit beſitzt, die man ihr früher zuſchrieb, ſondern an einigen Stellen ſich langſam hebt und an andern ſich ebenſo langſam ſenkt.

Man denke ſich alſo einen von Corallenriffen umrandeten hohen Inſelberg, deſſen Grundfeſten langſam zu weichen anfangen, und dehne dieſen Vorgang über eine ungemeſſene Reihe von Jahrhunderten aus. Während der Fels ſich ſenkt, ſtreben die ihn umſäumenden Corallenthierchen jenem Proceß entgegen, indem ſie fortwährend in die Höhe bauen, ſo daß das Riff ſich an der Meeresoberfläche behauptet. Aber die nach der Seeſeite liegenden Corallen finden dort eine beſſere Nahrung, einen zuträglicheren Standpunkt für ihre Entwicklung als die dem Lande zugekehrten, und ſo bildet ſich mit der Zeit, zwiſchen der hohen vulkaniſchen Centralinſel und dem Riff, ein breiter Kanal, in welchem das Waſſer oft ſo tief gefunden wird, daß große Schiffe in dieſem eingeſchloſſenen Becken bequem wie in einem Hafen ankern können.

Endlich kommt eine Periode, wo bei immer fortſchreitendem Sinken die Centralinſel gänzlich unter den Wellen verſchwindet, und nur noch das Ringriff übrig bleibt. So wird der Corallenkranz, der ſich anfangs verſchönernd und beſchützend um den Fuß der hohen Berginſel ſchlang, ſpäter zu ihrem Denkmal und gibt allein noch Kunde von ihrem früheren Daſein. Seine Umriſſe bezeichnen die Form der Küſte, die er einſt umrandete. Jeder Atoll (Lagunenriff) iſt der Grabſtein eines verſunkenen Landes.

So wie die Corallenthiere nur bis zu einer geringen Tiefe leben, ſo vertragen ſie auch nicht das Ausſetzen an die Sonnenſtrahlen in der Luft, und bauen daher nicht über den Stand der tiefſten Ebbe hinaus.

Die höher liegenden Bänke und Trümmerdämme der Riffe ſind daher Produkte einer andern Kraft — der Brandung, — die ſonſt zerſtörend, ſich hier als Baumeiſterin erweiſt, indem ſie Fragmente und Blöcke von der Außenſeite des Riffes abreißt und mit rieſiger Gewalt weit über deſſen Oberfläche, nach dem Lagunenrande hinrollt. Corallen, Muſcheln und Seeigelgehäuſe verwandeln ſich unter ihrer zermalmenden, zerreibenden Kraft in Kalkgries, welcher die Zwiſchenräume der größern unregelmäßig aufgeführten Blöcke ausfüllt und das Geſtein zuſammenkittet, und ſo ſteigt der Boden

höher und höher, bis ſogar die Springfluth nicht mehr darüber hinbrauſt, und ein feſter, trockener Grund ſich bildet, auf dem endlich das Pflanzenleben erwacht.

Nur äußerſt ſelten wird jedoch ein Riff in ſeiner ganzen Ausdehnung ſo vollſtändig ausgebildet, meiſtentheils iſt es nur auf der dem Winde zugewendeten Seite ſeines Umkreiſes erhöht, wo alſo auch das Meer am ſtärkſten brandet, und ragt da bei der Ebbe gleich einer breiten Kunſtſtraße aus dem Waſſer hervor. Auf dieſer Seite, und beſonders an den ausſpringenden Winkeln, ſammeln ſich die mehrſten Inſeln auf dem Rücken des Dammes an. Unter dem Winde dagegen taucht derſelbe meiſt unter das Waſſer. Er iſt da ſtellenweis unterbrochen, und ſeine Lücken bieten oft ſelbſt größeren Schiffen Fahrwege dar, durch welche ſie mit dem Strome in das innere Becken einfahren können.

Uebrigens ſtehen die Riffe auf den verſchiedenartigſten Stufen der Entwicklung, und während manche nur nackte Klippen darſtellen, reiht ſich auf anderen ein grünes Inſelchen an das andere, ſo daß die Lagune wie von einer Schnur von Smaragden eingeſchloſſen erſcheint. Stets jedoch iſt die Oberfläche des bewohnbaren Landes nur äußerſt gering im Vergleich zur Ausdehnung des ganzen Atolls. Nairſa in der Paumotu-Gruppe z. B., welches bei einer Länge von 50 engliſchen Meilen und einer Breite von 19, eine 1000 engliſche Quadratmeilen große Lagune umwallt, hat eine mit Vegetation bedeckte Fläche von nur 16 engliſchen Quadratmeilen; und auf Radack beträgt der grünende Boden kaum den hundertſten Theil des ganzen Raumes. Sämmtliche Atolls der Carolinen, die auf der Karte des großen Oceans ſich ſo breit machen, würden zu einem faſt unſichtbaren Punkte zuſammenſchrumpfen, wenn man ihr bewachſenes Areal auf einer Stelle concentrirte.

Man begreift, daß die großen Lagunen durchaus nicht den ſtillen ruhigen Charakter darbieten, der den eingeſchloſſenen Gewäſſern von geringerem Umfange zukommt. Sie ſind vielmehr wellenſchlagend wie der Ocean, wenn auch nicht in ſo hohem Grade, und branden bei heftigerem Sturme gegen ihre Ringmauer, ſo daß das einlaufende Schiff nur unter dem Winde der höheren Inſeln Schutz findet.

So wie auf manchen großen Landſeen, ſieht man auch hier auf einem Ufer ſtehend das jenſeitige Geſtade nicht, und glaubt am Strande des un-

begrenzten Oceans zu ſein. Weit in der Ferne, rechts und links, erſcheinen einige ſchwache undeutliche Punkte, die ſich allmälig zu grünen Linien ausbilden und endlich in weiten Bogen als Palmenhaine zum Standpunkte des Zuſchauers herüberſchweifen.

Ich gehe nun zur Betrachtung des eigenthümlichen Lebens über, welches an und auf den Riffen ſich entwickelt. Was zunächſt die Corallen betrifft, die Baumeiſter, auf welchen die ganze Exiſtenz dieſer kleinen Welt beruht, ſo gedeihen und wuchern ſie am üppigſten unterhalb des äußeren Riffrandes, dort wo die Brandung anſchlägt; in den breiten Oeffnungen oder Kanälen der Riffe; und auf den Bänken, die innerhalb der Lagunen ſich erheben. Einige Arten lieben ein bewegtes, andere ein ruhigeres Waſſer. So wie der Albatroß ſich am Sturm ergötzt und mit ausgebreiteten Schwingen dem furchtbarſten Winde trotzt, ſo wachſen jene im brüllenden Wogenſchwall, den man unmöglich betrachten kann, ohne zur Ueberzeugung zu gelangen, daß eine aus dem härteſten Felſen — und wäre es Granit, Porphyr oder Quarz — erbaute Inſel einer ſolchen Rieſenmacht endlich weichen müßte. Aber die niedrigen Coralleneilande widerſtehen ſiegreich dem wüthenden Angriff des zornigen Neptun, denn hier tritt eine neue lebende Kraft in die Schranken gegen die blinde phyſiſche Gewalt. Die Brandung mag der äußeren Riffmauer tauſende von Blöcken entreißen — doch was bedeutet dieſes gegen die aufgehäuften Arbeiten unzähliger Millionen kleiner Architekten, die Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein, den ſchäumenden Wogen fortwährend ihre Kalkatome entziehen und zu ſymmetriſchen Bauwerken ordnen. So ſehen wir die Lebenskraft, die in dem weichen gallertartigen Körper eines Polypen weilt, die Gigantenſtärke eines Oceans beſiegen, dem weder die Werke der menſchlichen Kunſt, noch der lebloſen Natur widerſtehen könnten.

Die Oberfläche des Riffes zwiſchen der Brandung und dem erhöhten Trümmerdamm, die während der Ebbe häufig blosgelegt und von abgeſetztem Sand und aufgeworfenen Bruchſtücken verunreinigt wird, iſt ein für den Wachsthum der Corallen ungünſtiger Boden, und gleicht im allgemeinen einem Brachfeld, wo nacktes unfruchtbares Geſtein mit bewachſenen Stellen abwechſelt.

Nur in den größeren, ſtets mit Waſſer angefüllten Klüften und Aushöhlungen zunächſt der Brandung wuchert ein reichlicheres Corallenleben und entfalten die Polypen jene Farbenpracht ihrer aſterartigen Kronen, welcher

ſie es verdanken, die Blumen des Oceans genannt zu werden. In den Löchern und ſich ſchlängelnden Gängen des Felſens finden zahlreiche Krabben, Seeigel, Seeanemonen und Seeſterne eine Zuflucht, und häufig trifft man nach dem äußeren Rande des Riffes hin die rieſige Tridacnamuſchel halb im Geſtein vergraben, ſo daß ſie kaum noch ihre ſchweren Schalen aufſperren und ihren prächtig gefärbten Mantel zur Schau ſtellen kann. Wie die kleinen Bohrmuſcheln oder Pholaden unſerer Meere, beſitzen die tropiſchen Tridacnen die Fähigkeit, den Kalkſtein aufzulöſen und ſich ein Lager in Felſen auszuhöhlen. Wenn ſie ſich nicht auf dieſe Weiſe eingrüben, müßten ſie unfehlbar zerſtört werden, denn auch der ſtärkſte Byſſus, der zum Beiſpiel unſere kleine Mießmuſchel im Getümmel der Fluthwellen ſicher vor Anker hält, wäre nur ein ſehr unvollkommener Schutz gegen den Wogendrang für ein Schalthier, welches eine Querlänge von fünf Fuß und ein Gewicht von fünf Centnern erreicht.

Am herrlichſten zeigen ſich die Corallen auf den Felſen, die in den Lagunen oder Lagunenkanälen bis auf einige Fäden von der Oberfläche emportauchen, und gewähren dem darüber hinfahrenden Schiffer ein unendlich reizendes Schauſpiel. Das Ultramarin des tieferen Waſſers verwandelt ſich plötzlich in zarte gelbe oder apfelgrüne Tinten, ganz verſchieden von der gewöhnlichen trüben Färbung der ſeichteren Gründe, und ſo wie auf einer beblumten Aue Schmetterlinge und Vögel in den heiteren Lüften umhergaukeln, ſo wird hier über den Domen der Aſträen und der zierlich äſtigen Madreporen das kryſtallklare Waſſer von mannigfach geſtalteten kleinen Fiſchen durchkreuzt, deren ſchimmerndes metallglänzendes Schuppenkleid und zierliche Zeichnungen auch die blühendſte Phantaſie ſchwerlich übertreffen könnte.

Dieſe glänzende Fiſchwelt der Baliſten und Glyphyſodonten zeichnet ſich auch noch durch die große Mannigfaltigkeit ihrer Arten aus. Faſt jeder Atoll hat ſeine eigenthümlichen Species, und wie viele jener prangenden Geſtalten mögen dem Naturforſcher noch völlig unbekannt ſein!

„Den Eindruck, den ſolche iſolirte Corallenfelſen hervorbringen“, ſagt Kittlitz, „wird noch dadurch erhöht, daß ſie beim Hinüberfahren ſo ſchnell verſchwinden, ſo raſch der geheimnißvollen Halbdurchſichtigkeit des tieferen Gewäſſers weichen. So bleibt der Phantaſie ein unbegrenzter Spielraum, und um ſo abſchreckendere, düſtere Bilder dieſelbe geneigt iſt ſich in der räthſelhaften Tiefe vorzuſtellen, deſto freundlicher wird ſie durch die Pracht jener plötzlich erſcheinenden

Glanzſcenen überraſcht. Es iſt wie ein entzückender Traum von höchſter Lebendigkeit, der aus der unbeſtimmten Dunkelheit des Schlummers hervortritt".

Wenn auf dieſe Weiſe das unterſeeiſche Leben durch eine unendliche Mannigfaltigkeit der Geſtalten ſich auszeichnet, und von einer Gruppe zur andern in wechſelnder Schönheit erſcheint, ſo iſt dagegen die auf den Coralleninſeln ſich anſiedelnde Vegetation auf nur wenige Arten beſchränkt, und wiederholt ſich einförmig auf den entfernteſten Atollen.

Trotz der großen Ausdehnung der Paumotu-Gruppe findet der Botaniker dort nur 28 oder 29 einheimiſche Pflanzenſpecies, während ſogar die winterliche Melville-Inſel im amerikaniſchen Eismeer 64 Phanerogamen aufzuweiſen hat, und Chamiſſo ſammelte auf dem ſchon mehr begünſtigten Radack-Archipel doch nur 52 wildwachſende Pflanzenarten, von denen 19 auch auf der 40 Breitegrade entfernt liegenden Inſel Romanzoff vorkommen.

Die Wellen und die Strömungen des Meeres führen die Samen herbei, die auf dem neugebildeten, dem Schooß der See entſteigenden Boden entſprießen, und verſchönern das Land, welches die Brandung aufthürmte. Das Ganze iſt ein Produkt des Oceans, ein natürlicher Tempel des Neptun.

Auf dem Trümmerdamm wachſen zunächſt nach außen die ſchirmenden Geſträuche der Scaevola Königii und der Tournefortia sericea, deren gedrängt verſchlungenes Gezweige dem Winde eine abſchüſſige Fläche darbietet, unter deren Schutz ſich der Wald oder das Geſträuch des Innern erhebt. Durch den üppigen Wuchs dieſer Pflanzen und die Saftigkeit ihrer großen hellgrünen Blätter, wird auch die ſchleunige Bildung einer Dammerde befördert, auf der bald andere größere, anſpruchsvollere Gewächſe gedeihen können, und ſo ſehen wir, daß hier wie überall die Natur ihre Zwecke auf dem paſſendſten Wege zu erreichen weiß.

Auf den vollkommener bewaldeten Inſeln zeichnen ſich unter den größeren Gewächſen der gemeine Pandanus der Südſeeinſeln aus, der wild ſowohl auf dem dürrſten Sande wächſt, wo erſt die Vegetation anhebt und den dürftigen Grund durch die vielen abgeworfenen Blätter bereichert, als auch in den feuchten Niederungen wuchert; die prachtvolle, hier meiſt als großer Strauch wachſende Barringtonia speciosa, die Morinda citrifolia oder der indiſche Maulbeerbaum und der Hibiscus tiliaceus mit ſeinen dunkelrothen Blüthen.

Wie ein König ragt über allen Häuptern des Haines die herrliche Cocospalme, theils geſellig, theils einzelnſtehend hervor, der hundertfältig nützliche Baum, auf welchem, wie auf dem Kameel der Wüſte oder dem Robben des Eismeeres, das Daſein ganzer Völker beruht. Die jüngeren Palmen, deren Kronen nur wenige Fuß über den Erdboden ſich erheben, bilden mit ihren langen gebogenen Wedeln die ſchattigſten Lauben und nur wer es erprobt hat, weiß, wie köſtlich es iſt, dort zu ſitzen und den kühlen Labetrunk der Nüſſe zu genießen, völlig geſchützt gegen die glühenden Sonnenſtrahlen, die vom weißen Kalkſtrande des Riffs zurückprallen.

Die Landthiere ſind noch einförmiger, auf noch wenigere Arten beſchränkt, als die Vegetation. Auf manchen Eilanden fehlen alle Säugethiere, ſogar die allgegenwärtige Ratze, welche dem Menſchen auf ſeinen Wanderungen über den ganzen Erdball gefolgt iſt. Kleine Eidechſen, urſprünglich mit dem Treibholz herübergekommen, welches der ausgetretene Fluß dem fernen heimathlichen Urwalde entriß, bewegen ſich ſchlängelnd zwiſchen dem Steingerölle, oder raſſeln im abgefallenen Laube, und ſind oft die einzigen vierfüßigen Gäſte der Inſel. Verſchiedenartige Strandläufer, Schnepfen und Rallen kommen häufig vor, und einer Unzahl pelagiſcher Vögel bietet das niedrige Land einen höchſt willkommenen Brüteplatz, mitten in der ungeheuren Waſſerwüſte dar. Der hochfliegende Fregattenvogel ruht von ſeinen weiten Luftreiſen in den Kronen der Palmen, und Seeſchwalben niſten in unendlichen Schaaren in den hohen windgeſchlagenen Wipfeln.

Aber auch in ihrer vollkommenſten Ausbildung iſt die Coralleninſel immer noch ein elender Wohnſitz für den Menſchen, und ihr poetiſcher Reiz, wenn ſeine geiſtige Armuth dafür empfänglich wäre, nur ein dürftiger Erſatz für die nahrhafteren Früchte der mit einem einträglicheren Boden begabten vulcaniſchen Länder. Cocos- und Pandanusnüſſe ſind gewöhnlich die einzigen Produkte des Pflanzenreichs, die zu ſeiner Nahrung beitragen, und Fiſche und Krabben von den Riffen ſeine einzige thieriſche Koſt. Sogar dieſe dürftigen Speiſen werden ihm nur kärglich zugemeſſen, und oft gebietet ihm die Selbſterhaltung zum grauſamen Kindermorde zu ſchreiten, um der Uebervölkerung der paar Schollen Erde vorzubeugen, welche ſeine ganze kleine Welt ausmachen.

Und doch gibt es mehr Annehmlichkeiten, als man erwarten ſollte — auf einem Lande von ſo äußerſt beſchränktem Umfange — ohne Flüſſe, ohne

Hügel, mitten im ſalzigen Ocean, deſſen höchſter Punkt kaum zehn Fuß über die Fluth ſich erhebt, und welches ſich nirgends ein paar Hundert Schritte weit vom Ocean entfernt. Obgleich nur eine äußerſt dünne Dammerde den Boden überzieht, und die Oberfläche häufig mit Corallenblöcken bedeckt iſt, ſo wölbt ſich doch ein dichtes Laubdach über die niedrige Hütte des Inſulaners und gewährt ihm Schutz gegen die Gluthen der tropiſchen Sonne. Der Cocosbaum allein befriedigt faſt alle ſeine geringen Bedürfniſſe, und wo dieſer ihm fehlt, gewährt ihm der Pandanus den ſüßlichen Saft ſeiner faſerigen Steinfrüchte. Die zahlreichen kleinen Riffiſche laſſen ſich leicht fangen, und in den tieferen Gewäſſern werden die größeren Arten mit hölzernen oder aus Muſchelſchalen verfertigten Haken geangelt.

Außer dieſen Nahrungsmitteln, welche die Natur freiwillig dem Menſchen darbietet, werden auf mehreren niedrigen Inſeln verſchiedene Culturgewächſe gezogen, — die Tarowurzel, die Banane, die Igname und ſogar der Brodfruchtbaum, das vegetabiliſche Wunder Polyneſiens. So findet ſich auf manchem kleinen Coralleneilande eine dichte Bevölkerung, und Tapouteuea (Kingsmill-Gruppe) z. B. ernährt nicht weniger als 10,000 Menſchen, auf einem Areal, deſſen bewohnbare Oberfläche kaum eine Viertelquadratmeile beträgt. Obgleich das Land ſo niedrig und flach iſt, ſo liefert es doch gewöhnlich Waſſer in hinreichender Menge. Man gräbt fünf bis zehn Fuß tiefe Brunnen in den Corallenſand und erhält dadurch einen fortwährenden Vorrath ſüßen Waſſers. Dieſe Brunnen ſind oft ſorgfältig eingehegt und rings herum erheben ſich die dürftigen Hütten. Die einzige Quelle des Waſſers ſind die Regen, welche durch den loſen Sandboden ſickern, und auf dem harten Corallenfelſen ſich ſammeln, der die Grundlage der Inſel bildet. Da der Boden weiß iſt, und folglich die Sonnenwärme zurückſtrahlt, wird er nur langſam erhitzt, ſo daß das einmal eingeſogene Waſſer nur wenig durch Verdünſtung verliert.

Außer den Samen, welche urſprünglich ſeine dürftige Heimath befruchteten, führt der gütige Ocean auf geheimnißvollen Wegen manch anderes koſtbare Geſchenk dem Coralleninſulaner zu, und verſorgt ihn nicht nur mit Treibholz zum Pirogenbau, ſondern auch mit dem zu deſſen Bearbeitung nothwendigen Material. Als eine beſondere Gunſt des Meeres werden von ihm die harten, zum Schleifen brauchbaren Steine angeſehen, die er aus den Wurzeln der ausgeworfenen Bäume ausſucht, ſo wie die Trümmer

europäiſcher Schiffe mit eingeſchlagenen Nägeln, wodurch er ſeinen Bedarf an Eiſen gewinnt. Steine und Eiſen gehören den Häuptlingen, denen ſie gegen eine Belohnung und unter Strafe abgeliefert werden müſſen. So gilt hier der Auswurf des Meeres, woran wir auf unſerm Strande verachtend vorbeigehen, als ein beneidenswerther Schatz, während die hohen Palmen und metallglänzenden Prachtfiſche, deren Anblick uns zur höchſten Bewunderung hinreißen würde, jenen armſeligen Inſulanern durch die Gewohnheit zu gleichgültigen Gegenſtänden geworden ſind.

Dem fremden Schiffer bieten die Laguneninſeln manche Vortheile dar. Zur Zeit des herrſchenden Paſſates findet er häufig unter ihrem Schutze einen ſicheren Ankerplatz und wenn ſie auch ſonſt arm an Produkten ſind und in allen anderen Beziehungen weit hinter den hohen vulkaniſchen Inſeln zurückſtehen, ſo gewähren ſie ihm doch häufig eine reiche Ernte von Perlenmuſcheln und Trepang.

Auf einigen der Carolinen, deren Bewohner weitere Seereiſen unternehmen, findet ſich natürlich ein etwas erweiterter Ideenkreis, ſonſt drückt ſich überall in der Armuth der Sprache die Dürftigkeit des auf einen ſo kleinen Raum und auf ſo wenige unabänderliche Gegenſtände beſchränkten Lebens aus. Wahrlich auf der ganzen Erde möchte kaum noch ein Flecken zu finden ſein, der noch ungeeigneter wäre zur moraliſchen und geiſtigen Ausbildung ſeiner Bewohner, als eine ſolche Coralleninſel, trotz aller Schönheit von Hain und See.

Wenn man die hohen Palmenkronen im Hauche des Paſſates auf und nieder wallen ſieht und die ewige Bläue und Frühlingsmilde des Himmels betrachtet, ſollte man kaum glauben, daß auch hier mitunter die Natur mit zerſtörender Hand den Bau urplötzlich vernichtet, den ſie ſo langſam ausgebildet und vollendet. Bei Sturmfluthen fegt zuweilen die verwüſtende Welle über die Inſel her, ihren Schmuck jämmerlich verwirrend; ja es ſind ſogar Fälle bekannt, wo ein gewaltiger Orkan alles Lebende fortriß und das bereits grünende Eiland zum früheren Zuſtande des nackten Riffes zurückführte. Kein Denkmal zeugt davon, daß hier einſt Menſchen gelebt, wo jetzt nur der Seevogel raſtet; daß ein anmuthiges Wäldchen ſich an der Stelle erhob, wo die Brandung nur noch kahles Geſtein beſpült.

Zwölftes Kapitel.

Manga-Reva.

Anblick der kleinen Gruppe. — Frühere Grauſamkeit der Mangareoer. — Seltſame Erziehung des Königs. — Entdeckung Mangareva's durch den Duff. — Blutiges Gefecht mit dem Schiffe Beechey's. — Landung der franzöſiſchen Miſſionare (1834). — Erſte Kämpfe: ſpätere Erfolge. — Der Biſchof von Nilopolis. — Bruder Cyprien. — Der ehemalige Hoheprieſter Matoua. — Kirche und Kloſter. — Ein Paar fromme Väter. — Annexation.

Die vulkaniſchen Eilande, woraus die kleine Mangareva-Gruppe beſteht, erheben ſich aus dem Schooß einer weiten Lagune, die von einem vierzig Seemeilen im Umkreis meſſenden Corallenriff umſchloſſen wird. An ſeiner öſtlichen Seite trägt dieſer Gürtel eine grüne Pflanzendecke, aus welcher vereinzelte Palmen hervorragen, nach Weſten, wie wir es ſo häufig bei ähnlichen Bildungen in der Südſee finden, ſenkt er ſich an manchen Stellen unter die Oberfläche des Waſſers und geſtattet an einigen Punkten ſogar größeren Schiffen die Einfahrt in die Lagune.

Nur vier der auf ſolche Weiſe eingefaßten eilf Eilande — Mangareva, Taravai, Aka-Marou und Aeeno — ſind bewohnt oder bewohnbar und ſogar auf dieſen beſchränken ſchroffe Felsmaſſen und ſonnenverbrannte Abhänge die Grenzen des Anbaus, ſo daß die Bevölkerung aus nur etwa 2000 Seelen beſteht, und nach D'Urville's Urtheil auch bei der ſorgfältigſten Benutzung des Bodens ſich höchſtens verdreifachen könnte. Am Fuße der Hügel trifft man die gewöhnliche tropiſche Flora der vulkaniſchen Südſeeinſeln — Bananen, Cocos, Pandanus, Aleuriten, Barringtonien — in üppigem Gedeihen, die Anhöhen dagegen ſind größtentheils mit ſcharfkantigen, zu den Gattungen Saccharum und Arundo gehörigen Gräſern bedeckt und von kahlem, ziemlich unfreundlichem Ausſehen.

Obgleich der Waſſervorrath den Bedürfniſſen der Einwohner genügt, ſo können doch die einlaufenden Schiffe ſich nur mühſam damit verſehen; mit der Erſchöpfung der Perlenfiſcherei, die wegen der rückſichtsloſen Hab-

gier, womit man ſie betreibt, nicht lange ausbleiben kann, wird alſo auch das Hauptband ſich löſen, welches die Inſeln mit der Fremde verknüpft.

Die frühere Religion der Mangarevier glich der der Tahitier. Der Tabou herrſchte auch hier mit ſeiner vollen Strenge und den Göttern wurden Menſchenopfer geweiht, die man mit cannibaliſcher Freude verzehrte. Gewöhnlich wurden nur die im Kriege getödteten oder gefangenen Feinde zu dieſem Zwecke benutzt; zuweilen aber auch Kinder und namentlich ſchutzloſe Waiſen. Wenn daher dieſe unglücklichen Geſchöpfe einen Backofen graben ſahen, der ihnen verdächtig vorkam, ſo flohen ſie eilig auf die Berge und verſteckten ſich im dichten Graſe, bis die Beendigung des Feſtes ſie von der augenblicklichen Todesfurcht erlöſte.

Glücklicher Weiſe für die Armen gab es auf den Inſeln außer dem Menſchen ſonſt kein grauſames, blutdürſtiges Thier.

Zu Zeiten, wo Hungersnoth herrſchte, ſollen ſogar Eltern ihre Kinder zur abſcheulichen Nahrung unter einander vertauſcht haben.

Wenn zwei Stämme ſich bekriegt hatten, wurden die Ueberreſte der geſchlagenen Partei auf elenden Floßen den Launen der Strömungen und der Winde überlaſſen. Die meiſten fanden natürlich im Meere ihr Grab; einige jedoch wurden durch ein günſtigeres Geſchick nach einem näheren oder ferneren Lande verſchlagen, und vielleicht verdankt ſogar die Oſterinſel ihre Bevölkerung einer ſolchen unfreiwilligen Auswanderung. So viel iſt gewiß, daß vor nicht gar langer Zeit Temoe (Crescent-Inſel) auf dieſe Weiſe ſeine erſten Menſchen aus Mangareva erhielt.

Ein König führte die Oberherrſchaft über das liliputiſche Reich. Sowie der Thronfolger die mütterliche Pflege entbehren konnte, wurde er auf den 900 Fuß hohen Duff-Berg, den Mont-Blanc von Mangareva gebracht und lebte dort bis zum zwölften Jahre in faſt völliger Abgeſchiedenheit von den Menſchen. Nur wenige Diener umgaben ihn; nur ſelten durften die Prieſter und hohen Häuptlinge zu ihm pilgern: für das Volk waren ſeine Perſon, ſein Haus, der Berg ſogar ein unnahbares Heiligthum. Von dem Augenblicke ſeiner Geburt an ging auch die Königswürde auf ihn über und der Vater regierte nur noch als Regent. Sein Herabſteigen in die Ebene wurde feſtlich gefeiert, doch erſt mit dem achtzehnten Jahre hörte das Verbot oder der Tabou auf, der ihn bis dahin dem menſchlichen Umgang entzogen hatte. Uebrigens ging es dieſem kleinen Monarchen, wie früher dem

Kaiſer im heiligen römiſchen Reiche, da die Hauptvaſallen ſeine Würde mehr der Form als der Wirklichkeit nach anerkannten, ſonſt aber in ihren Bezirken ſchalteten und walteten, wie es ihnen beliebte.

Die Mangareva-Gruppe wurde 1797 vom frommen, den Leſern bereits bekannten Capitän Wilſon entdeckt. Er nannte ſie die Gambier-Inſeln und der Duff-Berg erinnert noch heute an den Namen ſeines Schiffes. Doch unterließ er die Landung und erſt dreißig Jahre ſpäter ſcheint Beechey der erſte Europäer geweſen zu ſein, der auf der kleinen Gruppe landete. Der Verkehr mit den Eingeborenen war anfangs freundlich, bald jedoch brachen Mißhelligkeiten aus, und der Engländer ſah ſich endlich genöthigt, einen verwegenen Angriff mit Flinten- und Kanonenſchüſſen zurückzuſchlagen. Mehrere Wilde wurden in dieſem Gefecht getödtet, welches einen ſo tiefen Eindruck auf das Gemüth der Eingeborenen machte, daß ſie ſpäter ihre Zeitrechnung danach beſtimmten.

Am 7. April 1834 landeten zwei katholiſche Miſſionare auf Ao-Kena, und als D'Urville im Auguſt 1838 die Inſeln beſuchte, war bereits die ganze Bevölkerung bis auf einen ſtörrigen Alten bekehrt und getauft.

Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß dieſe Neophyten durchaus noch nichts vom eigentlichen Weſen des Chriſtenthums begriffen; mit den äußeren Formen waren ſie jedoch ſchon vollkommen vertraut, hörten andächtig die Meſſe und machten bei jeder paſſenden oder unpaſſenden Gelegenheit das Zeichen des Kreuzes.

Beſonders ſchmeichelhaft für die franzöſiſchen Seefahrer war es, den Namen ihrer großen Nation hier ſo verehrt zu finden; und die montours (bonjour), montoirs (bonsoir) und comé vous porté vous, parnacès (français), womit ſie überall freundlich begrüßt wurden, galten ihnen als ein erfreuliches Zeichen, daß die Civiliſation unter dieſen, der Menſchenfreſſerei kaum noch entwachſenen Wilden bereits anfange, einige zarte Sproſſen zu entwickeln.

Die Miſſionare hatten übrigens ihre Erfolge nicht ohne Kampf errungen. Als ſie zuerſt auf der Hauptinſel landen wollten, empfing man ſie mit Steinwürfen und verfolgte ſie wie wilde Thiere bis in die hohen Gräſer des Gebirges, welche man noch obendrein anſteckte, um ſie durch Flamme und Rauch aus ihrem Verſteck zu vertreiben. Doch der Qualm begünſtigte vielmehr ihre Flucht und als die Wilden, der Verfolgung müde, ſich entfernt

hatten, ſtiegen die frommen Väter wieder zum Ufer herab und entkamen glücklich nach Ao-Kena, welches bereits bekehrt war.

Im Jahr 1836 wurde die Miſſion durch die Ankunft des Biſchofs von Nilopolis, Stephan Rochouſe, und der Brüder Cyprien und Chauſſon verſtärkt. Cyprien, der etwas Medicin ſtudirt hatte, machte einige glückliche Curen und bahnte als Arzt der neuen Glaubenslehre den Weg. Während einer Seuche ließ er die Kranken in den Tempel bringen, und auf ſeine Erklärung, daß ſie unter dem böſen Einfluß der Götzen unmöglich geneſen könnten, wurden die jüngſt noch hochverehrten Fratzenbilder aus ihrem früheren Heiligthum herausgeworfen..

Ein unterirdiſches Getöſe, wie es auf dieſen vulkaniſchen Inſeln zuweilen ſtattfindet und welches ſonſt jedesmal von den Prieſtern als Siegeszeichen eines Gottes über den andern gedeutet wurde, kam während dieſes Ereigniſſes ſehr gelegen, um die Niederlage der alten Götzen zu vervollſtändigen. Mancher noch wankende Heide wurde dadurch zur Annahme der Taufe bewogen; und die Macht des Beiſpiels, mit dem Reiz der Neuheit verbunden, riß endlich auch die Widerſpenſtigſten mit ſich fort.

Wo Beechey noch vor 10 Jahren ein verrätheriſches Diebsgeſindel getroffen hatte, fand D'Urville ein freundliches Völkchen, welches ſogar verlorene Gegenſtände dem Eigenthümer ehrlich zurückerſtattete. Die Frauen, die übrigens ſchon früher durch ein zurückhaltendes Weſen ſich vor den meiſten Polyneſierinnen ausgezeichnet hatten, trugen ſtatt des früheren Gürtels ein langes, hemdartiges, kattunenes Kleid und die Männer ſetzten ihren Stolz in eine europäiſche Garderobe, die freilich nach dem blauen, knopfloſen, am Ellbogen durchlöcherten Rock und der nur bis zu den Waden reichenden Hoſe des Königs zu ſchließen, einer ſcharfen Kritik noch nicht völlig gewachſen war.

Ein alter Strohhut, eine bunte Weſte und ein kurzer kattunener Pantalon bildeten den Anzug des ehemaligen Hoheprieſters Matoua, deſſen nackte Arme und Beine mit ſchwarzen Tätuirungen und Flechten bedeckt waren. Der Sturz ſeiner Götter ſchien übrigens den Kirchenfürſten nicht abgemagert zu haben, denn die Elephantenbeine, worauf der 6 Fuß hohe Coloß ſich ſtützte, vermochten kaum das ungeheuere Gewicht ſeines aufgedunſenen Körpers zu tragen.

Bereits waren mehrere nützliche Pflanzen und Thiere von den Miſſionaren eingeführt worden. Die früher unbekannten Tarowurzeln und Bataten geſellten ſich nun zu den Cocos und Bananen. Die Ziegen fingen ſchon an, den Anpflanzungen zu ſchaden; die Schweinezucht machte gedeihliche Fortſchritte und zur Vertilgung der Ratzen, des einzigen urſprünglichen Säugethieres, hatte man die Katze zur Hülfe gerufen. Die einheimiſche Baumwollenart war durch eine beſſere erſetzt worden, die Frauen hatten etwas ſpinnen gelernt und man war damit beſchäftigt, einen Webeſtuhl einzurichten. Eine Landesverfaſſung und ein Geſetzcodex exiſtirten zwar noch nicht, aber eine Nationalflagge flatterte bereits im Winde zur nicht geringen Freude des Königs Gregorio Mapouteoa.

Ein Engländer, der fünf Jahre ſpäter die Inſeln beſuchte (Rovings in the Pacific) fand bereits den Einfluß der katholiſchen Miſſionare ſo groß, daß man ihn ſehen mußte, um daran zu glauben. Auf jeder Inſel waren ſchon Kirchen erbaut; und das Gotteshaus auf Mangareva würde keinem civiliſirten Lande Unehre gemacht haben. Das ſteinerne, in der Mitte domförmige Dach wurde von zwei Reihen maſſiver ſteinernen Säulen getragen, der Fußboden war mit weißen und ſchwarzen Steinplatten belegt und ein lebensgroßes Crucifix, das Geſchenk der frommen Königin Amelie, prangte auf dem Hochalter.

Zur Kirche hatte ſich auch ſchon bereits ein Kloſter geſellt, in welchem es den Prieſtern gelungen war, 90 Neophytinnen einzuſchließen. Das Gebäude ſtand auf einem nackten Vorſprung des Duffberges und war ſo gelegen, daß kein Unbefugter ſich heranſchleichen konnte, ohne von den Miſſionaren, den ſorgſamen Hütern der Unſchuld, bemerkt zu werden.

Unſerem Berichterſtatter kamen nur zwei der geiſtlichen Herren zu Geſicht — lebensfriſche Vollmondgeſichter, wie der hochſelige Abt von St. Gallen.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß Mangareva ſchon längſt an Frankreich annexirt iſt, und der arme Gregorio, wenn er noch lebt, ſich mit dem ähnlichen Schickſal der Königin Pomare tröſten kann.

Dreizehntes Kapitel.

Paumotu oder die Inſelwolke.

Erſte Entdeckung derſelben durch Schouten. — Beechey 1826. — Bow Island. — Unvortheilhaftes Ausſehen der Eingebornen. — Der Häuptling. — Elender Zuſtand der Frauen. — Bekehrungsverſuche eines tahitiſchen Miſſionars. — Götzen. — Clermont. — Tonnerre. — Feindſeliges Betragen der Inſulaner gegen Wilkes. — Hunden-Inſel oder Henuake. — Bedrohliche Haifiſche. — Zahmheit der Vögel. — Intereſſantes Thierleben. — Weituhi und Otuho. — Der kranke Häuptling. — Naſenreiben. — Dürftigkeit der Inſulaner. — Raraka. — Civiliſationsanfänge. — Anaa oder Chain Island, die wichtigſte Inſel der Gruppe. — Eroberungen der Ketteninſulaner. — Perlenfiſcherei. — Die Taucher. — Maitia, eine gehobene Coralleninſel. — Vergleichung mit Helgoland. — Neueſte Nachrichten. — Taarava.

Paumotu „die Inſelwolke" — keinen beſſeren Namen hätte die blühende Phantaſie der Tahitier dem Gewirr von Corallenriffen und Atollen geben können, welches zahlreich und dichtgedrängt, wie die Sterne einer Conſtellation, die blauen Gefilde des großen Oceans im Oſten der Geſellſchaftsgruppe in einer Länge von fünfzehn Breitegraden überſäet.

Als man noch glaubte, daß die Corallen aus dem tiefunterſten Grunde des Meeres ihre wunderbaren Bauten aufführten, konnten dieſe Inſeln vielleicht für die Kerne oder Keime eines künftigen Welttheils gelten, aber eine beſſere Einſicht hat gelehrt, daß ſie eigentlich nur die Grabmäler eines verſunkenen Landes ſind, die Zeugen einer jener großartigen Veränderungen, welche die noch immer nicht zur völligen Ruhe gelangte Erdrinde durch ihre Hebungen und Senkungen auf der Oberfläche unſeres Planeten hervorbringt.

Schouten, der muthige holländiſche Seemann, der mit Le Maire im Jahre 1616 zuerſt das Feuerland umſegelte, und durch die Straße, welche noch immer des letzteren Namen führt, in den ſtillen Ocean drang, war auch der erſte, der einen Theil von Paumotu entdeckte. Es waren die im Norden gelegenen Inſeln Ouira, Tiokea, Manhii, die er unter dem Namen des „gefährlichen Archipels" zuſammenfaßte, ſowohl der tückiſchen Corallenriffe wegen, als der nicht minder verrätheriſchen Bewohner, die ſeine Matroſen mit Speeren und Keulen angriffen.

In jenen Zeiten durchkreuzten noch nicht wie im gegenwärtigen Jahrhundert hunderte von Walfiſchfängern nach allen Richtungen die Einöden des großen Weltmeeres; noch kein europäiſcher Schiffer fuhr von Inſel zu Inſel, um Sandelholz oder Perlmutter, Schildpatt oder Trepang zu ſammeln; die bekannten Handelsſtraßen lagen zu entfernt von jenem niedrigen Inſelgewirr, als daß der Zufall ſo leicht zu ferneren Entdeckungen hätte führen können, und ſo verging über ein Jahrhundert, ohne daß irgend ein Seefahrer dem Pfade Schouten's gefolgt wäre.

Erſt 1772 erſcheint auf jenem entlegenen Gebiete Roggewein, dem abermals nach einem halben Jahrhundert Byron, Wallis, Carteret, Bougainville und Cook raſch aufeinander folgen. Letzterer namentlich ſegelte auf ſeinen ewig denkwürdigen Reiſen nicht weniger als drei Mal (1769, 1773, 1774) durch den Archipel, und fügte den Entdeckungen ſeiner Vorgänger eine Menge neuer Inſeln hinzu. Endlich haben in unſerm Jahrhundert Kotzebue, Bellinghauſen, Kruſenſtern, Beechey, Wilkes und einige andere minder bekannte Seefahrer die Hydrographie der Gruppe vervollſtändigt, ſo daß ſchwerlich noch irgend einer ihrer Atolle hinter dem Schleier der Dunkelheit ſich verbirgt.

Bei der Unwichtigkeit dieſer ſchmalen Eilande und der Gleichförmigkeit ihrer Natur würde der Leſer mir nur wenig Dank wiſſen, wenn ich ihn ſtreng geographiſch von einem Atoll zum andern führte; intereſſanter und folglich auch belehrender wird es jedenfalls ſein, wenn wir mit zuverläſſigen Beobachtern, wie Beechey und Wilkes, auf einigen Punkten des Inſelgewirrs landen und aus ihren Schilderungen die Menſchen kennen lernen, die auf dem engen Rücken der Corallenriffe ihr einförmiges, abgeſchiedenes Daſein führen.

Als Beechey im Februar 1826 die Paumotu-Gruppe durchſchiffte, ſah er ſich veranlaßt, in die Lagune von Hau oder Bow Island einzulaufen, einer Inſel, die ungefähr im Centrum jener weitläufigen Riffbildungen liegt. Sie wurde von Bougainville im Jahre 1768 entdeckt und im folgenden Jahre von Capitän Cook beſucht, der ihr, weil ſie in der Geſtalt Aehnlichkeit mit einem Bogen hat, ihren jetzigen Namen beilegte. Sie iſt 34 Meilen lang und 10 breit, auf der Wetterſeite gut, auf der entgegengeſetzten aber ſehr dürftig bewaldet und theilweiſe ſo niedrig, daß die Wellen der See in die Lagune hinüberſchlagen, welche natürlich bei weitem den größten Theil

des eingeſchloſſenen Raumes einnimmt, da das eigentliche Land, wie bei den Coralleninſeln überhaupt nur einen ſchmalen Streifen bildet.

Die Inſulaner fielen Beechey als ein höchſt häßlicher und träger Menſchenſchlag auf; ihre Naſe breit und platt, ihre Augen matt und eingefallen, ihre Lippen dick, ihr Mund in den Winkeln heruntergezogen, ihr Geſicht ſtark gerunzelt, und ihr langes, ſtruppiges Haar durch Schmutz und Ungeziefer zuſammengebacken; ihr Wuchs war mehr als mittelgroß, aber meiſt krumm, die Extremitäten ſtark von Knochen, aber die Muskeln ſchlaff. So häßlich aber die Männer auch waren, ſo ſah doch das andere Geſchlecht noch ſcheußlicher aus; die Männer lagen ſämmtlich im Palmenſchatten, indem ſie einander am Halſe mit den Armen umſchlungen hielten, während die Frauen, alt und jung, im harten Dienſte ihrer Männer oder vielmehr Herren im heißen Sonnenſchein arbeiteten. Die ganz nackten Kinder ſaßen auf Matten, und wälzten ſich ſchreiend um ſie her, um die Myriaden von Hausfliegen zu vertreiben, vor denen man ihre wahre Körperfarbe kaum erkennen konnte.

Unter ſolchen Umgebungen wurde Beechey dem Häuptling vorgeſtellt, welcher ſich von ſeinen Unterthanen nur durch größere Statur und Stärke unterſchied und die Aufrechthaltung der Gewalt wohl lediglich dieſen Eigenſchaften verdankte. Er empfing den engliſchen Befehlshaber freundlich und geſtattete ihm gern, ſeinen Bedarf an Brennholz zu fällen, inſofern er nur keine Obſtbäume vernichtete. In Erwiderung einiger ihm gemachter Geſchenke zog er aus ſeinem Canoe einige Perlenangeln und Schildkrötenſchalen, und bat Beechey dieſe Gegenſtände anzunehmen, allein dieſer glaubte bei ſeiner großen Armuth ſich dies nicht erlauben zu dürfen, obgleich er nicht recht begriff, wozu ihm der zuletzt erwähnte Artikel nützen konnte.

Beim Geſchäfte des Holzfällens ſuchte man die Eingebornen durch Tabak, Hemden ꝛc. zur Mitwirkung zu bewegen, allein ſo hoch auch der gebotene Lohn war, ſo konnte doch nur der Häuptling aus ſeiner Lethargie geweckt werden, und auch er ließ die Axt ſinken, ehe er den erſten Baum gefällt hatte.

Zugleich wurden einige Matroſen abgeſchickt, um Brunnen zu graben, die einen ſo reichlichen Ertrag lieferten, daß man binnen weniger als drei Tagen 30 Tonnen ſüßes Waſſer beiſammen hatte. Es iſt für Seefahrer wichtig zu erfahren, daß man durch Graben von Brunnen auf den Coralleninſeln ziemlich gutes Waſſer erhalten kann. Man hat dabei nur darauf zu

sehen, daß man die Brunnen an den höchsten Orten der Insel möglich weit von der See und wohl am besten in der Nähe von Cocospalmen anlegt.

Während seines viertägigen Aufenthaltes auf der Insel hatte Beechey viel Gelegenheit, mit den Eingebornen zu verkehren und mit Hülfe eines Dollmetschers manches Interessante über sie in Erfahrung zu bringen. Der Menschenfresserei hatten sie erst seit kurzem entsagt; der Häuptling gestand, daß er mehrmals Menschenfleisch genossen und als er die Trefflichkeit des Gerichts, zumal wenn das Fleisch von einer Frau stamme, wohlgefällig lobte, nahm sein viehisches Gesicht plötzlich einen furchtbaren Ausdruck von Belebtheit an. Zu dergleichen Schmausereien, sagte er, seien bloß in der Schlacht erlegte Feinde, eines gewaltsamen Todes Gestorbene und hingerichtete Mörder verwendet worden. Mörder habe man, ihr Verbrechen möge nun zu rechtfertigen gewesen sein, oder nicht, umgebracht und sammt den von ihnen Gemordeten verzehrt.

Diese Wilden gaben noch immer rohen Speisen den Vorzug und standen daher dem Kannibalismus noch sehr nahe. Als einst ein Canoe voll Fische in der Nähe des Dorfes landete, verschlangen sie sofort die ganze Ladung und ließen bloß die Gräthen und die Flossen übrig. Die Frauen, welche die Fische an's Land bringen sollten, hielten einen Fisch im Munde, während sie die andern portionenweise auf kleine Haufen legten, doch selbst bei diesem scheußlichen Mahl erwiesen sie einiges Menschengefühl, indem sie dem Fisch immer zuerst den Kopf zerbissen, und dadurch seinem Leiden schnell ein Ende machten. Auch waren sie gegen Reinlichkeit nicht ganz gleichgültig, denn man bemerkte, daß sie nach diesem ekelhaften Mahle sich den Mund sorgfältig ausspülten.

Der Häuptling hatte drei Frauen und die Vielweiberei durfte so weit getrieben werden, als es in eines Jeden Belieben stand; auch konnte ein Jeder seine Frau fortschicken und sich eine andere nehmen, vorausgesetzt, daß diese frei war. Bei der Verheirathung fand keine Feierlichkeit statt. Der Mann brauchte bloß zu einer Person des andern Geschlechts zu sagen „Du sollst meine Frau sein," so ward sie es.

Die in diesen Ehen erzeugten Kinder schienen die einzigen Gegenstände zu sein, denen das männliche Geschlecht Zuneigung erwies. Den Frauen wenigstens ward keine zu Theil. Die Lage dieser unglücklichen Geschöpfe war höchst beklagenswerth und in keinem Theile der Welt werden sie wohl

gefühlloſer behandelt: während die Männer ſich im Baumſchatten der tiefſten Trägheit überließen und zu ihrer Erhaltung nichts thaten, als daß ſie die ihnen vorgeſetzte Speiſe aßen, mußten die Frauen auf den ſpitzen Corallenriffen Muſcheln oder in den Wäldern Pandanusnüſſe ſuchen. Sie gingen bei Tagesanbruch an ihr Geſchäft, und wenn ſie von ihren Morgenarbeiten ermüdet heimkehrten, durften ſie ſich nicht etwa ein wenig ausruhen, ſondern ſie mußten das für ihre hungrigen Herren Geſammelte nun mühſelig zubereiten. Sobald den Männern die Nüſſe vorgeſetzt waren, genoſſen ſie die in den äußeren Holzfaſern der Frucht enthaltene fleiſchige Subſtanz, und warfen den Reſt ihren Frauen vor, die das übrige Fleiſch verzehrten und nun die Nuß vollends aufmachten, um die 4—5 kleinen Kerne von der Größe einer Mandel herauszuholen. Hierzu wurde die Nuß mit der Seite auf einen glatten Stein gelegt und mit einem ſchweren Corallenblock zerbrochen, die Kerne aber wurden für die Männer bei Seite gelegt. Da ſehr viele dergleichen Nüſſe dazu gehörten um dieſe gefräßigen Menſchen zu ſättigen, ſo hatten die Frauen eigentlich den ganzen Tag weiter nichts zu thun, als Muſcheln, Seeigel und Pandanusnüſſe zu ſammeln und die letzten zu knacken.

Die Oberherrſchaft des ſtärkeren Geſchlechts wurde auf's ſtrengſte gehandhabt und nirgends zeigte ſich die Tyrannei des Mannes auf eine verächtlichere Weiſe. Einſt aß eine unglückliche Frau beim Zerklopfen jener von ihr weither geholten Nüſſe, da ſie ſich unbeobachtet glaubte, 2—3 von den Kernen; dieſes entging aber nicht der Wachſamkeit ihres brutalen Mannes, der ſogleich aufſtand und ſie mit drei heftigen Fauſtſchlägen auf die unmenſchlichſte Weiſe zu Boden ſchmetterte. Auf dieſe Weiſe von ihren Männern tyranniſirt, vernachläſſigt und erniedrigt, bleibt ihnen die Liebe fremd, und man darf ſich nicht wundern, wenn ihnen alle jene Eigenſchaften abgehen, welche in civiliſirten Ländern die Frauen ſo anziehend machen.

Als Beechey in die Lagune einlief, fand er dort ein engliſches Perlenfiſcherſchiff mit einer Anzahl Taucher von Anaa oder der Ketteninſel, der wichtigſten der ganzen „Paumotu" Gruppe, welche damals ſchon zum Chriſtenthum bekehrt war. Unter den Tauchern war ein tahitiſcher Miſſionar, ein Mann von ſehr gutem Betragen, welcher ſich alle mögliche Mühe gab, die Bow-Inſulaner zum Chriſtenthum zu bekehren, und obwohl ihn dieſe heimlich verſpotteten, doch nicht nachließ, und zuletzt den größten Theil dazu bewog,

die Gebräuche des christlichen Gottesdienstes anzunehmen. Es war ein interessanter Anblick wie ein Haufen Wilder, sich seines Aberglaubens entschlagend, still und ehrfurchtsvoll auf dem sandigen Ufer niederkniete, und Morgens und Abends zum Allmächtigen betete. Obgleich sich bezweifeln ließ, daß sie es aufrichtig meinten, so dürfte dadurch doch auf diese Proselyten ein Eindruck gemacht worden sein, der für deren Moralität dauernd gute Folgen versprach. Vor der Ankunft des Missionars hatte jeder seinen besonderen Götzen, der gewöhnlich in einem Stück Holz bestand, in welches ein Büschel Menschenhaare eingefügt war. Für den wirksamsten Götzen hielt man aber das Schenkelbein eines Feindes oder eines kurz vorher verstorbenen Verwandten. In der Höhlung dieses Knochens wurde eine Locke von dem Haar derselben Person gesteckt, und der Götze dann an einen Baum gehängt. An dieses Symbol richteten sie ihre Gebete, so lange sie Zutrauen zu demselben hatten, allein wie das chinesische Mädchen, welches als ihr Liebhaber ungetreu wurde, den messingenen Götzen umstürzte und peitschte, so erkennen auch diese Leute ihren Gott nur so lange an, als sie mit ihm zufrieden sind, und ersetzen ihn nach Belieben durch einen andern. Es gab indeß Zeiten, wo sie dessen Zorn fürchteten und ihn durch Cocosnüsse zu begütigen suchten; doch hörte Beechey nicht, daß sie ihm Menschenopfer dargebracht hätten. Sie schienen an die pythagoräische Lehre von der Seelenwanderung zu glauben und hielten das erste Schiff, welches sie sahen, für den Geist eines ihrer unlängst verstorbenen Verwandten. Da man annahm, daß die Seele den Begräbnißort eine Zeitlang besuche, so wurden ihr Anfangs Lebensmittel und Wasser hingestellt und man glaubte, daß die Unterlassung dieser Pflicht üble Folgen nach sich ziehe. Die Zahl der Bewohner belief sich im Ganzen genommen, auf etwa 100 Seelen.

Die Industrie dieser Leute beschränkte sich auf das allernothwendigste, Matten, Körbe, Fischereigeräthe. Als Beechey den Häuptling fragte, wie er den Tag zubringe, sagte ihm dieser, er stehe früh oder spät auf, rufe dann seine Gottheit an, gehe hierauf zuweilen auf den Fisch- oder Schildkrötenfang, bleibe aber gewöhnlich im Schatten der Cocospalmen, und lege sich nach dem Abendessen schlafen.

Dreizehn Jahre nach Beecheys Fahrt durch die Inselwolke sah Wilkes am 13. August 1839 die Cocospalmen von Clermont-Tonnerre abwechselnd mit dem Schwellen der Wogen am dunkelblauen Horizont auftauchen und

verſchwinden. Ein größerer Contraſt war kaum denkbar, als zwiſchen dem jüngſt verlaſſenen ſüdamerikaniſchen Geſtade mit den ewig weißen Schneegipfeln der mächtigen Cordilleren im Hintergrunde, und dieſem ſo niedrigen Eilande, welches man eher für ein täuſchendes Spiel der Kimmung, als eine Wirklichkeit hätte halten ſollen. Man war offenbar an den Grenzen einer neuen Welt angelangt, und mit geſpanntem Intereſſe ſah man die auf- und niedertauchenden Palmen endlich faſt auf dem Meere wurzeln, dann den weißen Corallenſtrand ſichtbar werden, und zuletzt noch die ſchäumende Brandung gegen das Schiff anſchlagen, während vom Maſtkorbe aus der Blick über die ruhige, ungetrübte kreisförmig eingeſchloſſene Lagune ſchweifte. Es dauerte lange, ehe Spuren von Einwohnern ſich zeigten, doch endlich tauchten zwei Geſtalten zwiſchen dem zerſtreuten niedrigen Gebüſch hervor und zogen ſogleich die Aufmerkſamkeit der Fernrohre auf ſich. Sie machten keine Bewegung und ſchienen die fremden Schiffe nicht zu beachten. Vielleicht war es den hellen Tinten, welche ſie umgaben — dem tiefblauen Ocean, dem blaſſeren Himmel, der ſchneeweißen Brandung, dem ſaftigen Grün — zuzuſchreiben, daß ihre faſt nackten Geſtalten eine entſchieden rothe Färbung zu haben ſchienen.

Am folgenden Morgen geſellte ſich der Naturforſcher Pickering zu einer kleinen Geſellſchaft, die eifrigſt das Ufer ſuchte, trotz der doppelten Gefahr der Brandung und der Menſchen. So wie die Boote ſich näherten, kamen die glänzenden Farben der unterſeeiſchen Schöpfung zum Vorſchein, ein ganz anderer Anblick wie der, den unſere trüben Küſtenmeere darbieten. Doch trotz der unendlichen Verſchiedenheit der Gegenſtände waren es ausſchließlich Bilder des animaliſchen Lebens, die mit jedem Ruderſchlage in wechſelnder Schönheit erſchienen. Man landete, ſchritt über den ſchmalen, höchſtens zwanzig Fuß hohen Rand bis zum Ufer der Lagune und kehrte nach einem zweiſtündigen Beſuch, während deſſen man keinen Eingebornen zu ſehen bekam, zu den Booten zurück. Auch das eigentliche Mineralreich fehlte, und die ganze ungeheure Maſſe von thieriſchen Ueberreſten, von unergründlichen Gewäſſern umringt, berechtigte vollkommen die Coralleninſeln zu den Wundern der Schöpfung zu zählen.

Am dritten Tage wurde ein abermaliger Landungsverſuch gemacht, in der Hoffnung, einigen Verkehr mit den Eingebornen anzuknüpfen, doch als das Boot ſich näherte erſchienen ſiebzehn Krieger am Strande, die mit

bedrohlichen Mienen ihre Lanzen und Keulen ſchwangen und den Fremden Zeichen machten, ſie möchten ſich entfernen. Nun ließ Wilkes eine weiße Flagge aufziehen, und ſah beim Heranrudern, daß noch andere Inſulaner hinter den Gebüſchen verſteckt waren. Der tahitiſche Dollmetſcher redete ſie freundlich an, doch erhielt er keine andere Antwort, als daß mehrere zu gleicher Zeit mehr offenherzig als höflich ſchrieen: „Kehrt nach eurem eigenen Lande zurück! dieſes gehört uns! wir wollen nichts mit euch zu thun haben.“

Um zu landen war es nothwendig, eine kleine Strecke zu ſchwimmen, da das Boot wegen der Brandung und der ſcharfen Corallen nicht bis ans Ufer gelangen konnte, ſo daß man einen Angriff zu befürchten hatte, ehe es möglich geweſen wäre ein freundlicheres Verhältniß anzuknüpfen. Wilkes warf daher mit freundlicher Miene den Wilden Geſchenke zu — welche ſie ſehr begierig aufrafften — doch nichtsdeſtoweniger fortfuhren das Landen zu verweigern. Endlich ſchwammen einige der Officiere durch die Brandung, doch drei der Eingebornen ſprangen mit ihren Lanzen ſo drohend herbei, daß ſie ſich eiligſt zurückzogen, wodurch das Selbſtvertrauen und die Wuth der Wilden ſo erhöht wurden, daß ſie ſogar anfingen Steine ins Boot zu werfen, wodurch mehrere von der Mannſchaft verwundet wurden. Obgleich Wilkes durchaus keine Luſt hatte dieſen verwegenen Angriff ſtrenge zu beſtrafen, ſo wollte er die Inſulaner doch nicht beim Wahne laſſen, daß ſie einen Sieg davongetragen hätten, und befahl daher, einige blindgeladene Gewehre abzufeuern, die jedoch keinen andern Eindruck auf die Wilden machten, als daß ſie ein höhniſches Geſchrei erhoben, und die „Feiglinge“ zu landen herausforderten, wenn ſie es wagten. Nun wurde mit Senfkörnern auf ihre Beine geſchoſſen, worauf unter eifrigem Reiben der beſchädigten Theile der wilde Schwarm davonlief. Es war eine ſchöne athletiſche Race von dunkelbrauner Farbe und mit langen, ſchwarzen, gerade herabhängenden Haaren, welche die Häuptlinge nach hinten in einem Knoten zuſammenbanden. Bis auf einen ſchmalen Gürtel, der jedoch dem Anſtande genügte, waren ſie vollſtändig nackt.

Ihr unfreundliches Begegnen erklärte ſich ſpäter, da man erfuhr, daß vorbeiſegelnde Perlenfiſcher aus reinem Muthwillen auf ſie geſchoſſen hatten, ein Beiſpiel unter vielen von den Grauſamkeiten, die fern vom wachſamen Auge des Geſetzes der rohe Weiße gegen ſeine wilden Brüder ſich erlaubt.

Auf Honden-Eiland oder Henuake, der nächſten Inſel, welche Wilkes berührte, verkündigten Myriaden von Seevögeln und die fehlenden Cocos-

palmen, ſo wie beim Landen die Abweſenheit der Haus ege, daß hier der Menſch noch keine Hütte gebaut. Beim Landen zeigte ſich aber eine neue Gefahr in den Haifiſchen, die hier zahlreicher als irgend ſonſtwo geſehen wurden. Sie folgten den Booten in langen Zügen und es ſah bedrohlich aus, wenn das ſchwellende Meer die Raubfiſche mitunter höher als den Rand der Schaluppe hob. Die Spuren ihrer Zähne waren an den verſtümmelten Schildkröten ſichtbar, die ſich auf den Strand vor ihnen geflüchtet hatten. Die Vögel zeigten dieſelbe Zahmheit, wie auf den Galapagos, da man ſie von ihren Neſtern ſtoßen mußte, um die Eier zu bekommen.

Außer unzähligen Tölpeln, Meerſchwalben und Tropikvögeln machte ſich beſonders der Fregattenvogel bemerkbar, der viele Bäume — Pandanus, Boerhaavia, Pisonia — mit ſeinen aus einigen Reiſern erbauten Neſtern bedeckte. Wenn die alten Vögel wegflogen, blähten ſie ihre rothen Kehlſäcke zur Größe eines Kinderkopfes auf, ſo daß es ausſah, als ob ihnen eine große Blutblaſe am Halſe hinge. Das Geſchrei und Gekrächz aller dieſer Vögel war faſt betäubend.

Es gewährte einen komiſchen Anblick, Krabben mit Eidechſen zwiſchen den Scheeren fortlaufen zu ſehen, und wie dann beide zugleich von einem Vogel gepackt und weggetragen wurden. Schaaren von Einſiedlerkrebſen wanderten mit ihren erborgten oder geſtohlenen Schneckengehäuſen am Strande umher. Die vielfarbigen Fiſche, die großen Aale, die furchtbaren gefräßigen Haie, die Spinnen, deren Netze ſich überall auf dem Boden ausbreiteten, die Mollusken und Cruſtaceen verbanden ſich zu einem merkwürdigen, eben ſo neuen, als intereſſanten Naturbilde, welches nicht ſo leicht dem Gedächtniß wieder entſchwand.

Nach mehrtägigem Segeln nach Weſten kamen Weituhi und Otuho, Byron's Diſappointment-Inſeln in Sicht. Eine Menge Canoes näherten ſich den Schiffen unter Singen, Lachen und vielen ſeltſamen Geberden, doch wollte keiner an Bord kommen, oder außer einigen alten Matten irgend etwas vertauſchen. Die Boote waren ganz klein, nur 12 oder 13 Fuß lang, mit einem Ausleger und einem hervortretenden Schnabel hinten und vorn zum Feſthalten beim Einſteigen. Jedes Boot enthielt gewöhnlich nur zwei Eingeborne und war ſo leicht, daß es von zwei Menſchen bequem getragen werden konnte.

Dieſe Inſulaner hatten ein eigenthümliches Ausſehen, ſtarke, borſtige Bärte und Schnurbärte und eine verſchiedene Phyſiognomie von der, die bei den andern Eingeborenen der Gruppe bemerkt wurde. Ihre Wildheit und der elende Anblick ihrer vernachläſſigten Perſonen erregten Zweifel, ob ſie wirklich noch zu den Menſchen gehörten. Auch ſie widerſetzten ſich Anfangs der Landung, doch als die Boote längs der Nordweſtküſte Weituhi's hinfuhren, erſchienen ſie am Ufer mit grünen Zweigen und führten einen Tanz auf, wobei ſie ihre Keulen über die Köpfe ſchwangen. Der Häuptling erhob ſich von ſeinem Lager im Schatten eines Pandanus, ſeine Beine waren von der Elephantiaſis weiß angeſchwollen und zwar ſo bedeutend und regelmäßig, daß man Anfangs glaubte, daß er weite Matroſenhoſen trüge. Sein Haar war ſchneeweiß, ſo daß er für den Patriarchen ſeines kleinen Volkes gelten konnte. Als man ihm zu verſtehen gab, daß ein Geſchenk für ihn da ſei, zeigte ſich eine merkliche Veränderung in ſeiner Phyſiognomie und er näherte ſich ſogleich watend und ſchwimmend dem Boote; doch zeigte er ſich ſehr unruhig, bis er mit Wilkes den freundlichen Gruß des Naſenreibens gewechſelt hatte, eine Ceremonie, die mit einer ſo ſchmutzigen und ekelhaft kranken Perſon für jenen nichts weniger als angenehm war. Für die erhaltenen Geſchenke gab er ſogleich ſeinen kurzen Mantel — eine ſchlechte Matte — her und machte während der ganzen Dauer der Zuſammenkunft ein merkwürdiges Geräuſch, etwa wie das Purren einer Katze. Beim Herumzappeln in der See, wobei der lange, weiße Bart in der Strömung wallte, hätte man ihn für den perſonificirten griechiſchen Neptun halten können.

Trotz einiger Widerrede des Alten fand die Landung dennoch ſtatt. Die furchtſamen Inſulaner ließen ſich nur ſchwer beruhigen und zeigten den unverkennbaren Wunſch, daß der Beſuch möglichſt abgekürzt würde. Sie hatten offenbar ſchon früher mit Schiffen verkehrt, doch ſchwerlich mochte irgend ein Fremder ſchon auf ihrer Inſel gelandet ſein. Einige Cocospalmen, Brodfruchtbäume und Pandange ſtanden unter den Piſonien, Tourneforticn und ſonſtigem Geſträuch der dürftigen Inſel, die weit weniger als die fiſchreichen Riffe zur Ernährung ihrer 80 bis 90 Bewohner beitragen mochte. Die Hütten waren elende Löcher, ungefähr 6 bis 8 Fuß lang, 4 Fuß hoch und 5 Fuß breit, kaum Schatten gegen die Sonne gewährend und gänzlich unvermögend, den Regen abzuhalten. Sie beſtanden nur aus

Stäben oder Aeſten, deren beide Enden in die Erde geſteckt waren und die auf dieſe Weiſe entſtehende Wölbung war nachläſſig mit Cocosblättern, Matten und Gras belegt. Die Geräthſchaften waren klein und ſchienen dem Zweck nur ſchlecht zu entſprechen. Kein Tapatuch wurde geſehen, das Völkchen ſtand augenſcheinlich auf einer der niedrigſten Stufen der polyneſiſchen Cultur und doch ſchien es zugleich, als ob die früher bekannten Künſte nur aus Mangel an Material auf dieſem ſo dürftigen Boden eingeſchlummert wären.

Sogar wo die wilden Coralleninſulaner, wie auf Weituhi, nur von geringer Anzahl ſind, können ſie ſich doch den Schiffbrüchigen furchtbar erweiſen, da ſie Geſtade beſitzen, gegen welche eine mächtige Brandung antobt. Die Fluth der Civiliſation mag ſie vielleicht mit der Zeit noch erreichen, doch ſcheint wenig Gefahr für ſie zu ſein, daß eine andere Race ſie ihrer einſamen Riffe beraube, deren Beſitz ihnen durch ihre Armuth verbürgt wird.

Auf Raraka im weſtlichen Theile der Gruppen, welches einige Tage ſpäter beſucht wurde, zeigte ſich die angenehme Erſcheinung der tahitiſchen Flagge, und an der Einfahrt der Lagune ſtand eine Anzahl Eingeborener, theilweiſe auf europäiſche Weiſe gekleidet, zum freundlichen Empfange bereit. Nichts konnte auffallender ſein, als der Unterſchied zwiſchen dieſen ſchon etwas civiliſirten Menſchen und den eben verlaſſenen Barbaren; es war wie der Uebergang von Dunkelheit zum Licht — und bald zeigte es ſich, daß dieſe günſtige Veränderung dem Einfluß der Miſſionare zuzuſchreiben ſei. Da barbariſche Mißtrauen war gewichen und der ſchiffbrüchige Seefahrer konnte hier in Zukunft auf eine menſchliche Behandlung rechnen. Zutraulich näherten ſich die Weiber und Kinder. Die Hütten, obgleich nicht viel beſſer, als die früher geſehenen, waren reinlich und Anpflanzungen junger Cocosnußbäume deuteten auf eine weiſe Sorge für die Zukunft.

Die meiſten dieſer Inſulaner hatten jedoch nicht ihren beſtändigen Wohnſitz auf Raraka, ſondern waren mit Doppelpirogen, um Perlenmuſcheln zu fiſchen, von Anaa oder Chain-Island herübergekommen, welche zwar eine der kleinſten Inſeln der Gruppe iſt, aber bei weitem die bevölkertſte, da ihre damals auf 5000 Seelen geſchätzte Einwohnerzahl ſo groß war, wie die des ganzen übrigen Paumotu, ſogar mit Einſchluß der vulkaniſchen Mangarevagruppe.

Die ganze Inſel iſt ein dichter Cocospalmenhain, der durch beſtändige neue Anpflanzungen ſorgſam unterhalten wird, und deſſen Früchte nebſt den Fiſchen der Lagune die Hauptnahrung der Bevölkerung ausmachen. Sein Uebergewicht in der kleinen Welt von Paumotu hatte jedoch Anaa weniger einer beſonderen Begünſtigung der Natur, als dem kriegeriſchen Geiſte ſeiner Bewohner zu verdanken, der in dieſem kleinen, abgelegenen Winkel der Erde ähnliche Umwälzungen hervorbrachte, wie etwa die Herrſch- und Eroberungsluſt der Römer oder Hunnen auf der großen Schaubühne der Welt. Durch ihn beſeelt, waren die Anaer mit ihren Doppelpirogen von Inſel zu Inſel geſegelt und hatten den ganzen weſtlichen Theil der Gruppe, bis nach Hau oder Bow-Island hin ihrer Macht unterworfen. Sie begnügten ſich jedoch nicht allein mit deren Unterjochung, ſondern zerſtörten überall, wo ſie hinkamen, die nährenden Cocosbäume und führten den größten Theil der Bevölkerung als Sklaven mit ſich fort. So erklärt es ſich, daß Inſeln, die einige Seefahrer früher bewohnt fanden, von andern ſpäter nur als Brüteplätze der Seevögel geſehen wurden, und daß auf ſo vielen die Zierde der Palmen fehlte.

Zur Zeit Pomare des Erſten ſteigerte ſich ſogar die Eroberungsluſt der Anaer zum großartigen Entwurfe, Tahiti zu erobern; und es gelang ihnen, ſich der Halbinſel Tairabou zu bemächtigen. Doch ließen ſie ſich durch ein bedeutendes Geſchenk von Schweinen und Tapatuch zum Rückzuge bewegen und ſie fuhren fort, wie früher die nominelle Oberherrſchaft Tahiti's anzuerkennen. Ihr kriegeriſcher Ruhm ſtand ſo feſt, daß Pomare der Zweite ſich eine Art Leibgarde aus ihnen bildete, die nicht wenig zur Befeſtigung ſeines Anſehens beitrug.

Früher waren die Anaer der Menſchenfreſſerei ergeben, die vielleicht noch immer nicht gänzlich auf dem öſtlicheren Theile der Gruppe verſchwunden iſt, doch ſeit 1815, wo die erſten tahitiſchen Miſſionare ſich auf Anaa niederließen, fand allmälig eine günſtige Veränderung in ihrem Charakter ſtatt. Mit dem Chriſtenthum trat größere Friedfertigkeit ein und es wurde den Gefangenen erlaubt, auf ihre Inſeln zurückzukehren, eine Gunſt, die indeſſen nur von wenigen benutzt wurde, da die meiſten ſich bereits auf Anaa verheirathet hatten und nun nicht mehr ihre neue Heimath verlaſſen wollten.

Die dürftige Natur der „Inſelwolke" bietet dem Handel nur wenige Anziehungspunkte dar — das Hauptprodukt iſt die Perlmutterſchale, die

mit Hülfe von Tauchern aus Anaa auf den verschiedenen Inseln der Gruppe gefischt wird.

Die dazu ausgerüsteten kleinen Schiffe gehören fremden, auf Tahiti ansässigen Kaufleuten, die gewöhnlich mit einem eingeborenen Dolmetscher einen Accord abschließen, wonach dieser für eine gewisse Summe sich verpflichtet, die nothwendige Anzahl Taucher — gewöhnlich 30 bis 40 — herbeizuschaffen. Außer der freien Kost, die in gesäuerter Brodfrucht, etwas Schweinefleisch und Cocosnüssen besteht — werden die Taucher mit einem kargen Monatslohn von einigen Ellen Kattun besoldet, der mit der schweren Arbeit in keinem Verhältniß steht.

Die Perlmuscheln sind an die kleinen Corallenbänke befestigt, die wie unterseeische Hügelchen aus dem Grunde der Lagunen hervorwachsen, und hängen sich mit ihrem starken Barte an die steinernen Aeste der Polypen, so daß es einiger Kraft bedarf, sie davon loszureißen. Das Boot wird an einem hervorragenden Steinklumpen festgebunden und nun untersuchen die Taucher nach allen Richtungen die Bank, bis die Seltenheit der Muscheln oder ihre eigene Erschöpfung sie an den Ortswechsel oder an das Ausruhen mahnt.

Es gewährt einen interessanten Anblick, diese amphibischen Menschen tauchen zu sehen; fast ohne eine andere Bewegung zu machen, schießen sie wie Pfeile auf den Grund, suchen unter jedem hervorragenden Corallenstock, und sind sie an einer Stelle fertig, so genügt ihnen eine einfache Armbewegung, um sich horizontal durch das Wasser nach einer andern fortzutreiben. Die längste Zeit, die sie unter der Seeoberfläche zubringen können, beträgt etwas über eine Minute. Beim Tauchen in tieferem Wasser klagen sie nicht selten über Ohrenweh. Auf diese Weise wird täglich ungefähr eine Tonne Muscheln gesammelt und nach einigen Monaten verläßt das Schiff das „gefährliche Meer", nachdem es erst noch die Taucher nach Anaa zurückgeführt hat.

Die gewonnenen Perlen sind gewöhnlich nur Saatperlen, welche unzenweise in Valparaiso für 10 bis 12 Dollars verkauft werden, doch wem das Glück wohl will, kann auch hier durch einen seltenen Fund sich um mehrere tausend Thaler bereichern.

Die Perlmutterschalen werden bekanntlich auf vielfache Weise zu eingelegten Arbeiten, Dosen, Messerheften, Spielwerken, Zierrathen ꝛc., benutzt,

ihr gegenwärtiger Preis in Hamburg ist, je nach der Qualität, von 1½ bis 17 Schilling Banco das Pfund.

Die Perlenfischer reden von einer goldenen Zeit, wo man schöne Perlen für einen Fischhaken oder für ein schlechtes Messer von den Paumotuanern erhandeln konnte, und klagen, daß die Taucher ihre Forderungen jährlich erhöhen, doch sieht man nicht, daß Letztere reicher werden, oder daß Erstere Lust bezeigen, sich vom Geschäft zurückzuziehen.

Vom Jahre 1832 bis 1838 wurden etwa 900 Tonnen Perlmuscheln von den Paumotu-Inseln nach Tahiti gebracht, um von dort aus nach Europa verschifft zu werden. Den Werth schätzte man auf 50,000 Dollars oder 55 Dollars die Tonne — allerdings ein hübscher Ertrag für die schlechten Baumwollenzeuge, um welche noch dazu unter verschiedenen Vorwänden die armen Taucher nicht selten betrogen wurden.

Da die Könige von Tahiti eine Art Oberhoheit über die Paumotu-Gruppe ausübten, ist es nicht zu verwundern, daß der französische Schutz, nachdem er jene Hauptinsel unter seinen schirmenden Fittig genommen, auch noch seine Wohlthaten über die niedrigen Coralleneilande ausgedehnt hat und auf Anaa einen Gendarmerieposten unterhält. Zu den protestantischen Glaubenslehrern hat sich auch seit der Einnistung der Franzosen auf Tahiti eine katholische Mission in Anaa zugesellt — die Nachrichten, die aus jenem abgelegenen Erdenwinkel zu uns herüberschallen, sind jedoch zu sparsam und selten, als daß ich im Stande wäre anzugeben, ob die Anaer der Confession, von deren Verkündern sie zuerst der Barbarei entrissen wurden, getreu geblieben oder zur Fahne des Papstthums übergegangen sind.

Ein englischer Perlenfischer (Rovings in the Pacific) mußte im Jahre 1848 die unangenehme Erfahrung machen, daß ihm das Landen seiner Ladung auf Tahiti untersagt wurde, da der Verkehr mit dem abhängigen Paumotu als zur Küstenfahrt gehörig betrachtet werde, die ein ausschließliches Recht der französischen Flagge sei.

Wenn Anaa sich in historischer Beziehung und durch die Dichtigkeit seiner Bevölkerung vor den übrigen Atollen der Paumotu-Gruppe auszeichnet, so finden wir in dem zwischen ihm in Tahiti liegenden Maitia das seltene Beispiel einer hoch über die Meeresfläche gehobenen Coralleninsel. Mit senkrechten, 250 Fuß hohen Mauern, die an manchen Stellen von der Brandung tief ausgehöhlt sind, entsteigt Maitia einem Meere, welches schon in

Wiesbaden C.W. Kreidel's Verlag.

kurzer Entfernung mit einer 150 Klafter langen Lothleine ſich nicht mehr ergründen läßt. Die Inſel wäre faſt unzugänglich, wenn nicht an der Nordſeite die Felswände eine Einbuchtung machten, eine geneigte Ebene bildend, wo in einem üppigen Haine von Brodfrucht- und Cocosbäumen ein kleines, von etwa 300 Menſchen bewohntes Dörfchen liegt. Man ſieht einige wohlgefüllte Brunnen, doch fehlt es an allem fließenden Waſſer. Von dieſer Ebene führt ein Spalt im Felſen, deſſen Beſteigung durch ungeheuere Corallenſtufen erleichtert wird, aufwärts zur oberen Platte der Inſel, welche dicht mit Bäumen bewachſen und allem Anſcheine nach tellerartig vertieft iſt, wie man ſich eine ausgetrocknete Lagune vorſtellen kann. Die Oberfläche derſelben iſt ſeltſam verwittert, ſo daß die engen Pfade oder Gänge ſich romantiſch durch Nadeln und Felſenkanten von Mannshöhe hindurch winden. An der Klippenwand ziehen ſich zwei horizontale Streifen hin, längs welchen ſie am meiſten durch den Wogendrang zernagt und ausgehöhlt erſcheint, ſo daß der ganze Fels dadurch in drei faſt gleiche Schichten getheilt wird. Die Hebung muß alſo in verſchiedenen Perioden oder wenigſtens mit zwei großen Pauſen vor ſich gegangen ſein, wodurch dem Meere die Zeit blieb, jene Merkmale in's Geſtein einzugraben.

So laſſen ſich einige der intereſſanteſten geologiſchen Phänomene an dieſer kleinen Inſel beobachten: die Bildung der Corallenriffe, die hebende plutoniſche Gewalt und endlich die felsaushöhlende Macht der Gewäſſer, die im Laufe der Jahrtauſende ſo großartige Wirkungen hervorbringt und wetteifernd mit den vulkaniſchen Kräften die Oberfläche der Erde beſtändig verändert und umformt. Man wird dabei an Helgoland erinnert, welches ja ebenfalls mit wagerechten Geſteinsſchichten aus den Fluthen ſich erhebt, aber wie ganz anders iſt das Material und wie verſchieden die kleine Welt von Pflanzen, Vögeln und Menſchen, die auf dem rothen Sandſteinfelſen der Nordſee ſich angeſiedelt hat.

Auf Maitia zeigte ſich — im Boot- und Hüttenbau, ſo wie in der Cultur des Bodens — eine bedeutendere Annäherung an die polyneſiſche Civiliſation, als bei den Anaern und den noch ärmlicheren, oſtwärts gelegenen Inſeln. Der häufigere Verkehr mit fremden Schiffen oder mit Tahiti, welches kaum eine Tagereiſe davon liegt, verkündigte ſich durch die Menge abgetragener Matroſenkleider, womit die Bewohner des Eilandes ſich bei feſtlichen Gelegenheiten ſchmücken.

Als Wilkes die Insel besuchte, waren Keulen und Speere gar nicht zu sehen, denn seitdem der Missionar den Frieden gepredigt, hatten alle Kriege aufgehört. Die meisten konnten lesen und schreiben. Außer der Brodfrucht und dem reichen Ertrage der Taropflanzungen war Ueberfluß an Fischen und Krabben, Geflügel und Schweinen vorhanden, und der amerikanische Seefahrer verließ die Insel mit dem angenehmen Eindruck, daß sie von glücklichen und zufriedenen Menschen bewohnt sei.

Die neuesten Nachrichten über Paumotu verdanken wir dem französischen Marinechirurgen de Rochas, der sie im Jahre 1857 besuchte (Nouvelles Annales des Voyages. Juillet 1860.)

Von der Ketteninsel wird gegenwärtig eine ziemliche Menge Cocosnußöl ausgeführt, aber die Perlenmuschelfischerei hat fast gänzlich aufgehört und wird nur noch auf andern weniger ausgebeuteten Atollen betrieben.

Faarava oder Faroua (Wittgenstein) nach Anaa die wichtigste und civilisirteste Insel des ganzen Archipels, wird von den Tahitiern die „Perle der Paumotu-Gruppe" genannt. Zwei enge Einfahrten gestatten sogar größeren Schiffen das Einlaufen in die Lagune; während das Riff von Anaa überall dem Meeresspiegel sich nähert, so daß nur Boote eindringen können und die Schiffe während des Einladens der Waaren nicht ohne Gefahr außerhalb des Corallengürtels kreuzen müssen.

Anaa, Faroua und noch einige der westlichen Inseln der Gruppe sind jetzt vollständig bekehrt und theilen sich in die protestantische und katholische Kirche, doch sollen sie leichtsinnig und der Laune des Augenblicks folgend sehr leicht von einem zum andern Glauben übergehen. Trotz ihrer Bekehrung sind sie noch immer der altpolynesischen Sittenlosigkeit ergeben und verwenden den kleinen Verdienst, den der Cocosnußöl- und Perlenhandel ihnen verschafft, hauptsächlich auf den Ankauf von geistigen Getränken, die sie glücklicher Weise selbst nicht zu bereiten verstehen. Anaa soll 1800 Seelen haben, Faroua etwas weniger. Die übrigen Inseln sind noch in der alten Barbarei versunken und auf einigen herrscht sogar noch immer der Cannibalismus mit allen seinen Gräueln.

Vierzehntes Kapitel.

Tahiti.

Gebirgige Natur des Landes. — Excurſion im Thal von Tia-aura. — Amphibiſche Natur der Führer. — Gefährliches Erklimmen der Felswände. — Nachtlager im Gebirge. — Feueranmachen durch Holzreiben. — Methode der Gauchos Feuer anzumachen. — Polyneſiſche Kochkunſt. — Reiche Vegetation des Hochgebirges. — Rückweg zum Meere. — Beſteigung des Aorai. — Beſchwerlicher Weg. — Herrliche Ausſicht. — Fruchtbarkeit der Uferebene. — Der wuchernde Guavaſtrauch. — Der Brodfruchtbaum. — Das äußere Riff. — Die Lagune. — Der Hafen von Papeiti. — Die Motus oder Coralleneilande. — Eimeo. — Der durchlöcherte Berg. — Die Taloo-Bucht. — Borabora. — Die Geſellſchaftsgruppe im Allgemeinen. — Klima. — Der tahitiſche Landbau. — Einheimiſche Fruchtbäume und andere nützliche Gewächſe. — Der Vibaum. — Die Südſeekaſtanie. — Der Kukui. — Der Tamanu. — Der Hutu. — Fiſchfang. — Einheimiſche Säugethiere. — Das Huhn. — Der Evinipapagei. — Die Kurukurutaube. — Seevögel wegen ihren Federn verfolgt. — Fiſche. — Der Teufelsrochen. — Kriegsliſten einer Seekrabbe. — Merkwürdige Seeigel und Muſcheln. — Inſektenplagen.

Zwei ungleich große, faſt kreisrunde Halbinſeln durch eine lange ſchmale Landenge verbunden, mit einem Flächenraum von etwa 20 geographiſchen Quadratmeilen, bilden das weltberühmte Tahiti. Mit Ausnahme des ſchmalen ebenen Küſtenſaums beſteht das ganze Land aus tiefausgehöhlten Thälern und hohen Bergkanten. In der nördlichen Halbinſel, welche zugleich die bedeutendſte iſt, ſteigen die Schluchten ringsherum zu den ſchroffen Centralgipfeln des 7543 Fuß hohen Aorai und des noch rieſigeren Orohena hinan, und zerklüften die jähen Seiten des Gebirges.

Furchtbare Abgründe bilden die Wände der Felſengrathe, welche jene Thäler oder Schluchten von einander trennen und deren oberer Rand ſo ſpitzig verläuft, daß er dem Fuß des Menſchen oft unzugänglich wird.

Die auf dieſe Weiſe durch ſteile Mauern eingeſchloſſenen Schluchten ſind gewöhnlich ſo enge, daß ſie dem Bächlein kaum Raum gewähren, welches auf ihrem ſteinigen Grunde hinabrauſcht. Nach dem Meeresufer hin haben die Thalwände eine Höhe von 500 bis 1000 Fuß, doch weiter hinauf ſteigen ſie immer höher und ſchroffer empor, bis endlich zwei bis drei-

tausend Fuß tiefe Klüfte gegen die Mauer des Centralgipfels auslaufen. Der Versuch die Berge thalaufwärts zu besteigen, ist daher vollständig erfolglos. Denn wenn auch unüberwindliche Felsblöcke im Bette der Waldbäche dem Wanderer den Durchgang nicht verwehren, so sieht er sich plötzlich durch eine querliegende Bergwand vom erwünschten Ziele abgeschnitten.

Einige der Thäler schließen auf ihrem Grunde einen Streifen ebenen kulturfähigen Bodens ein, durch welchen ein Flüßchen sich nach dem Meere hinschlängelt. Doch auch diese haben dieselben abschüssigen Wände wie die engeren Bergschluchten, höher hinauf nehmen sie den weiter oben beschriebenen Charakter an, und das Flüßchen wird zum wilden Waldbache, der die ganze Tiefe der Felsenschlucht ausfüllt.

Unter dem kalten Himmel des Nordens würde ein Grundbau wie dieser in seiner zerklüfteten, nackten Starrheit ein düsteres Bild der trostlosen Verödung darbieten. Doch um einen richtigeren Begriff von Tahiti zu erhalten, darf man nicht vergessen, daß die Abhänge fast überall mit üppigem Laub bekleidet sind, denn es gibt auf der ganzen Insel kaum eine Thalwand, welche nicht mit Farnkräutern und Gesträuch sich verzierte oder mit rankenden Gewächsen überzogen wäre, und wo ein Baum nur wurzeln kann und hinreichende Feuchtigkeit findet, erhebt sich dichter Wald. Die Berggehänge bis zu einer Höhe von 1000 oder 1500 Fuß über der Meeresfläche sind jedoch grasbewachsen, und haben namentlich in der trockenen Jahreszeit ein dürres verbranntes Aussehen. Erst höher hinauf begünstigt die feuchtere Atmosphäre den Baumwuchs, der den flachen Ufersaum so lieblich auszeichnet, während die dazwischen liegende weniger reichlich bewässerte Zone durch verhältnißmäßige Unfruchtbarkeit absticht.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht der tahitischen Thal- und Gebirgsbildungen, wollen wir sie nun in ihrer romantischen Schönheit kennen lernen, indem wir Naturforschern wie Darwin und Dana auf ihren Ausflügen in's Innere folgen.

Ersterer von zwei tahitischen Führern begleitet stieg das Thal von Tiaaura hinauf, durch welches das Flüßchen herabfließt, welches an der berühmten Venusspitze in's Meer ausmündet. Auf seine Bemerkung, daß sie sich mit Kleidung und Lebensmitteln für die kleine Reise versehen sollten, antworteten die Tahitier, daß ihre Haut sie genugsam schütze und es in den Bergen niemals an Nahrung fehle. Anfangs führte der Weg durch das

Gehölz, welches beide Ufer des Flüßchens einfaßt, und die hohen Centralhörner, welche von Zeit zu Zeit über den Wald hervorblickten, gewährten eine höchſt maleriſche Anſicht. Bald verengte ſich das Thal, deſſen Wände höher und abſchüſſiger wurden. Nach einem Gange von 3 bis 4 Stunden überſtieg die Breite der Schlucht kaum noch das Bette des Baches. An jeder Seite waren die Mauern faſt ſenkrecht, doch Dank der reichen Natur des verwitterten vulkaniſchen Geſteins, war ein jeder Vorſprung mit Bäumen und einer üppigen Vegetation bewachſen. Dieſe ſteilen Wände waren jedenfalls mehrere tauſend Fuß hoch, und das Ganze bildete eine Bergſchlucht, prachtvoller und großartiger als Alles was Darwin auf ſeiner Weltreiſe bis dahin geſehen. Ehe die Mittagsſonne ſenkrecht über der Schlucht ſtand, war die Luft kühl und feucht, nun aber wurde ſie drückend heiß. Unter dem Schatten eines Felſenvorſprunges wurde das Mittagseſſen genoſſen. Die Führer hatten bereits einen Teller voll kleiner Fiſche und Süßwaſſerkrebſe gefangen. Sie trugen ein kleines Netz an einem Reife befeſtigt, und wo das Waſſer tief war, und in kleinen Strudeln wirbelte, tauchten ſie wie Seeottern unter, folgten den Fiſchen mit dem Auge in die Höhlungen und Ritzen des Geſteins, und zogen ſie denn mit der Hand hervor. Das amphibiſche Weſen dieſer Menſchen erinnerte an die Schwimmfertigkeit der Robben und Walroſſe einer andern Zone.

Etwas höher hinauf theilte ſich das Flüßchen in drei Arme. Die beiden nördlichen waren unzugänglich wegen einer Reihe von Waſſerfällen, die vom ſchroffen Gipfel des höchſten Berges herabſtürzten; der dritte war allem Anſchein nach nicht minder unwegſam, doch gelang es ihn auf einem höchſt merkwürdigen Wege zu verfolgen. Die Seiten des Thales waren hier faſt ſenkrecht, doch an manchen Stellen ſprangen ſchmale Kanten hervor, dicht bewachſen mit Bananen, lilienartigen Pflanzen und anderen üppigen Erzeugniſſen der Tropennatur. Die Tahitier hatten beim Klettern auf dieſen Vorſprüngen, um Früchte zu ſuchen, einen Weg entdeckt, auf welchem die ganze Bergwand erklommen werden konnte. Das Aufſteigen war indeſſen ſehr gefährlich, denn man mußte mit Hülfe von mitgebrachten Stricken den nackten Felſen entlang von einer Kante zur andern klettern, ſo daß es Darwin unbegreiflich war, wie irgend jemand hatte entdecken können, daß dieſe abſchreckende Stelle die einzige ſei, welche die Beſteigung der Bergwand zuließ. So kam man endlich zu einer kleinen Fläche, über welcher ein ſchöner

Waſſerfall einige hundert Fuß tief herabſtürzte, während unterhalb deſſelben eine andere hohe Cascade ſich in den Hauptfluß ergoß. Von dieſem kühlen und ſchattigen Ruhepunkte wurde ein Umweg gemacht um den Waſſerfall zu vermeiden. Wie früher wurden kleine hervorſpringende Kanten dazu benutzt, deren Gefahr zum Theil hinter einer dichten Vegetation ſich verbarg. Beim Uebergange von einer dieſer Kanten zur andern, mußte eine ſenkrechte Felsmauer erklommen werden. Einer der Tahitier, ein ſchöner, gewandter Mann lehnte einen Baumſtamm dagegen, kletterte an dieſem hinauf, und erreichte dann, indem er ſich an den Ritzen feſtklammerte, die Höhe der Mauer. Dort befeſtigte er einen Strick an eine hervorragende Spitze, und zog mit deſſen Hülfe die Gefährten zu ſich hinauf. Unterhalb des Vorſprungs, auf welchem der Baumſtamm geſtellt wurde, ſteilte der Abgrund wohl 500 bis 600 Fuß tief hinab, und hätte ihn nicht zum Theil der üppige Wachsthum der Farnkräuter und Liliaceen verdeckt, ſo wäre Darwin unter keiner Bedingung weiter gegangen.

Der Weg aufwärts wurde nun theils auf vorſpringenden Felſenkanten fortgeſetzt, theils auf meſſerartig zugeſpitzten Grathen, die ſich nach beiden Seiten in tiefe Schlünde hinabſenkten. In den Cordilleren hatte zwar Darwin eine weit rieſigere Bergnatur geſehen, aber an Abſchüſſigkeit war kein Theil davon im geringſten mit dieſer zu vergleichen. Als der Abend ſich ſenkte, wurde eine kleine flache Stelle am Ufer des Baches erreicht, der, wie bereits erwähnt, in einer Kette von Waſſerfällen herabrauſchte, und zum Aufſchlagen des Nachtlagers gewählt. An jeder Seite der Schlucht ſtanden große Gruppen des Feyé oder der Bergbanane mit reifen Früchten beladen. Viele dieſer Pflanzen hatten eine Höhe von 20 bis 25 Fuß und einen Umfang von 3 bis 4, obgleich der ganze Stamm nur das Produkt eines einzigen Sommers war. Mit Hülfe einiger Baſtſtreifen, die als Zwirn, einiger Bambusſtämme, die als Pfoſten, und der großen Bananenblätter, die zur Bedachung benutzt wurden, hatten die Tahitier in kurzer Zeit eine treffliche Hütte gebaut, und aus vertrocknetem Laube ein weiches Lager aufgehäuft.

Feuer wurde angemacht, indem ein ſpitziges Stück Holz auf ein anderes gedrückt und mit beiden Händen in einer länglichen Spur hin und hergerieben wurde, bis endlich der ſich löſende Staub Feuer fing. Das weiße und leichte Holz des Hibiscus tiliaceus wird allein zu dieſem Zwecke benutzt, daſſelbe dient auch als Stange zum Laſttragen und beim Pirogenbau als

Ausleger, wodurch das Umſchlagen des Bootes verhindert wird. Das Feuer brannte ſchon nach einigen Sekunden, wer die Kunſt aber nicht verſteht, hat Mühe genug, wie Darwin es erprobte, bis es ihm endlich zu ſeiner großen Befriedigung den Staub anzuzünden gelang. Der Gaucho der Pampas, jener vollkommene Centaure, der auf ſeinen Ritten durch die weiten Savannen häufig in die Lage kömmt, nur auf ſich ſelbſt angewieſen zu ſein, macht Feuer auf eine andere Weiſe: ein elaſtiſches, etwa 18 Zoll langes Stäbchen ergreifend, drückt er das eine Ende an die Bruſt, das andere zugeſpitzte auf ein anderes Holzſtück, und dreht es dann wie einen Bohrer im Kreiſe herum.

Nachdem die Tahitier ein kleines Feuer aus Reiſern angemacht hatten, legten ſie einige Dutzend eigroße Steine auf das brennende Holz. Nach etwa zehn Minuten war letzteres verzehrt und das Geſtein glühend heiß. Sie hatten einſtweilen Stücke Fleiſch, Fiſch, reife und unreife Bananen und einige Köpfe des wilden Taro in Blätter eingewickelt. Dieſe grünen Päckchen wurden nun zwiſchen zwei Lagen der heißen Steine gelegt und das Ganze alsdann mit Erde bedeckt, ſo daß kein Dampf entweichen konnte.

In einer Viertelſtunde war alles aufs vortrefflichſte gebraten. Das herrliche Mahl wurde nun auf ein Tiſchtuch aus Bananenblättern ausgebreitet und eine Cocosſchale, angefüllt mit dem kühlen Waſſer des rauſchenden Baches, diente als Trinkgefäß.

Darwin bewunderte die reiche Vegetation der Umgebung. Ueberall erhoben ſich Bananen, deren Früchte, obgleich vielfach als Nahrung benutzt, haufenweiſe auf der Erde verfaulten. Im Vordergrunde breitete ſich ein dichtes Gebüſch des wilden Zuckerrohrs aus, und den Bach überſchatteten die dunkelgrünen knotigen Stämme der Kava oder Ava (Piper Methysticum) die gegenwärtig, ſeitdem die Miſſionare den Genuß des daraus bereiteten berauſchenden Getränks verboten haben, nur noch in dieſen abgelegenen Schluchten angetroffen wird, wo ſie Niemanden mehr ſchadet. Daneben wuchs der wilde Taro, deſſen gebackene Wurzeln gut zu eſſen ſind, und deſſen junge Blätter beſſer ſchmecken als Spinat. Weiterhin gedieh die wilde Igname und die lilienartige Tipflanze (Dracaena terminalis), deren weiche braune Wurzel an Form und Größe einem dicken Holzklotz gleicht. Dieſe diente zum Nachtiſch, denn ſie iſt ſüß wie Zucker und hat einen angenehmen Geſchmack. Außerdem waren noch andere wilde Früchte und nützliche Gewächſe vorhanden. Der kleine Bach bot dem Beſucher der Wildniß außer

ſeinem kühlen, erfriſchenden Waſſer auch noch Aale und Krabben dar. Wie verſchieden war dieſer Ueberfluß an Naturgaben von den unangebauten Gegenden der gemäßigten Zonen, wo höchſtens Beeren und Erdnüſſe den Durſt und Hunger des müden Reiſenden ſtillen. Hier ſah man deutlich, daß der Menſch in ſeinem wilden Urzuſtande ein Kind der Tropenzone war.

Als die Nacht hereinbrach, wanderte Darwin unter dem dunkeln Schatten der Bananen den Lauf des Baches entlang. Seinem Spaziergange wurde jedoch bald ein Ziel geſteckt durch einen 200 bis 300 Fuß hohen Waſſerfall, über welchem noch ein anderer von der Höhe herabwallte.

Nach dieſer Reihenfolge von Cascaden wird man ſich einen Begriff von der ſchroffen Senkung des Thales machen können. In der vertieften Rinne, worin das Waſſer herabrauſchte, ſchien es, als ob noch nie ein Windhauch ſich verloren hätte, da die Bananenblätter, feucht vom aufſteigenden Waſſerſtaube, ganze Ränder beſaßen, ſtatt wie gewöhnlich in tauſend Fetzen zeriſſen zu ſein. Von dieſem Standpunkt aus gab es herrliche Durchblicke in die Tiefen der benachbarten Thäler, und auf die hohen Gipfel der Centralrieſen, die zum Zenith emporſteilten und die Hälfte des abendlichen Himmels verdunkelten. In ſolcher Umgebung war es ein erhabenes Schauſpiel die Schatten der Nacht allmählig bis zu den letzten und höchſten Spitzen emporklimmen zu ſehen.

Am folgenden Morgen wurde der Rückweg auf einem anderen Pfade angetreten, der weiter unten ins Hauptthal mündete. An den weniger abſchüſſigen Stellen führte der Pfad durch Dickichte der wilden Bananen. Die Tahitier mit ihren nackten, tätowirten Körpern, die Köpfe mit Blumen verziert und im Schatten der dunkeln Bäume ſtellten ein ſchönes Bild des Naturmenſchen im Urwalde dar. Die große Vorſicht, die bei jedem Schritt erforderlich war, machte den Gang höchſt beſchwerlich, wobei Darwin immer von Neuem über dieſe Schluchten und Abgründe ſtaunen mußte, denn die Thäler ſind eben ſo viele tiefe Spalten im Gebirge. Indem man von den ſpitzen Felsgrathen die Gegend überſchaute, war der Standpunkt ſo beſchränkt, daß der Eindruck kaum anders war, als ob man in der Luft ſchwebend von einem Luftballon auf die Erde herabblickte. Es wurde unter demſelben Felſenvorſprunge übernachtet, wo man am vorigen Tage das Mittagsmahl genoſſen hatte; die Nacht war ſternhell, doch wegen der Tiefe und Enge der Schlucht von der finſterſten Dunkelheit.

Von großem Intereſſe iſt Dana's Beſteigung des Aorai, bis zu deſſen Gipfel nur ſehr wenige der Eingebornen jemals gedrungen waren, ſo daß es ſehr ſchwer hielt einen kundigen Führer aufzutreiben. Die Beſteigung wurde längs des Felſenkammes an der Weſtſeite des Matavai-Thals begonnen, und durch die Geſchicklichkeit des Führers gelang es, ſtets oben auf dem Grathe zu bleiben, ohne in die tiefen Thäler rechts und links hinabzuſteigen. Bis zu den Bergbananen in einer Höhe von etwa 1000 Fuß führen verhältnißmäßig bequeme Pfade; doch weiter hinauf ſind die Grathe mit einer groben Grasart bedeckt, die an einigen Stellen eine Höhe von 10 Fuß erreicht und faſt undurchdringlich iſt. Um durchzukommen mußte man das Geſtrüpp niederbrechen, indem man ſich der Länge nach darauf hinwarf, oder gewiſſermaßen maulwurfartig ſich einen Weg durch die dichten Halme bahnen. Ein anderer Uebelſtand war der Waſſermangel, der ſchon nach einigen trockenen Tagen in den höchſten dem Gipfel ſich anlehnenden Thälern einzutreten pflegt.

Am zweiten Tage gegen Mittag hatte Dana eine Höhe von 5000 Fuß erreicht, und ſtand auf einer kleinen Fläche von 12 Fuß Quadrat, dem Scheitel eines vereinzelten Felſens. Nach Oſten blickte er 2000 Fuß tief in das Matavai-Thal hinab; nach Weſten etwa halb ſo tief in einen Zweig des Papaua-Thales, die Abhänge an beiden Seiten hatten eine Neigung von 70 und 80 Grad, und kamen alſo dem Senkrechten ziemlich nahe. Von dieſem Punkte führte ein ſteiler Abhang von dreihundert Fuß zu einer ſchmalen Felſenkante, die alsdann wieder aufwärts zum Gipfel des Aorai ſich erhob. Die Tahitier verſicherten, daß der ſpitz zulaufende Rücken nicht breiter als eines Mannes Arm ſei, und da dichte Nebel ſich ſenkten, weigerten ſie ſich noch an demſelben Tage weiterzugehen. Am folgenden Morgen hellte ſich das Wetter wieder auf und geſtattete das Fortſetzen des Ausflugs.

Der hohe Gipfel des Aorai hatte aus der Ferne ein kegelartiges Anſehen und ſchien von allen Seiten zugänglich; doch in der Nähe zeigte es ſich, daß er nur an einer einzigen Stelle erreichbar ſei, und zwar auf einer Mauer mit ſteilen 2000 bis 3000 Fuß tiefen Abgründen an beiden Seiten und oben ſelten breiter als zwei Fuß. An einer Stelle ſaßen die Wanderer auf der Zinne des Felsgrathes wie auf dem Rücken eines Pferdes und ſchoben ſich auf dieſe Weiſe fort, bis endlich der Kamm ſich wiederum erweiterte und zahlreiche Gebüſche ihnen eine Stütze gewährten, worauf ſie es

wiederum wagten aufrecht zu gehen. So ſtanden ſie endlich auf der höchſten Spitze des Rieſen, wo ſie kaum Platz genug fanden ſich umzudrehen und das herrliche Panorama von allen Seiten zu bewundern. Nach Oſten wurde die Ausſicht durch die Gipfel des Orohena und des Pitohiti verſperrt; nach Süden tauchte der Blick in zahlreiche Schluchten, oder überſah die ſchnell aufeinander folgenden Bergkämme, welche die tahitiſche Landſchaft auszeichnen; nach Weſten erhoben ſich jenſeits einer ähnlichen Reihenfolge von gezackten Felsgrathen die Inſeln Eimeo und Tetuaroa mit kühnen Umriſſen über den Meereshorizont; nach Norden endlich blickte man auf die Küſtenebene hinab, mit ihren Cocospalmen-, Brodfrucht- und Orangenhainen, auf den belebten Hafen mit ſeinen Schiffen und Pirogen und auf die Corallenriffe, welche die Lagune vom jenſeitigen unbegrenzten Meere trennen.

Ich erwähnte bereits, daß rings um die Inſel, vom Seeufer bis an den Abhang der Berge, ein flacher Rand ſich erſtreckt, der ſich meiſtens 6 bis 12 Fuß über die Fluthmarke erhebt und 1 bis 2 Seemeilen breit iſt. Dieſer Strandgürtel, der faſt allein von den Inſulanern bewohnt wird, verdankt ſeine ausnehmende Fruchtbarkeit ſowohl ſeinem ſchwarzen aus verwittertem Baſalt beſtehenden Boden, als ſeiner wenig geneigten Fläche — ſo daß die allſeitig von den Bergen herabſtrömenden Gewäſſer ſich nur ſehr langſam verlaufen können — und auf ihn beziehen ſich vorzüglich die glänzenden Schilderungen der Reiſenden von der tropiſchen Pflanzenüppigkeit Tahiti's.

Im Schatten der hohen Palmen und dichtlaubigen Brodfruchtbäume, unter ſaftiggrünen Bananen und goldfruchtigen Orangen, von Ignamen-, Bataten-, Zuckerrohr- und Ananasfeldern umgeben, und durch die anmuthigſten, mit Sorgfalt unterhaltenen Fußpfade mit einander verbunden, ziehen ſich die Hütten der Eingebornen die Küſte entlang, von der kühlenden Seebriſe angefächelt und von ewigen Frühlingslüften umweht. Herrliche Blumen erfüllen die Atmoſphäre mit ihren Wohlgerüchen, und ſchöngefiederte Vögel wiegen ſich auf den Zweigen und ergötzen das Ohr durch ihren angenehmen Geſang. Sogar das wildwachſende Gebüſch trägt Früchte auf dieſem geſegneten Boden, denn der auf Tahiti durch ſeinen wuchernden Wachsthum ſo verhaßte Guavaſtrauch iſt in andern Ländern ein geſchätzter Obſtbaum. Kaum vierzig Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem dieſe Wucherpflanze zuerſt von der Norfolk-Inſel eingeführt wurde, und nun beherrſcht ſie bereits den beſten, fruchtbarſten Boden, trotz aller Bemühungen ihre Vermehrung zu

verhindern. Das Dickicht in meilenweiter Ausdehnung beſteht faſt einzig und allein aus Guavaſträuchern, welche das ganze Jahr lang Früchte tragen, nicht ſelten ſogar reife Beeren und Trauben von großen, weißen Blüthen auf demſelben Zweig. Die Tahitier lieben die Frucht und verzehren ſie in großer Menge, doch in den Monaten März und April, wo die Ernte am ergiebigſten, iſt es durchaus nicht möglich ſie zu bewältigen, und haufenweiſe liegen die Guaven auf dem Boden herum, ſogar von den Schweinen verſchmäht, welche nur die ſchönſten derſelben anrühren wollen. Die ſteinerne Härte der Samen, welche der Verdauungskraft der Thiere wiederſteht, trägt namentlich dazu bei, die Pflanze nach allen Richtungen zu verbreiten. Sie liebt beſonders feuchte und windgeſchützte Standpunkte und gedeiht nirgends ſo gut, als an den Ufern der Bäche. Sie verdrängt den Graswuchs vollſtändig von allen Plätzen, wo ſie einmal Wurzel gefaßt hat, aber ihre Blätter ſind ein gutes Viehfutter, und Ochſen und Pferde freſſen die Frucht mit Begierde. Der Schönheit der Landſchaft ſchadet ſie bedeutend, da ſie die früher ſo reizenden Ausſichten nach der See durch die hohen Stämme der Palmen hindurch verwehrt. Kein Wunder, daß man in Samoa das Eindringen der Guava fürchtete, doch ſah ſie Wilkes auf den Fidſchi-Inſeln angebaut, und in Hawaii kann ſie nur in einem einzigen Diſtrikt mit Erfolg gezogen werden.

In Braſilien bewundert man den Contraſt verſchiedenartiger Schönheit, welchen die Gruppen der Bananen, Palmen und Orangen darbieten, hier aber tritt noch der Brodfruchtbaum hinzu, ausgezeichnet durch ſein großes, zierlich geformtes, wie Feigenlaub tief eingeſchnittenes Blatt, welches zu einer weiten, ſchattenreichen Krone ſich wölbt, und durch das ſchöne Ebenmaß ſeines Wuchſes. Es iſt reizend Haine eines Baumes zu ſehen, deſſen Aeſte mit der kernigen Stärke der Eiche ſich ausbreiten, und der zugleich mit großen, höchſt nahrhaften Früchten beladen iſt. So wenig im Allgemeinen der Nutzen das freudige Gefühl erklärt, welches eine ſchöne Landſchaft in unſerer Seele erweckt, ſo bildet er doch hier ein Element in unſern Gefühlen, denn beim Anblick einer ſolchen Vegetation ergötzt man ſich unwillkürlich an dem Gedanken, daß die Natur hier ſo zuvorkommend und freundlich für den Menſchen geſorgt hat. Ob aber der ſogenannte „Herr der Schöpfung" in dieſem Paradieſe auch paradieſiſches Glück genießt, iſt eine Frage, welche die Geſchichte Tahiti's auf eine eben nicht erfreuliche Weiſe beantwortet.

Ein großer Theil der Inſel wird von breiten Uferriffen umſäumt, welche bei der weichenden Fluth gewöhnlich bloß liegen, und durch Eindämmung ſich leicht für die Cultur gewinnen ließen, wenn nicht bereits Ueberfluß an fruchtbarem Boden für die Bedürfniſſe oder die Arbeitsfähigkeit der geringen Bevölkerung vorhanden wäre.

Weiter in's Meer hinaus, oft ein paar Seemeilen vom Strande entfernt läuft ein Riff oder eine Ringmauer niedriger Corallenklippen, parallel mit dem Lande hin. Ueber dieſen Außenwall bricht ſich die See in ſchäumender Brandung, während der zwiſchen ihm und der Inſel eingeſchloſſene Kanal von keiner Welle gekräuſelt wird, und wenn auch der Sturm das hohe Meer bewegt, befährt ſorglos und ſicher die Piroge das ſtille Waſſer der Lagune. Dieſe erweitert ſich an manchen Stellen zu anſehnlichen Häfen oder Buchten, zu welchen Oeffnungen im Riffe ſogar großen Schiffen den Eingang erlauben, und iſt außerdem in ihrem ganzen Umkreiſe fahrbar.

Unter allen auf dieſe Weiſe gebildeten Häfen, kommt keiner dem von Papeiti an der Nordküſte gleich, an welchem daher auch der Hauptort der Inſel ſich anſiedeln mußte, ſowie der ſteigende Verkehr mit europäiſchen Schiffen ſeinen Einfluß geltend machte. Er hat eine faſt kreisrunde Form, vortrefflichen Ankergrund bis nahe an den Strand, bietet den Schiffen alle mögliche Bequemlichkeit, wenn ſie zum Ausbeſſern auf die Seite gelegt werden ſollen, und iſt geräumig genug eine große Flotte aufzunehmen. So beſitzt er alle Eigenſchaften, die ſich von einem ſicheren und bequemen Porte nur erwarten laſſen, und gleicht weit eher einem ungeheuren künſtlich angelegten Dock als einem natürlichen Hafen.

Aber das Außenriff trägt nicht allein durch ſeine Lagunenbildung zur Sicherheit der Schifffahrt bei; es ſchützt nicht allein die Palmenhaine des lachenden Ufers gegen die verzehrende Wuth der zerſtörenden Brandung, ſondern dient auch weſentlich zur Verſchönerung der Küſtenlandſchaft, durch die kleinen mit Cocospalmen und andern Littoralbäumen bewachſenen Coralleneilande oder Motus, die hier und dort, namentlich an beiden Seiten der Einfahrten auf ſeinem Rücken ſich erheben.

Man ſtellt ſich leicht vor, welchen neuen Reiz dieſe Smaragde des Oceans dem romantiſchen Tahiti verleihen; wie lieblich ihr helles Grün gegen die weißſchäumende Brandung der Klippen und den Hintergrund des tiefblauen Meeres abſtechen muß.

Die Weſtküſte Tahiti's iſt noch beſonders bevorzugt durch den herrlichen Blick auf die etwa 12 engliſche Meilen entfernte Inſel Eimeo, deren zackige Bergmaſſen ſich ſchroff zu einer anſehnlichen Höhe emporthürmen. In einem der erhabenſten Gipfel Eimeo's, einige hundert Fuß von der Spitze, ſieht man den blauen Himmel durch eine Oeffnung ſchimmern. Dieſe ſoll nach einer alten Sage dem Gotte Oro ihre Entſtehung verdanken, der eines Tages, wüthend gegen den Piu oder kleinen Gott von Eimeo, von Tahiti aus ſeinen Speer nach ihm ſchleuderte, den Flüchtigen jedoch verfehlte, denn im Zorne zielt auch ein Gott nicht auf's beſte, ſo daß nun die furchtbare Waffe wie ein Donnerkeil durch den Berg flog. Merkwürdig iſt es wie überall die ſchöpferiſche Phantaſie des Volkes, vom hohen Norden bis zur Südſee an jede ungewöhnliche Naturerſcheinung irgend eine Legende zu knüpfen weiß.

Die Umriſſe Eimeo's ſind noch weit zerriſſener als die der großen Nachbarinſel, und es bedarf keiner ſonderlichen Anſtrengung der Phantaſie dieſe ſchroff ausgezackten Felsmaſſen und Hörner in ein Rieſenbollwerk von gothiſchen Baſtionen und Thürmen zu verwandeln, deren ſteile Mauern vielfältig mit Grün bewachſen ſind, welches aus der Ferne dem üppigſten Epheu gleicht.

Die Häfen Eimeo's, das nur durch eine einzige Oeffnung im Riff zugänglich iſt, zeichnen ſich vor denen Tahiti's dadurch aus, daß ſie ſich tief in's Land hinein erſtrecken. So iſt die Taloo Bucht ein etwa 3 engliſche Meilen langer Fiord von Bergen umſchloſſen, deren ſenkrechte Wände an einigen Stellen bis zu einer Höhe von 2000 Fuß emporſteilen. Der Hintergrund dehnt ſich in eine weite Fläche des reichſten Alluvialbodens aus, der gegenwärtig zur Cultur des Zuckerrohres benutzt wird, und mit dem üppigſten Baumwuchs prangt. Das größte Schiff ſchrumpft zu einem Boote zuſammen, wenn man es neben den hohen Bergen betrachtet, in deren unmittelbarer Nähe es vor Anker liegt.

Das Innere der Inſel bildet einen Keſſel von wunderbarer Erhabenheit. Vom Hintergrunde der Taloo-Bucht aufſteigend, gelangt man allmälig zu dieſem centralen Amphitheater, welches rings herum von ſteilen Anhöhen eingefaßt iſt, deren Kämme aus nackten Felſen von ungeheuerer Größe und ſeltſamen Formen beſtehen. Einige ruhen auf engen Grundlagen mit breiten und überhängenden Stirnen, und dem Hafen gerade gegenüber erhebt ſich ein rieſiger Thurm, deſſen ſcharfe Spitze hoch in die Wolken ragt.

„Die Verhältniſſe dieſes Tempels des Himmels und der Erde," ſagt Dana, „waren ſo harmoniſch, daß deſſen ungeheuere Größe uns anfangs nicht auffiel. Als wir aber nach dem Hafen uns umblickten und die ſteilen Abhänge, an welchen wir heraufgekommen waren, zu faſt unmerklichen Erhabenheiten verkleinert ſahen, trat uns die Größe der Berge, die hier unſeren Horizont begränzten, klar vor Augen, ſo wie die Breite des eingeſchloſſenen Thales, in deſſen Mitte wir ſtanden."

Mit Ausnahme von Tubuai und Tetuaroa, die auf niedrigen Corallenriffen ruhen, ſind alle übrigen zur Geſellſchaftsgruppe gehörigen Inſeln — Maurua, Borabora, Tahaa, Raiatea, Huaheine, Tapamanu — gebirgig und romantiſch, wie Tahiti und Eimeo. Sämmtliche hohe Inſeln beſtehen aus dunkelgrauen Baſalten und baſaltiſchen Laven, die zuweilen mit Schichten von groben und feinen Conglomeraten und Tuffen aus demſelben baſaltiſchen Material abwechſeln. Alle dieſe Geſteine ſind einer ſchnellen Verwitterung unterworfen, ſo daß auch die ſchmalſten Kanten und Vorſprünge mit einer tiefen Erdſchicht bedeckt ſind, wodurch der üppige Pflanzenwuchs bedingt wird, der, indem er die Gefahren dem Auge verbirgt und beim Beſteigen Anhaltspunkte gibt, allein das Reiſen im Gebirge möglich macht.

Es fehlt mir an Raum, eine jede dieſer Inſeln beſonders zu ſchildern, auch würde es bei der Gleichheit der Bildung und Vegetation ein den Leſer ermüdendes Unternehmen ſein, doch verdient das Außenriff Borabora's bemerkt zu werden. Es iſt nämlich nicht wie gewöhnlich abwechſelnd überfloſſen und über den Meeresſpiegel ſich erhebend, an einigen Stellen nackt und an andern bewachſen, ſondern überall mit Cocospalmen bedeckt, die einen vollſtändigen Gürtel um die Inſel bilden. Eine einzige ſchmale Durchfahrt führt in die innere Lagune, aus deren Mitte der 3000 Fuß hohe zweiſpitzige Pick des Kegelberges ſich erhebt, woraus die kleine Inſel beſteht. Am Fuße des Berges am niederen Ufer einer Bucht lagern anmuthig die Hütten der Eingeborenen unter Palmen, Brodfruchtbäumen und Bananen.

Die Oberfläche ſämmtlicher Geſellſchaftsinſeln beträgt etwa 30 geogr. Quadratmeilen, und wenn man bedenkt, daß ſie größtentheils aus ſteilen Gebirgen oder abſchüſſigen ſchmalen Schluchten beſtehen, die einer jeden Cultur unzugänglich ſind, und das ebene Land nur auf einen verhältnißmäßig ſchmalen Küſtenſaum und einige Thäler ſich beſchränkt, ſo iſt es augenſcheinlich, daß trotz aller Vorzüge der Fruchtbarkeit und des Klimas

ſie niemals eine ihrer Ausdehnung entſprechende Bevölkerung werden ernähren können. Als Wallis die Inſel Tahiti entdeckte, war allerdings die Einwohnerzahl viel bedeutender als jetzt, wo ſie unter dem franzöſiſchen Protectorat noch fortwährend zuſammenſchmilzt, doch hat ſie gewiß nie die Höhe der erſten übertriebenen Angaben von Cook und Forſter erreicht, wonach ſie aus 100,000 oder gar 150,000 Seelen beſtehen ſollte.

Das Klima der Geſellſchaftsgruppe iſt eins der angenehmſten und geſundeſten auf Erden, denn obgleich Tahiti nur 17 Grad vom Aequator liegt, wird die Hitze durch die ewig wechſelnden Einflüſſe des Oceans und des Gebirges doch ſo gemildert, daß ſogar Europäer ſie ſehr erträglich finden.

„Zu allen Zeiten," ſagt Forſter, „ſteigen Dünſte aus dem Meer, hängen ſich an die Berge und träufeln im Morgenthau herab. Zu allen Stunden des Tages kühlt der Seewind die Ebene und mildert die Gewalt der Sonnenſtrahlen, und des Nachts fährt die wohlthätige Landluft mit thautriefenden Schwingen von den Berggipfeln hernieder."

Im December und Januar, den tahitiſchen Sommermonaten, wird jedoch der Paſſat nicht ſelten durch heftige Nordwinde unterbrochen, die mitunter ſtark genug ſind, Palmen und andere Bäume zu entwurzeln. Regen und Gewitter ſind alsdann häufig, ſo daß man den hieſigen Sommer für den Winter anſehen könnte. Erdſtöße werden ſelten verſpürt und man kennt kein Beiſpiel, daß ſie Schaden angerichtet hätten.

Nach Kotzebue ſollen Ebbe und Fluth in der Matavai-Bucht ſehr von der allgemeinen Regel abweichen und ſich um den Mond nicht zu bekümmern ſcheinen. Jeden Mittag, das ganze Jahr hindurch, ſobald die Sonne den Meridian erreicht, ſteht das Waſſer am höchſten, und fällt mit dem ſinkenden Tagesgeſtirn bis zur Mitternacht. Die Fluthhöhe beträgt übrigens nur einige Fuß. Die Ebbe läuft mit großer Gewalt aus den Rifföffnungen heraus, die Fluth dagegen mit geringer Stärke in die Lagune, wegen der vielen Bäche, welche in's Meer hinab ſtrömen.

Wo die Natur ſchon ſo viel für den Menſchen gethan, konnte ſein Fleiß mit leichter Mühe ihr ſchönes Werk vollenden, dem fruchtbaren Schooß der willigen Erde die brauchbarſten Pflanzen anvertrauen und ſie mit Wucher zurücknehmen. Doch während andere Nationen, welche eben ſo reiche, eben ſo ſchöne Inſeln bewohnen, ſogar dieſe leichte Arbeit nicht kannten und von den europäiſchen Seefahrern noch auf einer ſo tiefen Stufe der Barbarei

gefunden wurden, daß ſie kaum für das dringendſte Bedürfniß ſorgten, war der Tahitier in der Cultur ſchon ſo weit vorgerückt, daß er neben den Früchten, die ihn ernährten, auch noch die Staude pflanzte, die ihn mit Kleidung verſorgte, und die Blume, deren Wohlgeruch ihn ergötzte. Außer der wohlthätigen Brodfrucht, welche ihm ſeine beſte und reichlichſte Nahrung gab und womit er die Ebenen weit und breit bedeckte; der hochwüchſigen Cocospalme, deren rauhen Stamm er mit unglaublicher Fertigkeit zu erklimmen verſtand, indem der einfache Mechanismus die beiden Füße dicht über den Knöcheln mit einem Baſt zu verbinden die Stelle einer Leiter vertrat; und dem Piſang, von welchem nebſt der in den oberen Thälern wildwachſenden Species er nicht weniger als 13 cultivirte Spielarten kannte, dienten auch noch zu ſeinem Unterhalt die knollige, ſüße Wurzel der Batate, einer Art von Winde (Convolvulus), die vortreffliche Yamswurzel (Dioscorea alata), welche zwei bis dritthalb Schuh lang wird und ein ſchneeweißes oder auch ein pfirſichfarbenes Fleiſch hat, der Taro (Caladium esculentum et macrorhizon), den wir ſpäter auf Hawaii als wichtigſten Nahrungsſtoff antreffen werden, und die Tacca, deren Wurzel ein vorzügliches ſchneeweißes Kraftmehl liefert. Zwar beſaß er damals noch nicht die Ananas, die Orange und die peruaniſche Chirimoya, doch außer dem Zuckerrohr, welches ſeines ſüßen Saftes wegen gekaut wurde, erfreuten ihn verſchiedene Obſtbäume mit ihren ſchmackhaften Früchten. Der ſtattliche Vi (Spondias dulcis), der edelwüchſigſte und maleriſchſte aller polyneſiſchen Bäume, der mit ſeinem weißen, kräftigen Stamm, ſeiner weiten Krone, ſeinem hellgrünen gefiederten Laube und den goldenen, angenehm ſäuerlich ſchmeckenden Pflaumen, welche ſeine Zweige belaſten, das Auge des Naturfreundes entzückt, iſt zugleich neben der Erythrina corallodendrum einer der ſeltenen polyneſiſchen Gewächſe, die in der unſerm Winter entſprechenden Jahreszeit, wenn die Sonne mit ihren ſenkrechten Strahlen den nördlichen Wendekreis erhitzt, ihr Laub abwerfen, eine um ſo ſeltſamere Erſcheinung, da viele unſerer europäiſchen Bäume mit abfallenden Blättern immergrün werden, wenn man ſie in ein wärmeres Klima verpflanzt. Die Früchte reifen im Mai und zwar in ſolchem Ueberfluß, daß trotz der bedeutenden Menge, die von Menſchen und Schweinen verzehrt werden, eine Unzahl derſelben auf dem Boden verfault.

Die hohe ſchattenreiche, dunkelgrün, belaubte Jambuſe (Eugenia malacensis) prangt mit ſcharlachenen Blüthen und roſenfarbenen, orangegroßen

Früchten, deren ſüßes, weißes Mark ungefähr die Dichtigkeit unſeres Apfels hat. Die Südſeekaſtanie (Inocarpus edulis), die ebenfalls ein dunkelgrünes Laub trägt, bildet ausgedehnte Haine und ſticht in der Waldlandſchaft durch ihren hohen Wuchs hervor. Ihre gelben Blüthen verbreiten einen angenehmen Duft. Die reife nierenförmige Frucht enthält einen Kern, der unſerer Caſtanie gleicht und ebenfalls von den Eingeborenen gebraten und gegeſſen wird. Die alten Stämme bekommen einen bedeutenden Umfang und treiben, wie man es auch bei andern tropiſchen Bäumen, namentlich bei den Feigenarten bemerkt, nach allen Seiten ſenkrechte, leiſtenartige Auswüchſe oder Stützen hervor, die dem Baume auf dem abhängigen Boden, den er gewöhnlich zu ſeinem Standort wählt, zur größeren Befeſtigung dienen.

So wie in Deutſchland mancher fruchtbare Acker ſeine Kräfte für den unnützen Tabak vergeuden muß, waren früher in Tahiti große Stücke Landes mit dem berüchtigten Taumelpfeffer der Polyneſier (Piper methysticum) angepflanzt. Die wohlmeinende Natur hatte die böſen Eigenſchaften dieſer Pflanze bis in die Wurzel verborgen, allein der Hang des Menſchen, ſeinen eigenen Schaden zu ſuchen, war auch hier geſchäftig geweſen und hatte in dieſer Wurzel die kräftige Eſſenz gefunden, womit man alle Sinne überwältigen und die Vernunft, den Funken vom Himmel betäuben konnte.

Nützlicher war der Anbau von Flaſchen- (Cucurbita lagenaria Linné) und Kugelkürbiſſen (Cucurbita pruriens) zum Aufbewahren des Oels und verſchiedener flüſſiger Sachen; des Papiermaulbeerbaums (Morus papyrifera), aus deſſen feinem Splint die meiſten tahitiſchen Zeuge verfertigt wurden; des Bambusrohrs (Arundo Bambus), welches ſich bequem zu Angelruthen und verſchiedenen andern Werkzeugen ſchneiden läßt; des Keulenbaums (Casuarina equisetifolia), aus deſſen Holz die ſchönſten und dauerhafteſten Waffen und Geräthe gearbeitet wurden; des chineſiſchen Eibiſches (Hibiscus Rosa sinensis), der ſchönen Guettarde (Guettarda speciosa) und beſonders des ſogenannten Cap Jasmins (Gardenia stellata), deren theils überaus ſchöne, theils herrlich duftende Blumen ein Schmuck der Mädchen und Jünglinge waren.

Unter den zahlreichen Bauhölzern, womit die Natur die Inſeln begabte, zeichnen ſich außer der Caſuarine, dem Brodbaum, deſſen leichtes Holz ſich vorzüglich zum Kahnbau eignet, dem Inocarpus u. ſ. w., beſonders der Kukui (Aleurites Triloba), der Tamanu (Calophyllum Inophyllum) und der Hutubaum (Barringtonia speciosa) aus.

Der Kukui wächst sowohl auf dem Küstenrande als an den Bergabhängen, wo er sich durch sein breites, gelapptes, an der Unterseite braunbehaartes Laub auszeichnet. Die steinharten Nüsse enthalten einen öligen Kern und wurden früher von den Polynesiern zur Beleuchtung benutzt, indem man sie auf einen holzernen Pflock spießte und der Reihe nach abbrennen ließ.

Der Tamanu wurde wegen seines düsteren Laubes nebst der Casuarine um die Gräber angepflanzt. Das Holz wetteifert mit dem unserer Ulme an nützlichen Eigenschaften, ist von röthlicher Farbe und steht dem Mahagoni an Schönheit nur wenig nach. .Die Frucht wurde außerdem noch zum Gelbfärben der Zeuge benutzt.

Der Hutu, ein stämmiger, schattiger Baum, wächst viel am Meeresufer, am Wasserrande. Seine Blätter sind groß, ganzrandig und eirund, und die zahlreichen weißen Blüthen, mit rosafarbenen Staubfäden verziert, haben ein stattliches Aussehen.

Mit der gequetschten Frucht betäubt man die Fische, um sich deren Fang zu erleichtern, und benutzt auch noch zu ähnlichem Zwecke den stinkenden Zeiland (Daphne foetida), die giftige Kresse (Lepidium piscidium) und das betäubende Fleckenkraut (Galega littoralis). Eine ähnliche Anwendung giftiger Pflanzensäfte findet sich übrigens weit und breit durch die Tropenzone verbreitet, auf den ostindischen Inseln und in Afrika, wie unter den wilden Horden Brasiliens und der Guayana.

Ein Riedgras (Cyperus) mit hohem dünnen Halme und breiter Aehre, dient zum Transport des Fanges, indem der Halm durch die Kiemenöffnungen der kleinen Fische gesteckt wird, die alsdann bis zur Aehre herabrutschten und auf diese Weise eingefädelt, bequem weggetragen werden.

Zum Fischfangen werden auch noch die dauerhaftesten Netze und Leinen aus der Silberneſſel (Urtica argentea) und andern mit starken Fasern versehenen Gewächsen verfertigt.

Auch zur Kleidung benutzte der Tahitier viele der wilden einheimischen Pflanzen. Er nahm dem Pandanus seine palmartigen Blätter und dem Hibiscus seine Rinde um daraus Matten zu flechten, und er fand am Brodbaum sowohl als an dem großen und dem rauhen Feigenbaum einen netzförmigen Splint, den er, wie den des Papiermaulbeerbaums zur Verfertigung des Tapatuches anwenden konnte.

Die Kunſt des Färbens, wozu er verſchiedenartige Pflanzenſäfte benutzte, war ihm nicht fremd, und auch dem Geruchsſinn verſtand er Genüſſe zu bereiten, denn nicht weniger als vierzehn Gattungen wilder Pflanzen, worunter das gelbe Sandelholz oben an ſtand, wurden dazu verwendet, das Cocosöl zu parfümiren, womit er, wie die alten Griechen mit dem Oel der Olive ſein Haupthaar und ſeine Haut zu ſalben pflegte.

Jeden Strauch, jedes Kraut ſeiner Flora wußte er mit ſeinen beſonderen Namen zu nennen und legte dadurch eine feine Beobachtung des Pflanzenreiches an den Tag, die ſogar den cultivirteſten europäiſchen Völkern abgeht.

Wenn auch die tahitiſchen Gehölze an ſtaunenswerther Ueppigkeit den braſilianiſchen Wäldern durchaus nicht gleichkommen — und wie wäre es auch zu erwarten, daß auf dem beſchränkten Raum einer Inſel jene unzählige Fülle von Pflanzenformen ſich entfaltete, welche ein unermeßlicher Continent hervorbringt — ſo ſehen wir doch ſchon aus der ſtattlichen Reihe der angeführten auf verſchiedene Weiſe nutzbaren Gewächſe, daß die Flora der Geſellſchaftsinſeln mit vollem Rechte eine reiche genannt werden kann.

Aber nur wenige der einheimiſchen Pflanzen zeichnen ſich durch die Schönheit und den Duft ihrer Blüthen oder durch arzneiliche Wirkſamkeit aus, denn die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens ertheilt der Vegetation einen wuchernden Charakter, ſo daß die Kraft des Wachsthums ſich eher in der Bildung von Laub und gröberen Stoffen erſchöpft, als daß ſie jene feinen wirkſamen Säfte, oder jene glühende Farbenpracht aromatiſcher Blüthen erzeugte, welche die Flora mancher dürren waſſerarmen und in anderen Beziehungen weniger begünſtigten Tropenländer auszeichnet.

Derſelben Urſache iſt es ohne Zweifel zuzuſchreiben, daß der Brodfruchtbaum und der wilde Bergpiſang ſamenloſe Früchte hervorbringen, von einer mehligen und ſüßen Beſchaffenheit, wie ſie ſonſt nur die ſorgfältigſte Kultur erzielt.

Von Säugethieren fanden die erſten europäiſchen Seefahrer nur Ratten, Schweine und Hunde auf den Geſellſchaftsinſeln vor. Der tahitiſche Hund, von reiner vegetabiliſcher Nahrung lebend und nach Landesſitte zwiſchen heißen Steinen gebacken, war eine köſtliche Speiſe; durch Vermiſchung mit europäiſchen Racen iſt aber ſeine urſprüngliche Güte verloren gegangen, ſo daß er zu dieſem Zwecke ganz außer Gebrauch gekommen iſt.

Die Schweine ſind vortrefflich, doch in der gegenwärtigen gemiſchten Race iſt es ebenfalls unmöglich noch eine Spur der urſprünglichen polyne-

ſiſchen zu erkennen. Die zugeſpitzten Ohren der letzteren ſind faſt in allen Fällen durch die ſchlaff herabhängenden Ohrlappen, das Zeichen einer langen Knechtſchaft verdrängt worden. Man läßt ſie im Freien herumlaufen, wo ſie vom Ueberfluß der Fruchtbäume ſich nähren. Wenn ſie die Pflanzenkoſt müde ſind, wandern ſie nach dem Seeufer um ſich dort an Schalthieren zu ergötzen. Werden ſie als lebender Proviant eingeſchifft, ſo iſt es nothwendig eine Menge reifer Cocosnüſſe als Futter für ſie mitzunehmen, da ſie Getreide oder das gewöhnliche Schweinefutter nicht genießen wollen. Mit jener Nahrung verſehen, halten ſie aber die Reiſe vortrefflich aus und ſterben nur ſelten während derſelben an Krankheit.

Allen ſpäter eingeführten Säugethieren legten die Tahitier die Namen ihrer einheimiſchen Arten bei; indem ſie die größeren buaa Schwein; die kleineren uri Hund oder ioro Ratze nannten. So heißt der Ochſe: buaa toro „das Schwein mit dem langen Halſe", das Pferd: buaa-horofenua, „das Schwein, welches ſchnell über die Erde läuft"; die Ziege: buaa-niho, „das Schwein mit Zähnen auf dem Kopfe". Den Affen, den ſie zuweilen zu ſehen bekommen, nennen ſie uri-taata, „der Hund-Menſch" und die Katze: iore-pii-fore, „die Ratze, welche das Haus erklimmt."

Die Ochſen ſind eine ſchöne Race, den engliſchen an Größe und Geſtalt ähnlich, da die Stammthiere größtentheils aus Neu-Süd-Wales eingeführt wurden. Einige ſind verwildert, aber die meiſten werden als Hausthiere benutzt. Die Tahitier haben ſchon längſt das Vorurtheil abgelegt, welches ſie anfänglich gegen das Ochſenfleiſch hegten, und genießen es mit demſelben Wohlgefallen wie die Kuhmilch.

Das Pferd ſtammt aus Süd-Amerika, wird niemals beſchuht und nur zum Reiten benutzt. Die Ziegen ſind zahlreich, aber die Eingebornen haben einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen, wegen des ſtarken Geruchs, und ſind nicht dazu zu bewegen das Fleiſch zu genießen.

Alle Verſuche das Schaf auf Tahiti einzubürgern ſind mißlungen, da ſowohl das Klima als die Weide den Gewohnheiten des Thieres widerſtehen.

Das Huhn, moa, welches Wallis und Cook bereits antrafen, iſt noch immer das nützlichſte Geflügel der Inſeln. Man läßt es frei umherlaufen und es bedarf durchaus keiner Pflege. Es wird beſonders zum Verkauf an die fremden Schiffe gezogen und die Eier werden zu demſelben Zwecke ge-

ſammelt. Truthühner und Enten ſind eingeführt worden, aber von geringerer Bedeutung. Dagegen ſcheinen andere Vögel, die zur Zeit der Entdeckung geſehen wurden, verſchwunden zu ſein; der rothe Honigfreſſer (Melithreptes coccineus), der ſich noch auf Hawaii findet, ein grüner langſchwänziger Papagei und eine blaue Taube, die aber vielleicht noch im verborgenen Innern leben. Das hübſche blaue evini Papageichen mit weißer Bruſt und rothem Schnabel und Füßen, welches nur die Größe des Sperlings erreicht, kommt aber noch ſehr häufig auf den Cokospalmen vor, an deren ſüßen Blumen es ſaugt.

Die kurukuru Taube iſt hier weniger ſchön als auf Nuka-hiva, ihre Farben ſind nicht ſo lebhaft, und beſonders die purpurne Haube iſt ſehr blaß.

Waſſervögel kommen in größerer Menge als die Landvögel vor: man findet wilde Enten, Möven, Tölpel mit ſchiefergrauem Gefieder und rothen Beinen; den rußigen Sturmvogel (Procellaria fuliginosa), den gefleckten Eisvogel (Alcedo rudis) und Seeſchwalben (Sterna stolida) von der Größe einer Taube, die ſich leicht von den Eingebornen zähmen laſſen, und mit kleinen Fiſchen gefüttert werden. Gewiß ein ſeltenes Glück für einen oceaniſchen Vogel, zugleich auch Freunde auf dem Lande zu haben!

Der blaue Reiher (Ardea coerulea) und eine gewöhnlichere Art derſelben Familie, mit weißem Gefieder, zeigen ſich zuweilen auf dem Außenriff, entweder in ihrer eigenthümlichen unbeweglichen, bildſäulenartigen Stellung auf die Beute lauernd, oder mit kurzem Fluge nach einem andern hoffnungsvolleren Fiſchgrunde eilend.

Der hochfliegende Fregattenvogel niſtet auf den Felſen der Küſte und fiſcht in den umgebenden Gewäſſern. Wie die Möve an unſern Küſten ſieht man ihn häufig in großer Anzahl und mit unaufhörlichem Gekreiſch über dem Meere ſchweben, dort wo eine reichlichere Beute ihn heranlockt. Die Eingebornen fangen dieſen Vogel durch Erklettern der Klippen, auf welchen er brütet. Sein Gefieder (beſonders die langen ſchwarzen Federn des Schwanzes), wurde früher zur Zierde der Häuptlinge benutzt: die meiſten ſchwarzen Federn, welche die polyneſiſchen Gewänder und Kleidungsſtücke in unſern ethnographiſchen Muſeen ſchmücken, rühren vom Fregattenvogel her.

Der ätheriſche Tropikvogel (Phaëton aethereus) mit langen weißen, und die noch zierlichere Art (Phaëton phoenicurus) mit ſcharlachenen Schwanzfedern, kommen ebenfalls auf den Geſellſchaftsinſeln vor. Ihre Lebensweiſe

iſt aber durchaus oceaniſch, und wie der Sturmvogel und der Albatroß ſuchen ſie das Land nur zum Brüten auf. Sie fliegen ebenfalls hoch in der Luft, mit einem eigenthümlichen pfeifenden Gekreiſch, welches Tag und Nacht gehört wird, und dem ſie ihren nautiſchen Namen Bootsmann (Boat-swain) verdanken.

Die erſtere Art iſt die gewöhnlichſte, aber beide ſind ſelten im Vergleich zu andern Seevögeln, und faſt niemals werden mehr als 3 oder 4 zu gleicher Zeit geſehen. Früher wurde den Schwanzfedern dieſer Vögel, beſonders den rothen ein ſehr hoher Werth beigelegt. Um ſie zu erhalten, beſuchte man die kleinen und unbewohnten Inſeln der Gruppe zur Zeit wo der Tropikvogel brütet und ſich am leichteſten fangen läßt. Der Vogel wurde dann vom Neſte genommen, und nachdem man ihm die koſtbaren Schwanzfedern ausgezogen, ließ man ihn wieder fliegen, wohl nicht aus Menſchenfreundlichkeit, ſondern um ihn ſpäter auf's Neue berauben zu können. Die ergiebigſten Inſelchen, wie Tetuaroa, Tubuai und andere, gehörten als Privatdomänen den königlichen Häuptlingen von Tahiti.

Unter den an den Küſten vorkommenden Fiſchen, von denen Banks ſchon 150 verſchiedene Arten kannte, bemerkt man Haie, Schwerdfiſche, Boniten, Igelfiſche (Diodon), Angler (Lophius), Koffer (Ostracion), Papageifiſche (Scarus), fliegende Fiſche, Feilfiſche (Balistes) ꝛc., alſo wie man ſieht eine ganz andere gefloßte Welt als diejenige, welche unſere Gewäſſer belebt. Saugfiſche von über einen Fuß Länge werden nicht ſelten im Meere außerhalb der Riffe angetroffen. Sie ſind alſo bedeutend größer als die berühmte Remora des Mittelmeeres, von der, wie von allen merkwürdig geformten Thieren ſo viel gefabelt worden iſt.

Die Haie gehören meiſtens zur braunen oder weißen Art (Squalus carcharias), welche überall auf dem tropiſchen Ocean angetroffen wird. Sie beſitzen die ganze Gefräßigkeit ihrer Gattung, werden aber ſelten länger als 8 Fuß. Das Fleiſch wird von den Inſulanern gegeſſen, und die Leber gilt als ein beſonderer Leckerbiſſen.

Der Teufelsrochen oder Seeteufel kommt ebenfalls bei den Geſellſchaftsinſeln vor. Dieſes Scheuſal lebt truppweiſe, ſchwimmt mit Schnelligkeit und kommt häufig zur Oberfläche, wo ſein ſchwarzer Rücken den Anblick eines flachen Felſenriffs gewährt. Er wird 12 bis 15 Fuß breit und Leſſon erhielt von einem Fiſcher auf Borabora einen Schwanz dieſes Thieres, der

5 Fuß lang war. Die Insulaner fangen den Teufelsrochen mit Harpunen, und bedienen sich seiner rauhen Haut zum Feilen.

Unter den zahlreichen kleinen Fischen von glänzenden Farben und seltsamen Formen, welche die Riffe umschwärmen, zeichnet sich die blutrothe, schwarz gestreifte Scorpäne (Scorpaena autennata) aus, die durch ihre zahlreichen langen Stacheln weit eher einem Seeigel als einem Fische gleicht.

Obgleich Schildkröten auf diesen Ufern nicht brüten, so findet man sie doch oft in den benachbarten Gewässern, auch kommen sie nicht selten in die Lagunen geschwommen. Keine Schlange lebt im Schatten der Wälder, dagegen rascheln kleine Eidechsen im abgefallenen Laube und ein großer gelbgefleckter Gecko läuft schnell an den Wänden der Hütten herum und reinigt die Dächer von Insekten.

Unter den zahlreichen Crustaceen ist eine Hyas bemerkenswerth, die, um ihre Beute mit größerer Sicherheit zu überlisten, sich mit Corallensand, Schlamm und abgestorbenen vegetabilischen Substanzen bedeckt. Zu diesem Zwecke ist die ganze Oberfläche des Schildes und der Beine mit steifen gekrümmten Borsten oder Stacheln versehen, welche die fremde Decke festhalten, während die auf langen Stielen sitzenden Augen darüber hinwegschauen.

Aehnliche Kriegslisten werden bekanntlich von manchen andern Thieren niederer Ordnung verübt. So bedecken sich einige Kreiselschnecken (Phorus agglutinans) mit kleinen Steinchen, um sich das täuschende Ansehen einer leblosen Masse zu geben; eine europäische Seespinne (Macropodia phalangina) hüllt sich in Tangblättern ein, und die Larve einer Wanze (Reduvius personatus) sucht unter einer Staubdecke sich ihrer Beute um so leichter zu bemächtigen.

Eine andere bei Tahiti vorkommende Krabbenart (Calappa tuberculata) weiß sich, wenn sie beunruhigt wird, so gut zu verstellen und alle Füße so trefflich unter ihrem breiten Schilde zu verbergen, daß sie mitunter von Sammlern als ein seltsamer Stein in die Tasche gesteckt wird, später aber zur großen Verwunderung des Besitzers entweicht. Viele Arten von Einsiedlerkrebsen bewohnen die Riffe, deren größte ihren sonst schutzlosen Schwanz in das Gehäuse einer Kreiselmuschel (Turbo setosus) steckt. Diese Krebse, die auf eine so merkwürdige Weise die Ergänzung ihres Daseins in einer ganz andern Thierklasse finden, wissen ihr Haus jedesmal so gut zu wählen, daß wenn sie sich in dasselbe zurückziehen, ihre größte Scheere die Oeffnung der

Muſchel ſo genau verſchließt, wie der Fußdeckel des urſprünglichen Beſitzers und Erbauers es nur zu thun vermochte.

Der feuchte Küſtenſaum iſt überall von kreisrunden Löchern durchbohrt, die von einer kleinen ſchwarzen Landkrabbe (Gelasimus Duperreyi) bewohnt werden, während andere Landkrabben weiter im Inneren ſich in die Erde eingraben und den Zuckerpflanzungen ſehr ſchaden. Es iſt merkwürdig genug, daß eine Krabbe auf dieſe Weiſe dem Wachsthum einer großen Grasart hinderlich wird.

Unter den vielen Seeigeln, die auf den Riffen vorkommen, gibt es einige die dadurch ausgezeichnet ſind, daß ſie ſich ihrer Stacheln ſowohl zum Angriff als zur Vertheidigung bedienen. Wenn die Hand ſich ihnen nähert, rütteln ſie ihre Stacheln ungefähr auf dieſelbe Weiſe wie es beim Igel oder Stachelſchwein geſchieht, und pflanzen ſie in die Finger wie Pfeile in eine Schießſcheibe. Bennett näherte ſich oft den Stacheln mit ſo viel Vorſicht, daß, wären ſie auch die feinſten Nadeln in einem feſtſitzenden Zuſtande geweſen, keine Verletzung hätte erfolgen können, doch jedesmal wurden die Spitzen ſchnell und ſchmerzhaft in die Hand geſtoßen. Die Eingebornen wiſſen dieſes recht gut und warnen den Fremden, der ſie vielleicht ergreifen möchte.

Auf den Riffen und beſonders bei Raiatea werden die ſchönſten Muſcheln gefunden, von einer ganz andern Größe und Farbenpracht, als diejenigen, die man am Strande der Nordſee ſammelt, oder an unſern Küſten mit dem Schleppſack vom Meeresboden abkratzt. Sie gehören größtentheils zu den Geſchlechtern Cypraea, Purpura, Mitra, Cerithium, Conus, Pterocera, Oliva, Murex, die in den Sammlungen der Conchylienliebhaber eine ſo bedeutende Rolle ſpielen, zum Theil aber auch den bei uns einheimiſchen Gattungen Cardium, Mya, Chama und Turbo. Manche gewähren den Inſulanern eine angenehme Speiſe, doch in den Augen des gewinnſüchtigen Europäers kommt keine der Perlmuttermuſchel gleich.

Die gewöhnlichen Inſektenplagen der Tropenwelt, welche früher den Tahitiern faſt unbekannt waren, ſollen in der letzten Zeit bedeutend zugenommen haben, unter andern die Schaben, deren Einführung die meiſten polyneſiſchen Inſeln den fremden Schiffen verdanken. Myriaden von Hausfliegen beläſtigen die Wohnungen, und obgleich die Mosquitos ſich weniger

in den Dörfern zeigen, so erfüllen doch ihre unzähligen Schwärme das feuchte Dickicht, und führen sogleich einen blutigen Krieg gegen einen Jeden, der kühn genug ist sich in ihr wildes struppiges Gebiet hineinzuwagen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Tahitier.

Ihr vortheilhaftes Aussehen. — Schmuck. — Das Tättowiren. — Beschreibung der Operation. — Kleidung. — Verfertigung des Tapatuches. — Kunstfertigkeit im Färben desselben. — Zierliche Matten und Körbe. — Angelschnüre und Netze. — Angeln aus Perlmutter. — Hüttenbau. — Gemeindehäuser. — Eigenthümliche Kopfunterlagen. — Die Iris oder Stühle. — Die Umetis oder Schüsseln. — Der Papahia. — Der Penu. — Das Fata. — Nahrung der Tahitier. — Musikalische Instrumente. — Gesänge. — Wettkämpfe. — Ringen. — Faustkampf. — Tänze. — Das Schwimmen in der Brandung. — Meisterschaft im Bootbau. — Verschiedenartige Canots. — Gräßlicher Schiffbruch. — Schiffahrtskunde der Tahitier. — Regierungsform. — Rangordnungen. — Göttliche Ehren, die dem Könige erwiesen wurden. — Huldigungsfeier. — Menschenopfer. — Mythologie. — Oro der Kriegsgott. — Hiro der Meergott. — Die Tiis. — Die Götzenbilder und deren rothe Schmuckfedern. — Größe der Tempel. — Zauberei. — Beschwörungen. — Orakel. — Begriffe vom künftigen Leben. — Begräbnisse. — Allzugünstiges Urtheil Forster's über die Tahitier. — Grausame Kriegsführung. — Menschenopfer. — Schlachten. — Die Rautis. — Gesellschaft der Areois. — Kindermord. — Lockerheit des Ehebündnisses.

Wenn die tahitischen Inseln durch ihre malerischen Umrisse und die Pracht ihrer tropischen Ufervegetation den angenehmsten Eindruck auf die europäischen Seefahrer machten, welche das bis dahin unbekannte Paradies zuerst besuchten, so stellten sich deren Bewohner in Bezug auf körperliche Schönheit und äußeren Anstand in einem nicht minder vortheilhaften Lichte dar.

Die Männer waren groß, stark und wohlgewachsen, und auch die Statur der vornehmeren Frauen übertraf gewöhnlich das europäische Mittelmaß, während bei den niedrigeren Ständen das weibliche Geschlecht meistentheils unter demselben stand.

Die natürliche Farbe war jene Art von Braun, welche häufig in Europa dem schönsten Weiß und Roth vorgezogen wird, dunkler bei denen, die sich

dem Wind und der Sonne ausſetzen mußten, ungleich heller bei den vornehmeren Klaſſen, die ſich außerdem noch durch feinere Züge auszeichneten. Das Geſicht hatte eine anſprechende, gefällige Form, ohne jene hervorſtehenden Backen- und Stirnknochen, welche den mongoliſchen Typus bezeichnen; der einzige Zug, der unſeren Schönheitsbegriffen nicht entſprach, waren die dickeren, aufgewulſteten Lippen und die etwas abgeplattete Naſe, aber die ausdrucksvollen Augen, beſonders bei den Frauen, entſchädigten reichlich für dieſen Mangel, ſo wie die blendend-weißen ſchöngeordneten Zähne.

Das Haar war faſt allgemein rabenſchwarz und grob; doch während in andern Ländern, deren Bewohner ein langes Kopfhaar beſitzen, die Männer es kurz abſchneiden und die Frauen es ſo üppig wie möglich wachſen laſſen, fand hier das Gegentheil ſtatt, indem das ſchöne Geſchlecht es kurz abſtutzte und die Männer, mit Ausnahme der Fiſcher, es lang über die Schultern herabwallen ließen oder es auf dem Scheitel in einen Knoten zuſammenbanden.

Wenn ſchon der wilde Feuerländer, der nicht einmal Inſtinkt genug beſitzt, um ſich gegen die Kälte zu ſchirmen, dennoch durch die dem Menſchen tief eingeborene Eitelkeit getrieben, ſeine ausgemergelte Geſtalt durch einen Knochen im Naſenknorpel oder ein Muſchelhalsband zu zieren verſucht, ſo ließ es ſich erwarten, daß der Tahitier, der gebildetere Sohn einer glücklicheren Natur ſeine angeborene Schönheit durch verſchiedenartigen Schmuck erhöhen würde. Mit dem Oel der Cocosnuß ſalbte er ſeine Haare, umwand das Haupt mit zierlichen Federkränzen, und Blumen im Ohr ſchmeichelten ſowohl dem Auge durch ihre lebhaften Farben als dem Geruchsſinn durch ihre wohlriechenden Düfte.

Merkwürdiger war der Schmuck des Tättowirens, der ſich nicht anders als durch Erduldung der heftigſten Schmerzen erwerben ließ und in größerer oder geringerer Vollkommenheit, bald zu meiſterhaften Zeichnungen ſich ausbildend, bald nur auf wenige Striche ſich beſchränkend, nicht allein bei den meiſten Polyneſiern, und zwar auf jeder Gruppe in verſchiedenen Muſtern, ſondern auch bei den wilden Indianern Nord-Amerikas und den Malaien des indiſchen Oceans ſich wiederfindet. Der Tahitier unterzog ſich gern der Qual ſich an den empfindlichſten Theilen des Leibes über und über bis auf's Blut ſtechen zu laſſen, um eine ſchwarzblaue Farbe aus dem öligen Ruß der verbrannten Kukuinüſſe in die Punkturen reiben zu können, welche

niemals wieder ausging. Dieſe ſeltſame Operation wurde bei beiden Geſchlechtern zwiſchen dem 12. und 14. Lebensjahre vorgenommen, und in verſchiedenen Figuren, je nach dem Range des Patienten. Quadrate, Cirkel, Halbmonde und unförmliche Abbildungen von Menſchen, Vögeln und Hunden waren auf dieſe Weiſe auf den Armen und Beinen eingedruckt; am meiſten geziert jedoch war der Rücken, auf welchem breite Bogen mit ausgezackten Rändern, einer über dem andern bis zu den kurzen Rippen reichten. Dieſe Ornamente wurden mit Stolz den Fremden gezeigt, ſei es ihrer Schönheit wegen, oder weil man gerne damit groß that als einen Beweis der Standhaftigkeit, womit man die Schmerzen ertragen hatte. Das Geſicht blieb frei. Banks war beim Tättowiren eines 13jährigen Mädchens zugegen. Das dazu gebräuchliche Inſtrument hatte 30 Zähne, und jeder Schlag darauf, der ſich wenigſtens hundert mal in der Minute wiederholte, zog eine blutige Feuchtigkeit hervor. Das Mädchen ertrug eine Viertelſtunde lang die Qual mit ſtoiſcher Geduld, nun aber wurde der Schmerz der unzähligen Stiche ſo unerträglich, daß ſie erſt leiſe wimmerte, dann weinte, und endlich in lautes Wehklagen ausbrechend, mit inſtändigen Bitten ſich an den Tättowirer wandte, ſie doch ferner zu verſchonen. Dieſer aber blieb unerbittlich, und ſo wie ſie anfing widerſpenſtig zu werden, wurde ſie von zwei Frauen niedergehalten, die von Zeit zu Zeit ihr einen guten Schlag verſetzten.

Als Banks nach einer Stunde ſich zurückzog, war die Operation noch nicht zu Ende, obgleich ſie nur auf einer Seite vollzogen wurde, da die andere früher ſchon punktirt war, und die Bogen auf den Lenden, in die ſie ihren größten Stolz ſetzen, und welche die meiſten Schmerzen verurſachen, noch ausgeführt werden mußten.

Die Kleidung der Tahitier beſtand aus Tapatuch, welches, da es die Näſſe nicht verträgt, nur bei trockenem Wetter getragen wurde, und verſchiedenartige Matten, die zu Zeiten wo es regnete, zur Bedeckung des Körpers dienten.

Die Verfertigung der Tapa war eine der Hauptbeſchäftigungen der Weiber, und zeigte von einem bewunderungswürdigen Kunſtfleiße. Sie wurde aus dem Baſte dreier verſchiedener Pflanzen bereitet: des Papiermaulbeerbaums, welcher die feinſte Sorte lieferte; des Brodfruchtbaums, der hauptſächlich die unteren Volksklaſſen mit Tuch verſorgte, und eines wilden Feigen-

baums, der zwar nur einen gröberen, dem Auge und dem Gefühl minder gefälligen aber dennoch viel werthvolleren Stoff gab, da er die Näſſe vertrug. Dieſen, der zugleich auch der ſeltenere war, trugen die Häuptlinge als Morgengewand.

Die abgeſtreiften Rinden wurden in Waſſer geweicht und dann mit einer Muſchel abgeſchabt, ſo daß nur die langen Faſern des Baſtes übrig blieben. Hierauf wurden dieſe auf ein langes Brett gelegt und mit viereckigen Klöpfern oder Schlegeln, deren vier Seiten, jede mit Einkerbungen von verſchiedener Dicke gereift waren, taktmäßig, etwa wie beim Dreſchen, geſchlagen, indem man mit der am gröbſten gekerbten Seite anfing und mit der feinſten aufhörte, welche dem Zeuge das Anſehen eines Gewebes gaben. Durch Zuſammenlegen und Klopfen mehrerer Stücke übereinander, konnte es von einer beliebigen Dicke gemacht werden. Die Haupteigenſchaften der Tapa waren ihre Weichheit, und die dem warmen Klima ſo angemeſſene kühle Tracht; die Hauptfehler, daß ſie das Waſſer auffaugte wie Papier und faſt eben ſo leicht zerreißbar war; ſo daß die Frauen einen großen Theil ihrer Zeit auf die Verfertigung des nöthigen Bedarfs verwenden mußten. Das auf ſolche Weiſe bereitete Tuch wurde verſchiedenartig — roth, gelb, braun oder ſchwarz — gefärbt. Am ſchönſten war das Roth, welches auch noch die beſondere Merkwürdigkeit hatte, daß es aus der Miſchung zweier verſchiedener Pflanzenſäfte gewonnen wurde, deren jeder für ſich durchaus andersfarbig war. Es wurde nämlich der milchweiße Saft einer Feigenart über die Blätter der Cordia Sebestina ergoſſen, und ſo wie dieſe hinlänglich davon durchweicht waren, drückte man ſie ebenfalls aus, und der gemiſchte Saft, welchen man alsdann erhielt, war das glänzende Roth, mit dem gewöhnlich nur die Ränder des dünneren Tuches gefärbt wurden, während man bei den dickeren Zeugen es auf eine ganze Seite auftrug. Welcher Zufall mag wohl auf die Entdeckung dieſer merkwürdigen chemiſchen Metamorphoſe geführt haben?

Die vollſtändige Kleidung der vornehmeren Frauen beſtand aus mehreren Stücken ſolchen Tapatuchs, welche weder zu beſtimmten Formen geſchnitten noch zuſammengenäht wurden. Ein Stück, ungefähr 2 Ellen breit und 11 Ellen lang, wurde mehrmals um die Mitte des Körpers geſchlungen, ſo daß es wie ein Unterrock herabhing und wurde Parou genannt. Ein anderes Gewand, ungefähr zwei und eine halbe Elle lang und eine breit, war

dem peruaniſchen oder chileniſchen Poncho ſehr ähnlich, indem es einen Einſchnitt in der Mitte hatte, ſo groß, daß man den Kopf durchſtecken konnte. Die Tiputa, wie man dieſes Kleidungsſtücke nannte, hing alſo auf den Schultern, die eine Hälfte vorn, die andere hinten, während ſie an den Seiten offen blieb und die freie Armbewegung geſtattete. Die Männer trugen ebenfalls ein Stück Tapa um die Hüften, doch ließen ſie daſſelbe nicht wie einen Unterrock herabhängen, ſondern befeſtigten es wie ein Beinkleid. In der Hitze des Tages trugen ſie weiter nichts als dieſen Maro, ſo wie die Weiber ſich ebenfalls mit einem dünnen Parou begnügten.

Da derſelbe Stoff von allen Rangordnungen getragen wurde, zeichnete ſich der Luxus der Vornehmeren nur durch die größere Menge, die ſie auf ihren Anzug verwendeten, aus. So wickelten die Häuptlinge, namentlich wenn ſie Staatsviſiten machten, ſich ſo viel Tapa um die Hüften, als zur Kleidung von 10 oder 12 Perſonen hingereicht hätte, und warfen auch noch ein Paar große Stücke mantelartig über die Schultern, während der Arme ſich mit dem knappſten Maro begnügen mußte.

Die feinſten zum Anzuge dienenden Matten wurden aus den Blättern des Pandanus oder dem Baſte des Hibiscus geflochten; die gröberen, welche zum Schlafen oder Sitzen benutzt wurden, aus verſchiedenartigen Rinden und Gräſern. In dieſen Arbeiten, ſo wie im Verfertigen der verſchiedenartigſten Körbe waren die Tahitier ſo geſchickt, daß ſie darin alles übertrafen was Europa hervorbringen konnte.

Der Mangel an Säugethieren und Landvögeln gab ihnen nur wenig Gelegenheit zur Jagd, aber der Fiſchreichthum des Meeres bot ihnen eine um ſo ergiebigere Beute dar, und mußte um ſo mehr ihren Kunſtfleiß zu deren Fange erwecken. So machten ſie aus der Erowa, einer auf den Bergen wachſenden und daher nur mühſam zu ſammelnden Neſſelart Angelſchnüre von einer ſolchen Güte, daß ſie die ſtärkſten und lebhafteſten Fiſche wie die Boniten und Albicoren feſthielten, welche unfehlbar die kräftigſten ſeidenen Schnüre von der doppelten Dicke in weniger als einer Minute durchgeriſſen hätten.

Aus einer breiten, groben Grasart wurde ein loſes Netz verfertigt, ungefähr ſo weit wie ein großer Sack und 60 bis 80 Klafter lang: dieſes wurde im ſeichten ruhigen Waſſer fortgeſchleppt, und blieb durch ſein eigenes Gewicht ſo nah am Boden, daß kaum ein Fiſch entweichen konnte.

Eine Art von Angel aus der ſchillernden Perlmutter verfertigt und mit einem Büſchel von weißen Hundshaaren verſehen, ſo daß es einige Aehnlichkeit mit dem Schwanz eines Fiſches hatte, diente zugleich als Haken und Köder, und wurde vom Boote im Waſſer nachgeſchleppt. Der Fiſcher beobachtete den Flug der Vögel, welche die Schollen der Boniten ſtets zu begleiten pflegen, und den Lauf ſeiner Piroge nach dieſen ſicheren Wegweiſern richtend, kehrte er ſelten ohne reichliche Beute wieder heim.

Andere Arten von Angeln, aus Perlmutter oder andern harten Muſcheln, zwar nicht widerhakig wie die unſerigen, aber mit einwärts gebogenen Spitzen und von den verſchiedenartigſten Größen, wurden zum Fange der meiſten übrigen Fiſche benutzt. Es bedurfte kaum einer Viertelſtunde, um eine ſolche Angel mit Hülfe der harten Corallen, welche als Feile dienten, zu verfertigen.

Nachts wurden bei Fackelſchein die Fiſche in den ſeichteren Lagunen mit Harpunen geſpießt, die man aus Rohrhalmen verfertigte und mit Spitzen aus hartem Holze verſah. Die Benutzung der giftigen Pflanzenſäfte zum Fiſchfange wurde bereits im vorigen Kapitel erwähnt.

Die Häuſer oder Hütten, obgleich von einfacher Bauart, hatten das Verdienſt dem Klima ſehr angemeſſen zu ſein, eine Zweckmäßigkeit die manchem europäiſchen Prachtgebäude abgeht. Sie bildeten ein längliches Viereck, ruhten auf drei parallelen Reihen von Pfeilern aus Brodbaumholz, von welchen die mittlere die höchſte war, und das nach beiden Seiten abſchüſſige Dach war mit Palmblättern ſo künſtlich gedeckt, daß der ſtärkſte Regenguß nicht durchzudringen vermochte. Um die Hütte, die in der Mitte höchſtens 9 und an den Seiten nur etwa 3½ Fuß hoch war, wurde das Gehölz nur ſo weit gelichtet als nöthig war um zu verhindern, daß das Träufeln der Aeſte das Dach beſchädigte: man trat daher ſogleich in den Schatten der Brodfrucht- und Palmenhaine, und da die Seiten des Gebäudes rings umher offen waren, konnte die kühlende Briſe, von welcher Seite ſie auch wehen mochte, ungehindert eindringen. Der Fußboden wurde mehrere Zoll hoch mit trockenen Pflanzen beſtreut, und auf darauf gelegten Matten ſchliefen die Einwohner in ihre Mäntel gehüllt. Das Innere der Hütte enthielt keine beſonderen Abtheilungen oder Zimmer, denn getrennte Gemächer waren kein Bedürfniß bei einem Volke von ſo einfacher Lebensweiſe, und welches außerdem in ſeiner Sprache kein Wort für die Schamhaftigkeit hatte. Doch be-

ſaßen die Häuptlinge außer ihren gewöhnlichen Wohnungen auch noch kleinere Hütten, die von einem Ort zum andern geführt, wie Zelte aufgerichtet werden konnten, und an den Seiten mit Cocosnußblättern verſchloſſen wurden, doch nicht ſo dicht, als daß der Luftzug dadurch abgehalten worden wäre. In der Nähe des Hauſes waren in einem umzäunten Raume mit Haken verſehene Stangen aufgerichtet, woran man die Körbe und Säcke mit Lebensmitteln hing um ſie der Gefräßigkeit der Ratten zu entziehen.

Schoppen von ähnlicher Bauart wie die Wohnhäuſer, dienten um die Boote vor der Witterung zu ſchützen, doch mit dem Unterſchiede, daß hier die Dächer bis zur Erde reichten.

Außer den Familienwohnungen gab es noch große Gemeindehäuſer, die oft 200 Fuß lang, 30 breit und unter der Dachfirſte 20 hoch waren, und für Berathungen oder andere öffentliche Zuſammenkünfte dienten.

Das einfache Hausgeräth beſtand faſt nur aus Körben und Matten, und die Vornehmeren und Reichen prunkten mit den in Ballen aufgehäuften Vorräthen von Tapa, die ſie dem Fleiß ihrer weiblichen Vaſallen verdankten. Nebſt der Schlafmatte durfte das Kopfkiſſen nicht fehlen, welches aber nicht wie man glauben ſollte, aus einem weichen Polſter beſtand, ſondern nur ein niedriger Schemel aus dem härteſten Holze war, etwa 1 Fuß lang, 4 oder 5 Zoll hoch und oben ausgeſchweift, um den Kopf aufnehmen zu können. Obgleich man gewöhnlich mit gekreuzten Beinen auf Matten ſaß, ſo wurde doch auch ein Stuhl (iri oder nohoroa) benutzt, der der Form nach dem Kopfkiſſen glich, aber viel größer und aus einem einzigen Block verfertigt war. Gewöhnlich wählte man das harte Holz des Tamanu, und ungeheure Bäume wurden oft zu dieſem Zwecke gefällt. Ellis ſah ſolche Iris 4 oder 5 Fuß lang, 3 Fuß breit und an jedem Ende 3 Fuß 6 Zoll hoch, die doch nur aus einem einzigen Baumſtamm gemeißelt waren. Die Oberfläche war nach der Mitte ausgehöhlt, ſo daß ſie der Krümmung eines Halbmondes glich und nur eine Perſon darauf ſitzen konnte, ſo groß der Iri auch war. Dieſes Möbel wurde immer ſorgfältig polirt, und da das Holz an Farbe und Korn dem feinſten Mahagoni gleicht, ſo war es trotz ſeiner Einfachheit eine nicht unpaſſende, und wenn man die ungeheure Arbeit bedenkt auch eine recht koſtbare Zierde für das Wohnhaus eines Häuptlings.

Je nach dem Range des Gaſtes bot man ihm einen größeren oder kleineren Iri zum Sitzen an.

Die Umetis oder Schüſſeln wurden ebenfalls aus dem wohlpolirten Holz des Tamanu verfertigt. Die größten derſelben, die man auch wohl Tröge nennen dürfte, waren 6 bis 8 Fuß lang, 1½ Fuß breit und 12 Zoll tief, gehörten natürlich nur den Häuptlingen, und waren nur für große Gaſtmähler bei öffentlichen Feſtlichkeiten beſtimmt. Die gewöhnlicheren viel kleineren Umetis, die ebenfalls mit ihren vier Beinen aus einem Stück geſchnitzt waren, dienten vorzüglich als Schüſſeln, auf welche man die gebackenen Speiſen beim Mittagsmahle legte.

Auf dem Papahia, einem niedrigen Block auf vier kurzen Beinen und mit polirter Oberfläche, wurden die Brodfrüchte, Bananen oder Tarowurzeln mit dem Penu, einer kurzen ſteinernen Mörſerkeule aus ſchwarzem Baſalte, zerſtoßen.

Das Trinkwaſſer verwahrte man in großen Kürbiſſen, die in Netzen von Cocoszwirn an den Pfoſten der Hütte aufgehängt wurden. Die Trinkgefäße machte man aus vollausgewachſenen aber noch nicht ganz reifen Cocosnußſchalen, die in dieſem weichen Zuſtande bis zur Durchſichtigkeit dünn geſchabt wurden.

Das Fata, ein ſtangenartiges Geſtell, mit mehreren Pflöcken und einer Einkerbung an der Spitze, diente zum Aufhängen der Speiſekörbe und Schüſſeln. Ungefähr einen Fuß von der Erde, war an der Stange ein runder, tellerartiger, an der unteren Seite concaver Vorſprung, um die Angriffe der Ratzen und Mäuſe abzuwehren. Große Sorgfalt wurde auf die Verfertigung dieſes Geſtells verwendet, welches eines der zierlichſten Möbel eines tahitiſchen Haushaltes ausmachte.

Alle dieſe Geräthſchaften wurden auf's ſauberſte gehalten, wie denn überhaupt der Tahitier ſich einer Reinlichkeit befliß, die man bei vielen europäiſchen Völkern vergebens ſuchen würde. Vor und nach jeder Mahlzeit wuſch er ſich Hände und Geſicht, und dreimal täglich badete er den ganzen Körper im Fluß oder in den lauwarmen Waſſern der Lagune. Von ſeiner Kochkunſt iſt bereits im vorigen Kapitel eine Probe gegeben worden, ich begnüge mich daher hier mit der Bemerkung, daß die auf tahitiſche Weiſe gebratenen Schweine und großen Fiſche dem Capitän Cook und ſeinen Gefährten wohlſchmeckender erſchienen, als wenn ſie nach engliſcher Methode zubereitet worden wären. Die hauptſächlichſte Nahrung der Tahitier beſtand jedoch in vegetabiliſcher Koſt, namentlich in Brodfrüchten, deren Gewinnung

faſt keine Mühe koſtete als das Erklimmen des Baumes, denn wenn Einer nur 10 Sprößlinge in ſeinem ganzen Leben pflanzte, was gewiß keine Stunde Arbeit verlangte, ſo hatte er, wie der große Weltumſegler ſich ausdrückt, ſeine Pflicht gegen ſein eigenes und gegen ſein nachfolgendes Geſchlecht eben ſo vollſtändig und reichlich erfüllt, als ein Einwohner unſeres rauhen Himmelsſtrichs, der ſein Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Sommerhitze geerntet und nicht nur ſeine jetzige Haushaltung mit Brod verſorgt, ſondern auch ſeinen Kindern noch Etwas an baarem Gelde kümmerlich erſpart hat. 7 bis 8 Monate im Jahr ißt man die Früchte friſch vom Baum, im Winter verzehrt man den durchgeſäuerten Teig (Mahei) des vor der vollkommenen Reife abgepflückten, und in einer tiefen mit Steinen gepflaſterten Grube aufgehäuften Wintervorraths. Weder den Mahei noch die friſche Frucht kann man roh verſpeiſen, ſondern die ungenießbare Schale muß entfernt und das lockere mehlige Fleiſch geröſtet oder gebacken werden.

Trotz dieſer geringfügigen Mühe mochte der das behagliche Nichtsthun über alles ſchätzende Südländer ſich ihrer doch gern entledigen, und träumte ſich daher in ſeinem Paradieſe eine Brodfrucht, die keiner Zubereitung bedurfte und friſch vom Baume weggegeſſen werden konnte. „Dieſe treffliche Legende", meint Forſter, „erſann vielleicht ein gutmüthiger Einfall von einem Prieſter in dem behaglichen Stündchen, da ihm nach Landesſitte ein Paar ſeiner Diener wechſelweiſe die edle Brodfrucht, den ſüßen Piſang und den köſtlichen Schweinsbraten bei Händen voll in den Mund ſtopften. Er gönnte wenigſtens den Laien dieſelbe glückliche Ruhe in deren Genuß er ſich ſo wohl befand."

Für die Produkte des Meeres hatten die Tahitier eine große Vorliebe und deren Fang, zu welchem, wie bereits erwähnt, ſie ſich ſehr kunſtreicher Apparate bedienten, war eine Hauptbeſchäftigung des Volkes. Die kleinen Fiſche wurden roh gegeſſen, und nicht nur die verſchiedenartigſten Cruſtaceen und Muſcheln, ſondern auch Acalephen verſpeiſt, obgleich letztere mitunter ſo zähe waren, daß ſie erſt gekaut werden konnten, nachdem man ſie in Fäulniß hatte übergehen laſſen.

Die allgemeine Sauce war Seewaſſer, welches von ſolchen, die etwas entfernter vom Meere wohnten, in großen Bambusröhren aufbewahrt, ſonſt aber zu jeder Mahlzeit friſch geholt wurde. Oft vermiſchte man es mit

Cocosnußkernen, die durch Gährung zu einer ranzigen Butter verschmolzen waren, und diese starkschmeckende Tunke, die anfangs den Europäern sehr widerlich vorkam, wurde bald bei ihnen so beliebt, daß sie dieselbe besonders zum Fisch ihren eigenen Saucen vorzogen. So merkwürdig sind die Launen des Geschmacks!

Zum Getränk diente nur Wasser oder die Milch der Cocosnüsse, denn außer der berüchtigten Kawa, deren Gebrauch nur bei feierlichen Gelegenheiten statt fand und den Vornehmeren vorbehalten blieb, war die verderbliche Kunst durch den Gährungsproceß berauschende Getränke zu gewinnen, ihnen völlig fremd geblieben.

Merkwürdig bei dem sonst so geselligen Volke war die Erscheinung, daß sie niemals die Freuden der Tafel zusammen genossen, sondern jeder für sich abgesondert und schweigsam seine Mahlzeit hielt.

Für die Frauen wurden sogar die Speisen besonders zubereitet. Niemand vermochte einen Grund für diese merkwürdige Sitte anzugeben, welche ihre Vorväter wahrscheinlich mit aus Indien herübergebracht hatten, und deren ursprüngliche Bedeutung in Vergessenheit gerathen war; sie sagten nur, daß sie allein äßen weil es so recht sei, doch auf die Frage warum blieben sie stets die Antwort schuldig.

Nach dem Mittagsmahl wurde die in allen heißen Ländern so übliche Siesta gehalten, und überhaupt bei der so leichten Befriedigung aller Bedürfnisse, der größte Theil des Tages dem Nichtsthun oder dem Vergnügen gewidmet. Musik, Tanz und verschiedenartige Spiele vertrieben die Zeit, denn hier brauchte der Mensch nicht im Schweiß seines Angesichts für das tägliche Brod zu sorgen.

Das hauptsächlichste musikalische Instrument war der pahu oder die Trommel, die aus einem einzigen ausgehöhlten Holzblock bestand, über dessen Mündung eine Haifischhaut gespannt wurde. Die heiligen Trommeln, die in den Tempeln aufgestellt waren, hatten eine bedeutende Größe und standen zuweilen 8 Fuß hoch. Schauerlich klang ihr Ton durch die finstere Nacht und erweckte die Furcht der Götter. Kleinere Trommeln dienten zur Begleitung der Gesänge, und waren wie die größeren schön ausgeschnitzt und polirt.

Das Muschelhorn, wozu eine Art von Murex gewählt wurde, die zuweilen über ein Fuß lang war und an der Mundöffnung einen Durchmesser

von 7 oder 8 Zoll hatte, gab einen noch eintönigeren, dumpferen und schrecklicheren Ton als die große heilige Trommel. Um das Blasen dieser Trompete zu erleichtern, wurde nahe an der Spitze eine zollgroße Oeffnung gebohrt, durch welche man ein etwa 3 Fuß langes Bambusrohr steckte, das mit feingeflochtenem Bindfaden aus Cocosnußfasern befestigt und mit dem eingedickten Milchsaft des Brodfruchtbaums luftdicht mit der Muschel verkittet wurde.

Ein anderes sehr lärmendes Instrument war die Ihara, die aus einem einfachen Gliede eines großen Bambus bestand, durch welches eine lange Oeffnung von einem Knoten zum andern geschlitzt wurde. Man legte es platt auf die Erde und schlug darauf mit Stöcken, welche einen rauhen unharmonischen Ton hervorbrachten.

Das angenehmste tahitische Instrument war die Flöte, die aber nicht mit dem Munde sondern mit der Nase geblasen wurde. Sie war gewöhnlich aus Bambusrohr verfertigt, und 12 oder 18 Zoll lang. Die Oeffnung, durch welche geblasen wurde, war nah am Ende; die Flöte hatte selten mehr als vier Löcher, drei oben für die Finger und das vierte unten für den Daumen. Der Virtuose drückte gewöhnlich den Daumen der rechten Hand auf das rechte Nasenloch, brachte die Endöffnung der Flöte, die er mit den Fingern derselben Hand hielt an das linke, und lockte die angenehmen sanften Töne des Instruments hervor, indem er mit der linken Hand auf den Löchern spielte.

Die Gesänge waren meistens historische Balladen, dem Ruhm der Götter oder der Thaten ausgezeichneter Heroen gewidmet, manchmal aber auch verwerflicheren Inhalts. Die Erinnerungen vergangener Zeiten lebten auf diese Weise im Gedächtniß des Volkes fort, welches in Ermangelung geschriebener Annalen kein anderes Mittel besaß, die wechselnden Schicksale der Vorväter der Vergessenheit zu entreißen; auch wurden Streitigkeiten manchmal durch das Zeugniß dieser Urkunden entschieden.

Das Taupiti oder Oroa war ein Fest, zu welchem tausende beiderlei Geschlechts in ihrem besten Ornate zusammen kamen, um dem Schauspiel verschiedener Wettkämpfe beizuwohnen. Unter diesen war das Ringen der beliebteste. Oft forderten die Kämpfer eines Distrikts die eines andern heraus, oder besonders berühmte Ringer traten auch wohl gegen ihres gleichen auf. Während des Kampfes herrschte die ununterbrochenste Stille und Auf-

merkſamkeit, doch augenblicklich änderte ſich die Scene, ſo wie einer der Ringer geworfen wurde; denn kaum war der Ueberwundene auf den Sand geſtreckt, als die Freunde des Siegers ein lautes Triumphgeſchrei erhoben. Furchtbar dröhnten und raſſelten ihre Hörner und Trommeln, und die frohlockenden Weiber tanzten über den Gefallenen und ſangen Lieder der entgegengeſetzten Partei zum Hohne. Dieſe jedoch blieb auch nicht ruhig, ſondern machte einen eben ſo betäubenden Lärm um die Gegner in ihrem Triumph zu ſtören. Man denke ſich einige tauſend Menſchen unter dem Einfluß der größten Aufregung, alle durch einander trommelnd, tanzend, ſingend, die einen die Großthaten des Siegers bis zum Himmel erhebend, die andern ſeine baldige Niederlage verkündend!

Doch ſo groß der Tumult auch ſein mochte, hörte er augenblicklich auf, ſo wie zwei neue Ringer hervortraten oder der Sieger in einen neuen Kampf ſich einließ, um nach deſſen Entſcheidung wiederum mit derſelben Furchtbarkeit loszubrechen. Wenn man bedenkt, wie lebhaft überhaupt die Polyneſier im Ausdruck ihrer Gefühle ſind, ſo daß wenn Freunde oder Verwandte nach langer Trennung ſich wiederſehen, ſie in lautes Weinen ausbrechen, wird man ſich vielleicht einen Begriff vom wilden Getümmel der eben beſchriebenen Scene machen können. Auch die Frauen nahmen zuweilen an dieſen Kämpfen Theil, und rangen mit den Männern um die Ehre des Sieges.

Bei allen großen öffentlichen Feierlichkeiten folgte der Fauſtkampf auf das Ringen, wurde jedoch meiſtentheils nur von der niedrigſten Volksklaſſe ausgeübt.

Anmuthiger war das Wettfußrennen, zu welchem die Theilnehmer mit geſalbtem Körper, feſtgeſchürztem Maro und einer Blumenkrone um das Haupt ſich ſtellten. Auch Regatten oder Wettbootfahrten auf den ruhigen Waſſern der Lagune waren ein ſehr beliebtes Vergnügen.

Zu den eigentlichen kriegeriſchen Spielen gehörten das Steinſchleudern und das Speerwerfen. Im erſteren übertrafen die Tahitier die meiſten polyneſiſchen Völker, in letzterem ſcheinen ſie es nicht zur Fertigkeit der Hawaiier gebracht zu haben. Die Tänze waren mannigfaltig, fanden gewöhnlich in den großen Gemeindehäuſern ſtatt, dauerten oft vom Abend bis zur folgenden Morgendämmerung, und obgleich ſie gewöhnlich den Charakter einer religiöſen Feier hatten, ſtimmten ſie manchmal ſehr wenig mit unſern Anſtandsbegriffen überein. Auch das Schießen mit dem Bogen gehörte zu den

heiligen Spielen, und diente nur zum Vergnügen, nicht in der Schlacht. Wer den schön gefärbten und polirten Pfeil am weitesten schnellte, trug den Sieg davon, und es wurde durchaus nicht versucht, irgend ein Ziel zu treffen.

Zu den ältesten und allgemeinsten tahitischen Spielen gehörten auch die Hahnenkämpfe, die nach den Volkstraditionen schon von den ersten Einwanderern herstammten. Wetten fanden dabei nicht statt, die Freude über den Sieg seines Vogels war schon hinreichend das volle Interesse des Eigenthümers ohne alle Nebenabsichten in Anspruch zu nehmen.

Bei der halbamphibischen Natur der Tahitier wird man sich nicht wundern, daß das Meer ihnen eine ewige Quelle des Vergnügens eröffnete. So war es einer ihrer beliebtesten Zeitvertreibe in der Brandung zu schwimmen. Gewöhnlich wurden die Oeffnungen in den Riffen dazu gewählt oder die Mündungen der Buchten, wo die langen schweren Wogen des Oceans in ungebrochener Majestät heranrollen. Sie benutzten dabei ein Brett, mit welchem sie oft ziemlich weit in's Meer hinaus schwammen, warteten dann das Anschwellen der Woge ab, und so wie sie von derselben erreicht wurden, ritten sie, die Brust an das kurze, flache, zugespitzte Brett anlehnend, auf dem Kamm der Wellen nach dem Ufer hin. So wie sie diesem nahe kamen, glitten sie vom Brette ab, welches sie mit der Hand erfaßten, und ließen die Welle dann weiter über ihre Köpfe weggehen. Zuweilen wurden sie dabei auf den Strand oder zwischen die Felsen an den Kanten der Riffe geworfen, doch waren sie so sehr mit dem Wasser vertraut, daß höchst selten ein Unglücksfall dabei statt fand. Wer die Wellen am Ufer der Nordsee sich hat brechen sehen, wird zugeben, daß kein Europäer so leicht ihnen das Kunststück nachmachen könnte!

Oft sah Ellis am Rande des Riffs, welches die Grenzlinie des Hafens von Fare auf der Insel Huaheine bildet, wohl hundert Personen zugleich, von jedem Alter wie Tümmler in der rollenden Brandung spielen, zuweilen auf der Spitze der Welle reitend und in Schaum fast eingehüllt, und dann wieder unter die Wassermassen tauchend, die sich bergartig über sie hinwälzten, frohlockend und sich gegenseitig ermunternd, so daß ihr jubelndes Geschrei fast das Brüllen der Wogen übertönte. Hier wie auf den Sandwich Inseln kam es zuweilen vor, daß das Vergnügen durch die Annäherung eines Haifisches gestört wurde, der unter der frohlockenden Menge sich ein unglückliches Opfer aussuchte.

An Stellen wo das Meer nahe am Ufer eine größere Tiefe hatte, wurde eine Art Gerüſte errichtet, von welchem die Kinder in die See ſprangen um ſich dann tauchend und ſchwimmend zu verfolgen. Durch dieſe beſtändigen Uebungen vom zarteſten Alter an, wurde jene Meiſterſchaft erlangt, welche die Bewunderung der europäiſchen Seefahrer erregte.

Die Kunſtfertigkeit der Tahitier und anderer polyneſiſchen Völker im Bau ihrer Kähne war um ſo erſtaunlicher, wenn man bedenkt, daß eine kleine ſteinerne Axt, die faſt jede Minute wieder geſchärft werden mußte, ein knöcherner Meiſſel, eine Raſpel aus Corallen und eine Rochenhaut zum Feilen und Poliren ihre einzigen Werkzeuge dabei waren. Am meiſten Mühe machte ihnen das Fällen der Bäume, welches die Arbeit vieler Hände und mehrerer Tage erforderte, und da ſie nicht die Kunſt beſaßen das Holz mit Hülfe des Feuers zu biegen, mußten alle Theile des Bootes, ſowohl die krummen und ausgehohlten als die flachen mit der Hand geformt werden. Erwägt man alle dieſe Umſtände, ſo war gewiß der Bau einer ihrer größeren Pirogen ein nicht minder großes Werk als der eines Linienſchiffes mit Hülfe unſerer vollkommenen Werkzeuge.

Die Kriegscanots waren bei weitem die größten, und Cook beſchreibt deren, welche die ungeheure Länge von 108 Fuß hatten, obgleich das gewöhnliche Maas 60 bis 70 Fuß nicht übertraf. Das Vorder- und das Hintertheil ragten weit über die Mitte hervor, beſonders letzteres, welches zuweilen einen 17 oder 18 Fuß hohen Schnabel bildete. Dieſe Boote gingen niemals einzeln zur See, ſondern ſtets paarweiſe, indem ſie Seite an Seite, jedoch mit einem Zwiſchenraum von einer Elle, durch ſtarke Stangen feſt verbunden waren. Auf dieſen erhob ſich ein 6 Fuß hohes Gerüſte, auf welchem die mit Speeren und Schleudern bewaffneten Krieger ſtanden, darunter ſaßen die Ruderer, welche die Verwundeten von oben empfingen und durch friſche Streitkräfte aus ihrer Mitte erſetzten. Eine Flotte ſolcher Schiffe mit geſchnitzten Figuren verziert, mit wehenden Flaggen und Wimpeln und den faltigen Gewändern der Krieger bot einen maleriſchen Anblick dar: ſo ungefähr mochten die Fahrzeuge ausgeſehen haben, in welchen die Argonauten ſegelten oder die homeriſchen Helden nach dem bedrohten Troja fuhren.

Die Könige und vornehmen Häuptlinge hatten beſondere Doppelboote zum Reiſen, welche niedliche kleine Hütten trugen, unter deren Dach von Palmenblättern der edle Beſitzer und ſeine Freunde Schutz gegen die Sonnen-

ſtrahlen oder den nächtlichen Thau fanden. Je höher der Rang, deſto reicher war die Verzierung und deſto größer die Anzahl der Ruderer.

Der gemeine Mann bediente ſich nur einfacher Canots, welche ohne Ausnahme mit einem Ausleger zur Erhaltung des Gleichgewichts verſehen und außerordentlich leicht waren. Ein jedes Canot hatte nur ein dreieckiges Segel und zu unterſt am Maſtbaum ragte ein Brett auf jeder Seite über den Bord hinaus. Wenn ſie nahe am Winde ſegelten, ſo betrat einer das Brett, welches nach dem Winde hinſtand, ſo daß es ausſah als ob jede Undulation des Meeres ihn von ſeinem ſcheinbar unſicheren Standpunkte in die Fluthen ſchleudern müßte.

Zu längeren Reiſen wurden die einfachen Canots für die ſicherſten gehalten, da die Doppelpirogen zuweilen im Sturme auseinandergeriſſen und dann ganz unlenkſam wurden. Wenn ein Canot umwarf ſprang die Mannſchaft in's Meer und drückte mit vereinten Kräften auf das eine Ende, ſo daß das andere ſich hoch über die See erhob, wodurch eine große Menge des Waſſers entleert wurde. Dann ließen ſie plötzlich das Boot wieder fahren, welches auf dieſe Weiſe zum Theil entlaſtet auf's Meer zurückfiel. An den Seiten ſchwimmend, ſchöpften ſie dann den Reſt des Waſſers heraus, kletterten wieder hinein und ſetzten ihre Reiſe fort. Am meiſten wurden bei ſolchen Unfällen die Angriffe der Haie gefürchtet, die zuweilen unter den Schiffbrüchigen arge Verwüſtungen zu Wege brachten.

So erzählt Ellis, daß einſt ungefähr 30 Perſonen, die in einer großen Doppelpiroge von einer Inſel zur andern fuhren, von einem ſchrecklichen Sturm überfallen wurden, der die Canots auseinander riß und von den horizontalen Sparren trennte, durch welche ſie verbunden waren. Alle Bemühungen ſcheiterten die Boote wieder aufzurichten, und es blieb nichts anders übrig, als die zerſtreuten Sparren und Planken zu ſammeln und ein Floß zu verfertigen, auf welchem man hoffen konnte, von der Strömung an's Land getrieben zu werden. Das Gewicht ſo vieler Leute drückte ſchwer auf das Floß, welches ſo tief unter der Meeresoberfläche ſank, daß ſie bis über die Kniee im Waſſer ſtanden. Sie wurden nur ſehr langſam fortgetrieben und bald durch Hunger und Ermüdung erſchöpft. Zu dieſer furchtbaren Lage geſellte ſich nun noch das gräßliche Mißgeſchick von einer Anzahl Haie überfallen zu werden. Ohne Meſſer oder andere Vertheidigungsmittel wurden ſie eine leichte Beute der gefräßigen Ungeheuer. Einer nach dem

andern wurde ergriffen und verzehrt, und die Ueberlebenden, die in der schrecklichsten Angst ihre unglücklichen Gefährten von ihrer Seite gerissen sahen, erwarteten jeden Augenblick die scharfen Zähne der Haie zu fühlen, bis endlich nur noch zwei oder drei übrig blieben. Aber das Floß vom größten Theil seiner Last befreit, erhob sich nun bis zur Oberfläche des Wassers und brachte sie außer dem Bereich jener erbarmungslosen Meerestyrannen. Die Reise ging nur von einer der Gesellschaftsinseln zur andern, so daß sie nicht fern vom Lande waren. Die Fluth und die Strömung trieben sie an's Ufer, wo sie das traurige Schicksal ihrer Unglücksgefährten erzählten. Die Seetüchtigkeit der polynesischen Pirogen war um so merkwürdiger, da weder Nägel noch Bolzen den leichten Bau zusammenhielten, sondern die Planken, woraus er bestand, nur durch Stränge aus Cocosbast mit einander verbunden wurden. Dieses geschah aber mit solcher Geschicklichkeit, daß sie weiter keines Kalfaterns bedurften.

In Bezug auf die Schifffahrtskunde der Tahitier bemerkt Cook, daß sie im Stande waren den bevorstehenden Windwechsel mit viel größerer Sicherheit als die Europäer vorher zu sagen, denn so wie der Indianer im Urwalde viele Zeichen der Natur zu deuten versteht, die unsern gröberen Sinnen entgehen, war auch der meerkundige Polynesier mit einem feineren Gefühl für die ewig veränderlichen Launen der Atmosphäre und des Oceans begabt. Auf längeren Reisen steuerten sie bei Tage nach der Sonne, bei Nacht nach den Sternen, denen sie besondere Namen gaben. Sie wußten an welchem Theil des Himmels jene leuchtenden Welten in jedem der Monate, wo sie über ihrem Horizont sichtbar waren, aufsteigen würden, sie wußten auch die Zeit ihres jährlichen Erscheinens und Verschwindens mit größerer Genauigkeit anzugeben als mancher europäische Astronom es glauben würde.

Die Regierungsform in den Gesellschaftsinseln war despotisch monarchisch, und eng mit dem herrschenden Religionssystem verwebt. Der Gott und der König theilten sich in die Herrschaft über die Masse der Menschen. Die Genealogie der fürstlichen Familien ließ sich gewöhnlich bis zu den dunkelsten Zeitaltern ihrer sagenhaften Geschichte zurückführen, und auf einigen Inseln leiteten die Könige ihre Herkunft in gerader Linie von den Göttern her.

Es gab drei verschiedene Rangordnungen: die der Ariis, zu welcher die königliche Familie und der Adel gehörten, der Raatiras oder kleineren Land-

eigenthümer und Pächter, und der Manahunes, zu welcher die niederen Stände gehörten.

Ein höchſt merkwürdiger Gebrauch, den wir bereits auf Mangareva haben kennen lernen, war die Abdankung des Herrſchers, ſo wie ihm der erſte Sohn einer ebenbürtigen Gemahlin geboren wurde. Der Herold der Nation wurde dann rings um die Inſel mit dem Banner des jungen Königs geſandt, um deſſen Namen in jedem Kreiſe auszurufen.

Ließ man den Boten ungehindert weiter ziehen, ſo wurde es als eine Anerkennung der Nachfolge von Seiten der Raatiras und Häuptlinge, widrigen Falls als eine Empörung und Kriegserklärung angeſehen. Die ganze vollziehende Gewalt blieb jedoch in den Händen des Vaters, der ſie aber nur noch als Regent bis zur Volljährigkeit ſeines Sohnes ausübte, und dieſem dieſelben Huldigungen darbrachte, die er früher ſelbſt vom Volke empfangen hatte.

Dieſe ſeltſame Sitte erſtreckte ſich ſogar auf die Häuptlinge und Raatiras, da in beiden Klaſſen der älteſte Sohn ſogleich nach der Geburt die Titel erhielt und Ehrenbezeugungen empfing, die früher dem Vater dargebracht wurden. Ihr Grund mag vielleicht darin gelegen haben, dem Sohne frühzeitig ein unangefochtenes Erbe zu ſichern.

Nach dem König hatte die Königin den höchſten Rang, und konnte auch das Herrſcheramt übernehmen.

Beiden wurden faſt göttliche Ehren erwieſen. Die Kleider, welche ſie trugen, die Häuſer, welche ſie bewohnten, die Canots, in welchen ſie reiſten, wurden zu heiligen Gegenſtänden, und ſogar die Sprachlaute, welche ihre Namen zuſammenſetzten, durften nicht mehr zu gewöhnlichen Benennungen benutzt werden, ſo daß die urſprünglichen Namen der gebräuchlichſten Dinge von Zeit zu Zeit bedeutende Veränderungen erlitten. Keiner vom Volke durfte die heilige Perſon des Königs berühren, und wer über ihm geſtanden oder ſeinen Schatten über deſſen Pfad geworfen hätte, würde ſein Majeſtätsverbrechen mit dem Tode haben büßen müſſen.

Oeffentlich erſchien das königliche Paar ſtets auf den Schultern von Männern getragen, deren ehrenvolles Amt ſie von jeder andern Arbeit befreite. Das Reiſen auf dieſe Weiſe ging in vollem Trabe vor ſich, ſo daß über eine deutſche Meile in der Stunde zurückgelegt wurde. Andere Träger zum Ablöſen der Ermüdeten liefen nebſt einem anſehnlichen Gefolge neben-

her. Beim Wechseln der Lastträger, welches mit weniger Zeitverlust als das unserer Postpferde vor sich ging, setzte das königliche Paar niemals den Fuß auf die Erde, sondern sprang über die gebückten Köpfe der erschöpften auf die Schultern der neuen Träger, die sogleich mit kräftigem Lauf die Reise weiter fortsetzten. So wie der König erschien mußte ein jeder die oberen Kleider bis zum Gürtel abstreifen, und dieselbe Ehrenbezeugung fand auch beim Vorübergehen vor seinen Wohnungen so wie vor den Tempeln der Götter statt, denn beide wurden als geheiligte Räume angesehen.

Die Huldigungsfeier, der Krönungsceremonie bei den europäischen Nationen entsprechend, bestand im Umgürten des Königs mit dem Maro Ura oder dem heiligen Gürtel, wodurch er den Göttern gleich wurde. Diesen Gürtel verfertigte man aus den Fasern des Taumelpfeffers, und verwebte dazwischen eine Menge rother Federn, die man den Götzenbildern entlehnte. Um die Götter günstig zu stimmen, wurde ein menschliches Opfer beim Weben des Maro geschlachtet, und ein zweites, sowie er vollendet war. Ein drittes wurde am Morgen des Huldigungstages getödtet, während der König sein Bad nahm.

Die Theilnehmer an der Ceremonie versammelten sich im Marai oder Tempel des Oro, des Schutzgottes der Nation. Von hieraus setzte sich der feierliche Zug in Bewegung, das Götzenbild voran, der König unmittelbar dahinter. Dann folgte die große Sitzbank des Oro von vier Häuptlingen getragen, und endlich die gesammte Priesterschaft im höchsten Staat und mit Trommeln und Muschelhörnern einen heillosen Lärm anschlagend. So ging's nach dem Ufer hin wo eine Flotte von Pirogen in Bereitschaft stand, unter welchen das heilige Canot des Oro durch den Reichthum seiner Verzierungen sich auszeichnete. Das Götzenbild wurde nun an Bord getragen, von den Priestern und der Musik gefolgt, während der König am Ufer auf dem heiligen Stuhl des Oro sitzen blieb. Um ihn schaarten sich die Häuptlinge, so wie die Priester um den Gott, bis endlich auf ein gegebenes Zeichen der König aufstand und zum Baden in's Meer stieg. Hierauf trat auch der Hohepriester des Maro in's Wasser, um den Rücken des Königs mit einem Zweige des heiligen Mero Baumes zu schlagen, der in der Umzäunung des Tempels wuchs, und ihn dadurch von allen Sünden und Flecken zu reinigen. War dieses geschehen, so bestiegen beide das heilige Boot, wo vor dem grimmigen Götzenbilde der König unter dem lauten Zuruf der am Ufer und auf

den Schiffen verſammelten Menge und dem kräftigſten Fortiſſimo aller Inſtrumente mit dem heiligen Maro, dem Zeichen der Majeſtät und der Herrſchaft umgürtet wurde.

Gewiſſe Diſtrikte bildeten die Privatdomänen der königlichen Familie, den einzigen Theil der Inſel, wo der König den Fuß auf die Erde ſetzen durfte. Der Ertrag dieſer Ländereien reichte ſelten für den Unterhalt des königlichen Hauſes aus; und ſo mußte was an Schweinen, Brodfrüchten und Tuch noch fehlen mochte von den Häuptlingen und Raatiras nach altem Herkommen geliefert werden.

Trotz der göttlichen Ehren, welche dem Könige erwieſen wurden, war ſeine Macht durch die der Häuptlinge und Raatiras doch ſehr beſchränkt, ſo daß er nichts bedeutendes vornehmen konnte ohne erſt ihre Zuſtimmung zu erhalten. Jeder Häuptling oder Raatira war unumſchränkter Herrſcher auf ſeinem Gebiet, obgleich alle die Oberhoheit des Königs anerkannten. Wegen Hochverraths oder Empörung konnte ein Häuptling verbannt oder deſſen Vermögen eingezogen werden, doch war es dem Könige, dem das Recht zuſtand die Nachfolger des Verbannten zu ernennen, durchaus nicht geſtattet mit deſſen Ländereien ſeine eigenen Domänen zu erweitern. Da er keine beſtändige bewaffnete Macht außer etwa ſeine eigenen Vaſallen zu ſeiner Verfügung hatte, war er nicht im Stande ſeinen Willen in allen Fällen durchzuſetzen, ſo daß mitunter, wenn er das Verbannungsurtheil über einen widerſpenſtigen Raatira ausgeſprochen hatte, und die anderen Raatiras dieſe Maßregel nicht billigten, der Verurtheilte ohne ſich ferner darum zu bekümmern ruhig im Beſitz ſeiner Ländereien blieb: ein Zuſtand, der lebhaft an die feudalen Zuſtände des europäiſchen Mittelalters erinnert, wo die mächtigen Barone dem Könige nur in ſo weit gehorchten, als es mit ihrem eigenen Intereſſe übereinſtimmte.

Da ich vorausſetzen darf, daß der Leſer durchaus keine Luſt haben wird mir in alle Irrgänge der polyneſiſchen Mythologie zu folgen, werde ich mich mit einigen kurzen Bemerkungen begnügen.

Sowie ſich bei den alten Griechen eine unſichtbare Götterwelt hinter den ſichtbaren Erſcheinungen der Natur verbarg, hatte auch die blühende Phantaſie der Tahitier den Himmel und die Erde, den Ocean und die Berge mit einem mächtigen Geiſterheer bevölkert. Sie erkannten deſſen Gegenwart und Walten in der aufgehenden Sonne, dem milden Mondlicht, der vergäng-

lichen Flamme des Meteors, dem Geheul des Sturms, der brüllenden Brandung und dem Säuſeln des Abendwindes. Der Gipfel des Berges, die flokkigen Dünſte, die an deſſen Seite ſich ablagern, der ſchäumende Waſſerfall, die einſame Schlucht waren die Wohnſitze jener unſichtbaren Weſen. So verbreitete ſich ein poetiſcher Reiz über die ſchönen Inſeln, und die Schöpfungen der Einbildungskraft erhöhten noch den romantiſchen Zauber der Natur.

Vor allen geehrt und gefürchtet war Oro der mächtige Schutzgeiſt der Hauptinſel Tahiti und Eimeo's, ein Sohn Taaroa's des von der Nacht gebornen Vaters der Götter — denn auch hier wie bei den Griechen ging alles aus einem Urzuſtande der Dunkelheit hervor.

Eine große Rolle in den Volkslegenden ſpielte auch der Seegott Hiro. Einſt wurde dieſer mächtige Meergeiſt in den tiefſten Abgründen des Oceans von den dort hauſenden Ungeheuern eingeſchläfert, während der Gott der Winde einen furchtbaren Sturm erhob um ein Schiff zu zertrümmern, in welchem die Freunde des Schlummernden reiſten. Ihr Untergang ſchien unvermeidlich — ſie flehten ihren Gönner um Hülfe an — ein freundlicher Geiſt drang in die Meereshöhle wo er der Ruhe pflegte, erweckte ihn aus ſeinem Schlummer und benachrichtigte ihn von der Gefahr worin ſeine Anhänger ſchwebten. Sogleich ſtieg er an die Oberfläche der Gewäſſer, vertrieb durch ſein Erſcheinen den ſchwächeren Sturmgott und die geretteten Freunde erreichten glücklich den Hafen.

Jeder Diſtrikt, jeder Stand hatte ſeinen beſonderen Gott, und es gab keine vornehme Familie, die nicht ihren eigenen Schutzpatron oder Atua gehabt hätte.

Zwiſchen den Göttern und den Menſchen ſtanden die tiis, die in der Welt der Nacht ſich aufhielten und von den Zauberern zum Verderben der Menſchen heraufbeſchworen wurden. Zu dieſer Claſſe gehörten auch die oramatuas oder Geiſter der abgeſchiedenen Verwandten, deren man aber nicht in Liebe gedachte, ſondern welche als Dämonen gefürchtet wurden, deren böſen Willen man durch Opfer zu beſchwichtigen ſuchte. So wiederholte ſich auch auf Tahiti die Erſcheinung, daß der Menſch nicht zufrieden mit den wirklichen Uebeln des Daſeins, zur Trübung des Lebensgenuſſes auch noch die Schreckbilder der Phantaſie herbeiruft.

Die meiſten Götter waren ebenfalls rachſüchtige, ſtolze, jähzornige Weſen, welche die geringſte Vernachläſſigung ihres Dienſtes mit ſchweren Strafen

rächten, doch gab es einige von wohlwollender Natur, deren Hülfe man zur Vertreibung der böſen Geiſter in Anſpruch nahm.

Die Atuas und Tiis, obgleich unſichtbare, unkörperliche Weſen, wurden unter der Form von Götzenbildern verehrt — grobgeſchnitzte Figuren oder rohe Holzblöcke mit rothen Federn geſchmückt. Der Gott näherte ſich gewöhnlich ſeinem Tempel unter der Geſtalt eines Vogels, deſſen Leib er alsdann verließ um in das Bild zu fahren, durch deſſen Vermittlung er mit dem Prieſter in Verbindung trat.

Für die rothen Federn des Melithreptes vestiarius ſollten die Götter eine beſondere Vorliebe haben, ſie gehörten zu den koſtbarſten Geſchenken, die man ihnen machen konnte, die göttliche Kraft ließ ſich ihnen mittheilen und wurde durch ſie auch auf die Gegenſtände ausgedehnt, welchen man ſie anheftete. Sie boten daher ein bequemes Mittel zur Vervielfältigung der Hausgötter dar, da die rothen Federn, welche das Volk den Prieſtern brachte, von dieſen in die ausgehöhlten Götzenbilder geſtopft wurden, um ſpäter von der göttlichen Eſſenz durchdrungen wieder unter die Gläubigen vertheilt zu werden — eine Mühe, welche natürlich jenen Herren manches Schwein und manche Brodfrucht eintrug. Die auf ſolche Weiſe geheiligten Federn wurden in kleine Bambusröhren geſteckt, und herausgenommen, wenn man ſie anbeten wollte. Ging es dem Beſitzer gut, ſo wurde ſein Glück ihrem Einfluß zugeſchrieben und ſie erhielten die Ehre einem Götzenbilde angeklebt oder vielleicht ſogar auf einem kleinen Hausaltar aufgeſtellt zu werden. Das neue Bild mußte jedoch erſt nach dem großen Tempel gebracht werden, wobei wiederum Geſchenke nicht fehlen durften.

Die Nationaltempel oder Marais hatten einen bedeutenden Umfang und waren von hohen ſteinernen Mauern eingefaßt. Dem Eingange gegenüber erhob ſich ein maſſiver pyramidenförmiger Bau, auf welchem die Götzenbilder und Altäre ſtanden, und der nicht ſelten eine erſtaunliche Größe hatte. Die Pyramide, welche eine Seite des Vierecks des großen Tempels in Atehuru bildete, war an der Baſis 270 Fuß lang und 94 breit. Ihre Höhe betrug 50 Fuß und treppenartige Terraſſen führten zur 180 Fuß langen und 6 Fuß breiten oberen Platte. Die äußeren Steine der Pyramide aus Corallen und Baſalt waren mit der größten Sorgfalt und unendlicher Arbeit ausgehauen, beſonders die Eckſteine. Ein ſolcher Bau muß um ſo bewunderungswürdiger

erſcheinen, wenn man die geringe Bevölkerung der Inſel, ſowie den Mangel an mechaniſchen Hülfsmitteln bedenkt.

Ruinen ſolcher Tempel werden überall gefunden, auf Hügeln, auf der Spitze von Landzungen oder in der Einſamkeit eines ſchattenreichen Haines. Die innerhalb der Mauern und um den Tempel wachſenden Bäume waren heilig. Außer den hohen cypreſſenähnlichen Caſuarinen beſtanden ſie gewöhnlich aus Tamanus, Thespeſien und Cordien, deren ſchattenreiches Laub durch ſein ernſtes Dunkel einen auffallenden Gegenſatz zur lichten Helligkeit des tropiſchen Tages bildete. Die fantaſtiſchen Krümmungen der Stämme und gewundenen Zweige der alten Bäume; der klagende ächzende Laut des Windes, der, indem er die Blätter der Caſuarinen durchſäuſelte, die feierlichen Töne der äoliſchen Harfe nachahmte, ſo wie die dunkeln Mauern des Tempels mit den ſcheußlichen fratzenhaften Formen der Idole, vereinten ſich einen heiligen Schauer einzuflößen, und nährten die tief eingewurzelten Gefühle der Furcht, die der Tahitier vor ſeinen blutdürſtigen Gottheiten hegte.

Dieſen wurden nicht nur die Früchte der Erde, die Thiere des Feldes, die Vögel der Luft und die Fiſche des Meeres, ſondern auch häufig menſchliche Opfer — zu Kriegszeiten, bei großen Volksfeſten, während der Krankheit der Könige, und beim Aufbau der Tempel — dargebracht. Jede Säule, welche das Dach eines Tempelgebäudes trug wurde in die Leiche eines Menſchen eingepflanzt der zu Ehren der grauſamen Gottheit geſchlachtet worden war, der das Gebäude gewidmet wurde. Die unglücklichen Opfer waren entweder Kriegsgefangene oder Perſonen, die ſich den Prieſtern oder Häuptlingen mißliebig gemacht hatten — ein furchtbares Mittel die Tyrannei der Mächtigen zu ſtützen.

Die Grauſamkeit der Sitte wurde jedoch durch den Umſtand gemildert, daß das Opfer nicht durch lange Vorbereitungen gequält, ſondern gewöhnlich unverſehens durch einen Keulenſchlag oder Steinwurf zu Boden geſtreckt wurde, worauf die Leiche in einem großen Korb von Cocosnußblättern nach dem Tempel gebracht und vor das Götzenbild hingeſtellt wurde. Der opfernde Prieſter nahm ein Auge, wahrſcheinlich weil es das Köſtlichſte aller Glieder iſt, heraus, legte es auf ein Stück Bananenblatt und überreichte es dem Könige. Dieſer näherte es ſeinem Munde als ob er es verſpeiſen wollte, gab es jedoch einem Prieſter, der zu deſſen Empfange bereit ſtand. Nach der

Feierlichkeit wurde gewöhnlich die Leiche in Cocosnußblättern eingewickelt und auf den Aeſten eines benachbarten Baumes der Verweſung überlaſſen.

Der Glaube an magiſche Künſte war allgemein. Wer ſich an einem Andern rächen wollte, ſuchte einige von deſſen Haaren zu bekommen oder einen Theil der Früchte, die ihm zur Nahrung beſtimmt waren, und brachte ſie dem Zauberer, der ſeine Beſchwörungsformeln darüber ausſprach. Dieſe hatten zur Folge, daß der böſe Geiſt hineinfuhr und dadurch die Perſon ergriff, die vom Zauber leiden ſollte. Die Nahrungsmittel, die durch den Beſchwörungsproceß vom Dämon inficirt waren, ſuchte man in den Proviantkorb der Perſon, für welche ſie beſtimmt waren zu ſtecken, und wurden ſie gegeſſen, ſo war deſſen Untergang unvermeidlich. Vor dem Tode hatte der Beſeſſene erſt an den furchtbarſten Qualen zu leiden, und nach demſelben wurde im po, oder dem „nächtlichen Dunkel" das Werk der Peinigung von den grauſamen Geiſtern fortgeſetzt. Mancher Kranke mag durch den Glauben, daß er ein Opfer der unerſättlichen Wuth eines Dämons ſei, zur Verzweiflung und zu einem martervollen Tode gebracht worden ſein; in andern Fällen mag Gift die gräßlichen Convulſionen oder die wüthende Raſerei hervorgerufen haben, die der Macht der Dämonen zugeſchrieben und von den frevelhaften Gauklern benutzt wurden um den Glauben an ihre Kunſt zu ſtärken.

So wie einer an den vermeintlichen Folgen einer Beſchwörung litt, ſuchte er, falls er Vermögen hatte, die Hülfe eines andern Zauberers auf. Das erſte war die Perſon zu entdecken, welche das Uebel angeſtiftet hatte, worauf die Hülfe anderer Dämonen angerufen wurde, damit die Qualen und der Tod, die jene ihrem Opfer zugedacht hatte auf ſie ſelbſt zurückfielen. Waren die Geiſter des neuen Zauberers mächtiger als die des erſten ſo war der Erfolg geſichert: oder es ließen ſich auch wohl die quälenden Dämonen durch reichlichere Geſchenke zur Ruhe bringen. So übte die Beſtechung ihre Macht auch auf die Geiſterwelt, die man ſich allen menſchlichen Schwächen und Leidenſchaften unterworfen dachte.

Wie im alten Griechenland gaben die Götter ihren Willen durch Orakelſprüche kund und kein wichtiges Unternehmen wurde begonnen ohne ſich erſt des Beifalls der unſichtbaren Mächte verſichert zu haben. Der Orakelſpruch wurde in einem Traume mitgetheilt oder im Geſchrei eines Vogels, oder im Aechzen des Windes in den verflochtenen Zweigen der Caſuarinen, oder es fuhr auch wohl der Gott in den Prieſter, der gleich der cumäiſchen Sibylle

oder einem hochnordiſchen Schamanen, nachdem dieſer durch Rühren der Zaubertrommel die Geiſter heranbeſchworen hat, zum willenloſen Werkzeug des übernatürlichen Einfluſſes wurde. Seine Glieder zuckten und ſchlotterten im furchtbaren Krampfe, ſeine Geſichtszüge verzerrten ſich auf erſchreckliche Weiſe, ſein Auge rollte wild in den Höhlen umher. Oft wälzte er ſich auf der Erde herum mit ſchäumendem Munde, als ob er gegen den Geiſt ankämpfte, der ſein ganzes Weſen durchzuckte, bis endlich mit gellendem Geſchrei und undeutlichen Lauten die göttliche Antwort aus ſeiner keuchenden Bruſt erſchallte. Die umherſtehenden in den Myſterien bewanderten Prieſter empfingen das Geiſteswort und verkündigten es dem andächtigen Volke.

Die Begriffe vom künftigen Leben waren höchſt unbeſtimmt. Es gab einen nächtlichen Ort, Po, wo die Seele drei Mal von den Göttern verſchlungen, und dann ſelbſt zu einem göttlichen und unvergänglichen Geiſte wurde; ſowie auch ein Elyſium mit allen Schönheiten ausgeſtattet, womit die Phantaſie derartige Wohnſitze der Seligen zu ſchmücken pflegt. Doch hatte die Gerechtigkeit mit der künftigen Beſtimmung des Menſchen wenig zu thun, da ſein moraliſcher Wandel dabei durchaus nicht in Betracht kam. Das einzige Verbrechen, welches den Unwillen der Götter erregte, war die Vernachläſſigung irgend einer religiöſen Feier, oder das ſchrecklichſte von allen, das Vorenthalten der ihnen ſchuldigen Opfergaben.

Die Leichen der geringeren Leute wurden begraben, die der vornehmeren und reicheren durch eine rohe Einbalſamirungskunſt ſo lange wie möglich vor der Verweſung geſchützt. Die vergänglichſten Theile wurden herausgenommen, die Säfte durch Auspreſſen und Druck entfernt, wohlriechende Oele eingerieben. Die an der Sonne oder auf einem hohen überdachten Gerüſte, wo ſie dem Luftzug ausgeſetzt war, getrocknete Mumie wurde dann angekleidet und in eine ſitzende Stellung gebracht, wo man ihr Monate lang tägliche Opfer von Früchten und Blumen darbrachte. Endlich wurde der Schädel ſorgfältig aufbewahrt und die übrigen Knochen begrub man im Bezirk des Familientempels.

Der Schmerz beim Tode eines Verwandten oder Freundes offenbarte ſich in den wildeſten Ausbrüchen der Wuth, ſo daß die Trauernden wie Wahnſinnige ſich geberdeten. Man begnügte ſich nicht mit dem Zerraufen der Haare oder dem Zerreißen der Kleider, ſondern zerſchnitt oder zerhackte ſich auf fürchterliche Weiſe, wozu man ſich eines halbfußlangen Rohres be-

diente, welches an beiden Seiten mit scharfen Haifischzähnen besetzt war. Mit einem solchen Instrument versah sich jede Frau nach ihrer Heirath, um es vorkommenden Falles unbarmherzig zu benutzen. Gesicht, Brust und Arme wurden damit geschlagen und gekratzt bis das Blut in Strömen herausfloß, dabei stießen sie das fürchterlichste Geheul aus, und glichen mit ihren wilden Geberden, ihren zerzausten Haaren und verzerrten Zügen weit eher höllischen Furien als menschlichen Wesen. Die nächsten Verwandten fingen die dämonische Scene an, die herbeieilenden Freunde und Nachbarn, von der ansteckenden Wuth ergriffen, vermehrten den Tumult, der sich endlich zu einem solchen Grade steigerte, daß man mit Keulenschlägen und Steinwürfen einander angriff, wobei nicht selten einer von der rasenden Rotte erschlagen wurde.

Diese Art von Berserkerwuth zeigte sich auch, jedoch in einer milderen Form, bei fröhlichen Ereignissen, so daß wenn ein Sohn oder Vater nach längerer Abwesenheit oder überstandenen Gefahren zu den Seinigen zurückkehrte, er nicht nur mit herzlichen Begrüßungen empfangen wurde, sondern auch mit lautem Wehklagen, wobei die Haifischzähne, je nach dem Grade der empfundenen Freude, in Anwendung kamen. Fremden, die sich nach der Ursache dieser seltsamen Auftritte erkundigten, gab man zur Antwort, daß es so Sitte sei, ein Grund, womit man auch sonstwo das Unvernünftige zu entschuldigen pflegt.

Man darf sich keineswegs darüber wundern, daß die Seefahrer, welche die Gesellschafts-Inseln zuerst besuchten, ein so schmeichelhaftes Bild von deren Bewohnern entwarfen. Die zuvorkommende Liebenswürdigkeit des Volkes konnte bei oberflächlicher Bekanntschaft leicht eine allzu günstige Meinung von demselben erwecken, und die damals herrschenden Rousseau'schen Ansichten nach welchen alle Tugenden dem Naturzustande und alle Laster der Civilisation zugeschrieben wurden, hatten schon im Voraus das Urtheil bestochen. So hat unter anderen der jüngere Forster den häuslichen Tugenden und großartigen edlen Eigenschaften der Tahitier ein glänzendes Loblied gesungen, dessen Unrichtigkeit zum Theil schon aus dem bereits Mitgetheilten hervorgeht und durch folgende Züge noch klarer hervortreten wird.

Was zunächst die von unserem schwärmerischen Landsmann gepriesene Friedfertigkeit und Humanität betrifft, wird diese Behauptung wohl hinreichend durch die Thatsache widerlegt, daß während des 15jährigen Aufenthalts des Missionars Nott auf dem noch heidnischen Tahiti, die Insel nicht weniger

als zehn Mal in Krieg verwickelt war. Je grauſamer dieſer geführt wurde, deſto größer glaubte man ſei die Befriedigung des vornehmſten Kriegsgottes Oro. Schon während der Berathſchlagungen, ob es zum Kriege kommen ſollte, wurde ein erſtes menſchliches Opfer dieſem polyneſiſchen Moloch dargebracht; ein zweites bei der Kriegserklärung, ein drittes ſo wie die Waffen in Bereitſchaft waren: und alle dieſe Opfer mußten in ihrem eigenen Blute ſchwimmen, um den ſcheußlichen Götzen wohlgefällig zu ſein.

Die Schlachten ſelbſt hatten Aehnlichkeit mit den Kämpfen der homeriſchen Helden. Oft traten die berühmteſten Krieger aus den Reihen der ſich gegenüberſtehenden Heere hervor, und forderten ſich gegenſeitig zum Kampfe auf. Prahleriſch nannten ſie ihre Namen und die Namen ihrer Väter, freuten ſich den bereits erfochtenen Siegen einen neuen Triumph hinzufügen zu können, baten den Gegner nur ſchnell heranzurücken, damit ſie ihn dem ungeduldigen Gotte opfern könnten, der über dem Kampfplatze ſchwebe, oder ſprachen mit geringſchätzigem Mitleide von ſeiner baldigen Niederlage. Der Wortwechſel wurde immer hitziger, die Speere flogen; ſowie einer der Streitenden fiel, rannten andere herbei, wie die Trojaner und Griechen um den gefallenen Patroklus; dieſe um die Leiche zu retten, jene um ſie als Siegstrophäe wegzuführen, bis endlich aus dem Zweikampf ſich eine allgemeine Schlacht entſpann. Dieſe wurde mit einer um ſo mörderiſcheren Wuth geführt, da ein jeder überzeugt war daß die Götter, von welchen das Schickſal des Gefechtes abhing, wirklich in die Waffen, die er handhabte, gefahren ſeien und ihnen die erwünſchte Kraft und Richtung gäben.

Das Getöſe des tödtlichen Gemenges wurde durch die gewaltigen Anſtrengungen der Rautis oder Schlachtenredner vermehrt, deren mächtiges Wort die Erbitterung der Kämpfenden zur höchſten Wuth aufſtachelte. „Rollt über ſie hin wie die Wogen! werft euch auf ihre Reihen brüllend und ſchäumend wie der über die Riffe ſich wälzende Ocean! fahrt über ſie hin wie der zackige Blitz über den Giſcht der Brandung! greift ſie an mit aller Wuth, mit aller Raſerei des gefräßigen wilden Hundes!“ Mit ſolchen Worten, die nur ein ſchwaches Bild von der Kraft der urſprünglichen Anrede geben, eilten die Rautis von einem Krieger zum andern, und zwar mit ſo feurigem Eifer, daß ſie nicht ſelten mitten im Schlachtgetümmel vor Erſchöpfung hinſanken und ſtarben. Es waren meiſtens Leute von imponirender Statur und großem Kriegsruhm; ihre Kleidung beſtand nur aus einem Gürtel von

Blättern der Draeaena, von welchen ſie auch einen kleinen Bündel in der rechten Hand hielten, während die linke, jedoch nicht immer, einen leichten Speer trug.

Der erſte Gefangene wurde dem Oro geopfert und zwar nicht nach dem Tempel geführt, ſondern lebend auf ſpitzigen Speeren hinter dem Heere getragen, während der Prieſter nebenher ging, dem Gotte ſeine Gebete darbringend und die Todeskrämpfe des Unglücklichen beobachtend, um daraus den Erfolg der Schlacht zu prophezeien.

Mit dem erfochtenen Siege war die Wuth der Kämpfer noch nicht geſättigt; einige ſtürmten den Fliehenden nach um ſie bis an die Berge oder bis an's Meer zu verfolgen, andere eilten nach den Dörfern der geſchlagenen Feinde um die wehrloſen Greiſe, Weiber und Kinder unbarmherzig niederzumetzeln, oder mit teufliſcher Grauſamkeit zu martern. Die Hütten wurden in Brand geſteckt, die Brodfruchtbäume umgehauen, die Blattknospe oder das Herz der Cocosnußbäume abgeſchnitten, ſo daß noch lange nachher die entblätterten todten Stämme, nackt und wie vom Blitz getroffen, ein trauriges Zeugniß von der teufliſchen Raſerei der Menſchen ablegten.

Am Tage nach der Schlacht wurden die Leichen der Erſchlagenen geſammelt und dem Oro geopfert. Man legte ſie auf einen Haufen oder in Reihen am Meeresgeſtade, um dort von den wilden Hunden zerriſſen und der Verweſung überlaſſen zu werden. Die unteren Kinnladen der vornehmſten Krieger nahm man als Siegestrophäen mit, ſowie auch einige Knochen um Werkzeuge für den Schiffbau oder Fiſchhaken daraus zu verfertigen.

Während der Schlacht ſteigerte ſich zuweilen die Wuth zu einer ſo barbariſchen Höhe, daß ein Krieger ſeinen gefallenen Feind mit der ſchweren Keule platt ſchlug und dann mit ſeiner ſteinernen Streitaxt ein Loch durch die Mitte hieb, durch welches er ſeinen Kopf ſteckte wie er es ſonſt mit der Tiputa zu thun pflegte. Auf dieſe ſchreckliche Weiſe, mit dem Kopf und den ſchlotternden Armen des Erſchlagenen nach vorne und den Beinen nach hinten, ſtürzte der Raſende ſich wieder in das Getümmel der Schlacht. So verbarg ſich bei dem Tahitier unter einem äußeren Firniß von Liebenswürdigkeit die ganze Brutalität des Wilden.

Die beſiegte Partei, die nach den ſchwer zugänglichen Bergthälern geflohen war, deren natürliche Stärke häufig noch die Kunſt vermehrte, wurde auch hier noch von den übermüthigen Feinden verfolgt und belagert, bis ſie

entweder an den Beiſtand der Götter verzweifelnd ſich ergab, oder bei kräftiger Vertheidigung und unüberwindlichen Hülfsmitteln den Frieden erzwang. Dieſer wurde mit großen Ceremonien gefeiert; man hing die Waffen in den Wohnungen auf und nahm die gewöhnlichen Beſchäftigungen des Lebens wieder vor, bis ein neuer Zwiſt zwiſchen benachbarten Inſeln oder zwiſchen dem Könige und den Häuptlingen, oder zwiſchen dieſen untereinander zur Erneuerung jener ſchauderhaften Scenen führte.

Wenn Forſter die unverdorbenen Sitten der Tahitier rühmt, ſcheint er eben nicht an die Geſellſchaft der Areois gedacht zu haben. Es war dieß eine Bande von Gauklern und Tagedieben beider Geſchlechter, die von Inſel zu Inſel und von einem Diſtrict zum andern zogen und überall wo ſie erſchienen, durch ihre zügelloſen Tänze und Schauſpiele die Keime des moraliſchen Verderbens ausſtreuten. Ihre Schutzgötter Oroteteſa und Uruteteſa waren nach den Volksbegriffen Ungeheuer des Laſters und der ganze Lebenswandel der Jünger ging darauf hin, dieſen unzüchtigen Vorbildern nachzuſtreben. Es gab unter dieſen Areois ſieben verſchiedene Claſſen oder Grade, die durch die Verſchiedenheit der Tätuirung ſich zu erkennen gaben. Nur der niedrigſten Claſſe oder den Novizen wurden die ermüdenden Tänze und Pantomimen, womit ſie oft Nächte lang das Volk beluſtigten, aufgebürdet, die höheren Rangordnungen hüteten ſich wohl ihre Kräfte auf ſolche Weiſe zu vergeuden, ſondern ſparten ſie für die Feier der geheimen Myſterien auf.

Da nach den Geſetzen der Geſellſchaft jeder Areoi ſeine Kinder tödten mußte, konnte ſich die Verbindung natürlich nur durch friſchen Zuwachs von außen erhalten, der, wie man ſich leicht denken kann, nicht ſchwer zu erlangen war. Individuen aus allen Claſſen durften ſich als Candidaten melden, doch gingen der Aufnahme viele Ceremonien voran, das Noviciat war langwierig, und nur langſam und mühevoll wurde die Einweihung in die höheren Grade erlangt.

Man glaubte daß diejenigen, die Areois werden wollten, durch göttliche Eingabe dazu getrieben wurden. Wenn alſo jemand ſich der Geſellſchaft anſchließen wollte, trat er bei einer ihrer öffentlichen Vorſtellungen in einem Zuſtande von ſcheinbarem Wahnſinn auf. Gewöhnlich trug er einen Gürtel von gelben Tiblättern um die Lenden, ſein Geſicht war mit Scharlach gefärbt, ſein Haar mit ſtarkriechendem Oel geſalbt und mit zahlreichen Blumen durchflochten. Auf dieſe Weiſe bekleidet, verunſtaltet und verziert, ſtürzte er

durch die Menge, welche um das Haus verſammelt war, wo die ſchamloſen Gaukler ihre Spiele aufführten, und mitten in die Bande dringend, ſchloß er ſich dem Tanz oder der Pantomime mit erheuchelter Wildheit an. Dieſes wurde als eine Meldung zur Aufnahme angeſehen, doch nicht immer wurden die Candidaten angenommen und mußten erſt lange den vornehmeren Mitgliedern der Geſellſchaft dienen, ehe ſie nur zum erſten Grade zugelaſſen wurden.

Die Areois, welche bei uns nur im Dunkel des Geheimniſſes und fern von der ſtrafenden Hand des Geſetzes ihr Unweſen hätten treiben können, ſtanden in Tahiti im höchſten Anſehen, die Häuptlinge ſchätzten ſich glücklich wenn ſie mit deren Beſuche beehrt wurden, und die Mitglieder der erſten Ordnung ſtaunte man als übernatürliche Weſen an. Sogar mit dem Tode hörten die Genüſſe und Vorrechte der vornehmeren Areois nicht auf, denn da es ihnen an Mitteln nicht fehlte, war es ein leichtes durch werthvolle Geſchenke die Dienſte des Prieſters des Gottes Romatane zu dingen, der den Eingang des tahitiſchen Paradieſes bewachte. Dort brachten ſie in Geſellſchaft der Könige und Häuptlinge, denn nur Vornehmheit und Reichthum fanden den Weg zum Aufenthalt der Seligen, eine freudenvolle Unſterblichkeit, im Vollgenuß aller Vergnügungen und Ausſchweifungen, denen ſie ihr Leben gewidmet hatten, zu, während der arme Mann im Po verbleiben mußte. Die Idee einer vergeltenden Gerechtigkeit nach dem Tode war den Tahitiern völlig fremd.

Wie groß die Anzahl der Areois geweſen ſein muß, geht ſchon daraus hervor, daß einſt Cook auf Huaheine nicht weniger als 70 große Boote, die alle mit dieſem liederlichen Geſindel angefüllt waren, vom Ufer ſtoßen ſah. Nur ein Land, wo die Natur ſo freigebig für die Bedürfniſſe des Menſchen ſorgt, konnte den Druck einer ſolchen Horde von nichtswürdigen Faullenzern ertragen. Wenn auch nicht ausſchließlich auf die Geſellſchafts-Inſeln beſchränkt, ſo ſtanden doch hier die Areois in ihrer vollen Blüthe. Sie ſcheinen den Marqueſas und Hawaii fremd geblieben zu ſein, doch werden wir ſie ſpäter im fernen Weſten bei den urſprünglichen Bewohnern der Ladronen, und zwar unter dem faſt gleichem Namen der Uritoys oder Ulitoys, wiederfinden.

Wenn die Areois ſich mit dem gräßlichſten Kindermord befleckten und mit frevelhafter Hand ihre ganze Nachkommenſchaft vertilgten, ſo herrſchte dieſes Verbrechen, wenn auch in geringerem Grade, unter allen übrigen

Volksklassen von der königlichen Familie bis zu den Geringsten hinab. Die Häufigkeit des Kindermordes war schon Cook aufgefallen. Als die ersten Missionare auf Tahiti landeten, fanden sie, daß zuweilen Erwachsene ermordet wurden, daß Menschenopfer häufig vorkamen und daß viele im Kriege erschlagen wurden, aber alles dieses zusammengerechnet erreichte doch bei weitem nicht die Anzahl der von ihren Eltern erwürgten Kinder. Die Insulaner sprachen über diese Gräuelthaten mit der vollkommensten Gleichgültigkeit und Ruhe, und antworteten auf alle Vorstellungen daß es landesgebräuchlich sei. Nicht weniger als Zweidrittel aller geborenen Kinder sollen auf diese Weise umgekommen sein, und die glaubwürdigsten Zeugen wie Nott und Ellis, die jahrelang auf den Gesellschafts-Inseln sich aufhielten und durch ihren Beruf als Missionare in beständigem Verkehr mit dem Volke standen, behaupten, keine einzige Mutter gekannt zu haben, die nicht jenes unnatürliche Verbrechen oft mehr als einmal begangen habe. Manche Eltern hatten sechs, acht, zehn und sogar noch mehrere ihrer Kinder einem frühzeitigen Tode geopfert. Mädchen wurden besonders häufig ums Leben gebracht, Knaben schonte man eher, da der Mann als Fischer, Tempeldiener, Krieger oder Schiffer einen bei weitem höheren Werth als das schwache Weib besaß. Geschah der Mord nicht unmittelbar nach der Geburt, so war das Kind gerettet und wurde fortan, um den Tahitiern gerecht zu sein, mit der größten Liebe behandelt. Der Hauptgrund dieser teuflischen Unthaten lag in der allgemein herrschenden Faulheit. Obgleich die bereitwillige Fruchtbarkeit des Bodens und die freundliche Milde des Klimas, die zum Lebensunterhalte nothwendige Arbeit auf ein sehr geringes Maas beschränkte — so war doch auch dieses für die meisten zuviel, so daß ein Mann mit drei oder vier Kindern, was schon ein seltener Fall war, als ein schwerbeladenes Lastthier angesehen wurde. Um den Eltern die geringe Anstrengung zu ersparen, welche eine etwas zahlreichere Familie ihnen verursacht hätte, wurden tausende von Kindern geopfert. Ein zweiter Grund war die Schwäche und lockere Natur des ehelichen Bandes, welches zwar in den Tempeln mit großen Ceremonien geknüpft, doch unter den geringsten Vorwänden wieder gelöst wurde. Unter den vornehmen Häuptlingen blieb zwar die Ehe nach erfolgter Trennung dem Namen nach bestehen, doch nahm der Mann andere Frauen und die Frau andere Männer. Dieses waren meistens Individuen von einnehmender Persönlichkeit aber geringeren Ranges, und alle Früchte dieser Verbindungen

wurden unbarmherzig getödtet, damit der Familienstolz durch die Vermischung unedleren Blutes nicht zu leiden hätte. Forster's Behauptung, „daß die verehlichten Weiber wahre Muster der Treue waren", war jedenfalls viel weniger begründet als sein Geständniß, „daß die jungfräuliche Keuschheit bei den Tahitiern eben so wenig als bei vielen andern Völkern geachtet wurde." Schon beim oberflächlichsten Besuche konnte diese letztere Thatsache dem Fremden nicht verborgen bleiben, während Forster nach einem Aufenthalt von nur wenigen Wochen unmöglich ein gültiges Urtheil über die Tugend der Ehefrauen fällen konnte.

Sechszehntes Kapitel.

Die Geschichte Tahiti's von der Entdeckung durch Wallis bis auf unsere Zeiten.

Wallis endeckt Tahiti (18. Juni 1767). — Erstes Zusammentreffen mit den Tahitiern. — Die Ziege und der entwendete Hut. — Angriff auf die Boote. — Blutige Kämpfe in der Matavai-Bucht. — Landung. — Entscheidendes Gefecht. — Friede. — Bougainville. — Aatourou. — Cook beobachtet den Durchgang der Venus auf Tahiti. — Der Hohepriester Tupia. — Omai. — Pomaré I. — Ankunft der Missionare. — Pomaré II. — Dessen Bekehrung 1812. — Kehrt nach Tahiti zurück, wird aber von Neuem vertrieben. — Eimeo nimmt das Christenthum an. — Huaheine, Tahaa, Raiatea folgen dem Beispiele. — Die Götzendiener auf Tahiti geschlagen (11 Nov. 1815). — Vollständige Bekehrung der Insel. — Ankunft neuer Missionare, 1817. — Druck des tahitischen Alphabets und der Bibelübersetzung Pomaré's. — Missionshülfsgesellschaft gegründet. — Bau einer großartigen Kirche, in welcher Pomaré getauft und ein neues Gesetzbuch veröffentlicht wird. — Pomaré's Trunksucht und Habgier. — Dessen Tod und Grab. — Pomaré III. — Die Königin Pomaré. — Ankunft der Jesuiten Caret und Laval. — Ihre gewaltsame Vertreibung. — Französische Intervention. — Protectorat. — Besitznahme. — Krieg zwischen den Tahitiern und Franzosen. — Uebertumpelung der tahitischen Lager 17. Dec. 1846. — Ende der Feindseligkeiten. — Traurige Zustände. — Tyrannei. — Skogman über die Königin Pomaré 1852. — Die Novara in Papeiti (Febr. 1859).

Wenn nach langem Umherirren auf der grenzenlosen Wasserwüste, der Seefahrer endlich wieder Land, Berge, grüne Wälder und Gefilde sieht, wenn Singvögel die Stelle der heiseren Möven vertreten und sich ihm freundliche

Menſchen nahen, dann ſchwillt ſein Buſen vor Freude und faſt iſt es ihm wie einem Verbannten, der aus der troſtloſen Fremde zurückkehrt zu den heiß-erſehnten Fluren der Heimath.

Doch wie müſſen ſich dieſe Gefühle ſteigern wenn das Land, welches am Rande des Oceans auftaucht und die wochenlange Einförmigkeit des Meeres-horizontes unterbricht, der Welt bis dahin unbekannt geblieben war, und noch dazu ein Land iſt wie Tahiti, geſchmückt mit allen Reizen der tropiſchen Natur. Dieſes dem Seefahrer nur ſelten beſchiedene Glück wurde Capitän Wallis zu Theil, als er unverhofft am 18. Juni 1767 die hohen Gipfel Tahitis über den Waſſerſpiegel ſich erheben, und beim Heranſegeln zu immer maleriſcheren Umriſſen ſich geſtalten ſah. Möglich iſt es, daß der ſpaniſche Seefahrer Quiros die Inſel bereits früher geſehen, doch Europa blieb ſie nichts deſtoweniger völlig unbekannt, und Wallis, der zuerſt ihre verborgenen Schönheiten der Welt enthüllte, darf mit vollem Rechte als ihr Entdecker gelten.

In der folgenden Morgenröthe zeigte ſich das ſchöne Land in einer Entfernung von etwa 5 Stunden, aber gegen acht Uhr als das Schiff ſchon nahe an der Küſte war, wurde Wallis durch einen dichten Nebel genöthigt beizulegen, und als einige Stunden darauf der Dunſtſchleier ſich verzog, ſah er einige hundert Pirogen heranrudern. Sie waren von verſchiedener Größe und hatten einen bis zehn Mann an Bord. So wie ſie auf Piſtolenſchuß-weite ſich genähert hatten, hielten die Ruderer an, und betrachteten ſtaunend das fremde Meeresungeheuer, welches ihnen plötzlich eine völlig ungeahnte Welt offenbarte. Sie wußten zwar nicht, welche Folgen dieſe Erſcheinung für ihr ganzes künftiges Schickſal haben, wie viel Gutes und Böſes ſich aus ihr noch entwickeln würde, und daß dieſes einer der wichtigſten Tage in der Geſchichte ihrer Inſel ſei. Haſt du wohl ſchon darüber nachgedacht, lieber Leſer, welche Umwälzung es in dem beſchränkten Ideenkreiſe eines Wilden hervorbringen mag, wenn der enge Horizont ſeines bisherigen Da-ſeins ſich auf eine ſo wunderbare Weiſe erweitert, und urplötzlich die Macht der Civiliſation mit ihrer unendlichen Ueberlegenheit wie aus den Wolken zu ihm herabſteigt. Wahrlich nicht anders müßte es uns zu Muthe ſein, wenn die Bewohner eines fernen Sternes ſich zu uns herabließen; und kein Wunder wenn der Polyneſier wähnte, daß die erſten europäiſchen Schiffe, die flüchtig vor ſeinen Riffen erſchienen und wie die Götter den Donner

ſchleuderten und den Blitz vom Himmel gekommen und dann wieder als ſie verſchwanden zu ihm zurückgekehrt ſeien.

Durch freundliche Zeichen aufgemuntert wagten ſich einige der rothbraunen Inſulaner auf's Verdeck, doch während einer derſelben eben in ſeinen Betrachtungen vertieft war, ſtieß ihn eine der an Bord befindlichen Ziegen in die Hüfte. Erſtaunt über dieſen unvermutheten Angriff, drehte er ſich raſch herum und ſah die auf ihren Hinterbeinen ſtehende Ziege, bereit den Stoß zu wiederholen. Die drohende Erſcheinung des nie geſehenen Thieres jagte ihm einen ſolchen Schrecken ein, daß er ſogleich über Bord ſprang, ein Beiſpiel, dem alle ſeine Gefährten folgten; bald aber erholten ſie ſich von ihrer Angſt und kehrten auf's Schiff zurück. Nachdem Wallis ſie mit dem Anblick ſeiner Ziegen und Schafe vertraut gemacht hatte, zeigte er ihnen ſeine Schweine und Hühner, worauf ſie ſogleich durch Zeichen zu verſtehen gaben, daß ihnen dieſe Thiere wohl bekannt ſeien.

Unterdeſſen machten ſie verſchiedene Verſuche einige der herumliegenden Gegenſtände zu entwenden, wurden jedoch meiſtens noch zur rechten Zeit geſtört, bis endlich ein Seecadet, der einen neuen galonirten Hut trug, ſich ihnen näherte und mit einem von ihnen durch Zeichen zu reden anfing. Die Unterhaltung wurde jedoch bald unterbrochen, denn einer der Tahitier trat unbemerkt zum jungen Herrn heran, griff plötzlich nach dem Hut und ſprang damit in die See! Schnell folgten ihm die andern, und ſo endete dieſer erſte freundſchaftliche Beſuch der liebenswürdigen aber leichtfingerigen Inſulaner.

Da hier kein Ankergrund war, fuhr das Schiff weiter längs der Küſte hin, während zugleich die Boote in geringerer Entfernung von derſelben den Meeresboden peilten. Nachmittags wurde vor einer großen Bucht beigelegt, in welche die Boote zur näheren Unterſuchung des Grundes einliefen. Während ſie auf dieſe Weiſe mit dem Senkblei beſchäftigt waren, ſah Wallis, daß eine große Anzahl Pirogen ſich um ſie verſammelte, und da er böſe Abſichten beſorgte und es ihm ſehr darum zu thun war allen Feindſeligkeiten vorzubeugen, machte er ein Signal, daß die Boote ſofort zurückkehren ſollten, und feuerte zugleich einen Neunpfünder über die Köpfe der Inſulaner hinweg, um ſie durch dieſes Zeichen ſeiner Macht einzuſchüchtern. Doch nichts deſtoweniger ſuchten die Tahitier den Booten die Rückkehr abzuſchneiden, und ſchleuderten große Steine in das Boot, wodurch mehrere von der Mann-

ſchaft verwundet wurden. Hierauf feuerte der kommandirende Officier auf denjenigen, der den erſten Stein geworfen hatte und traf ihn in der Schulter. Die Gefährten des Indianers ſprangen ſogleich in die See, die übrigen Pirogen ruderten in aller Eile davon, und die Boote ſetzten nun ungehindert ihren Weg nach dem Schiffe fort. So wußten alſo auch die gutmüthigen Tahitier der Verſuchung nicht zu widerſtehen, Fremde, die ſie für ſchwächer hielten, anzugreifen und zu berauben.

Das Senkblei hatte zwar erwieſen, daß innerhalb des Riffes gehörig tiefes Waſſer war, da aber Wallis auf der Windſeite der Inſel ſich befand, beſchloß er die ſicherere Leeſeite aufzuſuchen, und ſo vergingen noch ein paar Tage, bis er endlich am 23. Juni in die Matavai Bucht einlief. Auf dem Wege dahin war mit den Pirogen der Eingebornen ein lebhafter Tauſchhandel getrieben worden, doch hatten letztere noch einmal einen Angriff auf ein Boot gewagt, ſo daß die Engländer zur Selbſtvertheidigung Feuer geben mußten, wodurch ein Inſulaner getödtet und ein anderer ſchwer verwundet wurden. Am Morgen des 24. Juni verſammelten ſich eine Menge Canots um das Schiff, mit Schweinen, Geflügel und Brodfrüchten beladen, die von zwei dazu beorderten Seecadetten gegen Meſſer, Nägel, Glasperlen und andere Kleinigkeiten getauſcht wurden. Allen andern an Bord war das Handeln unterſagt, um nicht den Markt zu verderben; ſo wie auch kein Inſulaner mehr auf's Verdeck zugelaſſen wurde, da ihre früheren Beſuche gezeigt hatten, daß nichts vor ihrer diebiſchen Geſchicklichkeit ſicher war.

Inzwiſchen nahm die Anzahl der Canots immer zu, und endlich kamen auch noch ſehr große Doppelpirogen herbei, jede mit 15 bis 20 athletiſchen Geſtalten bemannt, und wie Wallis mit einiger Beſorgniß bemerkte, weit eher zum Kriege als zum friedlichen Austauſch ausgerüſtet, da ſie offenbar mehr Steine als Lebensmittel an Bord führten. Andere Canots waren mit Weibern befrachtet, die ſirenenartig durch freundliche Geberden die Aufmerkſamkeit der Fremden von den großen Kriegspirogen abzulenken ſuchten, welche unter rauhem Geſange und dem hohlen Ton der Tritonshörner einen dichten Kreis um das Schiff ſchloſſen. Nach einiger Zeit wurde von einem Manne, der auf einem Dache ſaß, welches über einer der Doppelpirogen ſich erhob, wiederholte Zeichen gemacht, daß er ſich dem Schiffe zu nähern wünſche, wozu Wallis ſogleich die Erlaubniß ertheilte. Als das Boot herangerudert war, gab der Wilde einem der Matroſen einen Strauß von

rothen und gelben Federn, mit der Bedeutung, ihn dem Befehlshaber zu überreichen.

Wallis empfing die Gabe mit freundlicher Miene und wollte sie mit einem passenden Gegengeschenk erwiedern, als er zu seinem Erstaunen wahrnahm, daß der vermeintliche Friedensbote sein Canot bereits vom Schiffe abgestoßen hatte, worauf sich ein allgemeines Geschrei aus allen Pirogen erhob, die sogleich mit schnellen Ruderschlägen sich dem Schiffe näherten und von allen Seiten Steine wie Hagel auf's Verdeck regnen ließen.

So war also der Krieg erklärt, und da viele von der Mannschaft durch den Scorbut geschwächt waren, sah man sich genöthigt gegen die numerische Uebermacht mit der ganzen furchtbaren Gewalt der europäischen Schießwaffen aufzutreten. Musketensalven und Kanonendonner erweckten den Widerhall der Gebirge, die solch ein Dröhnen noch nie gehört: und namentlich spieen einige schwere Geschütze unaufhörlich ihre Kugeln auf eine Stelle am Strande, wo eine große Menge Canots noch immerfort Leute aufnahmen und in aller Eile nach dem Schiffe abstießen. Als die schwere Artillerie zu spielen anfing waren nicht weniger als 300 Boote um das Schiff versammelt, mit wenigstens 2000 Mann an Bord, viele tausende waren außerdem noch auf dem Strande versammelt, und andere Pirogen ruderten von allen Seiten herbei: das Schießen vertrieb jedoch bald diejenigen die in der Nähe waren, worauf auch die andern umkehrten. So wie Wallis dieses bemerkte, gab er augenblicklich Befehl das Schießen einzustellen, da er hoffte, daß die Insulaner nach dieser Probe seiner Ueberlegenheit, den Kampf nun nicht wieder erneuern würden.

In dieser Erwartung fand er sich aber leider getäuscht, denn eine große Anzahl der auseinander getriebenen Pirogen näherten sich von Neuem dem Vordertheil des Schiffes, und fingen wiederum an aus ziemlich beträchtlicher Entfernung, aber mit großer Gewaltund Sicherheit etwa zweipfündige Steine auf's Verdeck zu schleudern.

Zu gleicher Zeit sah man einige andere wohlbemannte Canots dem Hintertheile des Schiffes zurudern, welches sie für dessen schwache Seite halten mochten, da noch kein Schuß von dorther gefallen war, doch Wallis ließ sogleich einige Kanonen auffahren um sie gehörig zu begrüßen. Eins dieser Boote, welches einen großen Häuptling an Bord zu haben schien, da alle Signale von demselben ausgingen, wurde durch einen glücklichen

Schuß in den Grund gebohrt, worauf alles mit ſolcher Eile auseinander ſtob, daß nach einer halben Stunde kein einziges Fahrzeug mehr zu ſehen war, und zugleich das zahlreich am Strande verſammelte Volk mit der größten Beſtürzung auf die Berge floh.

So endete dieſer für die Tahitier ſo verhängnißvolle Kampf, und die tiefſte Stille herrſchte, wo wenige Augenblicke zuvor der wilde Aufruhr der Schlacht getobt hatte.

Da nun nichts mehr der Landung ſich widerſetzte, wurde das Schiff nach einem bequemen Ankerplatz bugſirt, einem Flüßchen gegenüber, aus welchem die Waſſerfäſſer mit Leichtigkeit gefüllt werden konnten. Eine Abtheilung bewaffneter Seeſoldaten wurde an's Land geſchickt, und an einer offenen Stelle unter dem Schutze des Schiffes und der Boote eine Stange mit der engliſchen Flagge aufgepflanzt. Am Tage wagten nur wenige Inſulaner mit unterwürfigen Geberden ſich herbei, denen man verſtändlich zu machen ſuchte, daß wenn ſie nicht angriffen, man durchaus nichts Böſes gegen ſie vorhabe und nur Waſſer und Lebensmittel verlange, die man mit Eiſen und Glasperlen reichlich bezahlen würde.

Doch ſo wie die Nacht einbrach, erſchallte das barbariſche Getöſe der Trommeln und Tritonshörner, und zahlreiche Lichter bewegten ſich am Ufer hin und her. Am folgenden Morgen war die Stange fort; da aber kein Eingeborner ſich ſehen ließ, wurden Boote zum Waſſereinnehmen an's Land geſchickt, welches Anfangs ohne alle Störung vor ſich ging; doch bald belebte ſich die Scene auf eine ſehr bedrohliche Weiſe, denn vom Schiffsverdeck aus konnte man mit den Ferngläſern deutlich ſehen, wie eine große Menge Canots, ſowohl den weſtlichen als den öſtlichen Eingang der Bucht umſchifften, und wie zugleich das Dickicht hinter dem Landungsplatze von Inſulanern wimmelte, die unter dem Schutze des Gehölzes ſich näherten, während andere in bedeutender Anzahl von einem etwa vier engliſche Meilen entfernten Hügel herabſtiegen. Da die Pirogen, ſowie ſie in die Bucht eingelaufen waren, öfters an's Land ſtießen um mit Steinen beladene Krieger an Bord zu nehmen, während eine Menge Frauen und Kinder auf einem Hügel ſich gelagert hatten, der die ganze Bucht und den Strand beherrſchte, konnte Wallis nun nicht mehr daran zweifeln, daß man das Glück der Schlachten in einem zweiten allgemeinen Angriff verſuchen wollte. Die ſchnellſte Entſcheidung war offenbar die am wenigſten unheilvolle, und folglich auch die

menſchlichſte, er beſchloß daher den Kampf ſogleich mit aller Energie zu eröffnen, und mit einem Schlage allen künftigen Feindſeligkeiten ein Ende zu machen. Die Kartätſchen, die er auf die nächſten Pirogen regnen ließ, hatten ſogleich die Wirkung, daß die andern eiligſt entweder auf den Strand liefen oder hinter den vorſpringenden Landzungen ſich verſteckten; ſowie die Kugeln, die in das Gehölz geſchleudert wurden die Inſulaner bald daraus vertrieben, welche nun dem Hügel zuliefen, wo die Weiber und Kinder ſich gelagert hatten. Hier waren nun mehrere tauſende verſammelt, die in jener Entfernung ſich vollkommen ſicher hielten; um ihnen aber auch noch dieſen letzten Irrthum zu benehmen, zerſchmetterten alsbald einige Kanonenkugeln die Baumkronen über ihren Köpfen, und unter dem Gekrach der geborſtenen Aeſte floh der ganze Troß mit ſolchem Entſetzen, daß in weniger als zwei Minuten keiner mehr zu ſehen war. So hatte denn „das letzte Wort der Könige" die Küſte vollſtändig geſäubert, und um die Lehre zu vervollſtändigen, wurden die Schiffszimmerleute mit ihren Aexten an's Land geſchickt, um die Pirogen, welche man an den Strand hatte laufen laſſen, zu zerſtören. Vor Mittag hatten ſie die Arbeit bereits beendigt, und mehr als fünfzig große Boote zerſchlagen. Nichts wurde an Bord gefunden als Steine und Schleudern, wodurch Wallis' ſtrenges Verfahren ſich vollkommen rechtfertigte.

Noch an demſelben Tage erſchienen zehn Eingeborene mit grünen Zweigen, dem Zeichen des Friedens, und von nun an wurde die Eintracht zwiſchen den Inſulanern und den gefürchteten Fremden nicht mehr unterbrochen. Ein lebhafter Handel eröffnete ſich, die Kranken wurden ans Land gebracht, wo unter einem ausgeſpannten Zelte ihre Geſundheit ſich erholte, das Schiff ward in aller Ruhe vollſtändig ausgebeſſert, und als Wallis am 27. Juli die Inſel verließ, legte ſich bei den Tahitiern, die er bei ſeiner Ankunft ſo ſchwer gezüchtigt hatte, eine Trauer an den Tag, welche den ſicherſten Beweis lieferte, daß ihre Strafe nicht unverdient geweſen war, denn Ungerechtigkeit würde ſie gewiß nicht ſo verſöhnlich geſtimmt haben.

Hätte Wallis die Inſel nicht entdeckt, ſo wäre es ſchon neun Monate ſpäter durch den franzöſiſchen Weltumſegler Bougainville geſchehen, der im April 1768 in die Hidia Bucht an der Oſtküſte einlief und dort zehn Tage verweilte. Das freundliche Zutrauen der Eingebornen war ſo groß, daß einer derſelben ſogar den Wunſch ausdrückte Bougainville nach Europa zu

begleiten; eine Bitte die ihm gerne gewährt wurde, da man auf dieſem unbekannten Meere, wo man wahrſcheinlich noch Menſchen von derſelben Race und Sprache finden würde, ſich gute Dienſte von ihm verſprach, und auch noch hoffen durfte, ihn ſpäter mit Kenntniſſen bereichert als Werkzeug der Bildung nach ſeinem Vaterlande zurückzuſchicken. Aotourou blieb eilf Monate in Paris und wurde dann nach Ile de France gebracht, deſſen Gouverneur Befehl erhielt ein Schiff auszurüſten, welches ihn wieder nach Tahiti führen ſollte. Seine ferneren Schickſale ſind indeſſen unbekannt.

Wie müſſen die von der Welt ſo lange abgeſchiedenen Inſulaner geſtaunt haben als Schlag auf Schlag, nach den ſo ſchnell auf einander folgenden Beſuchen von Wallis und Bougainville, nun auch noch Cook am 13. April 1769 in die Matavai Bucht einlief. Die neuentdeckte Inſel war nämlich von der britiſchen Regierung als der paſſendſte Punkt gewählt worden, um den aſtronomiſch ſo wichtigen Durchgang der Venus zu beobachten, bekanntlich ein Hauptzweck der erſten Erdumſegelungsreiſe des großen Seefahrers. Es war alſo dießmal keine flüchtige Erſcheinung durch die Launen des Zufalls, oder die dringende Nothwendigkeit herbeigeführt, ſondern ein längerer Aufenthalt, während deſſen man auch Gelegenheit gewann, die Inſel und ihre Bewohner gründlicher kennen zu lernen, als es durch die früheren Reiſen möglich geweſen war.

Als Cook zum erſten Mal an's Land ſtieg, zeigten ſich ſogleich die heilſamen Folgen des früheren energiſchen Auftretens von Wallis, denn mit grünen Friedenszweigen und unterwürfigen Geberden kamen die Tahitier ihm entgegen. Keine Einwendungen wurden gemacht, als er auf der nördlichſten Landzunge der Inſel, welche ſpäter wegen der hier gemachten Beobachtungen den Namen der Venus Spitze erhielt, ein kleines Fort zum Schutz ſeines Obſervatoriums erbaute; viele leiſteten ihm ſogar dabei hülfreiche Hand. Aus dem ganzen freundlichen und zutraulichen Benehmen der Inſulaner ging hervor, daß ſie zwar die Ueberlegenheit der weißen Männer fühlten, aber zugleich auch das feſte Vertrauen hatten, daß man ihnen nichts zu Leide thun, ſie vielmehr reichlich beſchenken würde, wenn ſie nur ſelbſt aller muthwilligen Angriffe ſich enthielten. Das Stehlen jedoch konnten ſie nicht laſſen, und Cook nennt ſie die geſchickteſten Diebe der Welt. Die Entwendung ſeines Quadranten hätte ſogar faſt den ganzen Zweck der Expedition vereitelt, doch glücklicher Weiſe gelang es nach vieler Mühe, das unſchätzbare

Inſtrument wieder zu erlangen. Man kann ſich denken mit welcher Spannung man der Stunde entgegenſah, in welcher der Planet durch die Sonnenſcheibe wandern ſollte, denn eine einzige Wolke konnte alle Hoffnungen, um derentwillen man die weite Reiſe von einem andern Welttheil unternommen hatte, zu Nichte machen. Der größeren Sicherheit wegen ſchickte daher Cook eine Partei nach Eimeo und eine andere oſtwärts vom Hauptobſervatorium, damit das Beobachten wenigſtens an einem jener Punkte gelingen möchte, wenn es an der Venus Spitze durch irgend eine Ungunſt der Witterung verhindert würde.

Aber am Tage des Durchgangs (3. Juni 1769) hatte man die Freude, die Sonne klar und wolkenlos dem Ocean entſteigen zu ſehen und der Planet, der beim reinſten Himmel Morgens um 9 Uhr 25 Minuten und 42 Secunden die Sonnenſcheibe zuerſt berührte, tauchte Nachmittags um 3 Uhr 32 Minuten 10 Secunden, bei gleicher Heiterkeit der Atmoſphäre, wieder in's Luftmeer hervor.

Cook begnügte ſich nicht wie ſeine Vorgänger mit dem Beſuch der unmittelbaren Umgebung des Hafens, in welchem ſein Schiff vor Anker lag, ſondern er umfuhr mit ſeinem Hauptboot die ganze Inſel, die er alſo zuerſt genau geographiſch aufnahm. Auf dieſer Excurſion, welche ſechs Tage dauerte (26. Juni bis 1. Juli), wurde er überall freundlich empfangen, doch fehlte es auch nicht an Verſuchen, ihm Kleidungsſtücke und Inſtrumente zu entwenden.

Von Tahiti ſegelte Cook nach dem öſtlichen, von jener Hauptinſel entfernteren Theil der Gruppe, den vor ihm noch kein Europäer beſucht hatte, und brachte mehrere Tage auf Huaheine, Raiatea und Borabora zu. Wegen ihrer großen Nähe bei einander gab er ihnen den Namen Geſellſchaftsinſeln, der ſpäter auf die ganze tahitiſche Gruppe überging.

Auf dieſer Reiſe begleitete ihn Tupia, der ehemalige Hoheprieſter, ein Mann von bedeutenden geiſtigen Fähigkeiten, der, wie Aotourou, ſich ohne Rückhalt den Fremden anvertraute, um die Wunder ihrer fernen Heimath zu beſchauen. Es zeigte ſich, daß dieſer tahitiſche Seelſorger durchaus nicht in den Künſten unerfahren war, welche der böſe Leumund ſeiner Caſte auch wohl in andern Ländern vorwirft. Wenn die Briſe ausblieb, pflegte er durch Gebete an ſeinen Gott Tane den Wind zu berufen, und behauptete, daß er es niemals ohne Erfolg gethan habe. Man merkte jedoch bald, daß er den paſſenden Augenblick für ſeine Beſchwörungen recht gut zu wählen

wußte, denn er hob erſt dann zu beten an, als die Briſe ſchon auf dem fernen Waſſer zu ſpielen anfing und nothwendig das Schiff erreichen mußte, noch ehe ſeine Beſchwörungen zu Ende waren. Als er aber merkte, daß die Engländer ihn auslachten, war er klug genug, den guten Tane nicht ferner zu beläſtigen.

Tupia machte Cook's Entdeckungen auf Neu Seeland mit; ſegelte mit ihm längs der damals noch unbekannten Oſtküſte Neu Holland's, fuhr durch die Endeavour Straße, und ſtarb in Batavia an einem bösartigen Fieber.

Glücklicher war Omai, ein Eingeborner Raiatea's, den Cook mitnahm, als er zum zweiten Mal die Geſellſchaftsinſeln im September 1773 beſuchte; und vier Jahre ſpäter auf ſeiner dritten Reiſe nach dem Vaterlande wieder zurückbrachte. Omai wurde dem Könige von England vorgeſtellt, von der vornehmen Geſellſchaft gehätſchelt, lernte die feinen Manieren eines Gentleman, und bildete ſich zum tüchtigen — Schachſpieler aus. Seine Gönner ſcheinen ſich aber wenig darum bemüht zu haben, ihn in ſolchen Kenntniſſen unterrichten zu laſſen, die ihm und ſeinen Landsleuten ſpäter von größerem Nutzen hätten ſein können — wie im Ackerbau und den mechaniſchen Künſten. Er vergoß Thränen, als er von ſeinen Freunden, namentlich von Sir Joſeph Banks, Abſchied nahm, freute ſich aber doch, das neblige kalte England mit dem ſonnigen Paradieſe ſeiner Heimath wieder zu vertauſchen. Cook ſiedelte ihn auf Huaheine an und ließ ein Haus für ihn errichten, worin die zahlreichen Geſchenke, die er mit ſich führte, untergebracht wurden. Es befand ſich kein einziges Ackerbaugeräth, oder ſonſtiges nützliches Werkzeug darunter — wohl aber ein Harniſch, Gewehre und Piſtolen, Pulver und Kugeln, Feuerwerke, eine elektriſche Maſchine und eine Drehorgel.

Leider erfüllte Omai durchaus nicht die Erwartungen, die man von ſeiner Einführung in die gebildete Geſellſchaft hätte erwarten können, denn ſtatt ſeine Landsleute in die europäiſchen Sitten einzuweihen, warf er gar bald ſeine engliſche Kleidung ab und kehrte ganz zu den urſprünglichen Gewohnheiten ſeiner Landsleute zurück. Der König der Inſel, um ſich des Beiſtandes ſeiner Waffen zu verſichern, gab ihm ſeine Tochter zur Frau „und den Ehrentitel Paaria der Weiſe oder Gebildete". Aber dieſer Weiſe ſcheint den Reſt ſeines Lebens in unrühmlicher Trägheit zugebracht zu haben, und wird ſogar beſchuldigt, ſich zum elenden Werkzeug der tyranniſchen Launen des Königs erniedrigt zu haben, denn dieſer machte ſich nicht nur die Schieß-

ertigkeit Omai's im Kriege zu Nutzen, ſondern ließ ihn häufig auch noch auf die Vorüberziehenden zielen, um zu ſehen, wie weit die Kugel wohl treffen möchte. Auch an dieſem Beiſpiel läßt ſich erkennen, wie wenig der äußere Firniß der Civiliſation bedeutet.

Als Cook die Geſellſchaftsinſeln beſuchte, hatte vor Kurzem eine politiſche Revolution auf Tahiti ſtattgefunden, der rechtmäßige Thronerbe war beſeitigt worden und ein Neffe des früheren Königs bekleidete die höchſte Würde. Nach einem unter den Polyneſiern häufig vorkommenden Gebrauche nahm dieſer neue Machthaber einen anderen Namen an, der ſpäter auch auf ſeine Nachfolger überging. Auf einem Ausflug in's Gebirge nämlich, wo er die Nacht an einem windigen Orte zubrachte, erkältete er ſich und ſein Gefolge nannte deßhalb dieſe Nacht po mare „die Nacht des Huſtens," ein Name, der dem König ſo wohl gefiel, daß er ihn ſogleich annahm.

Die Verpflanzung des Brodbaums nach Weſtindien veranlaßte die nächſten Beſuche der Europäer, und führte zu den bereits beſchriebenen romantiſchen Begebenheiten, welche dem vereinſamten Felſen der Pitcairn Inſel ein ſo hohes Intereſſe verleihen. Sie hatte auch noch für Pomare die wichtige Folge, daß er mit Hülfe der Meuterer der Bounty alle ihm noch feindliche Häuptlinge auf Tahiti und Eimeo unterwarf. Noch lebte dieſer Herrſcher († 1803), als im Jahre 1797 der „Duff", wie bereits erwähnt, die erſten engliſchen Miſſionare nach Tahiti brachte, doch der ſonderbaren Landesſitte gemäß, nach welcher der König abdankte, ſobald ihm ein Sohn geboren wurde, regierte er nur noch als Regent. Unter dem Schutze des königlichen Hauſes ließen ſich die Miſſionare an der Matavai Bucht nieder, doch Jahre lang blieben alle ihre Beſtrebungen fruchtlos, erſt 1812, als Pomare II. ſich offen zum Chriſtenthum bekehrte, fing der Umſchwung an, der raſch zum vollſtändigen Siege des Evangeliums führte. Eine ſchwere Zeit war dieſem Ereigniß vorhergegangen. Nach dem Tode Pomare des Erſten hatte ſich nämlich ein langwieriger Krieg zwiſchen deſſen Nachfolger und einem Bunde der mächtigſten Häuptlinge entſponnen, der im Jahre 1808 für den jungen König eine ſo ungünſtige Wendung nahm, daß er ſich genöthigt ſah, Tahiti zu räumen und im benachbarten, ihm treu gebliebenen Eimeo, beſſere Zeiten abzuwarten. Auch die Miſſionare folgten ſeinem Beiſpiel und begaben ſich nach Port Jackſon, mit Ausnahme Nott's, der dem Könige folgte. Der kleinen, erſt kürzlich aufgeſtellten Druckerei, welche ſie

in der Eile der Flucht zurückließen, ging es ſchlecht; denn aus den Typen ließen die empörten Häuptlinge Kugeln und aus den Alphabeten und Leſebüchern Patronen machen.

Doch auch hier zeigte es ſich, daß das Unglück oft ſegensreiche Früchte trägt, denn Pomare's vorübergehender Sturz, der zugleich alle Hoffnungen der Miſſionare zu zertrümmern ſchien, trug weſentlich dazu bei, die Bahn zu ihren ſpäteren Erfolgen zu ebnen. Oro hatte offenbar dem vertriebenen Pomare nur wenig genutzt, ſollte vielleicht der Gott der Weißen ihm einen kräftigeren Schutz gewähren? und ſein jetziges Mißgeſchick vielleicht nur die gerechte Strafe ſein, daß er deſſen Macht nicht anerkannt? Solche Gedanken bewegten die Seele des Vertriebenen mehr und mehr, und lenkten ihn zu immer ernſtlicheren Betrachtungen über das Chriſtenthum. Er unterhielt ſich oft mit den Miſſionären, die ſich wieder um ihn verſammelt hatten, übte ſich unter deren Leitung im Leſen und Schreiben und ſprach immer kräftiger Gefühle und Ueberzeugungen aus, welche den ihn umgebenden Götzendienern eben ſo ſehr mißfielen, als ſie die Lehrer des Evangeliums mit Ueberraſchung und Freude erfüllten.

Endlich am 12. Juli 1812 zögerte Pomare nicht länger ſeine Götzenverachtung öffentlich an den Tag zu legen.

Es war Sitte, die Schildkröten, die man im Meere fing, dem Könige darzubringen, doch mußten ſie erſt feierlich im Tempel gekocht werden. Ein Theil, und zwar nicht der ſchlechteſte, wurde dem Götzen gewidmet, der ſich das leckere Fleiſch, natürlich durch den Mund ſeiner Prieſter, wohlſchmecken ließ; den andern genoß die königliche Familie, die um keinen Preis vor jener Ceremonie davon zu koſten gewagt hätte, da, wie die Prieſter verſicherten, ein ſolches Vergehen augenblicklich die furchtbarſte Strafe nach ſich ziehen würde.

Man denke ſich alſo das Staunen des Volks, als an jenem Tage der König, einige ihm dargebotene Schildkröten ohne weiteres in ſeine eigene Küche zu tragen befahl. Die verdutzten Diener hielten es anfangs für einen Scherz, aber Pomare wiederholte ſeinen Befehl, und zwar mit ſo nachdrücklichem Tone, daß ſie zitternd gehorchten. Der König ſetzt ſich zu Tiſche und ladet die anweſenden Häuptlinge ein, die Schildkröten mit ihm zu theilen; doch eher hätte Don Juan ſie vermocht mit dem ſteinernen Gaſte anzuſtoßen. Sie glaubten nicht anders als den gotteslästerlichen Herrn am erſten

Biſſen erſticken zu ſehen — aber die Schildkröte ſchmeckte Pomare vortrefflich, der nun vollends vor dem ohnmächtigen Oro allen Reſpekt verlor.

Er berief eine Verſammlung der Häuptlinge, erzählte ihnen die offenbare Schwäche des Götzen, verkündigte ſeinen Entſchluß, fortan dem Gott der Chriſten zu dienen, ermahnte ſie ſeinem Beiſpiele zu folgen, zugleich verſichernd, daß er Niemand dazu zwingen wolle, und befahl ſofort eine Kapelle zu errichten, in welcher das Evangelium gepredigt werden ſollte.

Bald darauf kamen aus Tahiti zwei ihm ergebene Häuptlinge mit der erfreulichen Botſchaft an, daß die Stimmung gegen ihn ſich verbeſſert habe, und die Inſel bereit ſei, ihn wieder als Herrſcher aufzunehmen. Pomare folgte der Einladung — als man aber ſeine Bekehrung erfuhr, wuchs wiederum die Macht ſeiner Feinde, und nach zweijährigen vergeblichen Verſuchen ſeine Herrſchaft auf der Hauptinſel ſeines kleinen Reiches wieder herzuſtellen, kehrte er wiederum nach Eimeo zurück. Hier hatte unterdeſſen das Chriſtenthum reißende Fortſchritte gemacht, beſonders ſeitdem der Prieſter Pati die Götzenbilder aus dem unter ſeiner Aufſicht ſtehenden Tempel herauswarf und öffentlich verbrannte. (Juli 1813.) Eins dieſer ſcheußlichen Idole nach dem andern ergreifend, entriß er ihnen das Tapatuch und die rothen Federn, welche ihre nackte Unform ſchmückte, drückte ſeinen Schmerz aus, ſie jemals angebetet zu haben, verſchmähte ihre Ohnmacht, und warf die häßlichen Holzklötze der Reihe nach in's Feuer. Man denke ſich die verſchiedenen Gefühle, welche die Bruſt der Zuſchauer bewegten. Hier die Miſſionare zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, denn wenn ſie auch begriffen, wie ſehr dieſer ſeltſame Auftritt den Aberglauben der Eingebornen erſchüttern mußte, ſo wußten ſie doch, daß die Zahl ihrer Schüler noch ſehr klein war, und wie leicht konnte die Volkswuth verderblich hervorbrechen: dort die Götzendiener, das Strafgericht des frevelhaften Pati erwartend. Aber die ſtaunende Menge blieb unbeweglich, unbeweglich wie die lodernden Götter.

Die Kunde dieſes Ereigniſſes verbreitete ſich mit Schnelligkeit über die Inſeln, und verfehlte ihre Wirkung nicht. Huaheine, Tahaa, Raiatea nahmen noch in demſelben Jahre das Chriſtenthum an; und auch auf Tahiti gewann die neue Lehre einen immer feſteren Boden. Hier jedoch ſtieß ſie auf einen heftigeren Widerſtand, da die widerſpenſtigen Häuptlinge und die Oropriester ſich gegenſeitig ſtützten und erſtere es ſich nicht verhehlten, daß auch ihr Anſehen durch den Sturz der Götzen bedroht ſei. So wurden die Neubekehrten

erſt verſpottet und verhöhnt, dann ihres Eigenthums beraubt und wie die wilden Thiere verfolgt, um dem blutigen Kriegsgott geopfert zu werden. Es wurde ſogar eine förmliche Bartholomäusnacht (7. Juli 1814) beſchloſſen; doch glücklicher Weiſe erfuhren die Chriſten noch zeitig genug die drohende Gefahr und entkamen nach Eimeo.

Nach ihrer Flucht entzweiten ſich die Heiden unter einander; das Chriſtenthum griff aller Verfolgungen ungeachtet weiter und weiter um ſich, Pomaré kehrte im Juli 1815 abermals nach Tahiti zurück und am 11. November wurde die entſcheidende Schlacht geliefert, in welcher Upufara, der Anführer der Götzendiener, getödtet wurde. In der Trunkenheit des Sieges wollten ſchon die Krieger Pomaré's die fliehenden Feinde verfolgen, um ſie nach dem alten Kriegsbrauch niederzumetzeln, doch mit donnernder Stimme rief der König: „Halt! die Gebirge gehören mir, verfolgt die Beſiegten nicht dahin; mir gehören auch die Corallenfelſen, wohin ihre Weiber und Kinder geflohen ſind, laßt ſie dort in Ruhe! Tödtet Niemanden! Nur die Beute ſei euer, die ihr auf dem Schlachtfelde findet."

Dieſe unerhörte Barmherzigkeit rührte des Feindes Herz, und manche, die am Morgen noch für Oro gefochten hatten, wohnten am Abend dem Dankgebet der ſiegreichen Chriſten bei.

Nun wurden überall die Tempel der geſtürzten Götzen verbrannt, Schulen gegründet und Kapellen erbaut. Ein Geiſt des Gebetes und der Buße verbreitete ſich über das Volk, und die ſtrenge Sonntagsfeier ward eingeführt; oder wie Chamiſſo ſich ausdrückt: „der Tabou des Sabbaths ſenkte ſich über die Kinder der Freude."

Im Jahre 1817 langten neue Miſſionare mit einer Druckerpreſſe in Tahiti an, um ihre dort bereits thätigen Brüder in deren erweitertem Wirkungskreiſe zu unterſtützen.

Unter der Leitung des Miſſionars Ellis, des berühmten Verfaſſers der „Polynesian Researches", der das Drucken erlernt hatte um dadurch ſeine Zwecke deſto beſſer zu fördern, ſetzte Pomaré eigenhändig die erſte Seite des tahitiſchen Alphabets und zog die erſten Bogen unter der Preſſe ab. Monate lang wurde die Werkſtatt von den Eingeborenen umlagert, da man nur wenige zugleich hereinlaſſen konnte, und bald war es nicht mehr die Neugierde allein, welche die Menge herbeizog, denn von allen Punkten

der Insel kamen sie lehrgierig heran, um sich das Alphabet zu kaufen oder schenken zu lassen.

Diesem ersten Elementarwerk folgte bald eine wichtigere Schrift, die man mit vollem Rechte zu den Merkwürdigkeiten der Presse rechnen darf. Während seiner Verbannung auf Eimeo hatte nämlich Pomaré mit dem Missionar Nott an einer Uebersetzung des Evangelii Lucä gearbeitet, welche nun in einer ersten Auflage von 3000 Exemplaren, nach des Königs eigenhändigem Manuscript, abgezogen wurde.

In kurzer Zeit bildete Ellis unter diesem begabten Volke Buchdrucker aus, und zum Binden der Bücher wurde Jagd auf die wilden Katzen gemacht, eine Benutzung derselben, die Cook schwerlich ahnte, als er die ersten zwanzig Stammeltern des Geschlechts auf der Insel zurückließ.

Rüstig schritt man auf der Bahn der Reformen oder vielmehr der gänzlichen Umgestaltung aller früheren Lebensbegriffe vor. Das früher untergeordnete Weib genoß nun gleiche Rechte mit dem Manne, und das verderbliche Awa trinken wurde abgeschafft, sowie man schon früher die ausschweifende Gesellschaft der Areoys aufgehoben hatte.

Auf dem noch vor wenigen Jahren dem Götzen Oro blindlings ergebenen Tahiti, entstand 1818 unter Pomaré's Präsidentschaft eine Missionshülfsgesellschaft, deren Gaben dazu beitragen sollten, auch fremden Völkern die Wohlthaten des Christenthums mitzutheilen; und der mit voller Seele dem neuen Glauben anhängende König, beschloß ihn durch den Bau einer großartigen Kirche zu verherrlichen. Da der Nutzen hiervon nicht sehr einleuchtend war, suchten die Missionare ihn von diesem Gedanken abzubringen. Doch Pomaré erwiederte, man habe auf der Insel so viel Großes für die Götzen gethan, daß es ihm wohl erlaubt sei auch etwas Großes für den wahren Gott zu thun. Das kolossale Gebäude, welches man die Cathedrale von Tahiti nannte, ward am 11. Mai 1819 eingeweiht. Es war 712 Fuß lang und 54 breit, zählte 133 Fenster und 29 Thüren; 36 hohe Brodbaumstämme stützten die Firste des Daches und 280 kleinere Säulen trugen dessen abschüssige Seiten rings herum. Auf drei Kanzeln konnte zu gleicher Zeit gepredigt werden, ohne daß die Stimmen der Prediger sich gegenseitig störten; doch das eher für eine Rennbahn als eine Kirche passende Gebäude wurde nicht lange benutzt, und 1838 fand D'Urville nur noch dessen Trümmer. Hier war es, wo Pomaré in Gegenwart seines ganzen Volkes am

16. Juli (oder nach anderen Berichten am 16. Mai 1819) getauft wurde, obgleich er sich schon seit Jahren zum Christenthum bekannte. Dieser feierlichen Handlung war die Veröffentlichung eines Gesetzbuches vorangegangen, in welchem unter andern auch das altsächsische Schwurgericht mitten in die Südsee verpflanzt wurde. Nur Mörder und Rebellen sollten mit dem Tode bestraft werden, und später wurde auch diese äußerste Strenge des Gesetzes zur lebenslänglichen Verbannung nach der Palmerston Insel gemildert. Fast alle übrigen Vergehen wurden mit Zwangsarbeit auf der Landstraße bestraft, doch während der Bigamist nur 40 Klafter Weges zu machen hatte, kam der Sabbathbrecher nicht unter 50 davon. Auch der Trunkenbold mußte den Weg um 5 Klafter verlängern, und die dem Spiritus übermäßig ergebene Schöne zwei große Matten, die eine für den König, die andere für den Distriktsvorsteher flechten.

Leider muß bekannt werden, daß wenn dieser letzt erwähnte Artikel des Gesetzes auf Pomaré selber angewendet worden wäre, keiner fleißiger als er am Wege hätte bauen müssen. In der letzten Periode seines Lebens ergab er sich vollständig dem Trunke, und zog sich dadurch eine tödtliche Wassersucht zu, an welcher er am 7. December 1821 im 47. Lebensjahre starb. D'Urville erzählt, daß wenn er des Morgens nach dem kleinen Kiosk sich begab, wo er sich mit Bibelübersetzungen beschäftigte, er unter einem Arm die heilige Schrift und unter dem andern die Rumflasche trug. Wurde ihm dann bei der Arbeit der Kopf durch den allzu reichlichen Genuß des verführerischen Lebenswassers verwirrt, so pflegte er selbstanklägerisch auszurufen: „O Pomaré! dein Schwein ist jetzt vernünftiger als Du!"

Auch eine unersättliche Habgier wird ihm vorgeworfen, so daß er in seinen letzten Lebensjahren sich das Handelsmonopol aller Produkte des Landes aneignen wollte. Er kaufte zum Verkehr mit Port Jackson ein paar Schiffe zu unmäßigen Preisen und belud sie mit Cocosnußöl und Arrowroot, die seine Unterthanen ihm zu einem festen niedrigen Preise liefern mußten und keinem andern verkaufen durften. Diese Speculationen brachten jedoch nur den Abenteurern Nutzen die ihn dazu überredet hatten; ihm selbst aber Widerwärtigkeiten und Verdruß, da eines seiner Schiff in Port Jackson angehalten wurde und die Veranlassung zu einem langwierigen Proceſſe gab.

Trotz der Strenge seiner Regierung war Pomaré kein eigentlicher Despot und obgleich das Volk im allgemeinen ihn eher fürchtete als liebte, wurde er doch von denen, die ihm näher standen, aufrichtig betrauert.

In einem einfachen Mauſoleum mit Kalk übertüncht, mit Mauern von Corallen und einem Dache von Laub, ruhen die Gebeine des Königs von Tahiti. Auf der Landſpitze Papaoa, von dunkeln Caſuarinen beſchattet erhebt ſich das Denkmal am Saum der ſtillen Lagune, dem Bilde der ewigen Ruhe, während draußen am Riff, den Stürmen des Lebens gleich, die wüthende Brandung tobt.

Pomaré II. hinterließ einen Sohn, der aber ſchon 1827 im Knabenalter ſtarb, worauf deſſen 16jährige Schweſter Aimata unter dem ſpäter ſo bekannten Namen der Königin Pomaré den kleinen tahitiſchen Thron beſtieg. Noch ſehr jung hatte ſie ſich mit Tamatoa, dem Könige von Borabor verehelicht, wurde aber ſpäter von ihm geſchieden und heirathete einen unbedeutenden Häuptling, der den Namen: „Pomaré-tané“ oder „Mann der Pomaré“ führte, aber von der Regierung ausgeſchloſſen blieb.

Skogman (1852) ſchildert ihn mit ziemlich unehrerbietigen Ausdrücken als einen großen grobgeſtalteten Kerl, mit gebogener Naſe und höchſt einfältigem Ausſehen. Den ſtarken Getränken ergeben, hatte er häufig Vorwürfe und ſogar Schläge von ſeiner königlichen Ehehälfte zu erdulden, die er aber, wie die böſe Welt behauptete, mit reichlichen Zinſen zurückzahlte. Die damals 42jährige Königin war von mittlerer Größe, etwas zur Korpulenz geneigt, und zeichnete ſich weder durch edlere Geſichtszüge noch durch einen feineren Anſtand vor den übrigen tahitiſchen Frauen aus.

Die proteſtantiſchen Miſſionare blieben im Beſitz eines unbeſtrittenen Einfluſſes bis zum Jahre 1835, wo die franzöſiſchen Jeſuiten Caret und Laval auf Tahiti landeten, doch wurde letzteren auf Grund eines Geſetzes, nach welchem es keinem Fremden geſtattet war, ohne Erlaubniß der Regierung das Land zu betreten, der fernere Aufenthalt unterſagt. Auf ihre Weigerung, ſich gutwillig zu entfernen, brachte man ſie mit Gewalt an Bord der Goelette, auf welcher ſie angekommen waren, und nach wiederholten fruchtloſen Landungsverſuchen, kehrten ſie endlich nach Manga-Reva, woher ſie gekommen, zurück. Bei ruhiger Erwägung dieſer Thatſachen hält es ſchwer, ſagt Wilkes, zu entſcheiden, welche Partei am entſchiedenſten unrecht hatte.

Der proteſtantiſche Glaube war die anerkannte Landesreligion, und nur Zeloten, welchen die ſogenannte Ketzerei noch ſchlimmer als das Heidenthum erſcheint, können die Zudringlichkeit entſchuldigen, womit die katholiſche Miſſionare ſich auf ein Feld drängten, welches bereits vollkommen dem Chriſten-

thum gewonnen war. Gab es doch noch Inſeln genug, wo ſie ohne ärgerliche Colliſionen hervorzurufen, wirken konnten!

Dagegen läßt ſich nicht verkennen, daß trotz der gerechten Erbitterung der proteſtantiſchen Glaubenslehrer die gewaltſame Entfernung ihrer Gegner von einem unduldſamen Geiſte zeugt, der mit der chriſtlichen Liebe nur wenig übereinſtimmt, und die Folge hat bewieſen, daß dieſer übereilte Schritt ihnen weit ſchädlicher geworden iſt, als wenn ſie ſich von vorn herein in die Gegenwart der katholiſchen Miſſionare auf den Inſeln gefügt hätten.

Die Veranlaſſung, die dadurch der ſchwachen Regierung Louis Philipps gegeben wurde, durch ein prahleriſches Auftreten im fernen Weltmeer der Nationaleitelkeit zu ſchmeicheln, welche damals in Europa ſo viele bittere Pillen ſchlucken mußte, war zu lockend, als daß man ſie unbenutzt gelaſſen hätte: kein Wunder alſo, daß am 27. Auguſt 1838 die Fregatte Venus auf der Rhede von Papeiti erſchien, um zu verlangen:

1) daß die Königin von Tahiti einen Entſchuldigungsbrief an den König der Franzoſen ſchreibe,

2) daß eine Summe von 2000 ſchweren ſpaniſchen Piaſtern ausbezahlt werde, um Laval und Caret für ihre Verluſte zu entſchädigen, und

3) daß die franzöſiſche Flagge am 1. September Mittags auf der Inſel Mutuata aufgezogen und mit 21 Kanonenſchüſſen begrüßt werde.

Allen dieſen Forderungen mußte binnen 24 Stunden genügt werden, widrigenfalls die Feindſeligkeiten ſofort beginnen ſollten.

Man begreift, daß die arme Pomaré, die nicht einmal das nöthige Pulver für die ihr abverlangten Ehrenſchüſſe beſaß, gegen eine Fregatte von 60 ſchweren Kanonen nur wenig ausrichten konnte, und ſich daher genöthigt ſah nicht nur in allen Punkten nachzugeben; ſondern noch obendrein einen Vertrag zu unterzeichnen, nach welchem das bereits erwähnte Geſetz aufgehoben und es fortan allen Franzoſen, *welches auch ihr Gewerbe ſei*, geſtattet wurde auf den Inſeln ſich niederzulaſſen.

Endlich wurde noch beim Abſchiede die Königin gezwungen einen gewiſſen Moerenhout, der ſie in ſeinen Schriften gröblich beleidigt und an ihrer Demüthigung einen gehäſſigen Antheil genommen hatte als franzöſiſchen Conſul anzuerkennen.

Dieſer Moerenhout, ein Belgier von Geburt und ſchon ſeit 1829 als Kaufmann auf Tahiti anſäſſig, hatte übrigens durch mannigfache Dienſte ſich

Frankreich zu Dank verpflichtet, wühlte, wo er nur konnte, gegen die proteſtantiſchen Miſſionare und das Anſehen der Königin, und ſtand in enger Verbindung mit den Häuptlingen Paofai, Hitoté und Tana, die, von dem alten Königshauſe abſtammend, welches durch Pomaré I. beſeitigt worden war, natürlich an der Spitze der Mißvergnügten ſtanden.

Ungefähr 8 Monate nach Dupetit-Thouars erſchien die Artémiſe, Capitän La Place, um das von jenem eingeleitete Werk einen Schritt weiter zu fördern. Beim Umſegeln der Venus Spitze ſtieß das Schiff auf ein Riff und war dem Sinken nahe, ſo daß es volle zwei Monate bedurfte, ehe es mit Hülfe der Eingebornen ausgebeſſert werden konnte. Zum Danke berief der Capitän die Königin und die Häuptlinge zu einer Zuſammenkunft, befahl ihnen das Geſetz, welches den proteſtantiſchen Glauben zur Staatsreligion erklärte, aufzuheben und verlangte die Abtretung von Ländereien zur Erbauung katholiſcher Bethäuſer.

Hierauf ſehen wir im Jahre 1842 Dupetit-Thouars zum zweiten Mal als Rächer des gekränkten Nationalgefühls vor Papeiti erſcheinen, wozu ihm die Prügelei des franzöſiſchen Seecapitäns Maurue, mit einem tahitiſchen Conſtabler, die Veranlaſſung gab.

Obgleich jener offenbar im Unrecht war, verlangte er für ihn eine Entſchädigung von 10,000 Dollars (ſo viel Geld war auf der ganzen Inſel nicht vorhanden), oder im Fall der Nichtzahlung die Annahme der franzöſiſchen Schutzherrſchaft, um welche die mißvergnügten Häuptlinge ihn bereits ſchriftlich gebeten hatten. Erfolgte das Eine oder das Andere nicht binnen 24 Stunden, ſo drohete er Papeiti zu beſchießen.

So ſah ſich die Königin zur Unterwerfung gezwungen, und die Herrſchaft ging nun in die Hände einer proviſoriſchen Regierung über, an deren Spitze Moerenhout als franzöſiſcher Commiſſär geſtellt wurde.

Doch auch dieſes ſchien noch nicht genügend, denn im folgenden Jahre, als Dupetit-Thouars zum dritten Mal in den Hafen von Papeiti einlief, nahm er unter dem Vorwande, daß die Königin Pomaré die engliſche Flagge aufgezogen habe, ihr Land förmlich in Beſitz. Die arme Königin flüchtete mit ihren Kindern erſt nach dem Hauſe des engliſchen Conſuls Pritchard und ſpäter an Bord einer engliſchen Kriegsſchaluppe, welche ſie nach Raiatea führte. Pritchard wurde in's Gefängniß geworfen und Bruat, der neue Commiſſär, theilte die Lokalverwaltung unter die für die franzöſiſche Sache gewonnenen Häuptlinge.

Der Unwille, den dieſe Gewaltthaten in England erregten, war ſo groß, daß er unfehlbar zum Kriege geführt hätte, wenn nicht Louis Philipp noch rechtzeitig eingelenkt. Das gewaltſame Verfahren des Admirals Dupetit-Thouars wurde als eine Ueberſchreitung ſeiner Befehle mißbilligt, dem Conſul Pritchard ein bedeutendes Schmerzensgeld bezahlt, und die Souveränität der Königin über Tahiti und Eimeo wieder eingeführt, dagegen aber das franzöſiſche Protectorat beibehalten und von England wenigſtens als faktiſch beſtehend anerkannt.

Doch obgleich die Königin Pomaré auf alle Hoffnung fremden Beiſtandes verzichten mußte, wollte ſie ſich der franzöſiſchen Vormundſchaft nicht unterwerfen, ſondern verblieb auf Raiatea, während ihre treuen Unterthanen auf Tahiti den heiligen Krieg für's Vaterland führten.

Die Franzoſen beherrſchten zwar den größten Theil der ihren Schiffen zugänglichen Küſten, die ſie mit kleinen Forts und Blockhäuſern befeſtigten, doch wurden ſie fortwährend von den Tahitiern beunruhigt, die durch das dichte Guavagebüſch begünſtigt, ſich bis in die Nähe der Vorpoſten ſchlichen, und manche Schildwache über den Haufen ſchoſſen, während ihnen ſelber in ihren zwei befeſtigten Berglagern ſchwer beizukommen war. Doch fehlte es ihnen an Munition, da die Franzoſen alle Zugänge bewachten, ſo daß ſie endlich faſt ausſchließlich Steine zum Laden ihrer Flinten benutzen mußten, auch litten ſie häufig Mangel an Lebensmitteln, denn die wilden Bergbananen reichten nicht immer aus. Endlich am 17. Dec. 1846 gelang es den Franzoſen das Lager auf dem Berge Tahawai zu überrumpeln, indem eine Schaar von 30 Mann, von einem verrätheriſchen Tahitier geführt, einen bisher ungekannten Bergpfad erſtieg und der Beſatzung ſodann in den Rücken fiel, während eine andere Abtheilung, die dadurch im Lager entſtandene Verwirrung benutzend, auf dem gewöhnlichen Wege bergan ſtürmte. Sobald die Tahitier ſahen, daß es zum Handgemenge und offenem Kampf kommen würde, verloren ſie den Muth und ergaben ſich auf Gnade und Ungnade; nur zwei Helden zogen den Tod der Unterwerfung vor und ſtürzten ſich in den Abgrund. Die Franzoſen marſchirten nun über die Berge nach dem Lager bei Punavia, das ſie ebenfalls überraſchten und zur Unterwerfung zwangen, worauf die Tahitier der Protectoratfahne den Eid der Treue leiſteten, und bald auch die Königin dem Schickſal ſich fügend, nach ihrem Erblande zurückkehrte.

Es ſind nun bereits 14 Jahre verfloſſen, ſeitdem Frankreich ſich der ſchönen Inſel bemächtigte, und es wird nicht unintereſſant ſein, einige Blicke auf deren gegenwärtigen Zuſtand zu werfen. Vielleicht, lieber Leſer, wirſt du erwarten, daß unter der ſchützenden Aegide der Nation, die ſich vorzugsweiſe berufen wähnt, der Menſchheit auf der Bahn der Civiliſation voranzuleuchten, Tahiti eines wachſenden Glückes, einer Blüthe des Wohlſtandes ſich erfreut, die ihm weder zu den Zeiten des Heidenthums, noch unter der Leitung der proteſtantiſchen Miſſionare zu Theil wurde; doch leider zeigt auch hier die Erfahrung, daß die ſchönſten Erwartungen nicht immer erfüllt werden. Nach der Protectoratsurkunde vom 9. September 1842 hatte die Königin Pomaré Frankreich zwar die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, ſowie die Gerichtsbarkeit über alle fremden Reſidenten überlaſſen, ſich jedoch ausdrücklich alle Souveränitätsrechte über ihre eigenen Unterthanen vorbehalten, die nach den beſtehenden Landesgeſetzen regiert werden ſollten. Dieſer Vorbehalt mußte jedoch gar bald dem Recht des Stärkeren weichen. So wurde den einheimiſchen Gerichten die Befugniß entzogen, in letzter Inſtanz alle Streitigkeiten in Betreff des Grundbeſitzes, zu ſchlichten, und dieſer wichtige Punkt fortan der Willkür der franzöſiſchen Behörden überlaſſen. Die den Häuptlingen gehörenden Ländereien, die bisher von Vater auf Sohn ſich vererbten, wurden nun als dem Amte zugehörig betrachtet, zu welchem irgend ein Mitglied der Familie durch Stimmenmehrheit im Diſtrikt gewählt werden konnte.

In Folge dieſes Spoliationsgeſetzes iſt es ſchon öfters vorgekommen, daß nach dem Tode eines Häuptlings die Bewohner eines Kreiſes durch Drohungen gezwungen wurden, eine der Regierung zuſagende Perſon zu wählen, und als die Königin ihre Zuſtimmung verſagte, der franzöſiſche Commiſſär nichtsdeſtoweniger die Wahl beſtätigte und den neuen Häuptling in Beſitz von Ländereien ſetzte, die dem rechtmäßigen Erben entzogen wurden.

Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß das Land unbebaut bleibt, denn wer wollte Mühe und Kapital auf einen Boden verwenden, der einer ſolchen Willkür preisgegeben iſt.

Vor dem franzöſiſchen Protectorat ſah man auf der Inſel viele kleine Zucker- und Kaffeepflanzungen, ſowie auch Gemüſegärten, welche den Walfiſchfängern und andern Schiffen die Mittel, ſich zu mäßigen Preiſen zu verproviantiren, darboten. Es war durchaus nicht ſelten, 35 bis 40 Fahrzeuge zugleich auf der Rhede von Papeiti zu ſehen; jetzt aber haben die zahlreichen

Hafenplackereien und unmäßige Gebühren den aufblühenden Handel größtentheils nach andern Inseln vertrieben, die das Glück genießen, von den Franzosen noch nicht beschützt zu werden.

Die Orangen, die gegenwärtig fast den einzigen Ausfuhrartikel ausmachen, und deren Export seit 1852 eine ziemliche Bedeutung erlangte, wurden 1856 von der Schutzmacht mit einem Exportzoll belastet, der zwar später wieder aufgehoben wurde, aber nichtsdestoweniger diesem aufblühenden Handelszweig bedeutenden Schaden zufügte.

In Europa werden Zoll- und Handelsfragen nur mit der größten Vorsicht behandelt, und Veränderungen des Bestehenden nur mit der äußersten Behutsamkeit vorgenommen, da sie von zarter Natur sind und in ihrer ganzen Tragweite nur von Leuten übersehen werden können, die sie zu ihrem besonderen Studium gemacht haben, während in Tahiti ein aus Land-, See- und Gendarmerieofficieren bestehender Rath, unter Präsidentschaft des Gouverneurs, nach Willkür die bestehenden Verordnungen umstößt und durch neue ersetzt.

Die Eingebornen haben zwar eine gesetzgebende Versammlung, einen Landtag — aber diese Versammlung ist völlig machtlos, und wird nur noch dazu berufen um die von der Schutzgewalt vorgeschtagenen Gesetze in aller Demuth zu genehmigen.

Vor einigen Jahren hatte die französische Verwaltung Bauholz nöthig. Sie ließ daher in den höheren Gebirgsthälern einige hundert Bäume fällen, die der Königin gehörten, ohne jedoch erst um ihre Erlaubniß zu fragen. Nun mußten diese Stämme nach dem Ufer geschafft werden, aber die väterlichen Beschützer Tahiti's, die so wenig Umstände mit dem Eigenthum der Königin machten, konnten unmöglich um die nöthigen Transportmittel verlegen sein und beorderten die Bewohner des ganzen Distrikts, unter Androhung von Geldstrafen, sich in's Gebirge zu begeben, um die Bäume zu holen. Man mußte gehorchen und mehrere Wochen diesem harten Frohndienst widmen. Es bedarf wohl kaum bemerkt zu werden, daß weder die Königin für ihre Bäume, noch die Leute für ihre verlorene Zeit, oder die schweren Verletzungen, die einige von ihnen zu erleiden hatten, auch nur im geringsten entschädigt wurden.

Die Brutalität der Polizei übersteigt alle Grenzen, so daß man häufig blutig geschlagene Personen — Männer oder Weiber — in's Gefängniß schleppen sieht. Der Sold dieses Gesindels ist nur sehr gering, es erhält

aber einen Theil des Geldes, welches die Verhafteten zu entrichten haben, man kann ſich alſo denken, wie eifrig das Arretiren vor ſich geht.

Kein Eingeborner darf ſich nach acht Uhr Abends außer dem Hauſe ſehen laſſen, oder er wird eingeſperrt und muß am folgenden Morgen eine Geldbuße von 10 Franken entrichten. Den Europäern dagegen iſt es erlaubt, die ganze Nacht frei umherzugehen. Ein ſeltſamer Schutz, der den Leuten in ihrem eigenen Lande einen Zwang auferlegt, von welchem Fremde befreit bleiben!

Aus der Bitterkeit, mit welcher franzöſiſche Seefahrer wie D'Urville, La Place, ſich über die Unduldſamkeit der proteſtantiſchen Miſſionare geäußert haben, ſollte man erwarten, daß die franzöſiſche Regierung, wenigſtens in religiöſen Angelegenheiten, eine echt evangeliſche Liberalität an den Tag legen würde. Aber auch hier ſtehen die Thatſachen mit den Worten im ſchreienden Widerſpruch. Es iſt den proteſtantiſchen Geiſtlichen, die bereits vor der Occupation auf der Inſel ſich befanden, zwar nicht verboten zu predigen, jedoch ſind ihre Vorträge einer ſo ſtrengen Cenſur unterworfen, daß die meiſten freiwillig aufgehört haben ihrem Berufe zu folgen und einige, in Folge der unaufhörlichen Plackereien, ſich ſogar genöthigt ſahen, die Inſeln zu verlaſſen. Die eingebornen Prediger, denn fremde läßt man unter keiner Bedingung zu, werden nicht mehr von den Gemeindemitgliedern gewählt, ſondern müſſen ſich vom weltlichen Diſtriktsvorgeſetzten ernennen und vom Statthalter beſtätigen laſſen, auch kann der Gouverneur ſie wieder abſetzen, ſo wie es ihm beliebt. Es ſoll ſogar ſchon vorgekommen ſein (Lettre concernant l'état actuel de Taiti 1858), daß bereits im proteſtantiſchen Glauben getaufte Kinder, von katholiſchen Miſſionaren, die zugleich als Diſtriktslehrer angeſtellt waren, aufs Neue, ohne Wiſſen der Eltern und gegen deren ausdrücklichen Willen, katholiſch getauft worden ſind. Trotz aller Klagen bei der Schutzgewalt wurden dennoch dieſe Lehrer in ihrem Amte beibehalten, ſo daß die armen Eltern ſich genöthigt ſahen, ihre Kinder noch immer zu denſelben in die Schule zu ſchicken, weil ſie ſonſt in Strafe verfallen wären.

Trotz aller Verfolgungen ſind aber dennoch mit wenigen Ausnahmen die Tahitier dem proteſtantiſchen Glauben treu geblieben und haben ſich in dieſer Hinſicht wenigſtens glänzend gegen den ihnen oft gemachten Vorwurf der Unbeſtändigkeit gerechtfertigt. Die Könige und die Häuptlinge haben dem Kaiſer Louis Napoleon die gewiß nicht unbeſcheidene Bitte zukommen laſſen,

man möchte ihnen doch französisch-protestantische Missionare schicken — doch sollen sie noch immer auf die Antwort warten.

Was die Königin Pomaré betrifft, so kann sie (Skogman Erdumsegelung der schwed. Fregatte Eugenie 1852) nicht aus der Thür gehen, ohne Gendarmen auf den Fersen zu haben. Noch weniger kann sie den Theil ihres Reiches besuchen, nach dem gerade ihre Lust steht; die ritterliche Sorgfalt des Gouverneurs für die Sicherheit ihrer hohen Person erlaubt ihr dieses nicht. Auch darf sie ohne dessen Genehmigung nicht einen einzigen Besuch empfangen, nicht einmal ihre tägliche Umgebung. Als sie sich dem Protectorat fügte, wurde festgesetzt, daß sie für die ihr früher zufließenden Tribute und Gebühren mit einer jährlichen Rente von 26,000 Franken entschädigt werden sollte; neuerdings heißt es jedoch, daß die Auszahlung dieser Summe nicht mehr stattfinden wird.

Die letzten zuverlässigen Nachrichten über Tahiti verdanken wir der „Novara", die vom 11. bis zum 28. Februar 1859 sich im Hafen von Papeiti aufhielt. Die Bevölkerung der Insel war in den letzten 10 Jahren von 8082 auf 5988 Seelen herabgesunken, eine Verminderung, die der schrecklichen Unsittlichkeit zugeschrieben wird. Die amerikanischen und englischen Walfischfänger, die früher bis zu hundert jährlich in Papeiti einliefen und den Bewohnern Gelegenheit zu einem reichlichen Erwerbe gaben, sind durch die drückenden Zolleinrichtungen und die kleinen Chicanen der französischen Polizei vollständig verscheucht worden, und suchen gastlichere Häfen auf. Die Insel zählt ungefähr 5900 Protestanten und nur 60 bis 80 Katholiken, ohne die europäische Bevölkerung, die mit Einschluß der Besatzung etwa 400 Seelen beträgt.

Siebzehntes Kapitel.

Die Marqueſas.

Erſter Anblick. — Schönheit der Thäler. — Rieſige Feigenbäume. — Ausſicht von der Höhe. — Der Hafen Anna Maria. — Die Comptroller Bucht. — Der Tſchitſchagan-Buſen. — Klima der Marqueſas. — Produkte. — Die Nukahiver. — Unvortheilhafte Meinung Kruſenſtern über ihren moraliſchen Charakter. — Schönheit der Race. — Kleidung. — Reicher Schmuck der Krieger. — Eigenthümlicher Fächer. — Wohnungen. — Ehemalige Verfaſſung. — Religiöſe Begriffe. — Zauberkünſte. — Kriege. — Kanibalismus. — Geringe Bevölkerung.

Sechs bewohnte Inſeln — Hiva-oa, Nuka-hiwa, Houapoou, Fatouhiva, Taouata und Houaouna — nebſt einigen wüſten Felſeneilanden, die nur den Seevögeln als Brüteplätze oder Ruhepunkte mitten in der weiten Waſſerwüſte dienen, bilden die kleine abgeſchiedene Welt der Marqueſas, deren Geſammtoberfläche ungefähr vierzig deutſche Quadratmeilen beträgt.

Nicht von Corallen erbaut wie der niedrige Archipel von Paumotu, der ihnen von allen Landen am nächſten liegt, ſondern durch vulkaniſche Kräfte hoch in die Lüfte gehoben, ſind ihre Bergſpitzen ſchon aus weiter Ferne dem Seefahrer ſichtbar. Denn faſt 4000 Fuß hoch ſteigt der Gipfel von Hiwaoa zum Himmel empor, und die Scheitel von Nouka-hiwa und Houa-Poou ſtehen jenem Culminationspunkte der Gruppe nur wenig nach.

Der erſte Anblick der Inſeln zeichnet ſich im allgemeinen weder durch maleriſche Schönheit noch freundliche Anmuth aus. Die ſchroffen Baſaltklippen, gegen welche die Brandung antobt, und die kahlen Abhänge des Gebirges, wo außer falben Gräſern nur zerſtreute Gruppen trauernder Caſuarinen zum Vorſchein kommen, gewähren vielmehr einen düſtern Anblick, der nur hier und dort durch einige ſchöne Cascaden aufgeheitert wird, die von dem Hochgebirge herabrieſelnd wie Silberfäden über die ſchwarzen Küſtenmauern ſich in's Meer ſtürzen. In den geſchützten Thälern und verborgenen Schründen dagegen, die von den hohen Bergrücken, welche die Inſeln der Länge nach durchlaufen, ſich nach der Küſte abdachen, und die gewöhnlich durch ſteile faſt unzugängliche Felsgrathe von einander geſchieden ſind, erſcheint die tropiſche Vegetation in ihrer ganzen üppigen

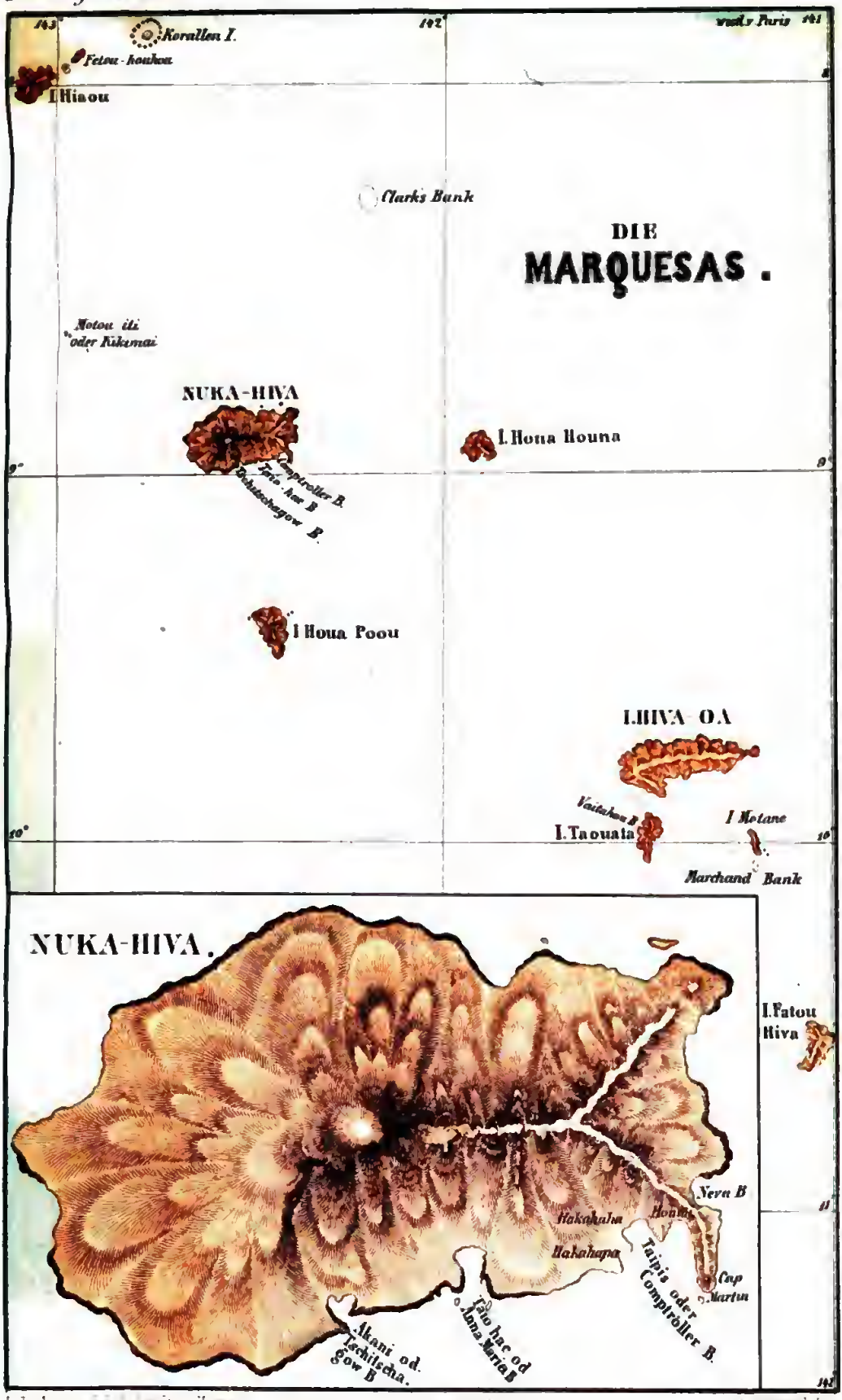
Pracht und bekleidet die maleriſchen Formen des Geſteins mit einem ewig-grünen Gewande.

Eine ähnliche Gebirgsformation, und zwar in einem koloſſaleren Maasſtabe, haben wir bereits auf Tahiti kennen gelernt, doch fehlt auf den Marqueſas das ſchützende Corallenriff, dem die „Königin der Südſee“ ihre kanalartigen Lagunen verdankt, ſowie der flache Streifen Alluvialbodens, der mit ſeinen herrlichen Brodfrucht- und Cocoshainen das ſteilaufſteigende Gebirge ſo anmuthig umrandet und auch zu Lande die Verbindung von Thal zu Thal erleichtert. Auf den Marqueſas dagegen ſind die einzelnen Thäler und Schluchten nur von der Seeſeite zugänglich und die ſteilen Küſten ſteigen faſt überall aus blauen unergründlichen Tiefen empor, ſo daß auch das größte Schiff innerhalb einer Kabellänge daran vorbeiſegeln kann.

Nur dort wo die Thäler in ſchützende Buchten ausmünden, hat ſich ein flacher Strand gebildet, wo Cocospalmen ihre luftigen Wedel hoch über das dunklere Gebüſch erheben, in deſſen Schatten die zerſtreuten Hütten der Eingebornen ruhen, und mit dem Hintergrunde von grauen zerriſſenen Felsmaſſen zu reizenden Landſchaftsbildern verſchmelzen.

Wer jedoch die ganze Schönheit der Inſeln kennen lernen will, muß tiefer in die Geheimniſſe des Thales eindringen und den Bach verfolgen, der klar und munter aus dem verborgenen Dickicht hervormurmelt. Ein ſchmaler Pfad ſchlängelt ſich durch das verworrene Geſtrüpp der Guaven und Zwergpalmen, der großblätterigen Pothosgewächſe und unentwirrbaren Lianen, die bis zu den Spitzen der höchſten Bäume hinanklimmen. Mitten im Grün wird der Blick durch eine liebliche Leguminoſe (Abrus precatorius) gefeſſelt, deren halboffene Hülſen, Körner von blendendem Scharlach mit ſchwarzem Auge hervorblicken laſſen, oder folgt auch wohl dem lebhaften Fluge eines zierlichen Fliegenfängers, der mit ſchwachem Gezirp bei der Annäherung des Wanderers flieht, bald aber einige Schritte weiter auf einen Zweig ſich niederläßt und ihm Gelegenheit gibt ſeine anmuthige Erſcheinung näher zu betrachten. Auch noch andere gefiederte Waldbewohner ziehen die Aufmerkſamkeit auf ſich. Allerliebſte kleine blaue Papageien mit corallenrothem Schnabel und Füßchen, wiegen ſich in den Kronen der Cocospalmen, deren Blüthenhonig ihre Lieblingsnahrung ausmacht, und die ſchöne grüne Kurukurutaube mit dem rothen Flecken auf der Bruſt und der zierlich ſcharlachenen Haube girrt lebensluſtig im dunkeln Laube der Banianen. Dieſer Baum, der hier Eoa genannt wird, erreicht nicht ſelten eine rieſige

Zu Hartwig Inseln des stillen Oceans



Lith. Anst. v. J. Lehnhardt in Mainz

Wiesbaden, C.W. KREIDEL'S Verlag.

Größe und zeugt von der Fruchtbarkeit des Bodens, wo seit Jahrtausenden eine Pflanzengeneration nach der andern zur Bildung einer tiefen nie gestörten Humusdecke beigetragen hat. In dem Thale, welches in die Bucht Taï-hao einmündet, maß Dumont D'Urville eine Baniane, die 6 Fuß über der Erde einen Umfang von 77 Fuß hatte und denselben Durchmesser bis zu einer Höhe von etwa 40 Fuß beibehielt, wo der Stamm ungefähr 15 dicke Zweige bildete, die wagerecht sich ausbreitend einen kreisrunden Raum von mehr als 300 Fuß im Durchmesser beschatteten. Dieser Riese stand vielleicht schon groß und mächtig da, ehe noch die ersten Ansiedler auf der Insel landeten. Der Hauptbach des Thales benetzte den vielwurzeligen Fuß des königlichen Baumes, und dort pflegte Dumont während seines kurzen Aufenthaltes auf den Marquesas jeden Abend auf einem Basaltblock zu lagern, den friedlichen Träumereien hingegeben, welche die idyllische Umgebung in seiner Seele hervorrief.

Doch wir ziehen weiter das Thal hinauf, wo mit jeder Minute das Ansteigen durch das dichte Gestrüpp beschwerlicher wird. Endlich ist die freie Anhöhe erreicht, und eine Aussicht entfaltet sich vor unseren Blicken, die uns reichlich für alle Mühe des Bergsteigens entschädigt. Tief unten liegt die Bucht von der anrollenden Brandung weiß umrandet, während das vor Anker liegende Schiff schwarze und zitternde Linien über den azurnen Wasserspiegel wirft, den kaum die Brise kräuselt. Weit hinaus schweift das Auge über das dunkelblaue unermeßliche Meer, von der wolkenlosen Himmelskuppel überwölbt und verliert sich in den dunstigen Horizont. Am Fuße einiger Casuarinen hingestreckt, die einförmig melancholisch im Winde rauschen, verträumt der Wanderer die Zeit im Anschauen des anmuthigen Bildes, und gedenkt dabei der unermeßlichen Ferne die ihn vom geliebten Vaterlande trennt!

Wenn die steilküstigen Marquesas dem Schiffer nur wenige unterseeische Gefahren darbieten, so findet er dagegen auf allen Inseln mit Ausnahme der Südküste von Nuka-Hiwa nur offene Rheden oder wenig geschützte Ankerplätze. So gewähren die an der Westküste von Taouata gelegene Buchten Vaïtaou und Amanoa nur während der Herrschaft des Passates dem Seefahrer die erwünschte Sicherheit.

Als bester Hafen an der Südküste von Nuka-Hiwa wird die in deren Mitte gelegene vielbesuchte Bucht Taio-hae oder Anna-Maria geschildert, an deren schmalem Eingang zwei nackte schwärzliche Felsen, durch schmale

Kanäle vom Lande getrennt, wie zwei riesige Schildwachen sich erheben. Das Innere der Bucht erweitert sich zu einem fast kreisförmigen, von hohen Bergen rings umschlossenen Amphitheater, und das Auge, eben noch von dem einförmigen Bilde der nackten Felsenküste ermüdet, weilt nun mit Entzücken auf einem lieblichen Gestade, zu welchem mehrere anmuthige Thäler sich herabsenken. Ein herrlicher Pflanzenteppich, dessen Schattirungen vom dunkelsten Grün zum Lichtgelb abwechseln bedeckt überall den Boden der Thalgründe, der Bergabhänge und sogar der hohen Gipfel, welche den Horizont begrenzen und zeigt in malerischer Abwechselung die federförmig getheilten Wedel der Palmen, die zerfetzten Riesenblätter der Bananen, des Brodbaums köstliche Früchte, das stachelige Laub des Hibiscus und die mannigfaltigen Formen einer Menge anderer, theils nützlicher, theils schöner Gewächse.

Am Südostende der Insel liegt die Comptroller Bai, ein ansehnlicher Meereseinschnitt, der durch zwei vorspringende Felszungen in drei kleinere Buchten getheilt wird; und etwa drei Meilen westwärts von Taio-hahe finden wir den von Krusenstern entdeckten Tschitschagon Busen, einen kleinen aber mit malerischen Reizen reichlich geschmückter Hafen. Im Hintergrunde desselben liegt ein ebenes Sandufer und hinter diesem eine Matte, die mit dem schönsten Rasen eines Parks verglichen werden kann und durch das von den Bergen herabquellende Wasser in ewiger Frische grünt.

Trotz seiner tropischen Hitze soll das Klima der Marquesas eins der gesundesten Polynesiens sein und das frische Aussehen aller Einwohner scheint dieser Behauptung nicht zu widersprechen. So wie überall zwischen den Wendekreisen, wo keine besonderen Lokalverhältnisse die gewöhnliche Ordnung stören, stellt sich der periodische Regen in den Wintermonaten ein, von November bis April, nur soll er hier seltener und weniger anhaltend sein. Die alsdann ziemlich häufig vorkommenden Nordweststürme, die mitunter auf andern Inseln die Brodfruchtbäume umwehen und sonstige Verheerungen anrichten, sind hier minder verderblich, da die angebauten Thäler größtentheils durch hohe Bergzüge vor dem Winde geschützt sind. Im Sommer herrscht der Südostpassat, dessen Dünste durch die Gipfel des Hochlandes verdichtet, der entsprechenden Seite der Inseln ein frischeres grüneres Ansehen verleihen

Die natürlichen Produkte der Marquesas haben große Aehnlichkeit mit denen der Gesellschaftsinseln. Das Schwein zeigt noch in großer Reinheit die hagere Gestalt, die längliche Schnauze, den gewölbten Rücken, den auf-

rechten Schwanz, die ſpitzigen Ohren und die kleinen rehartigen Füße der urſprünglichen polyneſiſchen Race. Die vorherrſchende Farbe iſt ſchwarz oder grauſchwarz, die Borſten ſind lang und die Haut darunter hat eine dichte Decke von kurzen gekräuſelten Haaren, die der Wolle ſehr ähnlich ſind. Die alten Eber haben gewaltige Hauer, mit welchen ſie die Cocosnüſſe zerſchlagen, und ein Fell von außerordentlicher Dicke. Einige ſind zum Theil gezähmt, doch irren die meiſten in wilder Freiheit auf den Bergen umher. Noch vor zwanzig Jahren waren Katzen und Ziegen die einzigen exotiſchen Vierfüßer; doch ſind ihnen ſpäter das Rind und das Pferd zugeſellt worden. Außer den bereits erwähnten Vögeln zeichnen ſich auch noch eine kleine ſchwarze Salangane aus, die mit unabläſſigem Fluge die Inſekten verfolgt, ſowie ein eigenthümlicher gleichmäßig weißer Tölpel, der mit ähnlicher Gier den Fiſch im Meere beunruhigt. Der ſchöne Tropikvogel wiegt ſich in den Lüften hoch über den tiefen Gebirgsſchluchten und niſtet vorzüglich auf den kleinen unbewohnten Nebeninſeln, wo er wie auch auf Tahiti und andern polyneſiſchen Gruppen ſeiner langen ſchwarzen Schwanzfedern wegen verfolgt wird.

Von Reptilien findet man eine kleine kaum zwei Fuß lange Boaſchlange; einen Skink, deſſen ultramarinblauer Schwanz herrlich in der Sonne glänzt, und einen kleinen dunkelfarbigen Gecko, der bei der Annäherung des Menſchen unter den Steinen ſich verbirgt. Keines dieſer Thiere iſt ſchädlich.

Unter den Fiſchen war der einzige, den Bennett nicht auch auf Hawaii und Tahiti ſah, eine Art Caeſio an Größe und Form unſerem Häring ähnlich, aber ſchön lila und blau gefärbt mit einer gelben Laterallinie. Dieſer Fiſch wird in großen Mengen gefangen und verzehrt.

Das Inſektenreich ſcheint nur durch wenige Arten vertreten zu ſein, unter welchen ein rieſiger Tauſendfuß und eine eigenthümliche kleine Schabenart mit vollſtändig, wie bei den Käfern, ausgebildeten Flügeldecken die bemerkenswertheſten ſind.

Das Pflanzenreich auf den Marqueſas begreift alle nahrhaften Gewächſe der Geſellſchaftsinſeln mit der einzigen Ausnahme des Spondias dulcis. Fruchtbäume, wie die Cocosnuß, die Brodfrucht, die Eugenia und die Südſeekaſtanie, bedecken ſo weite Strecken, daß ſie den Namen von Wäldern verdienen und kaum mag ſonſtwo auf Erden noch ein Fleck ſich finden, der ſo wie dieſe Thäler eine ſolche Fülle von Nahrungsſtoffen freiwillig hervorbrächten. Der Papiermaulbeerbaum und der Curcuma werden gebaut, jener zur Verfertigung des Tapatuchs, dieſer zum Färben und zum Schminken.

Der Berg- und Sumpftaro wachſen wild und vernachläſſigt, wogegen man die Batate als Nahrungspflanze zieht.

Die mehr geſchützten feuchten Abhänge ſind dicht bewachſen, mit Pandangen, Aleuriten, Feigenbäumen und Bergplatanen, während die dürren ſonnenverbrannten Hochlande wie die ähnlichen Lagen auf Hawaii und Tahiti, mit der Gleichemia Hermanni, einer niedrigen Baumfarrenart, oder mit Dickichten des wilden Zuckerrohrs bedeckt ſind, über welchen hier und dort düſtere Caſuarinen hervorragen oder die zerſtreuten Kronen einer Fächerpalme, die auf jenen Gruppen nicht vorkommt und ſich vor allen übrigen Gewächſen durch den ſchönen wahrhaft orientaliſchen Charakter ihres Blätterbaldachins auszeichnet.

Von der körperlichen Beſchaffenheit der Marqueſasinſulaner entwerfen uns die Reiſenden ein viel ſchmeichelhafteres Bild als von ihrem moraliſchen Charakter. „Der Nukahiwer", ſagt Kruſenſtern, iſt durchgängig von großem Wuchs und ſehr wohl gebaut; er hat ſtarke Muskeln, einen ſchönen langen Hals und äußerſt regelmäßige Geſichtszüge, in denen man etwas Gutes vermuthen könnte, welches ſich auch wirklich im Umgange mit ihnen äußerte; wenn man aber weiß, welcher Abſcheulichkeiten dieſe ſchönen Menſchen fähig ſind, ſo verſchwindet das gute Vorurtheil von ihrem Menſchenwerthe, zu welchem man ſo leicht durch die ſchöne Form des Körpers verleitet wird und man endeckt in ihren Geſichtszügen nur ſtumpfe Gleichgültigkeit." Das ſehr ſtarke Tätuiren, welches ſogar auf das Geſicht ſich erſtreckt, giebt ihrem Körper ein ſchwärzliches Anſehen, ſonſt iſt ihre Haut nicht viel dunkler gefärbt als die der Südeuropäer.

Die Frauenzimmer ſehen durchgehends ſehr wohl aus, wenigſtens läßt ſich an ihren Geſichtszügen nicht viel ausſetzen. Ein wohl proportionirter Kopf, ein mehr rundes als längliches Geſicht, ein großes funkelndes Auge, eine blühende Geſichtsfarbe, ſehr ſchöne Zähne und gekräuſeltes Haar, welches ſie mit einer weißen Binde geſchmackvoll zu zieren wiſſen, zeichnen ſie ſogar vor den Tahitierinnen vortheilhaft aus, doch läßt ſich ihnen eine verhältnißmäßig dicke Taille und ein etwas plumper Wuchs der unteren Körpertheile vorwerfen, wogegen ihre Arme und Hände äußerſt ſchön geformt ſind. Auch durch den beneidenswerthen Beſitz einer kernigen Geſundheit zeichnen ſich die Nukahiwer vor den meiſten Polyneſiern aus; ſie leiden weniger an Krankheiten als die Tahitier, und die Elephantiaſis, die ſonſt auf allen Gruppen

und Inſeln des großen Oceans faſt ohne Ausnahme einen Theil der Bevölkerung verunſtaltet, ſcheint bei ihnen faſt unbekannt zu ſein.

Die ſpärliche Kleidung beider Geſchlechter beſteht gewöhnlich nur aus einem ſchmalen Maro, der um die Hüften gegürtet und zwiſchen den Schenkeln durchgezogen wird, und einem Stücke Tapa oder einer Matte die um die Schultern gehängt, den Rücken gegen die Sonnenſtrahlen ſchützt; um ſo mannigfaltiger ſind aber die Zierrathen, womit unſerer Sitte entgegen die Männer ſich viel reichlicher ſchmücken als die Frauen.

Im feſtlichen Ornate erſcheint der Krieger mit einem hohen Helme von ſchwarzen Hahnenfedern, wodurch ſeine martialiſche Geſtalt noch mehr gehoben wird, auf ſeiner Stirn prangt ein halbmondförmiges, mit Perlmutter geziertes oder über und über mit dem ſcharlachrothen Samen des Abrus precatorius bedecktes Diadem; und ein auf ähnliche Art verzierter Kragen oder auch wohl eine Schnur von künſtlich geſchnitzten Schweins- oder Menſchenzähnen hängt vorne auf ſeine Bruſt herab. Seine Ohren ſchmückt er mit großen weißen Muſcheln, deren Höhlung er mit dem Harze des Brodbaums ausfüllt, ſo daß ein durchbohrter Schweinszahn daran befeſtigt werden kann, der durch die Ohrlappen geſteckt und vermittelſt eines hölzernen Stiftes am Herausfallen verhindert wird. Bänder aus fein geflochtenen Menſchenhaaren, die Trophäen erſchlagener Feinde, umfaſſen die Hand- und Fußgelenke oder umgürten auch wohl den Leib, und ein kurzer weißer Mantel aus gebleichten Baſtfaſern künſtlich geflochten, wallt über den Rücken herab.

So ſchreitet der geputzte Nukahiwer zur Schlacht, die ſchwere Keule auf der Schulter, das große Tritonshorn an der Seite, mit deſſen rauhen Tönen er den Wiederhall des Gebirges erweckt, ſein Auge flammt, Kraft und Entſchloſſenheit malen ſich in allen ſeinen Geberden, in der edlen majeſtätiſchen Haltung, im leichten geflügelten Gange: nirgends fände der Bildhauer ein ſchöneres Vorbild um das Ideal eines wilden Kriegers, eines braunen Apollons darzuſtellen.

Eigenthümlich iſt der große rauten- oder halbkreisförmige, künſtlich aus Cocosnußblättchen geflochtene und mit Muſchelkalk weißgefärbte Fächer, den die Häuptlinge gewöhnlich mit ſich herumtragen. Der Stiel iſt entweder aus Holz oder aus dem Arm- oder Beinknochen eines erſchlagenen Feindes, in welchen fratzenhafte Götzenfiguren eingeſchnitzt ſind.

Die Nukahiwer raſiren ihren Bart, laſſen aber am Kinn einen kleinen Büſchel von Haaren ſtehen. Den Kopf raſiren ſie bis auf zwei Stellen an

jeder Seite, von welchen ſie das Haar in zwei Locken aufbinden, die ſie dann mit gebleichtem Tapatuch umwickeln. Dieſe kleinen weißen Hörner über dem ſchwarztätowirten Geſichte hervorragend, haben ein ſeltſames, faſt diaboliſches Ausſehen.

In Größe, Bauart und Reinlichkeit nehmen die Wohnungen der Nukahiwer ungefähr die Mittelſtufe zwiſchen denen der kunſtfleißigeren Geſellſchafts-inſulaner und der weniger induſtriöſen Hawaiier ein. Sie ſind länglich viereckig, mit einem ſchräg nach vorn ſich ſenkenden Dache, ſo daß die hintere Wand 10 bis 12 Fuß hoch iſt, und die vordere, in welcher der niedrige Eingang ſich befindet, nur noch 3 oder 4.

Das Fachwerk beſteht aus Bambus- oder Hibiscusſtöcken, und das Dach und die Wände ſind mit einer dicken Lage von Pandanus-, Cocos-, Brodfrucht- oder Fächerpalmblättern bedeckt, welche nicht nur den Regen, ſondern auch den Luftzug und das Licht ausſchließt. Jede Hütte ruht auf einer etwa 2 Fuß hohen Plattform von Steinen, die weit genug von den Wänden der Wohnung abſteht, um zum Sitzen benutzt zu werden. Das Innere iſt ebenfalls mit ſchwarzen Steinen belegt, auf welchen die ganze Familie ſchläft. Das Hausgeräthe iſt, wie man ſich denken kann, von der einfachſten Art, und rings herum hängen von den Wänden herab die feineren Matten, die Kleidungsſtücke, die Waffen, die Beile, die Trommeln und die Calebaſſen, welche das ganze bewegliche Eigenthum der Familie ausmachen.

Der Schiffbau der Nukahiwer zeigt weniger Kunſtfertigkeit als der der weſtlicheren Gruppen, welches vielleicht dem Mangel an Lagunen, die ſo ſehr zur Uebung des Schiffers beitragen, oder auch wohl dem Umſtande zuzuſchreiben iſt, daß ein jeder, der nur ein Stück Land von einiger Größe beſitzt, das Fiſchen verachtet und es der ärmeren Claſſe überläßt, auf dieſe Art ihren Unterhalt zu erwerben.

Auch der Ackerbau zeigt geringere Fortſchritte als auf Tonga oder Hawaii, da der Brodbaum, die Cocospalme und die Bananen, die ſämmtlich keine Pflege erfordern, den genügſamen Nukahiwer faſt ausſchließlich mit Nahrung verſehen, und die Freigebigkeit der Natur faſt jede Arbeit überflüſſig macht. In der Zubereitung der Speiſen, dem Flechten von Schnüre, dem Schlagen von Tapatuch und dem Verfertigen von Matten finden die Weiber etwas mehr Beſchäftigung als die Männer, die den größten Theil des Tages in Müßiggang zubringen, beſonders ſeitdem durch die allgemeine Einführung der Muskete, die alten künſtlich geſchnitzten Waffen außer Ge-

brauch gekommen ſind, deren Verzierung in früheren Zeiten manche müßige Stunde in Anſpruch nahm.

Die geologiſche Bildung eines Landes, wo das Gebirge in zahlreiche, durch ihre Fruchtbarkeit ſich ſelbſt genügende und durch ihre ſchwere Zugänglichkeit leicht zu vertheidigende Thäler ſich zerklüftet, mußte natürlich der Einführung einer Monarchie ſehr hinderlich ſein. Die Seefahrer fanden daher nicht auf den Marqueſas wie auf den Sandwich Inſeln oder auf Tahiti eine allgemein anerkannte königliche Familie, deren Macht zwar ſehr beſchränkt war, die aber doch als die höchſte im Range anerkannt wurde und faſt göttliche Ehren genoß, ſondern faſt jedes Thal ſtand unter der Herrſchaft eines unabhängigen Häuptlings, der mit Hülfe des Tabous und unter Mitwirkung der Prieſter eine faſt unumſchränkte Herrſchaft über das ihm untergebene Volk ausübte.

Die Würde des Häuptlings war erblich, doch während auf Tahiti und einigen andern Gruppen, nach dem bereits erwähnten höchſt merkwürdigen Gebrauch, der älteſte Sohn gleich nach ſeiner Geburt als Herrſcher anerkannt wurde, und der Vater nur noch als Reichsverweſer die Zügel der Regierung führte, dankte der marqueſaniſche Despot, wie unſere europäiſche Regenten, nur mit dem Tode ab.

Die religiöſen Begriffe der Nukahiwer waren wenig dazu geeignet ihren moraliſchen Charakter zu heben. Auch ſie hatten, wie die Hawaiier und die meiſten andern Polyneſier, ein reich bevölkertes Pantheon, aber auch ihre Götter waren grauſame Weſen, die nur nach dem Grade von Furcht, welchen ſie einflößten verehrt wurden, und deren Wuth nur durch menſchliche Opfer beſänftigt werden konnte.

Der Glaube an Zauberei war allgemein, und auch hier wie auf Tahiti und Hawaii gründete ſich die Macht der Prieſter größtentheils auf die gewaltigen Wirkungen, die man ihren magiſchen Künſten zuſchrieb.

Da nach einem bewährten Sprichworte der Müßiggang aller Laſter Anfang iſt, und der von ſeinen Leidenſchaften ſtets hin und her bewegte Menſch beim Mangel an nützlicher Beſchäftigung um ſo leichter zum Böſen verleitet wird, iſt es nicht zu verwundern, daß ewige Kriege die verſchiedenen Thalbewohner der Inſeln entzweiten. Nur ſelten kam es dabei zu größeren offenen Schlachten, ſondern nach Art der reißenden Thiere, lauerte der Nukahiwer auf ſeinen Feind und ſuchte ihn durch plötzlichen Ueberfall zu verderben. Wer in dieſen Künſten und Kriegsliſten die größte Geſchicklichkeit zeigte; wer

am längſten ohne die geringſte Bewegung zu machen im hohen Graſe liegen oder im Dickicht ſich verbergen konnte; wer am leiſeſten Athem ſchöpfte, am hurtigſten lief oder am geſchickteſten von einem Felſen zum andern ſprang, um unverſehens ſeine Beute mit der Mordkeule zu treffen, erwarb ſich, wie der helleniſche Ulyſſes, nicht weniger Kriegsruhm unter ſeinen Kameraden, als ob er der tapferſte und heldenmüthigſte Achill geweſen wäre.

Die erſchlagenen Feinde wurden mit kannibaliſcher Freude verzehrt und Krufenſtern, der überhaupt auf die Polyneſier nicht ſo gut zu ſprechen iſt wie Georg Forſter, beſchuldigt ſogar die Nukahiwer zur Zeit einer Hungersnoth ihre Weiber, Kinder und abgelebte Eltern gewürgt, das Fleiſch gebacken und es dann mit dem größten Wohlgefallen verzehrt zu haben, ein Grad der Verworfenheit, wie er ſich in der ganzen Südſee nur bei den Fidſchi Inſulanern wiederfindet, und der den Menſchen, der ſich mit einer ſolchen Abſcheulichkeit befleckt, noch eine Stufe niedriger als das Thier erſcheinen läßt.

In einem Lande wo faſt ununterbrochene Blutfehden herrſchten, konnte natürlich die Bevölkerung niemals eine der Fruchtbarkeit des Bodens angemeſſene Stärke erreichen, doch hat auch hier die ſchon früher verhältnißmäßig geringe Volkszahl noch um ein bedeutendes abgenommen, ſeitdem die Einführung des Schießgewehrs die Kriege mörderiſcher machte und der wachſende Verkehr mit den Weißen der urſprünglichen barbariſchen Sittenloſigkeit auch noch die ſchlimmſten Laſter der Civiliſation hinzufügte.

Im Jahre 1842 ſchätzte Dupetit-Thouars die Bevölkerung der Marquefas, deren Oberfläche etwa 127,000 Hectaren (500,000 preuß. Morgen) beträgt, auf nicht mehr als 20,000 Seelen, ſo daß wenn wir auch mit Vincendon-Dumoulin annehmen, daß Dreiviertel des Landes aus ſteilen des Anbaus unfähigen Felſen beſtehen, doch nur ein Menſch auf 6 Morgen eines Bodens kam, deſſen üppige Fruchtbarkeit eine wenigſtens zehn Mal ſtärkere Bevölkerung ernähren könnte.

Achtzehntes Kapitel.

Die Geſchichte der Marqueſas, ſeit ihrer Entdeckung durch Mendana.

Mendana entdeckt Fatou-hiva (1595). — Gefecht mit den Wilden. — Cook 1774. — Ingraham 1791. — Marchand 1791. — Hergeſt 1792. — Ankunft der Miſſionare 1797. — Ihr Schickſal. — Crook entflieht auf der „Betſy“. — Kruſenſtern 1804. — Kerr Porter in der Taio-hae Bucht 1813. — Krieg mit den Happas und den Taipis. — Die Amerikaner müſſen ſich zurückziehen, erneuern jedoch den Angriff über die Berge — dringen in das Thal — zerſtören die Dörfer. — Crook's abermalige Bekehrungsverſuche. — Dupetit Thouars und Dumont d'Urville 1838. — Katholiſche Miſſionare. — Franzöſiſches Protectorat 1842.

Die Habſucht iſt bekanntlich von jeher eine viel mächtigere Triebfeder zu geographiſchen Entdeckungen als die reine Liebe zur Wiſſenſchaft geweſen. Sie war der unwiderſtehliche Magnet, der die Ruſſen bis zum äußerſten Ende Sibiriens und von dort durch das neblige Aleütenmeer nach dem gegenüberliegenden Amerika zog, ſie war es auch, die mit gebieteriſcher Kraft die goldgierigen Spanier von den Antillen nach Mexiko und von Panama nach Peru führte. Je weiter dieſe letzteren vordrangen, je mehr ſie beſaßen, deſto mehr wuchs ihre Begierde nach neuen Entdeckungen, nach neuem Beſitz, und nicht damit zufrieden, die ganze Weſtküſte Amerika's von einem Wendekreiſe zum andern zu beherrſchen, warfen ſie ſehnſüchtige Blicke auf das unerforſchte Meer, deſſen Größe ihnen Magellan zuerſt offenbarte, und in deſſen geheimnißvollem noch unerforſchten Schooße ſie ſich noch reichere Länder, als die bereits beſeſſenen, träumten.

Sogar die herrſchenden Winde begünſtigten dieſen Trieb, und es war als ob der beſtändige Paſſat ſie zu ihrem Glücke hinauslocken wollte in immer weitere Fernen. Schon im Jahr 1526 ſehen wir daher Saavedra, einen Verwandten des berühmten Cortez, in den großen Ocean hinausſteuern und einige wahrſcheinlich zum Radack Archipel gehörige Inſeln entdecken, welche natürlich den gehegten Erwartungen nur wenig entſprachen. Ebenſo unfruchtbar war eine Expedition, welche im Jahre 1567 unter Alvaro Mendana da Neira den Hafen von Callao verließ, denn wenn ſie auch die Spanier zuerſt mit den Salomon's Inſeln bekannt machte, ſo war dieſes

doch nur ein sehr geringer Erfolg für Abenteurer, welche eine jede Reise für verunglückt hielten, die nicht zur Entdeckung neuer Goldschätze führte. Acht und zwanzig Jahre später versammelte sich jedoch in demselben Hafen und unter demselben Befehlshaber ein kleines Geschwader, wovon jedes Schiff zwar den Namen eines Heiligen trug, aber nichts destoweniger mit dem Auswurf Peru's bemannt war, um auf jener fernen Inselgruppe eine neue Kolonie zu gründen.

Am 9. April 1795 verließ die kleine Flotte Callao, und am 21. Juli, als schon die Sonne dem westlichen Horizont sich näherte, erblickte sie die über 300 Fuß hohe Bergspitze von Fatou-hiva, der südlichsten der Marquesas. Manches Herz pochte, mit schnelleren Schlägen als die unsicheren Formen des unbekannten Landes aus dem dunstigen Ocean emporstiegen; manche Hoffnung wurde wach. Obgleich Mendana es wohl wußte, daß die neuentdeckte Küste vom Ziele seiner Reise noch weit entfernt lag, so steuerte er doch auf sie zu, und bald waren seine Schiffe von mehr als 400 Wilden umringt, die theils in Pirogen, theils auf Floßen, oder sogar der eigenen Schwimmkraft vertrauend, herbeikamen um das nie gesehene Meereswunder anzustaunen. Sie brachten Cocosnüsse und Bananen, die Geschenke des Friedens, und als die Spanier sie dazu einluden, kamen ungefähr 40 Männer, große schöne Gestalten, an Bord. Anfangs betrachteten sie die ihnen so fremden Gegenstände mit der Neugierde von Kindern, doch mit dem Eigenthumsrechte wenig vertraut, erlaubten sie sich bald eine Menge kleiner Diebstahle, welche die Geduld der nicht sehr langmüthigen Spanier auf eine zu harte Probe stellten. Es ward ihnen befohlen sich zurückzuziehen, aber sie weigerten sich ganz entschieden. Um sie einzuschüchtern wurden nun einige Flinten über ihre Köpfe abgeschossen, doch wenn auch ein Theil der Zudringlichen vom ungewohnten Knall erschreckt sogleich in's Wasser sprang, widersetzten sich andere und wurden nur durch Gewalt über Bord geworfen. Ein Greis zeichnete sich vor allen durch seine Hartnäckigkeit aus, und fest an das Tauwerk sich anklammernd, gab er nur nach, nachdem man ihn an der Hand mit einem Säbel verwundet hatte. Nun erhob sich auch das Kriegsgeschrei der Wilden, die sogleich zu den Waffen griffen, welche sie in ihren Pirogen versteckt hielten, und mit einer Tollkühnheit, die aus ihrer Unwissenheit entsprang, es versuchten das Admiralsschiff als gute Prise nach der Küste zu schleppen. Eine Musketensalve war die Antwort auf diesen frechen Angriff; 5 oder 6 Wilde, unter welchen jener muthige Greis, wur-

den getödtet und eine noch größere Anzahl verwundet. So ward auch hier das erſte Zuſammentreffen der Europäer mit den Polyneſiern durch Blut befleckt, und Mord war das erſte Geſchenk, welches der Chriſt ſeinem unwiſſenden Bruder brachte. Nur ein Spanier wurde leicht in jenem ſo ungleichen Gefecht verwundet. Ohne ſich aufzuhalten ſegelte Mendana weiter, entdeckte drei neue Inſeln (Motane, Hiva-oa, Taouata), die er San Pedro, Santa Chriſtina und La Dominica nannte, und ankerte am 28. Juli im Hafen Madre de Dios auf Taouata. Eine feierliche Meſſe wurde am Strande geleſen und dann unter dem üblichen Kanonendonner und dem Aufpflanzen des Kreuzes im Namen ſeiner katholiſchen Majeſtät Beſitz von den Inſeln genommen. Doch auch hier entſtanden bald Mißhelligkeiten zwiſchen den Wilden und den Europäern; auch hier folgten bald Flintenſchüſſe dem erſten freundlichen Begegnen: die erſchreckten Inſulaner flohen auf die Berge, und kaum hatten die Spanier der Mutter Maria für die Entdeckung der Inſeln gedankt, als ſchon die unglücklichen Taouataner ihre Götter anflehten ſie von dieſen furchtbaren Fremden zu befreien. Morgens und Abends hörte man ihren Kriegsgeſang, doch ihre Wurfſpieße flogen aus zu großer Ferne, als daß ſie den Spaniern hätten ſchaden können, welche ihrerſeits wahrſcheinlich mit beſſerem Erfolg auf alle Wilde ſchoſſen, die ſich aus ihren rohen Verſchanzungen hervorwagten. Endlich zeigten ſich die Taouataner zum Frieden geneigt, denn der Wunſch in ihre Hütten am Strande zurückzukehren, überwog allmälig die gerechte Erbitterung. Sie legten Geſchenke von Bananen und Brodfrüchte in die Nähe der ſpaniſchen Vorpoſten hin; und da ein gutes Einverſtändniß auch im Vortheil Mendana's lag, ward ihrem Entgegenkommen freundlich begegnet. Man reichte ſich die Bruderhand, und Namen wurden nach polyneſiſcher Sitte gewechſelt, doch nichts deſtoweniger war die Freude groß als die Spanier am 5. Auguſt die Anker lichteten und bald darauf, um nimmer wiederzukehren, aus dem Geſichtskreis verſchwanden.

Mendana gab den vier von ihm entdeckten Inſeln den Namen der Marqueſas de Mendoza, ſeinem Gönner, dem Vicekönig von Peru zu Ehren; er errichtete drei Kreuze auf dem blutbefleckten Boden, und ließ nach Sitte der damaligen Seefahrer, ſeinen Namen und das Datum ſeiner Ankunft, als Zeichen der Beſitznahme in die Rinde einer ungeheuren Baniane einſchneiden.

Faſt zwei Jahrhunderte vergingen ehe wiederum ein europäiſches Schiff bei der Inſelgruppe erſchien; doch als am 6. April 1774 Cook in denſelben Hafen einlief, wo früher die Spanier gelandet waren, gaben die Eingebornen durch ihr ſcheues Betragen zu erkennen, daß der Zorn der fremden Himmelsſöhne oder Atouas, der ihren Vorvätern ſo furchtbar geweſen, noch immer in der Volksſage fortlebte. Dennoch näherten ſie ſich mit den Zeichen des Friedens, und einige wagten ſich ſogar an Bord der „Reſolution", obgleich die mit Steinen beladenen Boote und die Schleudern, womit alle Männer bewaffnet waren, ihr Mißtrauen genügſam verkündeten. Zahlreiche Geſchenke beſchwichtigten die Furcht, doch nun erwachte die Habgier; Waaren wurden anfangs getauſcht, aber bald kam auch der Diebſtahl an die Reihe: ein werthvoller Gegenſtand wurde entwendet, und in der erſten Aufwallung des Zorns der Schuldige durch einen Flintenſchuß getödtet. Nun wirbelten die ſchaurigen Kriegstrommeln und die Wilden eilten mit ihren Waffen kampfluſtig herbei; einige Geſchenke ſtellten jedoch die Ruhe wieder her, und von nun an bis zur Abfahrt der Engländer, am 12. April, blieb der Frieden ungeſtört.

Einige Jahre nach dem Beſuch des großen Seefahrers fingen auch Handelsſchiffe an häufiger in dieſen Gegenden zu erſcheinen. 1791 entdeckte der Amerikaner Ingraham die noch unbekannten nördlichen Inſeln der Gruppe; einen Monat früher als ſie von dem Franzoſen Marchand geſehen wurden, welcher dem Archipel, den er zuerſt erblickt zu haben glaubte, den Namen der Revolutionsinſeln gab.

Im darauf folgenden Jahre lief am 22. März der engliſche Lieutenant Hergeſt mit dem „Daedalus" in den Hafen Madre de Dios ein. Starke Windſtöße von den hohen Bergthälern herabſauſend, riſſen das Fahrzeug vom Anker, und zugleich brach auch Feuer an Bord des gefährdeten Schiffes aus. Der Eifer womit die Mannſchaft die doppelte Gefahr glücklich bekämpfte, ward ohne Zweifel durch den Gedanken erhöht, wie ſchrecklich ihr Loos ſein würde, wenn das Schiff ſtrandete und ſie wehrlos in die Gewalt von Wilden geriethen, deren Mordluſt nur durch die Uebermacht gezügelt werden konnte. Am folgenden Morgen landete Hergeſt mit 4 Mann um friſches Waſſer einzunehmen. Die heftige Brandung war ihm dabei ſehr hinderlich, und ſowie er Fuß an's Land ſetzte, konnte er ſogleich erkennen wie traurig es ihm im Fall des Schiffbruchs ergangen wäre, denn die zahlreich am Strande verſammelten Wilden benutzten ſofort die Schwäche der

gelandeten Mannſchaft, um Alles was ſie nur ergreifen konnten zu ſtehlen, ſo daß bald kein einziger Eimer zur Füllung der Waſſerfäſſer mehr übrig blieb. Die Vorſicht gebot dieſe Unbilden mit Geduld zu ertragen, und man war froh ohne größeres Unglück vom Ufer wieder abzuſtoßen. Die Sicherheit der Engländer erforderte zwar die ſchleunige Beſtrafung dieſes frevelhaften Betragens, doch begnügte ſich der menſchenfreundliche Hergeſt, als er mit ſeinen bewaffneten Booten an's Land ruderte, über die Köpfe der am Strande verſammelten Eingebornen zu ſchießen. Alle flohen mit Ausnahme eines einzigen Kriegers, der mit der Schleuder in der Hand ſeinen Platz behauptete und nicht aufhören wollte Steine gegen die Engländer zu ſchleudern. Die Bewunderung, welche ſein Muth einflößte, rettete ihm das Leben. Einige über das Dorf geſchoſſene Kanonenkugeln vollendeten den Schrecken der eilig in die Berge fliehenden Menge, und ſo endete der blutloſe aber um ſo ehrenvollere Kampf. Noch an demſelben Abend ſchwamm ein Wilder mit einem grünen Friedenszweige nach dem Dædalus, und am folgenden Morgen ruderten zahlreiche mit Lebensmitteln beladene Pirogen herbei. Die Eingeborenen waren dießmal ruhiger aber nicht minder diebiſch, und ihre Menge ward endlich ſo läſtig, daß ſie mit Gewalt vom Bord vertrieben werden mußten, wobei das ſchöne Geſchlecht ſich beſonders durch ſeine Widerſpenſtigkeit auszeichnete, und nur als einige harmloſe Schüſſe fielen, entſchloſſen ſich die zahlreichen Naiaden, ſo wie ſie gekommen waren, der Küſte wieder zuzuſchwimmen.

Geſchenke und Verſprechungen wurden vergebens angewandt um die Rückgabe der geſtohlenen Gegenſtände zu erlangen. Am 29. März, als ſchon die Anker gelichtet waren, ergriff man daher einige Häuptlinge, die ſich eben noch an Bord befanden und ſperrte einen derſelben in die große Cajüte ein, mit der Drohung, daß wenn das vermißte Eigenthum nicht ſofort zum Vorſchein käme, man ihn mitnehmen würde. Dieſes Kraftmittel half, denn ſchon nach einer halben Stunde erſchien ein Boot mit den verlangten Gegenſtänden, und einige kleine Geſchenke entſchädigten den armen Häuptling für die ausgeſtandene Angſt. Der brave Hergeſt drückt in ſeinem Berichte die lebhafte Freude aus einen Hafen friedlich verlaſſen zu haben, wo wiederholte freche Diebſtähle ſo leicht zu blutigen Conflikten hätten führen können.

Mit den bereits von Ingraham gemachten Entdeckungen unbekannt, beſuchte er die nördlichen Inſeln der Gruppe und gab ihnen Namen, welche man ebenſowenig beibehalten hat, wie diejenigen, die von ſeinem Vorgänger

Marchand oder ſeinem unmittelbaren Nachfolger, dem Amerikaner Roberts (25. Juni 1792) den einzelnen Inſeln ertheilt wurden, da bekanntlich der urſprünglich von Mendana gegebene Name der Marqueſas auf den ganzen Archipel ausgedehnt worden iſt, und man hier wie überall es vorzieht den verſchiedenen Inſeln ihre alten polyneſiſchen Namen zu laſſen.

Der 5. Juni 1797 iſt in den Annalen der Marqueſas denkwürdig durch die Ankunft des uns bereits wohlbekannten „Duff" im Hafen Madre de Dios. Bis jetzt hatte ſich Niemand um die moraliſche Verbeſſerung der Eingeborenen bekümmert, nun aber erſchienen Lehrer des Evangeliums in ihrer Mitte, die von reiner Menſchenliebe beſeelt, es verſuchen wollten ein höheres Seelenleben unter den ſinnlichen Polyneſiern zu erwecken. Als dem Häuptling der Bucht Tenai, der Zweck der Reiſe mitgetheilt wurde, erklärte er ſich ſogleich bereit die Miſſionare Harris und Crook unter ſeinen Schutz zu nehmen, und überließ denſelben eine Hütte und ein Stück Land. Doch Harris, durch die Zügelloſigkeit der Inſulaner faſt bis zum Wahnſinn erſchreckt, ſchiffte ſich ſogleich auf dem „Duff" wieder ein; während ſein mit ſtärkeren Nerven und beharrlicherem Muthe begabter Gefährte allein unter den Wilden zurückblieb; doch auch Crook mußte, noch ehe ein Jahr verfloſſen war, das Feld ſeiner Beſtrebungen verlaſſen, ohne eine einzige Bekehrung vollbracht zu haben.

Am 22. Mai 1798 befand ſich nämlich die „Betſy", Capitän Fanning, bei der Inſel Taouata und war bereits von mehreren Pirogen angeſprochen worden, deren Mannſchaft den Befehlshaber durch Zeichen und freundliches Zurufen dringend einluden ſich von ihnen nach dem Ankerplatze führen zu laſſen. Dieſes war auch der Wunſch des Capitäns, aber er zauderte noch immer, da ihm die Häfen der Inſel gänzlich unbekannt waren. Heftige Regengüſſe vertrieben die Wilden, doch kaum hatten ſich dieſe entfernt als man ein kleines Boot mit nur 2 Mann in aller Haſt herbeirudern ſah. Man wartete deſſen Ankunft ab: aber wer ſchildert das Erſtaunen des Capitäns als er einen dieſer Leute, der nackt wie die Inſulaner und faſt ebenſo kupferfarbig war, mit lauter Stimme ausrufen hörte: „Herr! ich bin ein Engländer und komme zu ihnen um mein Leben zu retten!"

Dieſer einem Wilden ſo ähnliche Europäer war kein anderer als der ehrenwerthe William Pascoe Crook, der, ſo wie er an Bord ſtieg, mit tiefer Bewegung das Haupt beugte um der Vorſehung für ſeine Rettung zu danken, und dann erzählte, daß er ein Miſſionar ſei, und wie ſeit einigen Wochen

das Betragen der Eingebornen so bösartig geworden, daß er sein Leben nur der Vermittlung des ihn nun begleitenden Häuptlings verdanke. Als seinen Hauptverfolger bezeichnete er einen italienischen Matrosen, der einem Handelsschiffe entlaufen war, welches bald nach der Abfahrt des „Duff" sich eine Zeit lang bei Taouata aufhielt. Dieser Schurke hatte ein Gewehr nebst einem guten Vorrath von Schießpulver und Kugeln vom Schiffe gestohlen, und sich mit Hülfe seiner Waffe einen großen Einfluß auf die Häuptlinge zu verschaffen gewußt. Um sein Ansehen zu vermehren munterte er sie stets zu neuen Kriegen auf, und verleitete die bereits zum Bösen so sehr geneigten Insulaner zu den größten Grausamkeiten. Vergebens wollte der Missionar sich diesem Manne des Verbrechens widersetzen, sein Eifer hatte weiter keine Folgen als Feindschaften zu erwecken, die sein eigenes Leben bedrohten. Der Italiener wünschte aber um so mehr ihn umzubringen, da sein Pulvervorrath bereits auf die Neige ging und mit diesem auch sein Einfluß schwinden mußte. Um sich frischen Schießbedarf anzuschaffen, hatte er den Plan gefaßt mit Hülfe der Eingebornen sich des ersten Schiffes zu bemächtigen, welches die Insel besuchen würde. Eines jeden Verbrechens fähig hatte der Elende keine andere Furcht, als daß es Crook noch gelingen möchte seine teuflischen Absichten zu durchkreuzen, und diese trieb ihn dazu sein frevelhaftes Unternehmen so bald wie möglich auszuführen. Nichts konnte ihm daher erwünschter sein als die Ankunft der „Betsy", eines kleinen, schwachen Schiffes von nur hundert Tonnen. Beim ersten Erscheinen des Fahrzeuges wäre der Missionar ohne allen Zweifel von seinen Feinden ermordet worden, wenn der Häuptling, zu welchem er geflohen war, ihn nicht auf's eifrigste beschützt hätte, doch wurde ihm streng untersagt das Land zu verlassen, und da alle seine Bewegungen sorgfältig überwacht wurden, so verzweifelte er fast daran, den Capitän des Schiffes noch zeitig genug warnen zu können, als glücklicher Weise der heftige, die Luft verdunkelnde Regen es ihm erlaubte unbemerkt zur Betsy heranzurudern.

Nun erschienen die dringenden Einladungen der Eingebornen in ihrem wahren Lichte; weit entfernt aus einer freundlichen Gutmüthigkeit hervorzugehen, sollten sie nur dazu dienen das Mißtrauen der Europäer einzuschläfern. In der Nacht sollte ein Seil an's Schiff befestigt werden und zugleich ein geschickter Taucher die Ankertaue durchschneiden; worauf die am Ufer versammelte Menge das Fahrzeug auf den Strand gezogen hätte, wo die Mannschaft der so sehr gefürchteten Kanonen sich nicht bedienen und ebenso wenig

einem plötzlichen Angriff widerstehen konnte, besonders unter Leitung eines Europäers, der noch barbarischer als die Wilden selbst war. Um alle Spuren seiner Unthat zu verwischen, sollte keinem der Ueberfallenen das Leben geschenkt, und nach der Plünderung das Schiff verbrannt werden.

Man kann sich denken, daß nach diesen Mittheilungen dem Capitän Fanning alle Lust verging auf Taouata zu landen. Er belohnte mit reichen Geschenken den edlen Häuptling, der vielleicht mit Lebensgefahr den Missionar an Bord gebracht hatte, und durch sein schönes Betragen den erfreulichen Beweis lieferte, daß gute Menschen auch unter den wildesten Horden leben. Die Trennung dieser beiden Männer, die an Kenntnissen sich so fern standen aber durch ihre Gefühle sich näherten, war rührend. Der Häuptling bat seinen Freund doch ja wiederzukommen und versprach auch ferner alle Schiffe zu warnen, die dieser ungastlichen Küste sich nähern möchten.

Ueberglücklich einer solchen Gefahr entronnen zu sein richtete nun Fanning seine Fahrt nach den nördlichen Inseln der Gruppe und erschien schon am folgenden Tage vor Houa-poou. Während er einen sicheren Ankerplatz suchte, und ein ausgesetztes Boot mit der Untersuchung des Grundes beschäftigt war, ward das Schiff von einer großen Anzahl Pirogen umringt, und bald hörte Crook bedrohliche Worte, denn auch diese Wilden dachten an Raub und Mord und drängten sich mit verrätherischen Absichten zwischen die Betsy und das Boot. Doch zum Glück hatten sie sich selbst dem sprachkundigen Missionar verrathen; eine Flinte wurde abgefeuert, es blitzten die Säbel und die Mündungen der Kanonen erschienen an den geöffneten Luken. Diese kriegerischen Vorbereitungen schüchterten die Wilden ein, welche sogleich ausriefen: „dieses Schiff kommt vom Himmel, denn es führt den Donner mit sich, und seine Waffen kommen von der Sonne, denn sie haben deren Glanz."

Am 25. Mai erreichte die Betsy ohne fernere Abenteuer den Hafen von Taio-hae auf der Hauptinsel Nuka-hiwa. Während ihres dortigen Verweilens schienen die Eingebornen so gutgesinnt, daß der edelmüthige Crook, trotz aller erlittenen Drangsale dort zu bleiben verlangte, um wie er hoffte mit besserem Erfolge sein Bekehrungswerk fortzusetzen, und Capitän Fanning die aufopfernde Pflichttreue des Mannes bewundernd, der kaum dem Tod entronnen, dennoch bereit war sogleich wieder allen Gefahren im Dienste seines Herrn zu trotzen, beschenkte ihn mit einem Gewehre, damit er wenigstens nicht ganz schutzlos unter den Wilden verbliebe.

Doch auch dieſer Verſuch des wackeren Miſſionars blieb erfolglos; und er ſah ſich genöthigt die Vorbeifahrt des nächſten Handelsſchiffes zu benutzen, welches ihn glücklich nach Port-Jackſon brachte. Von dort aus begab er ſich ſpäter nach Tahiti wo Dumont D'Urville ihn im Jahre 1838 noch antraf.

Im Mai 1804 machte Kruſenſtern einen kurzen Aufenthalt auf Nukahiwa. Damals wurden die Inſeln noch nicht ſo häufig von fremden Schiffen beſucht, und das Eiſen, womit der ruſſiſche Weltumſegler die ihm zugeführten Lebensmittel bezahlte, erregte eine lebhafte Freude. Der Verkehr mit den Eingebornen war fortwährend freundlich und Kruſenſtern erwies ihnen ſtets alles mögliche Gute, um ihnen, wenn nicht Geſinnungen der Dankbarkeit doch wenigſtens des Wohlwollens einzuflößen, doch nichts deſtoweniger als ſich beim Abſegeln das falſche Gerücht verbreitete, daß eins von den ruſſiſchen Schiffen geſcheitert ſei, hatte ſich in weniger als zwei Stunden eine Menge von Inſulanern am Ufer verſammelt, die alle mit Streitkolben, Aexten und Spießen bewaffnet waren, offenbar mit keiner andern Abſicht als bei der erſten ſich darbietenden Gelegenheit zu rauben und zu morden. Es beſtätigte ſich alſo auch hier, daß die vielgeprieſene Gutmüthigkeit der Südſeeinſulaner nur dort ſich zeigte wo ſie den Stärkeren fürchteten, ſich aber ſofort gegen den Schwachen und Hülfsbedürftigen verleugnete.

Während des letzten Seekrieges zwiſchen England und den Vereinigten Staaten zeichnete ſich bekanntlich der amerikaniſche Capitän Kerr Porter deſſen ich ſchon bei der Beſchreibung der Galapagos flüchtig erwähnte, als einen der gefährlichſten Feinde der Engländer im ſtillen Ocean aus. Wie der Fregattenvogel auf die fliegenden Fiſche oder der Hai auf die Häringe machte er mit ſeinen kanonenbeſpickten Schnellſeglern auf ihre Walfiſchfänger Jagd. Doch auch Haifiſche und Fregattenvögel bedürfen der Ruhe, und theils um ſeine zahlreichen Priſen in Sicherheit zu bringen, theils um ſeine Schiffe auszubeſſern und ſeinen vom langen Hin- und Herkreuzen ermüdeten Matroſen einige Raſt zu gönnen, erſchien am 23. October 1813 der berühmte Seeheld vor der Bucht Taio-hae, die er jener Zwecke wegen zu einem längeren Aufenhalte gewählt hatte. Seine vollſtändig zum Kriege ausgerüſteten Schiffe, ſowie die große Anzahl ſeiner Mannſchaft ſetzten ihn über alle Befürchtungen von Seiten der Eingebornen hinweg, und der vortreffliche Hafen ließ ſich leicht gegen einen möglichen Angriff der Engländer befeſtigen.

Porter fand drei Europäer auf Nuka-hiwa, deren zwei mit dem Fällen des kostbaren Sandelholzes beschäftigt waren. Der dritte, ein englischer Ausreißer erregte anfangs sein Mißtrauen, wurde aber später von ihm als Dollmetscher benutzt. Durch Vermittlung dieses Mannes gab Porter den Eingebornen zu verstehen, daß er ein Lager in einiger Entfernung vom Dorfe errichten wolle, und daß er jeden als einen Feind behandeln würde, der es wagte mit den Waffen in der Hand sich demselben zu nähern. Eine Demarkationslinie wurde festgestellt, eine Werkstätte errichtet, und bald darauf die Schiffssegel gelandet um dort ausgebessert zu werden.

Unterdessen erfuhr Porter, daß der Krieg zwischen den Taïs oder den Bewohnern des Thales, in welchem er sich niedergelassen, und ihren Nachbarn den Happas ausgebrochen sei, und um allen Störungen vorzubeugen, ließ er sogleich den kriegführenden Stämmen verkünden, daß, so lange er dort bleibe, er ihnen bei schwerer Strafe alle Feindseligkeiten untersage. Zugleich lud er die Happas ein an Bord seiner Schiffe zu kommen und dort ihre Schweine und Früchte zu vertauschen, und versprach ihnen vollständigen Schutz, wenn es den Taïs einfallen sollte sie unterwegs zu belästigen. Doch am folgenden Tage kamen die Happas, die sich wenig aus den Drohungen des Amerikaners machten, von den Bergen herab und fingen an die Brodbäume der Taïs zu zerstören. Sie waren in voller Arbeit als Porter ihnen einen Boten sandte, der aber sehr schlecht empfangen wurde. „Die Fremden" sagten sie, „wagen es nicht uns zu stören, sie fürchten sich, wir werden sie bald in ihrem eigenen Lager angreifen."

Unter diesen Umständen mußten offenbar außerordentliche Vorsichtsmaßregeln getroffen werden; so daß jeden Abend der vierte Theil der Mannschaften zur Bewachung des Lagers gelandet wurde. Von den Berghöhen, welche die beiden Thäler trennten, wurden die Amerikaner von den Happas beständig mit Schimpfworten herausgefordert, und da die Taïs über Porter's langes Zögern auch schon an seiner Macht zu zweifeln anfingen, so war es nothwendig ihnen zu beweisen, daß er nicht nur drohen sondern auch strafen könne.

Mouina, der Hauptkrieger der Taïs bat inständig man möchte ihm doch die so hoch gepriesene Wirkung der Kanonen zeigen. Ein ferner Baum wurde als Ziel gewählt — und sogleich flog die zersplitterte Rinde in Stücken umher.

Einige Krieger der Happas wohnten diesem Versuche bei, ließen sich aber dadurch nicht einschüchtern und als der versöhnliche Porter ihnen sagen

ließ wie thöricht es von ihnen ſei, gegen ſolche Waffen zu kämpfen, da ſie doch ſogleich den Frieden haben könnten wenn ſie ſich nur von den Kämmen der benachbarten Berge zurückzögen, ſo antworteten ſie mit ſtolzem Selbſtgefühl, daß die Happas ſich vor keinem Feinde fürchteten.

Ein Kampf war alſo unvermeidlich und die Amerikaner ſäumten nun nicht länger den Uebermuth der Wilden zu züchtigen. Eine Kanone wurde gelandet und den Taïs der Vorſchlag gemacht ſie auf eine hervorragende Spitze zu tragen um von dort aus ihre Feinde von den Anhöhen zu vertreiben. Außer ſich vor Freude ſprangen ſogleich dieſe Menſchen herbei, umarmten die Kanone als ob ſie ihre Liebkoſungen hätte fühlen können, hoben ſie jauchzend empor, und ſchleppten ſie mit erſtaunlicher Kraft und Gewandtheit auf eine faſt unzugängliche Felſenplatte.

Es galt einen lang genährten Haß zu befriedigen, ein Werk der Zerſtörung zu vollbringen, und in ſolchen Fällen weiß die menſchliche Kraft durch Leidenſchaft geſteigert auch die größten Hinderniſſe zu überwinden. Als ſpäter die Amerikaner die Stelle betrachteten, konnten ſie ihr Erſtaunen nicht unterdrücken; die Lage ſchien ihnen ſchon für unbeladene Männer unereichbar, um wie viel mehr für das Hinaufſchleppen einer ſolchen Laſt. Nun rückte unter dem Befehl des Lieutenant Downes eine Abtheilung Seeſoldaten und Matroſen vor und wurde mit Steinwürfen empfangen, welche ihren Anführer zu Boden ſtreckten. Dieſer Unfall hielt die Amerikaner einige Minuten auf doch ſich bald wieder erholend, ſetzte Downes den Anmarſch fort, die Happas vor ſich hertreibend, die hinter einen ſteinernen Wall ſich zurückzogen. Dort hielten ſie ſich für vollkommen ſicher und drückten ihre Zuverſicht durch Schimpfworte und verächtliche Geberden aus, doch die Amerikaner, die nach dreimaligem lauten Hurrahrufen mitten durch den Stein- und Lanzenregen der Wilden auf das Bollwerk losſtürmten, ließen ſie bald ihren Irrthum erkennen. Fünf Leichen der Happas lagen auf dem blutgetränkten Boden, zur großen Freude der Taïs, die ohne gefochten zu haben, alle Vortheile des Sieges genoſſen. Sie banden die gefallenen Krieger an lange Stangen um ſie deſto bequemer fortzutragen, und ſtürzten dann auf ein benachbartes Dorf, aus welchem ſie bald darauf, beladen mit Trommeln, Matten, Calebaſſen und anderem geplünderten Hausgeräth, und Schweine vor ſich hertreibend, wieder zum Vorſchein kamen. Unterdeſſen verfolgten die Amerikaner den fliehenden Feind über die Anhöhen, Mouina, den muthigen Taï als Bannerträger voran. Aller Widerſtand war gebrochen und ſchon am folgenden Morgen erſchien

ein Häuptling der Happas in Porter's Lager, mit der demüthigen Bitte das Vergangene zu vergeſſen, und ihm dieſelbe Freundſchaft wie den Taïs zu gewähren. Man kann ſich denken, daß der Amerikaner ſogleich auf dieſe Wünſche einging, doch wurde der Friede nur unter der ausdrücklichen Bedingung geſchloſſen, daß die Happas einmal in der Woche ihre Schweine und Früchte zum Lager bringen ſollten, wo man deren vollen Werth bezahlen würde. Andere benachbarten Stämme folgten dieſem Beiſpiel, bis auf die zahlreichen kriegeriſchen Taïpis, welche ſich rühmten noch keinen Feind in ihrem Thale geſehen zu haben, und deren Prieſter ſie überzeugt hatten, daß ſie ſtets den alten Ruf ihrer Unüberwindlichkeit behaupten würden. Nicht damit zufrieden ſich durchaus von den Amerikanern fern zu halten, hinderten ſie ſogar ihre Nachbarn den Fremden Proviant zuzuführen und betrugen ſich auf eine ſo herausfordernde beleidigende Weiſe, daß Porter um ſein Anſehen unter den befreundeten Stämmen zu behaupten, ſich endlich genöthigt ſah jene übermüthigen Wilden zu bekriegen. Unterdeſſen war ſein urſprüngliches Lager zu einem kleinen aus ſechs Häuſern und einer Bäckerei beſtehenden Dorfe herangewachſen, und ein kleines Fort auf einer Anhöhe erbaut worden, deſſen Geſchütze den Eingang der Bucht beſtrichen.

Am 19. November 1813 ward unter Kanonendonner die amerikaniſche Flagge feierlich aufgezogen, und mit voller Zuſtimmung der Eingebornen, welche von der ganzen Ceremonie nur wenig begreifen mochten, Nukahiwa zum amerikaniſchen Beſitzthum erklärt.

Dem Feſte des Friedens folgte bald der Krieg, denn am 27. Nov ward den Happas und Taïs der Entſchluß des Commandanten mitgetheilt, die Taïpis am folgenden Morgen anzugreifen.

Noch an demſelben Nachmittage legte ſich der „Eſſex Junior“ vor die feindliche Bucht, und in der Nacht verließ auch Porter den in der Taiohae Bucht zurückbleibenden „Eſſex Senior,“ mit 5 Schaluppen und 10 mit Kriegern der Taïs beladenen Pirogen. Bei Tagesanbruch ſtießen noch 10 Pirogen der Happas zu ihm, und bald darauf war der Strand der Taïpis, der Schauplatz des nahenden Gefechts erreicht. Die Höhen ringsherum waren mit den Verbündeten der Amerikaner gekrönt, deren Lanzen, Keulen und Schleudern allen Rückzug zu Lande abſchnitten, während der „Eſſex Junior“ mit ſeinem Gefolge von Booten und Pirogen die Bucht vollſtändig verſperrte. Alle dieſe Vorkehrungen waren der Wachſamkeit der Taïpis nicht entgangen, doch keiner von ihnen ließ ſich ſehen. Der einige 100 Fuß breite

flache Strand, das sumpfige Dickicht dahinter, der schmale Steg, der durch das verworrene Gebüsch sich in's Thal hinauf schlängelte, alles war still und einsam, und kein Laut ließ ahnen, daß der Feind dort versteckt sei.

Ehe man sich in Marsch setzte, wurde das Frühstück vertheilt, und die Amerikaner waren eben beschäftigt sich für die Strapatzen des Tages zu stärken, als einige Steinwürfe aus unsichtbarer Hand die Nähe ihrer Gegner verkündeten. Nun wurde noch ein Eingeborner mit einer letzten Aufforderung in's Dickicht geschickt, kam aber bald wieder in vollem Laufe zurück, während ein ihm nachfolgender Steinregen den deutlichsten Commentar zu seiner Flucht lieferte. Das erste Kriegsopfer war jedoch ein vorwitziger Taïpi der aus dem Gebüsch hervortretend sogleich durch einen Flintenschuß zu Boden gestreckt wurde.

Nun drang Porter von 35 der Seinigen gefolgt in's Dickicht hinein, während Steine und Wurfspieße ununterbrochen um ihn her flogen, ohne daß man sehen konnte von wem sie ausgingen. Ueberall hielt sich der Feind sorgfältig verborgen, keinen Laut, kein Geschrei ließ er vernehmen. Ein solches Gefecht gegen unsichtbare Gegner machte Porter's Lage bedenklich. Das Stillestehen setzte ihn um so mehr den feindlichen Angriffen aus, und ein Rückzug wäre von den verderblichsten Folgen gewesen, indem er nicht nur die Frechheit der Taïpis vermehrt, sondern auch noch die wankende Treue der Verbündeten auf eine zu schwere Probe gesetzt hätte. Es blieb also nichts übrig als so rasch wie möglich durch das gefährliche Wespennest vorzudringen. So ward eine englische Meile zurückgelegt, bis man an eine Stelle kam wo ein Bach den Weg versperrte, und ein Steinwurf das linke Bein des Lieutenant Downes zerschmetterte. Dieser Unfall machte die unerfreuliche Lage der Amerikaner noch unangenehmer, denn die Happas und Taïs hatten sich bis jetzt begnügt dem Gefechte zuzusehen, und bei der zweifelhaften Treue und dem veränderlichen Charakter dieser Wilden wäre es höchst unvorsichtig gewesen, den Verwundeten ihrer Obhut anzuvertrauen. Von der ohnehin schon schwachen Angriffskolonne mußten also 4 Mann sich trennen, um jenen Officier an Bord des Essex Junior zu tragen.

Es war eine schwierige Aufgabe über den Bach zu setzen, dessen Tiefe, schnelle Strömung und abschüssige Ufer ein starkes, natürliches Bollwerk bildeten, doch blieb zur längeren Ueberlegung wenig Zeit. Eine Generalsalve wurde abgefeuert, dann stürzte man mit lautem Hurrah vorwärts durch das Wasser, und es gelang ohne Verlust den jenseitigen Rand zu erreichen.

Noch eine Viertelmeile weit zog ſich der ſumpfige Boden hin, bis man endlich durch das Gebüſch in's Freie dringend, ſich mit neuem Muth und neuen Kräften belebt fühlte.

Schon hoffte man recht bald ein Dorf zu erreichen, als ein neues unerwartetes Hinderniß den Marſch der Amerikaner aufhielt, denn eine 6 Fuß hohe ſtarke Mauer, an beiden Enden an ein undurchdringliches Dickicht ſich anlehnend, verſperrte den Weg und ſetzte den Widerwärtigkeiten des Tages die Krone auf. Ein ſchreckliches Kriegsgeheul und ein Stein- und Wurfſpießregen, dichter als je zuvor, bewieſen, daß der Feind hier ſeine Hauptmacht zuſammengezogen habe und ſich zum hartnäckigſten Widerſtande bereite.

Auch war ſchon das meiſte Pulver verſchoſſen, ſo daß Porter ſich genöthigt ſah den Lieutenant Gamble mit 4 Mann nach dem Eſſex Junior zurückzuſchicken um einen neuen Vorrath an Schießbedarf zu holen.

Sein kleiner Trupp war nun auf etwa 20 Mann zuſammengeſchmolzen, denn alle ſeine Verbündeten hatten ſich ſchon längſt, wie die Ratzen von einem den Einſturz drohenden Gebäude entfernt, mit Ausnahme Mouina's, der zum Rückzug mahnte und von den verwundeten Amerikanern lebhaft unterſtützt wurde. In dieſer Verlegenheit brauchte Porter eine Liſt, die im Kriege ſchon ſehr oft mit Erfolg angewendet worden iſt.

In ſcheinbar eiliger Flucht zog er ſich zurück, der in die Falle gehende Feind ſtürzte mit gräßlichem Siegesgeheul hervor, doch ſtatt die Weißen niederzumetzeln, lichtete ein mörderiſches Gewehrfeuer ſeine eigenen Reihen, und manchen Todten und Verwundeten auf dem Platze zurücklaſſend, floh er ſchleunig ſeinen ſchützenden Wällen wieder zu, während Porter den Schrecken benutzte, um mit ſeinen Verwundeten das jenſeitige Ufer des Baches ungeſtört zu erreichen. Die Kräfte ſeiner Leute waren erſchöpft, manche von ihnen verwundet; ſie hegten nicht mehr gegen die Wilden jene ſtolze Zuverſicht, welche das Gefühl der eigenen Ueberlegenheit einflößt, ſondern hatten vielmehr eine hohe Meinung von deren kriegeriſchen Thätigkeit gewonnen. Unter dieſen Umſtänden war an eine Erſtürmung des Bollwerks nicht zu denken, und die Züchtigung der Taïpis mußte offenbar auf einen andern Tag verſchoben werden.

Die von den Amerikanern erlittene Schlappe, durch das Gerücht vergrößert, konnte natürlich ihren ſchlimmen Eindruck auf das veränderliche Gemüth der Wilden nicht verfehlen, und man mußte befürchten, daß die bereits ſchwankenden Happas ſich bald zur Partei ſchlagen würden, welche ſie für

die ſtärkſte hielten. Sowohl Porter's Sicherheit als ſeine gekränkte Ehre verlangten dringend eine ſchleunige Rache. Kaum war er daher mit dem Eſſex Junior zur Bucht Taio-hae zurückgekehrt, als alle Vorkehrungen getroffen wurden um mit 200 Mann die Taïpis mitten in ihrem Siegesrauſch zu überfallen.

Dießmal ſollte der Angriff über die Berge geſchehen, auch wurde er vor allen Verbündeten verheimlicht, um ſich von einem läſtigen und vielleicht auch gefährlichen Gefolge zu befreien. Sichere Führer leiteten noch am Abend dieſe neue Expedition zum Kamme der das Taïpithal begrenzenden Berge auf ſchwierigen Wegen, durch Dickichte und Bäche, am ſchroffen Abhang der Felſen hin. Das Geräuſch des Zuges hatte einige Eingeborne herbeigezogen, aber es wurde ihnen Stillſchweigen befohlen, und ſo durfte man hoffen, daß den Taïpis das heranrückende Gewitter unbekannt bleiben würde, bis es mit ſeinem plötzlichen Donner ſich über ihre Häupter entlud. Um Mitternacht konnte man das Trommelgeraſſel und den lauten Triumphgeſang im feindlichen Thale hören, und heller Fackelſchein bezeichnete die Stellen wo die ſiegestrunkene Menge ſich verſammelt hatte.

Nur ein einziger ſchmaler Paß führt von jenen Bergen in's Thal hinab, aber ſeine faſt ſenkrechte Neigung, die ihn ſchon bei Tage gefährlich machte, ließ ſeine Benutzung bei Nacht vollends unmöglich erſcheinen. Hier alſo mußte die Morgendämmerung abgewartet werden, ein Aufſchub der nicht unerwünſcht war, da er den von ihrem langen Marſche erſchöpften Amerikanern die nöthige Ruhe gönnte. Die ſorgfältige Bewachung des Paſſes gab übrigens auch die volle Sicherheit, daß die Taïpis keine Nachricht von der Nähe des Feindes erhalten würden. Porter ſchlummerte, als ein Führer ihn mit den unwillkommenen Worten weckte: „es wird regnen, deine Gewehre ſind verloren". Zugleich wies er auf eine ſchnell heraufziehende Wolke, die bald darauf ſich in tropiſchen Strömen ergoß.

Auf dem engen Bergkamm, wo ſie ſich gelagert, und feſtgebannt auf den ſchlüpferig gewordenen Felſen, hatten die durchnäßten Amerikaner auch noch die empfindliche Kälte eines ſtarken Windes zu ertragen, doch ihre Hauptſorge war ihre Waffen und Pulver möglichſt trocken zu erhalten. Dennoch fand ſich am Morgen der größte Theil ihrer Patronen durchnäßt, und der Führer wiederholte fortwährend, daß die Flinten nun nichts mehr taugten und das beſte ſei ſich ſo ſchnell als möglich zurückzuziehen.

Die Vorsicht gebot diesem Rathe zu folgen, doch um den bösen Eindruck des Mißlingens auf das Gemüth der Verbündeten zu mindern und den gefährdeten Ruf seiner Waffen zu heben, befahl Porter vorher noch eine Generalsalve abzufeuern, in der Hoffnung, daß man die Fehlschüsse unter dem allgemeinen Knall und Pulverdampf nicht bemerken würde. Dieses gelang über Erwartung, und der Widerhall der Berge warf den verzehnfachten Donner in's Thal der Tarpis hinab.

Kriegshörner dröhnten, Trommeln wirbelten, lautes Geschrei erhob sich von einem Ende des Grundes zum andern. Man hörte das Grunzen der Schweine, die eilig fortgetrieben wurden, das Wehklagen der geängsteten Weiber. Mit dem vorläufigen Schrecken zufrieden, den er seinem stolzen Feinde eingejagt, zog sich nun Porter in ein Dorf der Happas zurück. Der böse Wille dieses Stammes zeigte sich bald, indem der verlangte Proviant gar nicht erscheinen wollte. Endlich sogar versammelten sich die Happas mit ihren Waffen um die Hütte, wo die Amerikaner von ihren Strapatzen ausruhten, ihre Weiber entfernten sich und alles deutete auf einen bevorstehenden Angriff. Nun ließ Porter den Häuptlingen sagen, daß sie die Waffen augenblicklich strecken müßten, und wenn sie ihn nicht sofort mit Lebensmitteln versorgten, er dieselben mit Gewalt nehmen würde. Dem Wort, welches keinen Eindruck machte, folgte alsbald die That, die von besserem Erfolge war, denn als die Amerikaner anfingen ohne weitere Complimente die Schweine ihrer abtrünnigen Verbündeten zu tödten und die Brodfrucht- und Cocosbäume des Dorfes umzuhauen, beeilten sich die durch diese energische Demonstration eingeschüchterten Happas, unter Betheuerungen ewiger Freundschaft, das Verlangte im Ueberfluß herbeizuschaffen.

So wie am folgenden Tage der Morgen zu grauen anfing, setzten sich die vollkommen erfrischten und mit Schießbedarf reichlich versehenen Amerikaner wiederum in Marsch, doch als sie den Bergkamm, wo sie eine so üble Nacht zugebracht hatten, erreichten, machten sie Halt um den lieblichen Anblick des Tarpithales in der frühen Morgenstunde zu bewundern. Wie ein breites smaragdenes Band zog es sich zwischen hohen Bergen hin, deren steile oft senkrechte Wände in dämmernde Abgründe sich vertieften. Eine mehrere 100 Fuß hohe Caseade stürzte ihre schäumenden Gewässer das Thal entlang, und erreichte endlich nach vielen Krümmungen das den Horizont begrenzende Meer. Ein sanftes Licht ergoß sich harmonisch über das reizende

Bild, deſſen idylliſche Ruhe nun ſo bald durch Tod und Verwüſtung geſtört werden ſollte.

Der Befehl in's Thal hinabzuſteigen ſetzte jedoch allen ferneren ſentimentalen Betrachtungen ein Ziel, und einer nach dem andern ſchlängelten ſich die Amerikaner durch den engen Pfad. Die Ermüdung des höchſt beſchwerlichen Herabſteigens verlangte eine kurze Ruhe als ſie unten angekommen waren: alsdann rückten ſie nach dem Flüßchen vor, an deſſen Ufern ein zahlreicher Kriegertrupp den Zugang zu einem befeſtigten Dorfe verwehrte. Doch trotz einer hartnäckigen Vertheidigung ward in kurzer Zeit der Bach überſchritten, und bald darauf das Dorf genommen. Von hieraus wurden kleine Abtheilungen nach verſchiedenen Richtungen ausgeſchickt um das benachbarte Gebüſch zu ſäubern; doch nun rückten die Taïpis zum Angriff wieder vor. Man ließ ſie auf Piſtolenſchußweite heran kommen, dann fiel ein mörderiſches Kreuzfeuer in ihre Reihen, welches ſie wie Spreu vor dem Winde auseinander jagte.

Indeſſen bewies die Anzahl der aus dem Dickicht geworfenen Steine und Lanzen, daß der Widerſtand der Taïpis noch immer nicht gebrochen ſei. Porter ließ alſo ſeine Verwundeten unter gehöriger Bedeckung zurück, und zog weiter nach einem andern Dorfe, größer und ſchöner als alle, die er bisher auf der Inſel geſehen. Nach einem hartnäckigen Widerſtand ward auch dieſes genommen und den Flammen überliefert. Bis zum Fuß des Waſſerfalls zogen die Amerikaner verwüſtend und brennend das Thal hinauf, und kehrten erſt nach vierſtündigem Marſche nach dem zuerſt genommenen Dorfe zurück, welches gerade in der Mitte des Thales lag. Die dort verbliebenen Verwundeten waren unterdeſſen beſtändig beunruhigt worden, doch hatten die Schleudern und Wurfſpieße des Feindes ihnen nichts anhaben können.

Da nach den Strapatzen des Tages der Weg über die Berge viel zu mühſelig geweſen wäre, entſchloß ſich Porter das Thal entlang nach dem Meere zurückzukehren. Noch einige Dörfer wurden zerſtört, aber ſogar unter den rauchenden Trümmern ihrer Hütten hörten die Taïpis nicht auf zu kämpfen. Endlich erreichten die Amerikaner die Rückſeite der Verſchanzung, welche ſie bei ihrem erſten mißlungenen Verſuch von der Seeſeite aus aufgehalten hatte; und als Porter die Stärke und Anlage der Mauern ſah, konnte er ſich nicht glücklich genug ſchätzen den Angriff von der Bergſeite gemacht zu haben.

Nur drei Zugänge führen in das Thal der Taïpis; der von den Amerikanern benutzte Gebirgspaß, der dadurch gefährlich wird, daß er im Fall einer Niederlage den Rückzug unmöglich macht; ein zweiter, der zu verwandten engverbundenen Stämmen führt; und endlich der Weg von der Bucht aus, der zu jener faſt uneinnehmbaren Verſchanzung leitet. Daher kam es, daß die Taïpis noch nie in ihrem Thale waren angegriffen worden, ſondern alle ihre Fehden auf der offenen Ebene am Strande ausgefochten hatten: nur die Macht der Fremdlinge vermochte ihre Zuverſicht und ihren Stolz zu demüthigen.

Die Nacht wurde bei den Happas zugebracht, deren feindſelige Kälte plötzlich in die zuvorkommendſte Gaſtfreundſchaft umgewandelt war, und am folgenden Tage trafen die ſiegreichen aber erſchöpften Amerikaner in Madiſonville (ſo hatten ſie ihre kleine Niederlaſſung getauft) wieder ein, nachdem ſie auf ihrem kurzen Kriegszuge mehr als 12 Meilen über die Berge zurückgelegt hatten. Sieben ihrer kräftigſten Leute lagen lange krank und einer ſtarb ſogar an den Folgen der ausgehaltenen Strapatzen. Die gedemüthigten Taïpis baten nun um Frieden, den man ihnen unter der Bedingung gewährte, daß ſie ſofort 100 Schweine als Kriegsſteuer auslieferten.

Indeſſen waren die nothwendigen Reparaturen beendigt und Porter ſehnte ſich nach neuen Kreuzfahrten gegen die Engländer. Nach einem ſechswöchentlichen Aufenthalt ſegelte er alſo am 13. December ab, doch um ſich einen Zufluchtsort auf Nukahiwa zu ſichern, ließ er unter dem Befehl des Lieutenants Gamble eine Abtheilung von 20 Mann mit drei engliſchen Priſen und einigen Kriegsgefangenen in der Taio-hae Bucht zurück.

Es würde mich zu weit führen die Schickſale dieſes kleinen Poſtens ausführlicher zu erzählen; mit kurzen Worten ſei daher nur erwähnt, daß die zunehmenden Feindſeligkeiten der nun nicht mehr durch eine gebieteriſche Uebermacht in Zaum gehaltenen Wilden, welchen endlich auch noch eine Empörung der gefangenen Engländer ſich anſchloß, die Lage der Amerikaner nach einigen Monaten unhaltbar machte, und der Befehlshaber Gamble nur mit genauer Noth auf dem „Sir Andrew Hammond“ aus dem Hafen ſich rettete, wo noch vor kurzem das Banner der Vereinigten Staaten ſo ſtolz geweht. Um ſein Unglück zu vollenden, ward ſein Schiff auf dem Wege nach den Sandwich Inſeln von einer britiſchen Corvette genommen, und das Erſte was er hörte, nachdem er dem engliſchen Befehlshaber ſeinen Degen überreicht hatte, war die Nachricht, daß auch Porter's Geſchwader nicht mehr

das geſtreifte Sternenbanner, ſondern den ſiegreichen Union Jack an der Maſtenſpitze trage.

Die nächſtfolgenden Jahre liefern nur wenige intereſſante Beiträge zur Geſchichte der Marqueſas. Der damals ſo einträgliche Sandelholzhandel und die zunehmende Menge der auf den unermeßlichen Waſſergefilden der Südſee den ſcharfzähnigen Cachalot verfolgenden Schiffe, brachten die Inſulaner immer häufiger mit Europäern in Berührung, die leider nur zu oft zum Auswurf der Geſellſchaft gehörten, und zunehmende Entſittlichung war die unausbleibliche Folge. Die Zeit lag fern wo ſie ſich für die Erzeugniſſe ihres Landes mit unſchädlichen Glasperlen oder bunten Tüchern begnügten; Flinten und Pulver, deren erſtaunliche Wirkungen ſie ſchon ſo oft erprobt, waren die einzigen Gegenſtände, die ſie nun noch im Tauſch annehmen wollten, und dieſe boten ihnen die Mittel zu immer mörderiſcheren Kriegen.

Unter dieſen Umſtänden erneuerte der würdige Crook ſeine menſchenfreundlichen Bemühungen den Marqueſanern Begriffe einer höheren Sittlichkeit beizubringen, und erſchien am 27. Februar 1825 mit vier tahitiſchen Lehrern in der Bucht von Vaitahou, wo er vor 26 Jahren ſo manche Drangſale erlebt hatte. Dort ließ er die Lehrer zurück, doch auch dieſe folgten ihm nach mehreren Monaten, da ihnen das Feld zu undankbar ſchien; und ebenſo erfolglos blieben die Bekehrungsverſuche, die in den folgenden Jahren öfters wiederholt wurden.

Anfangs Auguſt 1838 lief die von Dupetit Thouars befehligte Venus mit zwei katholiſchen Miſſionaren in den Hafen von Vaitahou ein.

Potété, der Häuptling der umliegenden Gegend, der vom Commandanten mit der größten Auszeichnung behandelt wurde, und namentlich für die franzöſiſche Küche eine ſolche Vorliebe an den Tag legte, daß er bei keiner Mahlzeit fehlte, erklärte ſich bereit die Sendboten des römiſchen Stuhls unter ſeinen beſondern Schutz zu nehmen, worauf Dupetit Thouars wieder abſegelte.

Einige Wochen ſpäter wurde die Bucht Taio-hae von Dumont D'Urville beſucht. Er fand dort einige Europäer und Amerikaner, größtentheils Ausreißer oder entlaufene Sträflinge, die unter dem Schutz verſchiedener Häuptlinge eine kleine Colonie bildeten, welche mit ihren Produkten die Walfiſchfänger verſorgte, davon jährlich 14 bis 16 in jenen Hafen einzulaufen pflegten.

Die häufigen Berührungen mit Fremden hatten die Neugierde der Eingebornen abgeſtumpft, ſie blickten die Franzoſen gleichgültig an, als dieſe an ihren Hütten vorbeigingen, oder begnügten ſich ihnen einige Kleinigkeiten zum Kauf anzubieten, wobei ſie den Beweis lieferten, daß ſie ſich nicht ſchlecht auf den Handel verſtanden.

Wiederholte Diebſtähle würden leicht zu ernſteren Colliſionen geführt haben, wenn der Aufenthalt Dumont's auf der Inſel ſich verlängert hätte.

Die ewigen Kriege der Taïs und Happas gegen die Taïpis dauerten fort, und der Kannibalismus ſtand noch immer in voller Blüthe. Fünf Wochen vor Ankunft der Franzoſen hatten die Taïpis eine Frau vom Stamme der Happas verzehrt; dagegen zeigte man die Stelle wo vor zwei Monaten die Taïs an einem Mann, einer Frau und einem kleinen Kinde ihrer Erbfeinde ein gräuliches Mahl gehalten.

Am 29. April 1840 erſchien die franzöſiſche Brigg „Le Pylade, Capitän Bernard", vor Taouata, um ſich nach den katholiſchen Miſſionaren umzuſehen und eine Kirche zu bauen, welche den Namen der Königin Amélie von Frankreich führen ſollte. Es fand ſich, daß der Häuptling Potété, ſeitdem er nicht mehr unter dem Einfluß der franzöſiſchen Küche ſtand, an Zuvorkommenheit gegen ſeine Schutzbefohlenen ſehr abgenommen hatte, und zwiſchen den engliſchen und franzöſiſchen Miſſionaren ſchwankend, die Geſchenke beider Confeſſionen bereitwillig annahm, gegen ihre Lehren aber äußerſt gleichgültig blieb.

Doch es nahte nun die Zeit wo die Unabhängigkeit der Marqueſas mit dem Protectorat der Franzoſen vertauſcht werden ſollte. Nicht um eine Niederlaſſung im Dienſte des Handels zu gründen, ſondern um eine feſte Station zu erwerben, von wo aus man im nächſten Kriege mit England den Handel dieſer Macht ſtören könnte, erhielt Dupetit Thouars den Auftrag die Inſelgruppe unter den Schutz der Tricolore zu ſtellen.

Am 27. April 1842 wurden auf Taouata Verhandlungen mit Potété eröffnet, der unter dem Einfluß der franzöſiſchen Küche ſich bereitwillig erklärte das Protectorat anzunehmen, aber ſchon nach einigen Tagen ſich vor ſeinen Beſchützern in eine Höhle verkroch. Magazine und hölzerne von Valparaiſo mitgenommene Baracken wurden in der Bucht Vaitahou aufgerichtet, und als der Poſten gegen alle Angriffe der Eingebornen gehörig geſichert ſchien, ſegelte der Admiral am 30. Mai nach Taio-hae, wo gleichfalls die Oberhoheit Seiner Majeſtät Louis Philipps von den dortigen

Häuptlingen anerkannt und den Franzoſen ein Stück Land zum Bau eines Forts abgetreten wurde.

Bald jedoch fanden Mißhelligkeiten ſtatt, die zu wiederholtem Blutvergießen führten, und da ohnehin die Marqueſas ſich als einen Beſitz herausſtellten, der viel koſtete ohne irgend einen entſprechenden Nutzen zu liefern, ſo wurden ſie im Jahre 1855 bis auf einen einzigen Poſten in der Taiohae Bucht verlaſſen. Seit den letzten Jahren hat der Katholicismus Fortſchritte gemacht, aber noch größere die Sterblichkeit, da die Bevölkerung an der Taio-hae Bucht, die am meiſten mit den Europäern in Berührung gekommen, ſeit 1843 auf ein Drittel ihrer früheren Größe zuſammengeſchmolzen iſt.

Neunzehntes Kapitel.

Die hawaiiſche Gruppe.

Umfang der Gruppe. — Die Inſel Hawaii. — Der Mauna Loa. — Hilo. — Fälle des Waiiuki. — Exeurſion nach dem Krater Kilauea. — Wilkes auf dem Gipfelkrater des Mauna Loa. — Beſchwerden der Reiſe. — Der hohe Norden in der Tropenwelt. — Ausbrüche des Mauna Loa in den Jahren 1840, 1843, 1846, 1852, 1855, 1859. — Die Inſel Maui. — Der Haleakala, wahrſcheinlich noch in den hiſtoriſchen Zeiten ein thätiger Vulkan. — Die Inſel Oahu. — Steile Bergmauern. — Corallenriffe. — Die Inſel Kauai. — Das ſchöne Hanapepe-Thal. — Die Fälle des Hanapepe. — Herrlicher Stoff für einen noch ungeborenen Bädeker. — Vortreffliche Bewäſſerung der Inſel. — Erloſchene Krater. — Vulkaniſche Höhlen. — Vegetation der Hawaii Gruppe. — Drei Zonen derſelben. — Die Taromurzel. — Das Sandelholz. — Don Franeiseo de Marini. — Wilde Hunde. — Verwilderte Stiere. — Elender Tod des Botanikers Douglas. — Vögel. — Fiſche. — Muſcheln. — Eingeführte Inſekten.

Von allen Inſelgruppen Polyneſiens kommt keine der hawaiiſchen an geologiſchem Intereſſe gleich. Die Wirkſamkeit ſowohl des Feuers als des Waſſers in der Bildung von Felſen zeigt ſich hier nicht nur in längſt vollendeten, bereits abgeſchloſſenen Ergebniſſen, ſondern auch in noch fortdauernden Entwicklungen, und der Naturforſcher kann auf Hawaii vor Augen ſehen, wie Berge ſich geſtalten und Inſeln ſich erheben. Für ihn iſt es einer jener

merkwürdigen Punkte, die ihm Aufschluß geben über die Vergangenheit unseres Planeten und ihm gestatten, mit dem Senkblei der Wissenschaft die Tiefen der früheren Geschichte unseres Erdballs zu ergründen.

Die hawaiische- oder Sandwichgruppe (19°—22¼° N.B. 217½—222¾ O. L.), deren Gesammtareal 6050 englische oder etwa 250 deutsche Quadratmeilen beträgt, besteht aus acht großen Inseln (Hawaii, Maui, Kaholawe, Lanai, Molokai, Oahu, Kauai und Niihau) nebst mehreren kleinen, kahlen und unbewohnbaren Felseneilanden, den Brüteplätzen unzähliger Seevögel. Dem Raume nach kommt sie also ungefähr dem Königreiche Sachsen gleich; doch steht die Bevölkerung weit hinter jener Größe zurück und möchte kaum die des Lippe-Detmoldschen Staates erreichen. Sämmtliche Inseln können als die Culminationspunkte einer mächtigen vulkanischen Gebirgskette angesehen werden, die in west-nord-westlicher Richtung von Hawaii bis Niihau sich erstreckt, und deren Fortsetzung man über die Felseneilande Bird und Necker und einige jenseitige Corallenriffe verfolgen kann, wo sie endlich nach einem Laufe von 2000 geog. Meilen sich unter das Meer verflacht.

Höher als der Mont-Blanc, der Koloß der europäischen Berge, erheben sich auf Hawaii der Mauna Loa (13,760 Fuß) und der Mauna Kea (13,950 Fuß) die Zwillingsriesen der Gruppe, während ein dritter Gigant, der Mauna Huararai fast 10,000 Fuß hoch emporsteigt.

Auf der benachbarten Insel Maui wird letzterer im östlichen Theil derselben vom Mauna Haleakala (10,217 Fuß) übertroffen, während im westlichen der Leka auf 6130 fällt. Die großgezeichneten Berglinien senken sich auf Molokai noch niedriger bis zu der ganz flachen westlichen Spitze dieser Insel, erheben sich dann wieder auf Oahu zu Gipfeln von 4000 Fuß und thürmen sich endlich auf Kauai zu einer Höhe von 8000 Fuß empor. Selten wird man auf einem so kleinen Raume so viele Bergriesen antreffen als hier.

In dreieckiger Form wie Sicilien entsteigt Hawaii dem Ocean und wendet seine drei Seiten nach West, Südost und Nordost. Die westliche hat eine Länge von ungefähr 85 geographischen Meilen, die südöstliche von 65, die nordöstliche von 75. Das eingeschlossene Areal beträgt 200 geog. Quadratmeilen. Die ganze Insel mit Ausnahme der kleinen Kohala-Kette in ihrem nördlichsten Theile ist nur aus den drei bereits erwähnten Bergen gebildet, deren Abhänge bis zum Meere verlaufen, und die in der Mitte ein Tafelland umfassen, welches fast gänzlich wie das Innere Island's aus einer Wüstenei von Laven besteht und von keines Menschen Fuß betreten wird.

Das Klima iſt nicht nur nach der Höhe, ſondern auch nach der Lage ſehr verſchieden. Nach Weſten, wo der Regen ſeltener fällt, erſcheinen die Abhänge der Bergkoloſſe gewöhnlich kahl und ſonnengebrannt; ſchwarze Felſen kommen überall zum Vorſchein, und mit ſeltenen Ausnahmen bietet ſich nur eine Abwechſelung zwiſchen ebenen, feſten Lavafeldern mit vielen abgerundeten Hügeln oder Domen, deren eingefallene Decken oft lange unterirdiſche Gänge erblicken laſſen, und Gegenden, wo ungeheure Maſſen von Lavablöcken und Schlacken in der größten Unordnung durcheinander geworfen ſind. Sie ſehen aus, als ob der Berg zu einem Chaos von Ruinen zerſplittert wäre.

Die Bruchſtücke wechſeln von der Größe eines mittelmäßigen Steines zu der eines gewaltigen Felsblocks, von einem Cubikfuß zu zehntauſend, und erſcheinen in allen möglichen Formen der Zerriſſenheit oder Zerklüftung. Man kann dieſe Diſtrikte, die oft ein paar engliſche Meilen breit ſind, nur überſchreiten, indem man von einem Block zum andern ſpringt; ein nicht minder mühevolles als gefährliches Unternehmen, da beim Ausglitſchen mit dem Fuße der unglückliche Wanderer ſehr leicht in eine tiefe Höhlung auf ſpitzige Felſenkanten ſtürzen kann. Oft ſieht man, ſo weit das Auge trägt, nur eine Einöde von grauer und ſchwarzer Verwüſtung, welche keine Worte zu ſchildern vermögen.

Doch auch auf den nackteſten Lavafeldern wächſt hier und dort Grünes aus den Spalten und Höhlungen hervor, vereinzeltes Geſträuch oder ein Baum, der zwiſchen den Lavablöcken ein kümmerliches Daſein friſtet.

Ein großer Theil der Küſte beſteht aus nackten Lavafelſen, die etwa fünfzig oder hundert Fuß hoch über dem Saume der weißen Brandung emporſteigen. Tiefe Höhlen öffnen ſich nahe am Waſſerrande, und das ſich brechende Wogengetümmel, über die ſchwarzen Felſen brauſend und ſchäumend, ſtürzt wüthend in ihre gähnenden Schlünde und ſpritzt oft in hohen Springbrunnen aus offenen Gängen in ihrer Decke hervor. Solche Scenen erwecken im Zuſchauer ein Gefühl trunkener Freude, an welchem der wilde Ocean ſich jauchzend zu betheiligen ſcheint. Die ſpärlichen Regengüſſe, welche in den Wintermonaten und beſonders bei Südweſtſtürmen dieſen im allgemeinen ſo ſteinigen und unfruchtbaren Theil Hawaii's benetzen, werden ſogleich von der poröſen Lava verſchluckt, ſo daß fließende Bäche an dieſer Seite der Inſel faſt gar nicht vorkommen und Waſſer meiſtentheils nur in einzelnen Tümpeln angetroffen wird.

Mit dieſer dürren Beſchaffenheit der weſtlichen Abhänge bilden die Oſtküſten, die neun Monate im Jahre vom feuchten Paſſate beſtrichen werden, einen erfreulichen Contraſt; denn dem wohlbewäſſertem Lande fehlt es nicht an rauſchenden, nimmer verſiegenden Bächen. Sonnenſchein und Regen üben ihren befruchtenden Einfluß in faſt gleichem Maße aus, und überziehen Berg und Thal mit ausgedehnten Wäldern, dichtem Geſträuch oder üppigem Graswuchs. Die häufigen Regengüſſe, die an einigen Stellen ſogar zu Moräſten ſich anſammeln, beſchleunigen die Verwitterung der Laven, welchen eine reiche Vegetation entſpringt; und dieſe befördert ihrerſeits das Zerſetzen der Geſteine und die Bildung eines fruchtbaren Bodens. Von der reizenden Hilo-Bucht, die Byron zuerſt vor etwa 40 Jahren beſuchte, und an deren Ufer, von Palmen beſchattet, ſich gegenwärtig eine niedliche Miſſionskirche erhebt, ſieht man die Berge bis zu den Gipfeln bewachſen, und eine unendliche Menge klarer Waldbäche rauſcht an ihren Seiten herab. Grün in allen möglichen Schattirungen begegnet dem Blick, der erſt an dem über den Berggipfeln ſchwer herabhängenden Wolkengürtel im Forſchen anhält. Wenn aber der ſiegreiche Sonnenſtrahl einen hellen Schein durch den Nebelſchleier in's Thal hinabwirft, glänzt es in den ſtürzenden Giesbächen gleich Myriaden von Juwelen, und über dem Ganzen ſteht in ſeiner herrlichſten Pracht der Regenbogen am dunkeln Hintergrunde. Er ſcheint ſo nahe zu ſein, daß man ihn mit Händen greifen möchte; man wähnt faſt, unter das prächtige Portal hindurch gehen zu können — doch im Nu verſchwindet die ſchöne Lufterſcheinung, und nur die grauen feuchten Nebeldünſte bleiben, die in ewigem Geſtaltenwechſel an den Bäumen und Anhöhen auf und ab ſchweben. Plötzlich aber ſammeln ſie ſich zu einer einzigen Wolke, die mächtig und ernſt wie ein Krieger, der den Angriff erwartet, faſt unbeweglich über dem Thale ſteht. Doch oben von jenem Gebirge durch Wälder und tiefe Felsklüfte ſteigt ein dicht geſchloſſenes Gewölk wie ein heranrückender Feind herab, die Dunſtwaſſer ſtoßen zuſammen, der Regen ſtürzt hervor und der angeſchwollene Strom, mit abgeriſſenen Blättern und Blumen bedeckt, rollt eiliger dem Meere zu. Indeſſen ſteht hoch über den in's Thal ſich hineinwälzenden Wolken der blaue Himmel, und gegen ihn zeichnet ſich der Rieſenkörper des Mauna Kea ab, lichtgrün mit ſchneeweißen Flecken, welche die tropiſche Sonne nach wenigen Stunden mit der dunkeln Farbe des Geſteins vertauſcht. Dieſer herrliche Kampf der Elemente wiederholt ſich Tag für Tag mit nie ermüdendem Reize.

Der Wailukifluß am ſüdlichen Abhang des Mauna Kea entſpringend, und zwiſchen dieſem und dem Mauna Loa verlaufend, ergießt ſich in die Hilo-Bucht. Er iſt nicht nur als der größte Strom der Inſel bemerkenswerth, ſondern auch wegen des prachtvollen Waſſerfalls, den er ungefähr eine Seemeile von ſeiner Mündung bildet. Etwa hundertzwanzig Fuß tief ſchießen die Gewäſſer in zwei Armen von einer vorſpringenden Felskante in ein kreisrundes Becken herab. Der düſtere, ausgehöhlte Hintergrund der Bergwand läßt die weißſchäumenden Gießbäche um ſo ſchärfer hervortreten, in deren aufſteigenden Dunſtwolken der Sonnenſtrahl in unzähligen Regenbogen ſich bricht, manche in den hellſten Farben glänzend; andere in unſicheren zarten Tinten verſchwimmend. Die ſäulenartige Baſaltbildung der einſchließenden Felsmauer, deren ſchwarzes Geſtein an manchen Stellen hinter einem reichen Teppich von rankenden Gewächſen, Farrenkräutern und Mooſen ſich verbirgt, erhöht den Eindruck dieſer lieblichen Naturſcene.

Es iſt ein Hauptvergnügen der halbamphibiſchen Eingebornen, mit dem Waſſerfall von oben herabzuſtürzen. Freudejauchzend laſſen ſich die Mädchen von Hilo von der Flußſchnelle fortreißen, falten die Hände anmuthig über den Kopf zuſammen, indem ſie hoch oben auf dem Kamme der gährenden Waſſerſchicht flüchtig erſcheinen, und tauchen im nächſten Moment wie Nixen aus dem Strudel des Beckens hervor. Doch finden zuweilen die kühnen Schwimmerinnen ihren Tod bei dieſem gewagten Spiel; denn eine verborgene Strömung ſoll ſie bisweilen an ſich reißen und nicht wieder zum Vorſchein kommen laſſen. Drei engliche Matroſen vom Kriegsſchiff, mit welchem Walpole (Four Years in the Pacific) die Sandwich Inſeln beſuchte, verſuchten es mit dem Waſſerfall herabzuſchießen: das Wageſtück lief glücklich ab, aber Keiner von ihnen hatte Luſt es noch einmal zu wiederholen.

Nordwärts von Hilo wird das Reiſen an der Nordweſtküſte ſehr beſchwerlich wegen der vielen tiefen Schluchten, in welchen Waldbäche rauſchen, die in der naſſen Jahreszeit bedeutend anſchwellen. Eine Felſenmauer, mehrere hundert Fuß hoch, ſetzt ihre Stirn der Brandung entgegen, ſo daß dem Reiſenden nichts Anderes übrig bleibt, als einen Berggrath nach dem andern zu beſteigen und die zahlreichen Bäche zu durchwaten.

Die vulkaniſchen Gewalten, die in unvordenklichen Zeiten die hawaiiſche Kette aus den Tiefen des Oceans emporhoben, und aus zahlreichen Feuerſchlünden die Schlackenwolken und Lavaſtröme ausſtießen und ergoſſen, wodurch im Laufe der Jahrhunderte das Hochgebirge aufgethürmt wurde, ſind

gegenwärtig nur noch auf der Hauptinsel im mächtigen Mauna Hualalai und dem noch riesigeren Mauna Loa thätig.

Mit der Idee eines feuerspeienden Berges verbindet man gewöhnlich das Bild eines zuckerhutförmigen Kegels, aus dessen oberstem, zugespitzten Gipfel hohe Dampf- und Rauchsäulen emporwallen; der Mauna Loa entspricht jedoch keineswegs dieser Vorstellung, da er auf einer breiten Grundlage von 70 geographischen Meilen den ganzen südlichen Theil der Insel von Ost nach West einnimmt, und sehr allmälig und regelmäßig aufsteigend sich zu einem flachen Dome wölbt. Der Seefahrer, der ihn von ferne aus dem Ocean emportauchen sieht, kann daher kaum an die furchtbaren Gewalten glauben, die unter einer scheinbar so ruhigen Oberfläche schlummern, oder daß er in jener am Horizont so sanft anschwellenden Anhöhe, einen der merkwürdigsten Bergkolosse der ganzen Erde vor sich hat. Sogar wenn man auf den flachen Seiten des Mauna Loa wandert, täuscht man sich leicht über die Entfernung seines Gipfels und wird versucht, den Giganten für einen gewöhnlichen Hügel zu halten. Es bedarf fast immer der Berechnung und des Nachdenkens, um sich von der gewaltigen Höhe des Berges zu überzeugen und das voreilige Urtheil des Gesichtssinnes zu verbessern.

Die Abhänge des Mauna Loa sind mit zahlreichen Schlackenkegeln und Kratern vorzüglich nach der Süd- und Südostseite überäet. Unter letzteren zeichnet sich besonders der tief ausgehöhlte Kilauea aus, der etwa 12 Stunden von Hilo entfernt liegt. Kein Reisender, den sein Schicksal nach Hawaii führte, läßt ihn unbesucht, und keiner geht von dannen, ohne sich glücklich zu preisen, eines der merkwürdigsten und erhabensten Schauspiele auf dem ganzen weiten Gebiete der Natur geschaut zu haben.

Der Weg schlängelt sich anfangs durch ein tiefes Thal, dessen Fruchtbarkeit unendlich sein würde, wenn der Mensch hier schon gelernt hätte, die Reichthümer des Landes zu benutzen und goldene Ernten dem üppigen Felde zu entlocken. Doch außer einigen Bananen- und Taroanpflanzungen sieht man nur einzelne Zucker- und Kaffeeplantagen; denn hier wird allein für das unmittelbare Bedürfniß gesorgt, alles übrige Land bleibt unberührt, und so entstehen große undurchdringliche Justicia-Gebüsche, die sich längs des ersten Theils des Weges erstrecken, und späterhin durch verkrüppelte baumartige Farren abgelöst werden.

Nachdem man etwa anderthalb Stunden auf dem morastigen Boden zurückgelegt hat, tritt man in einen anderthalb Meilen langen Wald, durch

welchen ein ſchnurgerader Weg gehauen iſt, in die Quere mit Farrenſtämmen belegt und an den Seiten mit Lavaſteinen eingefaßt. Schon am Eingang des Waldes wird man von hohen Arekapalmen begrüßt und der ſchattenreichen, faſt weißlichen Blätterkrone des Kukuibaumes (Aleurites triloba), deſſen Nüſſe ein bereits im Handel geſchätztes, austrocknendes Oel liefern. An den Seiten des Holzweges ſtehen förmliche Beete von Malvaceen, und um die mächtigen Baumſtämme ſchlingen ſich in unglaublicher Menge die ſchönſten Freycinetien mit großen Büſcheln orangenrother Blüthen. Am Ende des Waldes eröffnet ſich eine überraſchende Ausſicht: links in weiter Ferne der ſtille Ocean; rechts zwiſchen mehreren Anhöhen hin und wieder kleine Guava-Gehölze; geradeaus eine unabſehbare Lavafläche mit niedrigen verkümmerten Farrenbüſchen. Hin und wieder blickt ein Heidekraut mit ſeinen weißlichrothen Blüthen zwiſchen dem Geſtein hervor und bleibt von nun an der treue Gefährte der Farren.

Mit dem Walde endet das hölzerne Pflaſter, und man folgt nun einem ſchmalen Fußpfade der auf dem dunkeln Lavaboden wie ein ſchwarzer Streifen durch das Gras und die üppig gedeihenden Farren ſich hinſchlängelt. Man muß unabweichlich dem Pfade folgen; denn tiefe Löcher ſind manchmal im weichen Graſe verborgen. Die Hochebene iſt anfangs eine ruhige Fläche; nach und nach wird ſie zum ſturmbewegten Meere mit Wellenthälern- und bergen, auf deren ſteilem glattem Geſtein man auszugleiten Gefahr läuft und bald in ein von einer Pfütze angefülltes Loch, bald in eine der vielen Ritzen und Spalten zu fallen, über die eine Pflanze ſich hinterliſtig gelegt hat.

Etwa halbwegs (20 engliſche Meilen von Hilo, 16 vom Kilauea) liegen einige erbärmliche Hütten, wo die erſchöpften, gewöhnlich ganz durchnäßten Reiſenden ein höchſt willkommenes, wenn auch aller Bequemlichkeit entbehrendes Nachtquartier finden.

Von hier aus geht der Weg bei ſich gleich bleibender Vegetation und auf einem fortwährend mit Lavablöcken überſäeten Boden über die Hochebene fort, in welcher 3970 Fuß über die Meeresfläche der Krater Kilauea liegt. Dieſe Höhe hat man von Hilo aus faſt unbemerkt beſtiegen, und da der Mauna Loa bis zum höchſten Gipfel eben ſo langſam ſteigt, iſt der Kilauea als eine an ſeiner Seite liegende offene Wunde zu betrachten, aus welcher die im Innern wüthende Gluth hervorbricht. Das Aufſteigen des Bodens iſt hier ſo unmerklich, daß er einer faſt vollſtändigen Ebene gleicht, und man ſich daher eben ſo unmerklich dem ungeheuren Schlunde nähert. Die erſten Zeichen, daß man dem Ziele nicht mehr fern iſt, ſind kleine Dampfwolken, die einigen Erdſpalten

in der Nähe des Weges entſteigen; und kaum hat man ſie bemerkt, ſo ſteht man plötzlich am Rande des Abgrunds.

Ein rieſiges Amphitheater, 7½ geog. Meilen im Umkreis, eröffnet ſich mit einem Male den erſtaunten Blicken. Ringsherum ſenken ſich die ſteilen Felswände 650 Fuß tief in den Abgrund bis zu einer ſchmalen Kante verhärteter Lava, dem ſogenanten „ſchwarzen Rande" (black ledge), die wie eine ungeheure Gallerie um den ganzen innern Raum ſich ſchlingt. Unterhalb dieſer Gallerie, die den mächtigen Schlund gewiſſermaßen in zwei Stockwerke theilt, ſenken ſich wiederum die ſteilen Felswände 340 Fuß tief bis zum Grunde des Kraters, eine weite Fläche nackten Geſteins, mehr als zwei engliſche Meilen lang. Hier iſt Alles einförmige, ſchwarze Verwüſtung, bis auf einige blutrothe Flecken, die in beſtändiger, aber ſanfter Bewegung begriffen ſind.

Als der Geologe Dana den Kilauea beſuchte (Dezember 1840), ſah er von oben herab den größten dieſer Flecken oder Pfühle, der 1500 Fuß in der Länge und 1000 in der Breite maß, alſo wenigſtens zwanzig Mal den Raum des Kölner Domes bedeckte, faſt mit der Beweglichkeit des Waſſers auf und nieder wallen. Es war aber flüſſiger Fels, der in dieſem unvergleichlichen Keſſel ſiedete. Dabei ging Alles ſo ſtill vor ſich, daß kein Flüſtern ſich hören ließ, und erſt beim ſpäteren Heruntерſteigen auf den ſchwarzen Rand ein gurgelndes Geräuſch herauftönte. Graue Dunſtwolken hingen hoch über dem brodelnden Höllenpfuhle. So war der Anblick bei Tage, — großartig, melancholiſch und düſter — bei Nacht aber entfaltete er eine alle Begriffe überſteigende Pracht. Vom oberen Rande des Kraters aus ſah man nun den ganzen rieſigen Keſſel mit feurigem Glanze glühen, und dazwiſchen Punkte vom blendendſten Lichte durch die aufſpritzende Lava gebildet wie funkelnde Sterne erſcheinen und verſchwinden. Der breite Wolkenbaldachin und das tiefere Felſenamphitheater waren auf's hellſte erleuchtet, während ein dunkles Blutroth die höheren Ringmauern färbte, ohne jedoch die tieferen Schatten und Finſterniſſe der zahlreichen Höhlungen und Spalten zu verſcheuchen. Hoch darüber wölbte ſich der ſchwärzeſte Himmel. Bei einem ſolchen Schauſpiel iſt es wahrlich nicht zu verwundern, daß trotz aller Bemühungen der Miſſionare die Bewohner von Hawaii bis auf den heutigen Tag die unterirdiſchen Gottheiten des Mauna Loa für die mächtigſten Beherrſcher der Inſel anſehen. Für ſie iſt die furchtbare Pele, die Königin des „großen Berges", noch immer da, ſo lange der Vulkan ſeine Feuerwogen wälzt, und daß das

Chriſtenthum ſie zu vertreiben noch nicht vermocht, gilt ihnen als der ſchlagendſte Beweis ihrer Macht. Nicht ſchwinden wird der Glaube an Pélé, bis der brennende See des Kilauea erliſcht, und ſein Krater mit dichter Waldung überwächſt.

Sogar in ihren ruhigſten Launen iſt die Feuergöttin ſchrecklich erhaben; in den Anfällen ihres Zornes, wenn ihre überſtrömenden Lavaſchichten durch den ganzen Krater ſich verbreiten, muß ſie über alle Beſchreibung fürchterlich ſein. Der längſte Durchmeſſer des Schlundes beträgt 16,000 Fuß, die durchſchnittliche Breite 7500. Er umfaßt daher einen Flächenraum von faſt vier englichen Quadratmeilen, worauf manche Stadt von 150,000 Einwohnern Platz fände. Doch da es an allen Gegenſtänden zur Vergleichung fehlt, findet eine wunderbare Augentäuſchung ſtatt, und man hält es kaum für möglich, daß man 1000 Fuß über dem Boden ſteht, und das entgegengeſetzte Ende über eine Stunde weit entfernt liegt. Keiner würde auf den erſten Blick es glauben, daß 400 ſolcher Gebäude wie St. Peter innerhalb dieſer Felſenmauern Raum fänden, oder daß die hohe Kuppel jenes Rieſendoms mit der äußerſten Spitze den ſchwarzen Rand nur um 120 Fuß überragen würde.

Zwei Wege führen in den Krater hinab: der kürzeſte faſt ſenkrecht an der Felſenwand, der andere in vielfachen Windungen zwiſchen tiefen Riſſen oder Mauern, mehr oder weniger mit Farrenkräutern bewachſen. So erreicht man den „ſchwarzen Rand“, über welchen bisweilen die überfluthenden Lavaſtröme rollen. Dieſe neueren Laven krachen unter dem Fuße bei jedem Schritt, da ſie über dem härteren Geſtein darunter eine nur loſe anliegende, 2 bis 4 Zoll dicke Schicht bilden, die zerbrechlich und glänzend wie grünlich ſchwarzes Glas in großen Stücken ſich abſchälen läßt. Außer den gewöhnlich untiefen Höhlungen, in die der Wanderer unverſehens fallen kann, unterbrechen oft mehrere 100 Fuß tiefe Spalten plötzlich ſeinen Weg, aus welchen Ströme heißer Luft oder erſtickende Dämpfe emporſteigen. Nahe beim Rande des unteren Kraters nehmen die Spalten an Anzahl und Größe zu, und an einigen Stellen wanken morgengroße Stücke der „ſchwarzen Kante“ dem Sturze nah.

Lang fortgeſetztes rollendes Geräuſch von den fallenden Steinmaſſen unterbricht nicht ſelten die tiefe Stille des Schlundes. Auf einer Strecke von ungefähr 500 Ellen war der innere Rand der Kante geſunken, ſo daß Dana die geneigte Fläche benutzen konnte, um den Grund des Kraters zu

erreichen. Ein breiter Riß trennte den Lavasturz von der Kante, und andere tiefe Spalten durchfurchten dessen Oberfläche; dennoch war das Herabsteigen möglich, und so wurde endlich die Region der siedenden Pfühle erreicht. Obgleich Alles ruhig in diesen niederen Tiefen war, trat man doch nicht ohne ein unheimliches Gefühl über die verhärteten aber doch noch heißen Lavaströme, und hörte nicht ohne Grausen den dumpfen Wiederhall der unterirdischen Höhlungen, über die man hinwegschritt. Sogar die herrschende Stille erhöhte den Eindruck der finsteren Mächte, die zwar gegenwärtig dort unten ruhten, aber bald mit um so verheerenderer Gewalt aus der Tiefe hervorbrechen konnten.

Dichte weiße Dünste stiegen an manchen Stellen aus der schwarzen Lavaebene empor, und die Pfühle kochten und kochten ruhig fort. Zuweilen wurde das Sieden heftiger, die flüssige Masse stieg über den Rand des Kessels; glühende Lavaschichten, wie wenn bei steigender Fluth die Welle sich über den flachen Strand ergießt, flossen weit weg über den schwarzen Lavaboden; aber bald legte sich das Aufwallen, und der Kessel kochte wie früher mit seinem gewöhnlichen dumpfen Gemurmel ruhig fort.

In der ganzen Umgegend von Kilauea kommt eine merkwürdige mineralogische Bildung vor, ein haarförmiges Glas, welches der auffpritzenden flüssigen Lava seine Entstehung verdankt. Die Luftströmungen, die über den brennenden See hinwegblasen, reißen kleine Lavatröpfchen von der Oberfläche fort, und diese ziehen einen glasigen Faden nach, der vom Winde weiter getragen wird, bis das schwerere Ende zu Boden sinkt. Dieses Gebilde, welches von den Eingebornen "Pélé's Haar" genannt wird, kommt in den Ritzen gleich losen Büscheln feiner Hede vor, oder hängt sich auch auf der Ebene an dem Gebüsche fest. Unter dem Winde des Kraters ist dieses Glas so häufig, daß an einigen Stellen der Boden dadurch wie mit Spinnengewebe bedeckt erscheint.

Ueber alle Beschreibung herrlich soll das Schauspiel der Morgendämmerung am Kilauea sein, wenn bei stillem schönen Wetter hoch in der Luft die Riesenberge Mauna Loa und Mauna Kea im durchsichtigen Aether sich abzeichnen. Ersterer erhebt sich langsam und nur an einem einzigen Punkte unterbricht ein konischer Ausbau die sanftsteigende Linie; letzterer steigt kühner in die Höhe mit sieben zackigen, auf langen Strecken schneebedeckten, von der aufgehenden Sonne stark beleuchteten Gipfeln. Zugleich herrscht unten im Krater tiefe Nacht, die Flamme lodert noch aus dem brennenden See

herauf und wirft ihr Licht bis hoch an die ſchwarzen Lavawände empor. Nirgends in der Welt möchte ſich ein ſolches Zuſammentreffen von Himmel und Hölle — von freundlichem Tageslicht und unheimlichen vulkaniſchen Gluthen wiederfinden.

Wenn der verhältnißmäßig leicht zu erreichende Kilauea ſich eines ziemlich zahlreichen Fremdenbeſuchs erfreut, ſo iſt dagegen der Gipfelkrater des Mauna Loa, der Moku-A-Weo-Weo nur von wenigen Naturforſchern beſucht worden, da das Beſteigen des Berges mit großen Schwierigkeiten verbunden iſt, beſonders wenn man wie Wilkes, der berühmte amerikaniſche Südpolfahrer und Erdumſegler, ſich nicht mit einem flüchtigen Beſuche begnügt, ſondern längere Zeit zur Ausführung phyſikaliſcher Beobachtungen auf jenen unwirthbaren Höhen verweilen will.

Dieſer wackere Seefahrer machte ſich am 14. Dezember 1840 von Hilo mit einem Gefolge auf den Weg, welches weit eher einer morgenländiſchen Karavane als einer gewöhnlichen Reiſegeſellſchaft glich. Denn außer einigen Offizieren und Matroſen vom „Vincennes", ſeinem Flaggenſchiff, begleiteten ihn nicht weniger als 250 eingeborne Laſtträger; eine nicht übertriebene Anzahl, wenn man bedenkt, daß alle Bedürfniſſe eines mehrwöchentlichen Aufenthalts in der Einöde auf den 13,000 Fuß hohen und 60 engliſche Meilen von der Küſte entfernten Rücken des „großen Berges" geſchafft werden mußten.

Schon am dritten Tage zeigte ſich ein aufrühreriſcher Geiſt unter den Laſtträgern, und da ihrer Ausdauer offenbar nicht zu trauen war, ſandte Wilkes einen Boten nach dem Schiffe mit dem Befehl, ihm unverzüglich 50 Matroſen mit Lebensmitteln nachzuſchicken: eine Vorſicht, die, wie wir bald ſehen werden, durchaus nicht überflüſſig war.

Indeſſen ſetzte er mit ſeinem unluſtigen Troß die Reiſe weiter fort über ein zerriſſenes, mit loſen Steinblöcken gleich den Schlacken aus einem Hochofen überſäetes Lavabett. Ein Führer, der Douglas und Löwenſtern, die erſten Beſteiger des Berges (1835) begleitet haben wollte, legte bald eine völlige Unkunde an den Tag, ſo daß Wilkes ſelbſt mit dem Kompaß in der Hand ſich an die Spitze der Karavane ſtellte, um ſie durch das Steinlabyrinth zu geleiten.

Nebel und Kälte und die mit der zunehmenden Höhe ſich einſtellende Kraftabnahme machten das Beſteigen immer beſchwerlicher und langſamer,

bis endlich am 24. Dezember und nur noch einige Stunden vom Ziel, der Wind bei — 3° R. die zähneklappernden, dürftig bekleideten Lastträger so schneidend kalt anwehte, daß Kisten und Zelte, Instrumente und Säcke von sich werfend, sie in wilder Flucht den Berg herabliefen, als ob Pélé selbst mit ihren Feuerströmen sie verfolge.

So sahen sich die Amerikaner auf dem öden Bergrücken verlassen, ohne anderes Obdach gegen ein hinanrückendes Schneegestöber, als ein kleines Zelt. Die Meisten litten sehr an der Bergkrankheit mit Kopfschmerzen und Fieber und waren durchaus unfähig, Hand an's Werk zu legen, so daß Wilkes, obgleich selbst von einem starken, schmerzhaften Pochen in der Schläfengegend und ängstlicher Kurzathmigkeit befallen, mit den wenigen noch Arbeitsfähigen das herumliegende Lavagestein zu einer kreisrunden Mauer aufhäufte, über welche das Zelttuch ausgebreitet wurde, während man mit Hülfe einiger wollenen Decken, die man an der innern Wand aufhing, den erstarrenden Wind abzuhalten hoffte. Diese Anstalten gaben volle Beschäftigung bis zum Abend, worauf ein Feuer angemacht wurde, um eine dürftige Mahlzeit und Thee für die Kranken zu kochen. Nun erst bemerkte Wilkes, daß drei seiner Leute fehlten, die wieder herabgestiegen waren in der Hoffnung, sein Zelt zu finden, welches, wie sie glaubten, etwa eine englische Meile tiefer unten liegen geblieben war. Man kann sich seine Besorgniß denken, da es stockfinster geworden, und viele gefährliche Spalten den Weg durchklüfteten. Er hatte kaum Holz genug, etwas Wasser zu wärmen, und nur einige Lichtstümmel, so daß es schwer hielt Signale zu machen. Da aber die Nothwendigkeit die Mutter der Erfindungen ist, entleerte er eine große Kalebasse, welche seine Wäsche enthielt und nun als Laterne dienen sollte. Nachdem das Licht mehrmals erloschen war und jedesmal mit großer Mühe wieder angesteckt wurde, gelang es endlich ein Leuchtfeuer herzustellen, das, wenn auch nur schwach, den erwünschten Erfolg hatte Als die Verlorenen das Licht zuerst sahen, waren sie schon vom Wege abgewichen und hätten ohne dasselbe ihre Gefährten nicht wieder erreichen können. Sie kamen nach dreistündiger Abwesenheit auf Händen und Knieen kriechend zurück, und obgleich Wilkes sehr unzufrieden war, daß sie sich ohne Erlaubniß entfernt hatten, so war er doch über ihr Wiedererscheinen zu sehr erfreut, als daß er ihnen viele Vorwürfe gemacht hätte, besonders da sie seinetwegen sich so großen Mühseligkeiten und Gefahren ausgesetzt hatten.

Der Schnee fing nun an ſtark zu fallen, und nach beendigtem Abendeſſen krochen ſie alle unter die Zeltdecke, während draußen auf einer Höhe von 13,190 Fuß bei — 8° R. ein furchtbarer Sturmwind heulte. Bald lagen alle im tiefſem Schlaf außer Wilkes, den die Sorgen über ſeine ſchwierige Lage wach hielten. Gegen 4 Uhr Morgens gab die Zeltdecke unter dem Gewicht des aufgehäuften Schnees nach und fiel nebſt einigen Steinen auf die Schlafenden herab. Das Wegräumen des Schnees und Wiederaufrichten der Decke war eine höchſt unangenehme Arbeit; doch ging ſie noch leichter von Statten als das Wiedererwärmen der erſtarrten Glieder. Bei Tagesanbruch ließ die Heftigkeit des Sturmes etwas nach, und Wilkes ſchickte nun ſeine Leute hinab, um unter den Gegenſtänden, welche die ausreißenden Laſtträger von ſich geworfen hatten, einige Erquickung für den Morgen zu ſuchen. Etwas Holz und eine Kalebaſſe mit Lebensmitteln wurden bald heraufgebracht, ſo daß ein unerwartetes Frühſtück bereitet werden konnte.

Sehr erfreulich war die raſche Erholung der Kranken ſowie der gute Muth, der ſie zu ferneren Anſtrengungen beſeelte. Um 11 Uhr machte man ſich alſo auf den Weg, und nach 2 Stunden beſchwerlichen Steigens ſtand man endlich am Rande des Gipfelkraters. Noch immer fiel Schnee, mit dem der Boden fußhoch bedeckt war, und ein rauher Südweſtwind wehte die Wanderer unfreundlich an. Man hatte gehofft, auf dem Boden des Kraters das Lager aufſchlagen zu können; aber nachdem man einen langen Weg längs des rauhen Randes zurückgelegt, fand es ſich, daß das Herabſteigen unmöglich war. Endlich wurde das Zelt etwa 60 Fuß vom Rande des Kraters aufgeſchlagen, auf der ebenſten Stelle, die noch zu finden war, und mit großen Lavablöcken befeſtigt. Als dieſe Arbeiten vollendet waren, ſchickte Wilkes ſeine Matroſen nach einer tiefer liegenden Station hinab und blieb mit zwei Dienern oben allein zurück. Da gegen Abend der Sturm nachließ, ſchmeichelte er ſich mit der Hoffnung einer ruhigen Nacht; bald aber nahm der Orkan an Heftigkeit wieder zu. Das Feuer wurde verweht, das Licht ausgeblaſen, das Zelt ſchwankte und ſchlug hin und her, als ob es in Stücke zerriſſen und von der heulenden, an den Wänden des Kraters fürchterlich wiederhallenden Windsbraut weggefegt werden ſollte. Doch es widerſtand glücklich den wüthenden Angriffen des Sturms, und wahrhaft erfriſchend war am folgenden Morgen der Anblick der aufgehenden Sonne.

Der Weihnachtstag, der erste, den jemals Christ oder Heide auf dem Gipfel des Mauna Loa zubrachte, war stürmisch und kalt. Man konnte sich gegen die rauhe Witterung nur durch Einhüllen in wollene Decken schützen; denn es war kaum Brennholz genug da, etwas Chokolade zu wärmen.

Die folgende Nacht war fürchterlich. Stundenlang heulte der Orkan, und das ewige Hin- und Herschlagen der Zelttücher, verbunden mit dem unheimlichen Brüllen des Windes in den Schlünden des Kraters, erhöhte den Schauer der Dunkelheit und machte den Schlaf unmöglich. Das Thermometer fiel auf — 7° R. innerhalb des Zeltes, eine merkwürdige hochnordische Erscheinung auf einer tropischen Insel.

Doch trotz aller Widerwärtigkeiten ließ Wilkes sich nicht vom Gipfel verscheuchen, sondern setzte die Arbeiten zur Einrichtung seines Lagers mit unermüdlicher Ausdauer fort, bis endlich am 29. December die sehnlichst erwartete Hülfe vom Schiff eintraf, wodurch aller Mühe und Noth auf einmal abgeholfen wurde.

Am 30. benutzte Wilkes das schöne Wetter, um den Krater zu umgehen, der ungefähr eine elliptische Form hat mit Durchmessern von 13,000 und 8000 Fuß. Der tiefere Theil der ungeheuren Grube ist jedoch fast kreisrund und hat die Breite des kleineren Durchmessers. Die Wände waren in einem großen Theil des Umkreises steil oder sogar senkrecht; an der westlichen Seite betrug ihre Höhe 784 Fuß, an der östlichen 470. Der Boden bestand aus fester Lava von zahlreichen Spalten und Fumarolen durchzogen, welche Wasser- und Schwefeldämpfe in großen Mengen ausstießen. Zwei Schlackenkegel, aus leichter Asche aufgethürmt und von sehr regelmäßiger Form, erhoben sich vom Grunde. Kein brennender See erinnerte wie am Kilauea an die furchtbaren Feuergewalten, die im Innern des Berges toben: es war die stillste, einförmigste, traurigste, aber auch die großartigste Steinwüstenei, die man sich denken kann.

Um 2 Uhr erreichte Wilkes die westliche Seite des Doms vom Mauna Loa, der hier viel steiler als auf der östlichen ist. Die Lüfte waren ruhig und es herrschte eine todtenähnliche Stille. Die Aussicht war über alle Beschreibung erhaben. In der Ferne unterbrach das Gebirge der Insel Maui die Linie des dunkelblauen Horizonts, während ein weißlicher Nebel das Tiefland umschleierte und mit der Insel Hawaii zu verbinden schien. Derselbe Dunst umhüllte die Hügel von Kohala und die westliche Spitze von Hawaii. In größerer Nähe erhob sich der Mauna Hualalai, der dritte

Rieſenberg der Inſel, längs deſſen Seite die Seebriſe eine dichte Maſſe weißer flockiger Wolken heraufttrieb. Zur Rechten ſtieg kühn gegen den Himmel Mauna Kea mit ſeinem Schneemantel empor, und zwiſchen den drei großen Bergen erſtreckte ſich die noch von keinem Menſchen betretene Hochebene ſchwarzer Lava mit einem düſteren Leichentuch von Wolken überzogen. — Alle dieſe großen Züge der Landſchaft waren durch die Nebeldünſte ſo miteinander verſchmolzen, daß dadurch ein harmoniſcher Farbenton von unbegreiflicher Schönheit entſtand. Man kann ſich die Gefühle denken, womit Wilkes ſeinen Meſſungsapparat auf dem höchſten Punkt des Mauna Loa nur wenige Fuß vom Krater aufſtellte und ihn auf Mauna Kea richtete, um den Höhenunterſchied dieſer Zwillingsrieſen des ſtillen Oceans zu beſtimmen. Schon der Gedanke, auf einem ſo merkwürdigen Punkte zu ſtehen, hätte hingereicht einen ſtarken Mann aufzuregen, er war faſt überwältigend für Nerven, die durch langwierige Strapazen bereits erſchüttert waren.

Wir haben den rieſigen Feuerberg in ſeiner majeſtätiſchen Ruhe betrachtet, lernen wir ihn nun auch kennen in den furchtbaren Ausbrüchen ſeines Zorns.

Gegen Ende Mai 1840 verwandelte ſich die ganze Oberfläche des Kilauea in einen Feuerſee, deſſen raſende Wogen furchtbar toſten und gegen die Wand des ungeheuren Keſſels ſo entſetzlich anſchlugen, daß große Felſenſtücke ſich losriſſen. Am 30. Mai bemerkte man in Puna Rauch und Feuer aus dem Innern einer öden gebirgigten Gegend aufſteigen. Anfangs wurde die Erſcheinung für einen Waldbrand gehalten, doch nahm ſie bald ſo zu, daß nicht mehr an ihrer wahren Natur zu zweifeln war. Am 1. Juni begann der Strom, der aus mehreren Punkten aus einem langen Bergſpalt hervorquoll, in nordöſtlicher Richtung abzufließen und am dritten Tage erreichte er die See, wo er über einen 40 bis 50 Fuß hohen Abgrund ſpringend mit entſetzlichem Getöſe in die Tiefe ſtürzte. Man denke ſich einen dunkelblutrothen Feuerſtrom, ſo breit und tief wie der Niagara. Die Luft war nach allen Richtungen mit Aſche, Dünſten und Gaſen angefüllt, denn die Lava zerſtob, indem ſie das Waſſer berührte, in Millionen von Atomen und fiel durch die Luft zurückgeworfen als Flugſand über die ganze Umgegend hin. Die Küſte erweiterte ſich eine Viertelmeile in die See und es entſtand ein ſandiger Strand mit einer neuen Landſpitze. Drei Wochen lang ergoß ſich dieſer mächtige Lavaſtrom ohne bedeutend abzunehmen. An der See war er eine halbe engl. Meile breit, vordem abwechſelnd in ſeiner Größe,

indem er gleich wie ein Fluß ſich nach den Gegenden formte, die er durchſtrömte. Je nach den Unebenheiten des Bodens wechſelte natürlich auch die Tiefe von 10 bis über 200 Fuß.

Könnte man ſich einen Strom wie den Ganges oder den Miſſiſſippi in flüſſiges Feuer verwandelt denken, bald ſchneller, bald langſamer, bald zu einem See ſich ausdehnend, bald durch Engpäſſe brauſend, oder ſich durch mächtige Urwälder und Wüſten ſchlängelnd, ſo würde man ſich vielleicht eine Vorſtellung von der hehren Großartigkeit jenes Lavafluſſes machen. Als der Strom ſich fortbewegte war auf dem ganzen öſtlichen Hawaii Nacht in Tag verwandelt, das Licht verbreitete ſich wie die Morgenröthe über die Gebirge, und warf ſeinen Glanz ſelbſt auf die entgegengeſetzte Seite der Inſel: mehr als 100 Meilen in See konnte die Beleuchtung deutlich wahrgenommen und in einer Entfernung von 40 Meilen ſogar gedruckte Schrift geleſen werden. Kein Menſchenleben und nur wenig Eigenthum ging durch dieſen großartigen Ausbruch verloren, da er ſich über eine faſt unbewohnte Wüſte ergoß.

An der Windſeite konnte man ſich dem Strom bis auf einige Ellen nähern, während man im Lee davon auf eine Ferne von vielen Meilen nicht leben konnte. Bisweilen ſtieß die Lava auf einen unterirdiſchen Gang vom Hauptkanal abweichend, drückte ſich in denſelben hinein, bis ſich ihr auf ihrer dunklen Wanderung irgend ein Hinderniß entgegenſtellte, worauf ſie mittelſt ihrer ausdehnenden Kraft die Erdrinde 15 bis 20 Fuß hoch kuppelförmig in die Höhe hob, die Schale durchbrach und ſich herauswälzte. Ein Mann, der vom Hauptſtrom weit entfernt ſtand und ſich mit geſpannter Erwartung in das Schauſpiel vertiefte, ward plötzlich 10 Fuß hoch gehoben und hatte nur eben Zeit zu entkommen als die Erde dort wo er geſtanden, ſich öffnete und einen Feuerſtrom ergoß.

Die Ausbrüche des Gipfelkraters, die in den Jahren 1843, 1846, 1852 und 1855 ſtatt fanden, waren beſonders auch dadurch merkwürdig, daß ſie ohne alle vorhergehende oder begleitende Erdbeben, ohne alles furchtbare Getöſe oder Emporſchleudern von glühendem Geſtein, vor ſich gingen, — Erſcheinungen, die bekanntlich bei den Ausbrüchen des Veſuvs oder des Aetna beſtändig wahrgenommen werden. Es war wie das ruhige Ueberſieden eines vollen Keſſels. Ein Lichtſchein an der Spitze des Berges verkündigte jedesmal den Erguß der feuerigen Maſſen.

Ein amerikaniſcher Miſſionar, welcher Augenzeuge vom Ausbruch des Jahres 1843 war, beſchreibt uns (Jahresberichte der amerikaniſchen Miſſions-

Digitized by Google

geſellſchaft) wie der Strom nach jener erſten Lichterſcheinung von Tag zu Tag an Größe und Stärke wuchs, und große Säulen flüſſigen Feuers vom Berge herabrollten. Später ſah man auch an einigen tiefer liegenden Punkten die Lava hervorbrechen und mit reißender Gewalt nach der Richtung des Mauna Kea dahinfließen. Der Ort des Ausbruchs konnte von der Schlafſtube des Miſſionars aus deutlich geſehen werden, ſo daß der ehrwürdige Herr auf ſeinem Lager den phantaſtiſchen ewig wechſelnden Bewegungen des Feuers folgen konnte. Das ſchnelle Hervorwälzen des Fluſſes, die ſtrahlenden Säulen, das unheimliche Getöſe, alles trug dazu bei, die Seele zu bewegen, und hielt den Beobachter oft ganze Nächte wach. Volle vier Wochen hielt dieſe großartige Naturerſcheinung unverändert an.

Beim Ausbruch von 1855 wälzte ſich der Feuerſtrom in der Richtung von Hilo herab und drohte den kleinen anmuthigen Ort mit ſeinen Lavawogen zu überſchwemmen.

Am 11. Auguſt 1855 hatte man den leuchtenden Punkt am nordweſtlichen Gipfel des Mauna Loa zuerſt erblickt, und am 15. Oktober war die langſam aber raſtlos durch den dichten Urwald fortrückende Lava nur noch 10 engliſche Meilen von Hilo entfernt. Sie verfolgte das rechte Ufer des Wailuki, und ihre Quellen hatten noch immer nichts von ihrer furchtbaren Kraft verloren.

Am 22. Oktober hatte ſich die befürchtete Kataſtrophe noch nicht verwirklicht. Der große Gipfelkrater ſpie zwar noch immer ſeine feurige Maſſen aus, aber der Lauf des Lavaſtromes hatte ſich bedeutend verlangſamt, ſei es, daß die Becken, Schluchten und Schlünde, die er auszufüllen hatte, ihn aufhielten, oder auch die mit der Entfernung von den Quellen zunehmende Abkühlung ſein Fortſchreiten verhinderte.

Am 16. November war der Strom ſo langſam fortgerückt, daß trotz der unverminderten Thätigkeit des Vulkans die Sorge für Hilo faſt ganz aufgehört hatte. Wo die Steigung des Bodens ſehr gering war oder wo Wälder und Vertiefungen der Lava häufige Hinderniſſe in den Weg legten, betrug ihr Fortſchritt kaum mehr als eine engliſche Meile in der Woche. Herrlich war es, die uralten Waldrieſen von 6 Fuß Durchmeſſer aufflackern zu ſehen, wenn der Feuerſtrom ſie vernichtend umarmte. An manchen Stellen hatte die darunter fließende Maſſe die verhärtete Rinde des Stroms durchbrochen, ſo daß die Oberfläche der eines ſturmbewegten Meeres glich. Der Miſſionar Coan verſuchte über die Lava zu gehen, mußte aber bald davon

abſtehen, denn es gab keine Quadratruthe auf der ganzen Oberfläche, wo nicht aus tauſend Ritzen die flüſſige Materie hervorgequellen wäre.

Am 20. November war der Strom 8 Meilen von Hilo; am 2. Januar 1856 rückte er noch immer 3 Meilen breit vor, am 1. Februar war er dem Orte bereits auf 5 Meilen nahegerückt, ſo daß die Einwohner Anſtalten zur Auswanderung trafen. Coan, der den Strom öfters beſuchte, ſah Lavagießbäche in die Schluchten mit derſelben Schnelligkeit hinabſtürzen wie das Waſſer des Wailukifalles. Am 20. März, nach mehr als ſiebenmonatlichem Ueberſieden, war die Thätigkeit des Vulkans noch nicht erſchöpft.

Es iſt bemerkenswerth, daß in demſelben Jahre 1855 auch ein Ausbruch des Veſuvs vom 1. bis zum 29. Mai ſtatt fand, der eine für jenen Berg erſtaunliche Lavamaſſe auswarf, die auf 17 Millionen Cubikmeter geſchätzt wurde. Doch die von Mauna Loa ausgeſpieenen Materien übertreffen jene um das ſiebenundzwanzigfache, da ſie nach Coan's Berechnung ſich auf 460 Millionen Cubikmeter oder 12,663 Millionen Cubikfuß beliefen — ein Maß, von dem unſere Einbildungskraft ſich kaum eine Vorſtellung machen kann.

Die Inſel Maui, welche ungefähr 20 Meilen nordweſtlich von Hawaii liegt, iſt nach dieſer die größte und höchſte der Gruppe. Sie beſteht aus zwei Halbinſeln, durch eine ſo niedrige Landenge verbunden, daß zuweilen Schiffe in der Nacht den verderblichen Verſuch gemacht haben, hindurch zu ſegeln. Die öſtliche Halbinſel, auf welcher der rieſige Haleakala „das Haus der Sonne" thront, gleicht einem der allmälig anſteigenden Kegelberge Hawaii's, während die weſtliche aus einer Maſſe von wild durcheinander geworfenen Gipfeln und Felsgrathen beſteht. Das Klima zeigt je nach der Lage dieſelben bedeutenden Verſchiedenheiten wie auf Hawaii. Wo der Paſſat weht ſind Regengüſſe häufig, und zahlreiche Bäche haben im Lauf der Zeiten tiefe Furchen in die Bergſeiten eingegraben; während in Lahaina, nach Honolulu dem bedeutendſten Hafen der Hawaiiſchen Gruppe, eine faſt ewige Dürre herrſcht. Jährlich wird Lahaina von ungefähr 50 amerikaniſchen Walfängern beſucht, und ſchon vor 20 Jahren fand Bennett dort mehrere ſchöne ſteinerne Häuſer und ein Leſezimmer für fremde Seeleute. Die mit einer Neigung von nur 8 bis 10 Grad ſich erhebenden Seiten des Haleakala ſind wie die ſeiner mächtigen Brüder auf Hawaii mit paraſitiſchen Kegeln und friſch ausſehenden Lavafeldern bedeckt, doch deuten die tiefen nach der Windſeite ge-

legenen Thäler auf ein langes Erlöschen ſeiner Feuer. Die Eingebornen haben eine Sage, daß Pélé, die Göttin des Kilauea, einſt auf dem Haleakala ihren Wohnſitz hatte, bis durch das Heranrücken des Meeres erſchreckt, ſie nach Hawaii floh. Es läßt ſich alſo vermuthen, daß der Vulkan erſt vollſtändig erloſchen iſt, ſeitdem die Inſel bevölkert wurde, alſo innerhalb der letzten zweitauſend Jahre.

Der Gipfelkrater hat eine Tiefe von 1 bis 2000 Fuß, und übertrifft alſo in dieſer Hinſicht den berühmten Kilauea, auch iſt der Umfang bedeutender, da man, um ihn zu umwandern, ungefähr 15 engl. Meilen zurücklegen muß. Die Wände ſind ſteil, doch kann man an allen Seiten, obgleich mit Schwierigkeit, herunterſteigen.

Ein Theil der Küſten von Weſt-Maui iſt von Corallen umrandet, doch ſind die Riffe nicht ſo ausgedehnt als auf Oahu.

Dieſe letztgenannte Inſel, welche einen Umfang von 600 engl. Quadratmeilen hat, beſteht gleich Maui aus zwei getrennten Gebirgsmaſſen, zwiſchen welchen ein niedriges faſt ebenes Land ſich erſtreckt. Die Berge haben unregelmäßige ausgezackte Formen, und ſind von tiefen Thälern durchſchnitten. Die Bergabhänge, bis zu einer Höhe von 600 oder 1000 Fuß, ſind meiſtens mit Gras bewachſen, worauf die Waldregion anfängt. Wegen des eigenthümlichen Charakters des Gebirges ſind die Thäler, ſogar unter dem Winde wohl bewäſſert und mit dem üppigſten Grün verziert, nur die Uferebenen leiden an Dürre und ſind fruchtbar nur ſo weit die künſtliche Bewäſſerung reicht.

Die entgegengeſetzten Abhänge der öſtlichen Bergreihe haben eine ganz verſchiedene geologiſche Bildung. Von Süden her ſteigt das Land allmälig von der Uferebene empor, und zahlreiche breite Thäler durchfurchen das Gebirge, ſich nach dem Meer hin erweiternd, während nach Norden die 1 bis 4000 Fuß hohen Bergwände ſteil, faſt ſenkrecht hinabſtürzen. Unterhalb liegt nur ein ſchmaler Landſtreifen, deſſen Breite von einer halben bis 2½ Meilen wechſelt, eine geringe Ausdehnung im Vergleich zur Breite der ſüdlichen Abhänge.

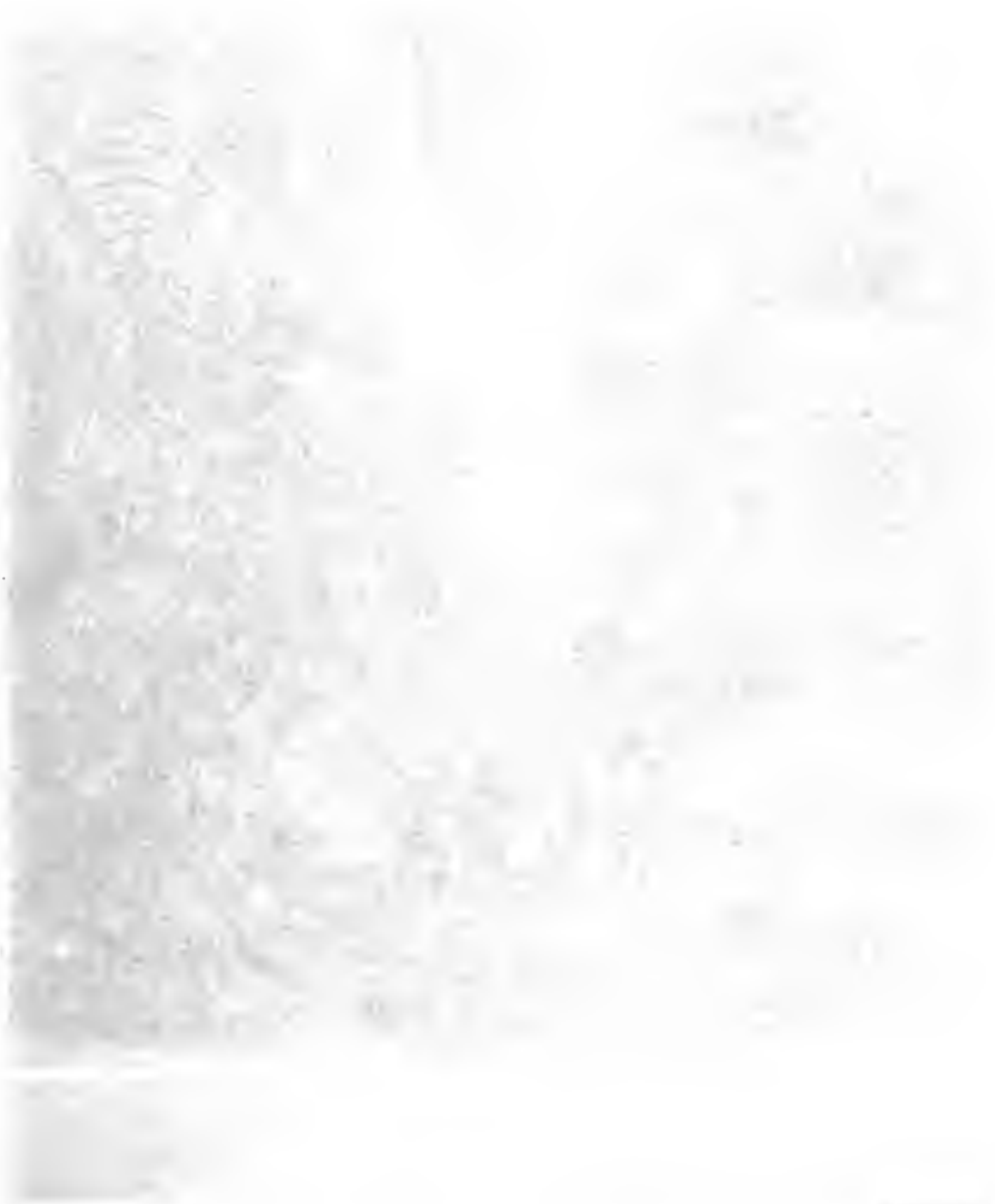
Die Anſicht dieſer Bergmauer iſt eine der merkwürdigſten im großen Ocean. Im kalten Norden beſtänden die hohen Wände wahrſcheinlich nur aus nacktem Fels, aber in dieſem tropiſchen Klima kommt das Geſtein nur hier und dort durch das dunkle Laubgehänge zum Vorſchein.

Das westliche Gebirge fällt steil nach Südwesten ab; nach Osten dagegen senkt es sich allmälig zur Ebene hin. Zahlreiche Krater liegen auf dieser Insel zerstreut und zeugen von den vulkanischen Stürmen, die ehemals hier getobt haben.

Oahu ist nicht nur zum großen Theil von lebenden Corallenbänken umrandet, sondern auch am Fuß der Bergabhänge bilden an manchen Stellen gehobene Riffe weite Ebenen, 5 bis 25 Fuß hoch über dem Meer. Sie sind aus noch gegenwärtig vorkommenden Arten gebildet, und beweisen, daß die Insel in den jüngsten Perioden der Erdgeschichte im Steigen begriffen war, und wahrscheinlich noch immer gehoben wird.

Die Insel Kauai hat eine fast kreisrunde Form und ein Areal von 640 Quadratmeilen. Das Land steigt sehr allmälig von der Küste abwärts, ausgenommen an der westlichen Seite, wo ein 1000 Fuß hoher Abgrund sich steil in's Meer hinabsenkt. An andern Stellen besteht die Küste gewöhnlich aus 2 bis 300 Fuß hohen Klippen, hinter welchen eine sanft aufsteigende, 2 bis 5 Meilen breite Uferebene beginnt. Die Klippen ziehen sich auch zuweilen landeinwärts zurück, eine weite Strand- oder Uferfläche mit einer steilen Ringmauer einschließend. Die Höhe des Waialeale, des höchsten Piks, wird auf 8000 Fuß geschätzt. An der Westseite der Insel liegt ine Hochebene etwa 4000 Fuß über dem Meer.

Schon aus diesen allgemeinen Zügen läßt sich erkennen, daß Kauai mit romantischen Reizen reichlich ausgestattet sein muß, und die Erwartungen, die seine kühnen Bergformen aus der Ferne erregen, werden nicht getäuscht, so wie man in's Innere dringt. Besonders zeichnet sich durch seine reichen Naturschönheiten das herrliche Hanapepe Thal aus, welches an der südlichen Küste ausmündet, und dessen Gewässer zum Theil vom Bergriesen Waialeale entspringen. Bis 4 Meilen von der Küste bildet das Thal nur eine Furche durch die grasige Ebene; doch nun verengt es sich plötzlich zu einem spaltenartigen Hohlweg zwischen steilen, 1000 Fuß hohen Bergwänden, die bisweilen sich oben fast begegnen, so daß nur ein schmaler Himmelsstreifen durchschimmert. Das Bächlein rauscht vorüber, nun an dieser Seite des engen grünbewachsenen Grundes, nun an jener, und zwingt nicht selten den Wanderer die Bergwand hinanzuklimmen und an die Ritzen der Felsmauern sich festzuklammern um den rauschenden Gewässern zu entgehen, dort wo sie zu tief oder reißend sind, als daß man sie bequem durchwaten könnte.



HANAPEPE-THAL.

KAUAI.

Die steilen Wände, welche diesen schattigen Hohlweg einschließen, buchten sich an einigen Stellen halbkreisförmig aus, und diese Seitenschluchten ziehen sich dann bis zu den hohen Berggipfeln hinauf, reichlich verziert mit Schlinggewächsen und Blumengehängen, Farnkräutern und Gesträuch, ja sogar mit Waldbäumen wo ihre Neigung geringer ist. Sie sind durch die Bäche entstanden, welche an den Seiten des Hohlweges hinabströmend, den Basalt im Laufe der Zeiten zersetzt haben, und lassen uns in eine Vergangenheit von unberechenbarer Ferne zurückschauen. An Wasserfällen fehlt es nicht, oft sieht man viele zugleich die hohen Wände herabrauschen, und abwechselnd zwischen dem dichten Laube erscheinen und verschwinden: einige wie weißschäumende Fäden, andere wie breite Bänder, nur unvollkommen die schwarze Oberfläche des darunter liegenden Basaltes verbergend.

Nach einer Wanderung von etwa 4 Meilen durch diese romantische Schlucht kommt man zu den Fällen des Hanapepe. Eine hohe Bergwand, einen weiten Bogen beschreibend, schließt plötzlich den Hohlweg und bildet ein Amphitheater von unvergleichlicher Großartigkeit, zu welchem der lange Engpaß mit seinen säulenartig kanellirten Mauern und seinem reichen Schmuck von Laub, Blumen und lebendigem Wasser eine würdige Vorhalle bildet. Die hohen Wände des Amphitheaters sind mit einer dichten Vegetation verziert, gleich mannigfaltig in ihren Schattirungen und Formen. Zur linken neigt sich ein säulen- oder thurmartiger, weit vorspringender Fels über den Thalkessel. Seine abschüssigen Seiten sind nackt, außer hier und dort einigen Farnkräutern und anklebenden Moosen, während schönlaubiges Buschwerk den Gipfel krönt. Zur rechten stürzt aus einer hohen Schlucht, von Basaltsäulen wie von einem gothischen Portale eingefaßt, ein Wasserfall in träufelndem Schaum den Abgrund hinab, sammelt dort unten wieder seine Kräfte und setzt dann seinen schattigen Weg durch den Hohlpaß weiter fort.

Andere Thäler von ähnlichem romantischen Charakter, aber noch von keinem Reisenden beschrieben, ziehen sich durch das Innere Kauai's. Die Phantasie verweilt gerne beim erfreulichen Bilde der Zukunft, wo eine gebildete, wohlhabende Bevölkerung die Inseln besitzen und alle diese Naturreize genießen wird; wo Dampfboote von San Francisco, Vancouver und China zahlreiche Touristen dorthin führen und ein noch ungeborener Bädeker ihnen die Wege erleichtern wird.

Kauai wird der Garten der hawaiiſchen Gruppe genannt, und wer eben das ſonnverbrannte Ufer Süd-Oahu's verlaſſen hat, erfreut ſich doppelt des friſchen Grüns jener romantiſchen Inſel. Die Berge und die Thäler ſind mit Wäldern bedeckt, und die hohe Küſtenebene, die an der ſüdlichen, öſtlichen und nördlichen Seite die Inſel umgürtet, iſt meiſtens mit Gras und Geſträuch bewachſen und an einigen Stellen mit Pandanus- und Kukuihainen beſchattet. Die niedrigen Gegenden der Inſel befinden ſich alle an der Windſeite der Berge, wodurch die Fruchtbarkeit ihres verwitterten Geſteins hinreichend erklärt wird. Die hohen Gipfel und das erhabene Bergplateau im Weſten liegen in einer Region von häufigen Nebeln und Regen, und zahlreiche Waſſerfälle fließen wie Silberfäden längs der ſenkrechten Abhänge, oft aus Höhen von mehreren 1000 Fuß herab. So iſt ganz Kauai mit ſeltenen Ausnahmen vortrefflich bewäſſert, und die niedrigen Gegenden verſagen faſt niemals ihre Früchte.

Oſtwärts vom Dorfe Koloa erheben ſich im ſüdweſtlichen Winkel der Inſel acht erloſchene Krater, auf den Raum einer einzigen geographiſchen Meile zuſammengedrängt. Schwarze Lavamaſſen, noch ganz ſo nackt wie viele der Lavafelder vom Mauna Loa, bedecken einen großen Theil dieſes vulkaniſchen Diſtrikts, während an andern Stellen loſe Steinblöcke mit kaum einem Strauch dazwiſchen in wilder Unordnung umher liegen. Oft ſind die Lavaſchichten, wie bei den jüngſten Ausbrüchen auf Hawaii, dom- oder gangartig aufgebläht, und viele der auf dieſe Weiſe gebildeten Höhlen haben einen ziemlich bedeutenden Umfang.

Die erſte, welche Dana beſuchte, war 10 Fuß hoch, 20 Fuß breit, 50 lang, und die gehobene Decke des Gewölbes, die zwar ſehr rauh aber ohne Stalactiten war, hatte eine Dicke von 5 Fuß. Wo Höhlen dieſer Art in's Meer ausmünden, bilden ſie Seebilder von ergreifendem Eindruck. Die Wellen des weiten Oceans, über die ſchwarzen Felſen daherbrauſend, in den dunkeln Abgrund verſchwindend und endlich in hohen Waſſerſtrahlen oder Schaumgarben aus dem durchlöcherten Gewölbe hervorſpritzend, gewähren überall einen majeſtätiſchen Anblick, wo ſie nur am Geſtade dieſer vulkaniſchen Inſeln vorkommen, doch haben mehrere der Spritzlöcher von Kauai einen beſonders großartigen Charakter. Mit Ausnahme der weſtlichen Steilküſte ſind die Ufer der Inſel von einem ſchmalen Riff umrandet, welches durch die Aufhäufung des Corallenſandes und das Anhalten des durch die

Flüſſe von den Bergen herabgeſchwemmten Schlammes zu ihrer allmäligen Vergrößerung beiträgt. So haben an der Mündung des Haualei Thales die vereinten Kräfte des Meeres, der Winde, des Fluſſes und des Riffs eine Ebene von 4 Quadratmeilen gebildet, auf deren reichen Fluren ein ſchönes Dorf ſich erhebt.

Bedenkt man die bedeutende Ausdehnung und vereinſamte Lage der hawaiiſchen Gruppe, mitten im großen Ocean und hunderte von Meilen vom nächſten hohen Lande entfernt, ſo wird man ſich nicht wundern, daß eine beträchtliche Anzahl Pflanzenarten dieſen Inſeln eigenthümlich iſt und ſonſt nirgends in der Welt wildwachſend vorkommt. Bei der anſehnlichen Höhe der Gebirge läßt ſich die Flora in drei Regionen eintheilen: die der Küſten oder niedrigen Ebenen, die des Waldgürtels unterhalb 6000 Fuß, und die der darüber liegenden Zone, wo der Baumwuchs ſich bereits zum Gebüſch verkrüppelt und endlich nur noch dürftige Mooſe und Lichenen das zerklüftete Geſtein der windumwehten Bergkuppen überziehen. Eigentliche alpiniſche Pflanzen fehlen gänzlich; denn in der Tropenzone fangen dieſe erſt auf der Andenkette in Höhen an, welche die des Mauna Kea überragen. Mit dem des nächſten Continents, der Küſte von Californien, hat der Vegetationscharakter nichts gemein, und obgleich er in mancher Hinſicht den indiſchen und polyneſiſchen Typen ſich anſchließt, ſo unterſcheidet er ſich doch ſchon weſentlich von der tahitiſchen Flora, was nicht zu verwundern iſt, da beide Gruppen nicht weniger als 37 Breitegrade von einander entfernt und in verſchiedenen Hemiſphären liegen. So gedeiht der ſo üppig auf den Geſellſchaftsinſeln ſich verwildernde Orangenbaum nur in einem einzigen Diſtrikt auf Kauai; der auf Tahiti zur Landesplage gewordene Guavaſtrauch hat auf den Sandwichinſeln nur eine lokale Verbreitung; und die Brodfrucht endlich, die auf den ſüdpolyneſiſchen Gruppen die Hauptnahrung der Eingebornen ausmacht, wird faſt nur bei Hilo in ihrer Vollkommenheit angetroffen. Eine um ſo größere Rolle im Haushalte der Hawaiier ſpielt die ergiebige Tarowurzel (Arum esculentum), die mit Hülfe kunſtvoller Bewäſſerungen auf überſchwemmtem Boden gezogen wird, doch auch auf den Bergen im Trockenen wächſt und hierin dem Reis gleicht, deſſen verſchiedene Arten ebenfalls ſowohl in Sümpfen als auf Bergen angebaut werden.

Die Feigenbäume, die in Südpolyneſien oft zu rieſigen Exemplaren auswachſen, fehlen gänzlich auf Hawaii. Die Orchideen ſind äußerſt ſelten,

und die epiphytiſchen Arten dieſer wunderbaren Familie kommen gar nicht vor, während die Compositae viel häufiger als auf den ſüdpolyneſiſchen Gruppen erſcheinen.

Vorherrſchend ſind außerdem die Familien der Rübiaceen, Contorten und Urticeen, aus welcher letzten viele verſchiedene wildwachſende Arten zur Verfertigung verſchiedenartiger Baſtzeuge benutzt werden. Auch zeichnen ſich im Charakter der Landſchaft die baumartigen, milchigen Lobeliaceen aus, welche in großer Verſchiedenheit vorkommen und ſogar einige eigenthümliche Ordnungen bilden. Ferner zeigt ſich ein bedeutender Unterſchied in den baum- oder krautartigen Farren, die hier in ganz andern Gattungen als in den ſüdlichen Gruppen auftreten.

Der äußere Saum der Inſeln bringt häufig nur wenige Arten Gräſer hervor, doch verleihen ihm an manchen Stellen die Cocospalme und der Pandanus den reizenden Schmuck, den ſie gewöhnlich den polyneſiſchen Geſtaden gewähren. Die Früchte der erſteren werden nur wenig genoſſen; der Pandanus aber iſt einer der nützlichſten Bäume der Inſeln, da mit den Blättern die Häuſer bedeckt, und Körbe und Matten daraus verfertigt werden. Die kleinen Nüſſe reiht außerdem noch das ſchöne Geſchlecht zu Halsbändern aneinander.

Auf den Uferebenen von Kauai bildet mitunter der Kukuibaum (Aleurites triloba) wundervolle Haine, wo ſchon einige Baumrieſen mit ihren weitverbreiteten Aeſten große Räume bedecken. Gottesdienſt wird oft im Schatten eines ſolchen hehren Naturtempels gehalten, dem das grenzenloſe Meer im Hintergrunde, ſein Brauſen mit dem Säuſeln des Windes im Laube vermählend, einen noch erhabeneren Charakter gewährt.

Auf den wohlbewäſſerten Bergabhängen iſt die Flora reich, ohne jedoch an üppiger Fülle der braſilianiſchen Natur vergleichbar zu ſein.

Man findet hie und da in den Bergſchluchten herrliche Bananenhaine, die Stamm an Stamm gepreßt eine dunkle Nacht unter ihren großen ausgebreiteten Blättern hegen. Dieſe Pflanze, die am Strande kultivirt kaum 5 Fuß hoch wird, erreicht an ſolchen Orten eine dreifache Höhe. Die Akazie, aus deren Stamm die großen Canots der Eingebornen ausgehöhlt wurden, vor Einführung der nach unſerer Weiſe erbauten Boote, erreicht nur im hohen Gebirge die dazu erforderliche Größe, und es findet ſich auch nur da der Sandelbaum, der früher ſo ſehr zur Bedrückung des Volkes beitrug. Man weiß wie hoch jenes wohlriechende Holz von den Chineſen geprieſen

wird, die es in ihren Tempeln vor den Götzenbildern verbrennen, und obgleich das auf Hawaii wachsende dem indischen an Güte nachsteht, so wurde es denyoch in Canton theuer genug bezahlt, um die Häuptlinge, den König, und vor allen die fremden Kaufleute auf Kosten der armen Unterthanen zu bereichern. Diese mußten ihren Feldbau vernachlässigen, um in der unwegsamen Wildniß das fluchbeladene Holz zu sammeln und es dann auf blutigen Schultern nach der Küste zu schleppen. Tausende erlagen den Mühseligkeiten dieses harten Frohndienstes, andere dem aus der versäumten Tarokultur entstandenen Mangel und manche verließen ihre Wohnungen und irrten wie wilde Thiere umher, um sich jener verhaßten Arbeit zu entziehen. Die Bevölkerung, der wahre Reichthum des Landes, schmolz zusammen, während der solcher Art erpreßte Tribut auf unsinnige Weise verschwendet wurde oder Niemanden zu Gute kam, da reiche mit dem Sandelholz angekaufte Ladungen europäischer Waaren häufig schlecht untergebracht wurden und verdarben. Nur als alles passende Holz nach Verlauf nur weniger Jahre erschöpft war, athmeten die Hawaiier wieder auf, denn das junge hat keinen Geruch und wächst nur langsam zur brauchbaren Güte heran. Es wird zwar noch immer Sandelholz ausgeführt, da der Nachwuchs sich bereits erholt hat, doch jetzt wo die Frohndienste aufgehört haben und sogar der König den in seinen Zucker- und Kaffeepflanzungen beschäftigten Arbeitern einen angemessenen Lohn bezahlt, können glücklicher Weise die ehemaligen Bedrückungen nicht mehr statt finden.

Zu den nutzbaren Gewächsen, welche bereits früher den Eingebornen bekannt waren — Pandanus, Broussonetia, Dracaena, Hibiscus, Curcuma, Tacca, Amomum, Saccharum u. s. w. — haben die Weißen noch manche neue hinzugefügt: die Yamswurzel, die Batate, die Kartoffel, den Tabak, den Kaffee nebst vielen Obstarten, Gemüsen und Zierpflanzen, die im allgemeinen recht gut fortkommen. Besonders verdient in dieser Hinsicht machte sich schon unter Tameamea dem ersten der Spanier Don Francisco de Paula Marini. Dieser war noch sehr jung als er in einen Hafen der amerikanisch-spanischen Küste, wahrscheinlich San Francisco, mit Früchten und Gemüsen auf ein Schiff geschickt ward, das im Begriff stand auszulaufen. Die Matrosen ließen den Knaben trinken, er schlief ein, sie verbargen ihn. Das Schiff war auf hoher See, als erwachend er hervorkam. Der Wurf, der sein Schicksal entschied, war geschehen, doch war es kein unfreundlicher gewesen.

Auf den Sandwich Inseln an's Land gesetzt, wurde Marini auf denselben zu einem Häuptling von Ansehen, der als betriebsamer Landwirth unablässig mit den Arten nutzbarer Thiere und Pflanzen, die er einführte, neue Quellen des Wohlstandes schuf, und als betriebsamer Handelsmann die damals schon zahlreich in Honolulu einlaufenden Schiffe mit allen ihren Bedürfnissen versorgte. Er besaß bei Honolulu zahlreiche Rinderheerden, Pferde, Esel und Maulthiere. Viele ausländische Bäume und Gewächse wurden in seinen Pflanzungen gehegt. Nach mehreren mißlungenen Versuchen gelang es ihm den Reis aus chinesischen Samen zu ziehen, auch legte er Weinberge von beträchtlichem Umfange an, wo die Traube zum Besten gedieh. Als Young 1835 starb, war Marini der Patriarch aller ansässigen Europäer, und 1838 machte Bennet noch seine Bekanntschaft, sowie ihn 20 Jahre früher Chamisso hatte kennen lernen. Seine Familie blüht wahrscheinlich noch immer auf Hawaii, denn er war vier Mal verheirathet und hatte 37 Kinder gehabt.

Aus der geologischen Beschaffenheit der hawaiischen Inseln geht schon hervor, daß ein großer Theil ihres Areals sich stets der Cultur rebellisch erweisen wird. Die höheren Gebirgsgegenden sind höchstens als Weide zu benutzen, und die wüsten Lavafelder Hawaiis trotzen dem Spaten und dem Pflug. Wo aber das verwitterte Gestein hinreichend bewässert wird, sei es durch häufige Regengüsse oder durch menschliche Nachhülfe, steht der Boden keinem andern an Fruchtbarkeit nach und bringt in den niederen Küstengegenden und tieferen Thälern viele der werthvollsten Erzeugnisse der Tropenwelt in der größten Menge und von vorzüglicher Güte hervor.

Wie auf allen polynesischen Inselgruppen, fanden die Europäer die hawaiischen Säugethiere nur auf ein Paar Arten — den Hund, die Ratze und das Schwein — beschränkt.

Der hawaiische Hund, der ausschließlich mit Tarobrei gefüttert wurde und gebacken eine Lieblingsspeise der Häuptlinge ausmachte, ist jetzt schon sehr selten geworden. Er zeichnet sich durch Kleinheit, braune Farbe, einen Fuchskopf, langen Rücken, krumme Vorderbeine und ein träges Wesen aus. Dagegen haben sich die europäischen Hunderacen sehr vermehrt und sind sogar zu einer förmlichen Landplage geworden, da sie auf den Bergen wie die Wölfe in Rudeln umherirren, die jungen Kälber und Ziegen zerreißen und sogar dem Menschen gefährlich werden.

Die erſten Rinder wurden bekanntlich von Vancouver eingeführt und haben ſich im verwilderten Zuſtande, namentlich an den graſigen Abhängen des Mauna Kea außerordentlich vermehrt. Von Hawaii ſind ſie über die übrigen Inſeln der Gruppe vertheilt worden und werden hin und wieder als Hausthiere benutzt, die meiſten aber, mit dem eingebrannten Zeichen des Beſitzers, durchwandern ohne Aufſicht die Savannengegenden, wo ſie auf ſüdamerikaniſche Weiſe mit der Wurfſchlinge (lasso) eingefangen werden — beſonders wegen der Häute die einen nicht unbeträchtlichen Ausfuhrartikel bilden. Man legt ihnen auch Fallgruben, in einer von welchen der verdienſtvolle ſchottiſche Botaniker Douglaß beim Pflanzenſammeln einen ſchauderhaften Tod fand (1833), da er beim Hereinſtürzen von einem bereits vor ihm hinabgeſunkenen wilden Stier durchſtoßen wurde.

Das braunwollige kaliforniſche Schaf ſcheint völlig eingebürgert zu ſein, obgleich die Weide und das Klima ihm nicht ſo zuſagen wie dem Pferde und dem Rinde. Auch die Ziege hat ſich ſtark vermehrt, ſowie die Katze, die zum Schrecken mancher Vögel ſich in der Wildniß vervielfältigt.

Die einheimiſchen wilden Vögel werden am meiſten im Innern und in den abgelegenen Waldungen angetroffen. Es zeichnen ſich unter ihnen die ſcharlachene Certhia mit ſchwarzen Schwanz- und Schwungfedern aus; die olivengrüne Certhia peregrina; ein kleiner Bergpapagei von reichpurpurner Farbe, und der berühmte ſchwarze moho (Melithreptes pacifica), deſſen paar gelbe Flügelfedern die herrlichen Mäntel der hohen Häuptlinge zierten und auch jetzt noch den geſuchteſten Kopfſchmuck der vornehmen Damen liefern, der häufig mit 60 bis 100 Dollars bezahlt wird. Außerdem kommen noch eine Art Eule und eine Ralle (Rallus ecaudatus) häufig vor, ſo wie auch wilde Enten und Regenpfeifer, die im October und November anlangen und nach andern unbekannten, wahrſcheinlich weit entfernten, Ländern ziehen. Eine Gans (Bernicla sandvicensis) iſt der Gruppe eigenthümlich, ein großer und ziemlich ſchöner Vogel, der von dort bereits nach England ausgeführt worden iſt, und auf den britiſchen Inſeln ein zweites Vaterland gefunden hat.

Gewöhnliche Enten, Biſamenten und Truthähne, erſt in dieſem Jahrhundert eingeführt, haben ſich ſtark vermehrt: Hühner und Tauben wurden vorgefunden.

Die widerliche Klaſſe der Reptilien wird nur durch einige Eidechſen vertreten.

Das Meer iſt reich an Fiſchen, deren viele mit einer außerordentlichen Farbenpracht begabt ſind — an Boniten, Exocoeten, Haien, an großen ſcheußlichen Aalen, an verſchiedenen Trigla Arten von abenteuerlichen Formen.

Unter den Krebſen zeichnen ſich ſchöne Squilla- und Palinurus Arten aus, unter den Muſcheln die kleine Perlmuttermuſchel, die nur in einer einzigen Bucht in Oahu gefiſcht wird, und aus der nur kleine Perlen von geringem Werth gewonnen werden.

Den reichſten und intereſſanteſten Theil der Fauna möchten die Seewürmer und Zoophyten ausmachen. Der Bohrwurm kömmt ſo häufig vor, daß er einem Boote, welches nur eine einzige Nacht ſeinen Angriffen ausgeſetzt bleibt, ſchon namhaften Schaden beibringen kann. Angenehmer wäre die Gegenwart der gemeinen eßbaren Auſter (Ostrea edulis), die in den hawaiiſchen Gewäſſern fehlt. Die an einheimiſchen Arten kärglich vertretene Inſektenwelt iſt durch eingeführte Arten auf widerwärtige Weiſe vermehrt worden. Dem Verkehr mit den Weißen verdankt Hawaii unter andern den Floh und die Plage der Schaben. Der Tauſendfuß und der Hausſcorpion, die ſich in Honolulu eingebürgert haben, ſind von Mazatlan eingeführt worden, und derſelben Quelle werden auch die Mosquitos zugeſchrieben. Pickering überzeugte ſich, daß die Larven dieſer Mücken viele Tage an Bord eines Schiffes leben, nachdem es den Hafen verlaſſen hat — ſo daß ihrer Verpflanzung nach andern ihnen zuſagenden Oertlichkeiten durchaus nichts im Wege ſteht.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Geſchichte von Hawaii.

Gaëtano 1542. — Cook 1778. — Sein Verweilen in der Karakakoa Bucht. — Es werden ihm göttliche Ehren erwieſen. — Feierlicher Beſuch des Königs Kalaniopuu. — Cook's Ermordung 1779. — Zuſtand des Volkes zu Cook's Zeiten. — Hohe Vorrechte der Geburt. — Düſtere Religion. — Pelé, die Feuergöttin und ihr Gefolge. — Heiaus oder Tempel. — Menſchenopfer. — Kriegeriſcher Sinn. — Das Speerwerfen. — Anecdote Tameamea's. — Koſtbare Federmäntel. — Freiſtätten oder Puhonouas. — Kunſtvolle Bewäſſerungen. — Fiſchweiher. — Wohnungen. — Hausgeräth. — Vielſeitiger Gebrauch des Flaſchenkürbiſſes. — Bonitenfang. — Tauſchhandel. — Meſſen. — Gedrückter Zuſtand des Weibes. — Tod Kalaniopuu's 1780 — Tameamea König von Hawaii. — Empörung auf Hawaii. — Seltſames Naturphänomen. — Davis und Young. — Dreimaliger Beſuch Vancouver's. — Deſſen günſtiger Einfluß auf Tameamea. — Unterwerfung der Inſeln Maui, Lanai und Molokai. — Tameamea's Staatsklugheit. — Sein Verſuch direkt mit Canton zu handeln. — Große Unternehmungen. — Tameamea des Großen Tod 1819. — Tameamea II. — Unterdrückte Empörung auf Hawaii. — Proteſtantiſche Miſſionare 1820. — Reiſe Tameamea's II. nach England, wo er mit ſeiner Gemahlin ſtirbt. — Tameamea III. — Landung einiger Jeſuiten. — Gewaltſame Einführung des katholiſchen Kirchendienſtes. — Hawaiiſche Verfaſſung 1840. — Europäiſches Miniſterium. — Ungebundene Manieren des hawaiiſchen Hofes.

Für uns fängt die Geſchichte Hawaii's erſt mit dem Augenblicke an, wo Cook am 19. Januar 1778 vor Kauai und Nihau erſcheint. Wohl lebte in den Geſängen des Volkes die Erinnerung an eine lange Reihe von Königen; wohl hatte ſchon früher Gaetano (1542) die Inſelgruppe entdeckt, doch erſt Cook brachte Licht wo früher Dunkelheit herrſchte, und förderte zu Tage was die Spanier aus Furcht vor den Flibuſtiern verheimlichten.

Der erſte Beſuch des großen Seefahrers war nur von kurzer Dauer, und beſchränkte ſich auf den genannten nordweſtlichen Theil des Archipels. Der Anblick der ungeheuren Schiffe, der „ſchwimmenden Inſeln" erregte namenloſes Staunen bei den Eingebornen, welche ſchon längſt die Spanier vergeſſen hatten; der Reichthum an Eiſen erweckte ihre Habſucht, wiederholte Diebſtähle fielen vor, und wurden mit Flintenſchüſſen beſtraft.

Am 2. Februar ſegelten die Schiffe von Nihau ab, um neue Entdeckungen im Norden zu machen und jenſeits der Behringsſtraße in's Eismeer vorzudringen.

Indeſſen verbreitete ſich die wunderbare Nachricht von Inſel zu Inſel und erreichte endlich das Ohr Kalaniopuu's, des Herrſchers von Hawaii. Man erzählte ihm von den göttergleichen Fremden, von dem Donner und Blitz, den ſie mit ſich führten, wie ſie vom Himmel gekommen und wieder dorthin zurückgekehrt ſeien. Bald darauf machte der König Tameamea, von ſeinem Liebling und Neffen begleitet, einen Eroberungszug nach Maui, wo er am 26. November 1778 eine große Schlacht gewann. Die Sieger brachten die Nacht an der Nordküſte von Maui zu, und am folgenden Morgen erſchienen, vom Norden zurückkehrend, die fremden Götter auf ihren ſchwimmenden Inſeln. Ein lebhafter Tauſchhandel wurde betrieben, und am 30. machte Kalaniopuu einen Staatsbeſuch an Bord. Sein Neffe Tameamea blieb die Nacht auf dem Schiffe, zur großen Beſorgniß des Volkes, welches, da das Fahrzeug ſich von der Küſte entfernte, ihn ſchon für verloren hielt. Doch der folgende Morgen zeigte ihnen die Grundloſigkeit ihrer Befürchtungen, denn der junge Häuptling ſtieg unverſehrt an's Land, und Cook, dem der hohe Rang ſeines Beſuchers unbekannt blieb, ſegelte nach Hawaii, welches erſt am vorigen Tage entdeckt worden war. Am 2. December erreichte er bei Kohala die Küſte jener großen Inſel, und ſetzte dann langſam ſeine Fahrt um die Oſtſpitze derſelben fort, von Zeit zu Zeit mit den Eingeborenen verkehrend, deren Diebesgelüſte nur durch die vielgefürchteten Feuerſchlünde in Zaum gehalten werden konnten. Am 17. Januar ging er in der Karakakoa Bucht vor Anker, und da mit jedem Tage die Erregung und Neugierde des Volkes zunahm, waren bald unzählige Menſchen und mehr als 300 Pirogen in der Nähe der engliſchen Schiffe verſammelt.

Unter den zahlreichen Göttern Hawaii's nahm Rono eine hohe Stelle ein. Er war einſt König auf der Inſel geweſen und hatte ſeine Frau in einem Zornanfall erſchlagen, ſie nachher aber ſo tief betrauert, daß ſein wohl nie ſehr ſtarkes Gehirn darüber in vollſtändige Zerrüttung gerieth. In dieſem Zuſtande wanderte er durch die Inſel, kämpfend und ringend mit allen die ihm in den Weg kamen. Endlich ſetzte er ſich in ein Boot, fuhr in die hohe See und kehrte zur allgemeinen Zufriedenheit — nicht wieder zurück. Nichts deſtoweniger ward er nach ſeinem Verſchwinden vergöttert und ſein Andenken durch jährliche Kampfſpiele, wahrſcheinlich zum Andenken an ſeine Lieblingsneigungen, gefeiert.

Für dieſen aus dem Himmel wieder herabgefahrenen Rono ward Cook gehalten und mit entſprechenden Ehren überhäuft. Wo er ſich nur ſehen ließ, ſtürzte das Volk vor ihm nieder oder kroch ihm auf Händen und Füßen nach. Am Tage ſeiner Ankunft ward er nach dem Haupthéiau oder Tempel geführt, und in aller Form den fratzenhaften Idolen vorgeſtellt, deren Dienſt der heilige Ort gewidmet war. Man brachte ihm ein Schwein zum Opfer, ſalbte ihn und bekleidete ihn mit den heiligen Gewändern des Gottes.

Am 24. Januar kam Kalaniopuu von Maui zurück und beſuchte Cook am 26. Drei große Doppelpirogen bildeten den ſtattlichen Zug des wilden Monarchen. In der erſten befanden ſich der König und die vornehmſten Häuptlinge mit ihren prächtigen Federmänteln und Helmen geſchmückt; in der zweiten der Hoheprieſter mit ſeinen Gehülfen und ſcheußlichen Götzenbildern; in der dritten und letzten, aber durchaus nicht unwillkommenſten, die Schweine und Früchte, die Cook zum Geſchenk beſtimmt waren. Nachdem ſie erſt um die Schiffe gerudert, wobei die Prieſter mit großer Feierlichkeit ſangen, begab ſich die ganze Geſellſchaft nach dem Lande zurück, wo Cook ſie unter einem Zelte empfing. Kalaniopuu warf ihm ſeinen eigenen Mantel um die Schultern, und von den Prieſtern ward ihm wie einem göttlichen Weſen gehuldigt. Hierauf wurde der König mit ſeinem hohen Gefolge an Bord des Flaggenſchiffs geführt und mit allen ihm gebührenden Ehren empfangen, doch erhielt er von Cook, der eben nicht durch Freigebigkeit glänzte, für ſeine werthvollen Gaben nur das Gegengeſchenk eines leinenen Hemdes und eines ganz gewöhnlichen Hirſchfängers.

Man kennt den feinen Takt der Engländer, und wie ſorgſam ſie im Verkehr mit fremden Völkern alles vermeiden, was deren Vorurtheile oder Eigenliebe beleidigen könnte — man wird es daher auch ganz in der Ordnung finden, daß Cook, der eben um Brennholz verlegen war, zwei eiſerne Beile für das hölzerne Geländer anbot, welches die ſteinerne Mauer des heiau's bekränzte. Als aber ſein Anerbieten mit Entrüſtung abgewieſen wurde, gab er Befehl ohne Weiteres die Umzäunung abzubrechen und nach den Booten zu tragen. Hierbei wurden von einigen rohen Matroſen auch die Götzenbilder zertrümmert, die auf dem Geländer aufgeſteckt waren, ohne daß die anweſenden Prieſter und Häuptlinge es gewagt hätten ſich der Entweihung ihrer Heiligthümer zu widerſetzen. Cook bot nun noch einmal ſeine Beile an, doch der Prieſter den er anredete, wies ſie von ſich, worauf ſie

ihm auf rohe Weise in den Gürtel gesteckt wurden. Offenbar hatte Rono auf Reisen an Liebenswürdigkeit nicht gewonnen.

Mit jedem Tage wuchs die Unzufriedenheit und verminderte sich bei näherer Bekanntschaft die ursprüngliche Ehrfurcht. Der Tod und das Begräbniß eines Matrosen trug ebenfalls nicht wenig dazu bei den Glauben an die Göttlichkeit der Fremden zu schwächen. Man murrte über den entsetzlichen Verbrauch der leckersten Speisen, und da die weißen Menschen, die mager und hungrig vom Himmel gekommen, nun abgerundet und wohlgenährt aussahen, gab man ihnen nicht undeutlich zu verstehen, daß es an der Zeit sei dorthin zurückzukehren. Als die frohe Kunde sich verbreitete, daß Rono zur Abfahrt sich anschicke, wurden als Abschiedsgeschenk volle Bootsladungen von Schweinen, Früchten und Kleidungsstücken an Bord gebracht; eine Freigebigkeit, die auch nicht mit der allergeringsten Gegengabe erwiedert wurde.

Am 4. Februar lichteten die Schiffe die Anker, wurden aber noch in der Nähe des Landes durch eine Windstille zurückgehalten und bei dieser Gelegenheit auf's Neue mit Schweinen beschenkt. Endlich verschwanden sie am Horizont, doch war die Freude der Eingeborenen über ihre Entfernung nur von kurzer Dauer, denn ein Sturm, der am 6. und 7. Febr. wüthete, brachte den Fahrzeugen einige Beschädigungen bei, so daß sie genöthigt wurden nach der Insel zurückzukehren, und am 11. wieder an ihrem früheren Ankerplatze lagen. Dießmal jedoch war der Empfang bei weitem nicht so herzlich, und statt der lauten Freude bewillkommte Cook ein bedeutsames Schweigen. Das Betragen der Eingebornen wurde immer dreister und herausfordernder, die Diebstähle nahmen zu, und endlich wurde bei Nacht sogar der große Kutter der „Discovery" entwendet, worauf Cook, um derartigen Vorfällen ein für alle Mal ein Ende zu machen und sich Sicherheit und Ruhe für die noch übrige Dauer seines Aufenthaltes zu verschaffen, den Entschluß faßte sich der Person des Königs zu bemächtigen und ihn als Geißel an Bord zu führen. Er landete daher mit einer Abtheilung bewaffneter Seesoldaten, und marschirte sogleich nach der Wohnung Kalaniopuu's. Die Kanaken oder Eingebornen, die noch immer nicht alle Ehrfurcht vor Rono verloren hatten, warfen sich wie gewöhnlich vor ihm nieder, kein Zeichen der Furcht oder Feindseligkeit gab sich kund und der König erklärte sich bereitwillig ihm an Bord zu folgen. Bald darauf jedoch sah man die Krieger ihre langen Speere und eisenharten Keulen ergreifen, und die dichten Matten anziehen,

die ihnen als Panzer dienten, und die Aufregung ward noch vermehrt als die unglückliche Nachricht sich verbreitete, daß die Boote der „Discovery" auf eine Piroge geschossen und einen der ersten Häuptlinge getödtet hätten. Da Cook nun anfing seine Lage für bedenklich zu halten, gab er dem ihn begleitenden Marinelicutenant Befehl nach dem Ufer zu marschiren, während er selbst voranging, den König an der Hand führend, der von seiner Gemahlin, zwei Söhnen und einigen Häuptlingen begleitet war. Die Kanaken wichen an beiden Seiten vor dem Zuge aus, und da dieser kaum 50 Schritt zu machen hatte, und die Boote nur eine kurze Strecke vom Lande entfernt lagen, ließ nichts das bald zu erfolgende traurige Ereigniß erwarten. Des Königs jüngster Sohn Keowa stieg ohne weiteres in die Schaluppe und Kalaniopuu war auf den Punkt zu folgen, als seine Gemahlin sich ihm um den Hals warf und mit Hülfe zweier Häuptlinge ihn zurückhielt. Cook hätte nun noch in voller Sicherheit auf sein Schiff zurückkehren können, doch zögerte er die Hand des Königs fahren zu lassen — und diese eine Minute entschied über sein Schicksal. Ein Kanake warf ihn mit einem Steine, und Cook der etwas jähzornig war, schoß sogleich auf den Wilden. Dieser, den seine dicke Matte gegen das Schrot geschützt hatte, erhob nun seinen Speer, worauf Cook ihn mit dem Kolben zu Boden schlug. Da unterdessen Keowa sich noch immer auf der Schaluppe befand, hätte seine Verwahrung die Hawaiier gewiß noch in Schach gehalten und dem großen Seefahrer das Leben retten können, doch unglücklicher Weise ließ man ihn auf sein Verlangen an's Land gehen, so wie der erste Schuß gefallen war.

Nun schleuderten die Kanaken einen Steinregen auf die Marinesoldaten, die mit einer Musketensalve den Angriff erwiederten, worauf sogleich nach aus den Booten gefeuert wurde. Cook drückte sein Erstaunen hierüber aus, schwenkte mit der Hand um dem Schießen Einhalt zu thun und rief den Leuten in den Booten zu, näher heran zu kommen um die Marinesoldaten aufzunehmen. Doch nur eine der Chaluppen verstand den Befehl, die andern stießen vielmehr weiter vom Lande ab, und schnitten dadurch dem unglücklichen Cook den letzten Rettungsanker ab, denn die Kanaken, durch das Schießen zur Wuth gereizt, stürzten sich auf die Marinesoldaten und trieben sie in's Wasser, während Cook allein auf einem Felsen zurückblieb. Es wurde zwar fortwährend aus beiden Booten gefeuert, aber das eine war zu weit und das andere, mit Marinesoldaten überfüllt, konnte nicht mit der gehörigen Sicherheit schießen. Nun sah man Cook auf das Boot zukommen

die Flinte unter dem Arm und die andere Hand auf den Hinterkopf gelegt, um ihn gegen die Steinwürfe zu decken. Es folgte ihm ein baumstarker Kanake, doch unentschlossen und wie es schien zwischen Mordlust und Ehrfurcht kämpfend, da man ihn ein paar Mal stille stehen sah. Endlich jedoch versetzte er dem unglücklichen Seefahrer einen Keulenschlag auf das Hinterhaupt und zog sich dann schnell zurück, als ob er jetzt schon die That bereue. Jener taumelte einige Schritte weit und fiel dann auf eine Hand und ein Knie, wobei zugleich die Flinte ihm entglitt.

Ehe er sich wieder aufrichten konnte versetzte ihm ein anderer Kanake einen Dolchstich in's Genick. Hierauf fiel er in das seichte Wasser am Uferrande, wo man ihn zu ertränken suchte, doch noch immer kräftig um sein Leben ringend, erhob er den Kopf und blickte wie um Hülfe bittend nach dem Boote. Letzteres lag kaum fünf Armslängen davon, doch so groß war die Unordnung und das Gedränge, daß nichts für seine Rettung geschehen konnte. Die Kanaken überwältigten ihn noch einmal — noch einmal brachte er den Kopf in die Höhe — doch völlig erschöpft sank er auf den Felsen nieder — wo ein zweiter Keulenschlag ihn wahrscheinlich von seinen Leiden erlöste, da er von nun an keine Bewegungen mehr machte.

Die Leiche wurde triumphirend fortgeschleppt und mit unzähligen Dolchstößen durchbohrt. Erst nach mehreren Tagen gelang es durch Unterhandlungen und Gewaltmaßregeln, einen Theil der Gebeine zu erhalten, der in einen Sarg gelegt und am 21. Februar 1779 mit allen Ehren in's Meer versenkt wurde.

Nach Ellis hatten die Hawaiier das Fleisch von den Knochen getrennt und verbrannt, nicht aus barbarischer Wuth, sondern um dem Erschlagenen die höchste Ehrfurcht zu erweisen. Die Ueberreste, die den Engländern nicht ausgeliefert wurden, brachte man nach einem dem Rono geweihten Heiau an der entgegengesetzten Seite der Insel, um sie dort wie Heiligthümer anzubeten. Jährlich wurden sie in feierlichem Umzuge herumgetragen, wobei die Priester nicht ermangelten Opfergaben einzusammeln. Ein kleiner Korb ganz mit rothen Federn, dem nothwendigen Schmucke aller Götzenbilder überzogen, enthielt die ehrwürdigen Reliquien. Was später daraus geworden darüber gibt uns Ellis keinen Aufschluß.

Einige Schritte vom verhängnißvollen Felsen sieht man noch heutigen Tages den Stumpf der Cocospalme, an deren Fuß, der Sage nach, Cook

ſein Leben aushauchte. Der Stamm ſelbſt wurde abgehauen und nach England gebracht, wo er im Greenwich Hoſpital neben Franklin's und Nelſon's Reliquien aufbewahrt wird.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß das traurige Ende des großen Seefahrers, der bekanntlich von niederer Herkunft und ohne alle Schulbildung aufgewachſen, weit eher ſeinen eigenen Mißgriffen, als der Bösartigkeit der Hawaiier zuzuſchreiben war. Hätte er ſie rückſichtvoller und humaner behandelt, ſo würden ſie auch die urſprüngliche Ehrfurcht bis an's Ende beibehalten haben. „Auf Cook's früherer Reiſe", bemerkt J. R. Forſter „begleiteten ihn Banks und Solander; auf der zweiten ich und mein Sohn; auf der dritten und letzten lauter ihm untergebene Leute, daher kein Wunder, daß er die ſich ſelbſt und ſeinem Charakter ſchuldige Achtung vergaß, und einige höchſt grauſame und unmenſchliche Handlungen beging."

Zur Zeit als Cook Hawaii beſuchte, laſtete das doppelte Joch der weltlichen und prieſterlichen Tyrannei mit aller Schwere auf dem unglücklichen Volke. Jede Inſel hatte einen oder mehrere unabhängige Herrſcher, die häufig unter ſich oder mit ihren eigenen Unterthanen im Kriege waren. Jeder ſuchte mit Gewalt das Eigenthum ſeines Nachbars an ſich zu reißen: Sicherheit war für Niemanden vorhanden. Wie in den düſterſten Perioden des europäiſchen Mittelalters galt nur das Recht des Stärkeren. Doch wurde die Willkür der Mächtigen bis zu einem gewiſſen Grade durch gewiſſe altherkömmliche Gebräuche oder Geſetze beſchränkt, die kein Despot zu verletzen wagte. Hierdurch wurden die Abgaben oder Frohndienſte beſtimmt, die den Häuptlingen von ihren Untergebenen entrichtet oder geleiſtet werden mußten, ſo wie die Verpflichtungen jener gegen dieſe. Beſonders bindend waren ſie auch in Bezug auf die Bewäſſerung der Felder, auf die Waſſermenge, die jeder ſich aneignen durfte.

Die Geburt genoß Vorrechte und Ehren wie der anmaßendſte hinterpommerſche Krautjunker ſie nur wünſchen oder träumen könnte. Der Adel war erblich und pflanzte ſich beſonders von der mütterlichen Seite fort. Den erſten Häuptlingen und Prieſtern wurden die ſclaviſchſten Huldigungen von dem leibeigenen Volke dargebracht. Wo ſie erſchienen mußte ſich alles vor ihnen niederwerfen: ohne ihre Erlaubniß durften weder ihre Perſonen berührt noch ihre Wohnungen betreten werden. Um ſich noch mehr vom gemeinen Volke abzuſondern, hatten ſie ſogar eine eigene Sprache, Speiſen, die ſie nur allein

genießen, Badeplätze, die sie nur allein benutzen konnten. Kein Verdienst, keine Gunst vermochte den Gemeinen zu jener bevorzugten Klasse zu erheben, nur die Geburt gab den Adel: kein Hawaiier hätte unsere modernen Barone von der Börse begreifen können. Die Natur selbst schien ihren Siegel auf das angeborene Vorrecht gedrückt zu haben und das Vorurtheil der Kasten zu begründen, denn während der gemeine Mann von mittelmäßiger Größe war, wuchs die Statur der Häuptlinge von beiden Geschlechtern zu einer mehr als sechsfüßigen Höhe mit entsprechender Stärke und Breite. Man hat von einigen Häuptlingen behauptet, daß wenn sie einen Mann bei Kopf und Bein ergriffen, sie im Stande waren dessen Rücken über ihr Knie zu brechen. Ein Körpergewicht von 3 bis 400 Pfund war nichts ungewöhnliches für eine vornehme Dame, die im reiferen Alter durch ihre Wohlbeleibtheit fast so unbehülflich wie eine chinesische Schöne wurde. Ihr Gang war ein unsicheres Taumeln; doch zeigte sich in der Haltung der angeborene Stolz der Geburt und des Ranges.

Eine düstere Religion voller Strafen für das gegenwärtige Leben und dunkler Drohungen für die Zukunft fügte ihr eisernes Gewicht den übrigen Lasten des gedrückten Volkes hinzu. Menschenfreundlichkeit und Güte gehörten nicht zu den Attributen der hawaiischen Gottheiten; sie waren nur da um Furcht und Schrecken zu verbreiten, und dieser Charakter drückte sich getreulich in ihren scheußlichen Bildnissen aus, grotesken Ungethümen einer höllenbreugheliſchen Einbildungskraft würdig, deren klaffende Rachen mit Garnituren von Hundszähnen bewaffnet waren.

In den brennenden Kratern des Mauna Loa hielten die vornehmsten Gottheiten der Hauptinsel sich auf, denn welche Naturerscheinung konnte sich an furchtbarer Großartigkeit mit den Ausbrüchen des unterirdischen Feuers vergleichen und mächtig vor allen mußten die geheimnißvollen Gewalten sein, die sich auf solche Weise offenbaren konnten.

Dort lebte Pelé, die schreckensreiche Göttin des Feuers und mit ihr ein ganzes Gefolge untergeordneter Wesen, unter welchen Kamoho „König des Dampfes", Teoahitamatana „der feuerspeiende Kriegsſohn", Tanehetiri „der Gott des Donners" lauter Brüder, deren zwei wie der griechische Vulkan einen verunstalteten Körper hatten, eine hervorstechende Rolle spielten. Diesem unbändigen Kleeblatte gesellten sich die nicht minder liebenswürdigen Schwestern: Makore wawahi „die feueräugige Bootbrecherin"; Hiata-

wawahilani, Hiata-taarava-mata und Hiata hoi te pori a Pelé: „die himmelzerreißende, die ſchnell um ſich blickende und die Pelé umfaſſende Wolkenhalterin.“

Das Brüllen des unterirdiſchen Feuers war die Muſik wonach dieſe Gottheiten tanzten, und jauchzend ſchwammen ſie in den Wogen des Flammenmeeres. Niemals verließen die Furchtbaren ihre Wohnungen zu wohlthätigen Zwecken, ſtets nur um Opfer zu empfangen oder Rache auszuüben; das Zittern der Erde, der ſich ergießende Lavaſtrom verkündeten ihre Ankunft. Die ganze Inſel war verpflichtet ihnen Tribut zu zahlen, und wenn die Häuptlinge oder das Volk mit den erwarteten Opfern ſäumten oder auf ſonſtige Weiſe die Unzufriedenheit jener dämoniſchen Mächte auf ſich gezogen hatten, wanderten ſie auf unterirdiſchen Wegen zum nächſtliegenden Krater und überſchütteten von dort aus die Schuldigen mit ihren ſchrecklichen Plagen.

Außer den allgemein verehrten Gottheiten hatte jeder vornehme Häuptling ſeine eigenen Idole, denen gewöhnlich auf Anhöhen oder in der Nähe des Meeres Tempel oder Heiaus errichtet wurden, welche hervorſtehende Gegenſtände in der Landſchaft bildeten. Sie waren mit einem großen Aufwand von Arbeitskräften aus loſen Steinblöcken gebaut, die kunſtreich auf einander gehäuft, ſich zu feſten Mauern zuſammenſchloſſen und hatten gewöhnlich die Form eines unregelmäßigen Parallelograms.

Der Heiau zu Kawaihae auf Hawaii, den Tameamea ſeinem Kriegsgotte Kaili widmete, war 224 Fuß lang, 100 breit, mit 8 bis 20 Fuß hohen Mauern an der Baſis 12 Fuß dick, oben 2 bis 6 breit. Der ſchmale Eingang führte durch zwei hohe Mauern hindurch. Am Südende befand ſich das Allerheiligſte, wo von einer Menge untergeordneter Gottheiten umgeben das mit rothen Federn reichlich geſchmückte Bildniß Kaili's ſich erhob. Scheußliche Idole von allen Größen und Formen grinſten von der Ringmauer herab. Am Tage wo der Tempel vollendet wurde ſchlachtete man eilf Menſchen auf dem Altare des blutdürſtigen Götzen.

Der Kannibalismus, der früher herrſchte, war zwar ſchon zu Cook's Zeiten allmälig außer Gebrauch gekommen, doch noch immer wurden beim Tode der Könige, Fürſten und vornehmen Häuptlinge menſchliche Opfer aus der niedrigſten Kaſte geſchlachtet und mit ihren Leichen beſtattet, damit es ihnen auch jenſeits nicht an der nöthigen Bedienung fehle. In gewiſſen Familien erbte nach beſtimmten Geſetzen das Schickſal mit den verſchiedenen Gliedern dieſer oder jener vornehmen Familien zu ſterben, ſo daß von der

Geburt an verhängt war, bei weſſen Tode einer geopfert werden ſollte. Die Schlachtopfer wußten ihre Beſtimmung, doch ſchien ihr Loos nichts abſchreckendes zu haben, denn der Menſch gewöhnt ſich leicht an das Unvermeidliche, beſonders wenn es in weiter unſicherer Ferne vor ihm liegt. Wer von uns läßt ſich den Genuß des Tages durch den Schlagfluß oder das böſe Fieber, die Schwindſucht oder die Entzündung verderben, welcher er dereinſt doch unterliegen muß?

Die Prieſterkaſte wußte den Aberglauben des Volkes auf mannigfache Weiſe auszubeuten. Ehe ein neues Haus bezogen wurde, mußten die böſen Geiſter erſt daraus verbannt werden. Opfer oder Geſchenke wurden dem Prieſter dargebracht, der betend und verſchiedene Ceremonien verrichtend eine Zeit lang im Hauſe verweilte und dieſem dadurch eine ſolche Weihe gab, daß es von nun an gegen alle ſchlimmen Einflüſſe der Geiſterwelt geſichert war. Der Glaube an zauberiſche Beſchwörungen, durch welche man ſeinen Feind zu Tode beten könne, und den wir bereits auf Tahiti und den Marqueſas angetroffen haben, war auch hier allgemein verbreitet.

So lebte der Hawaiier ein Sclave der Tyrannei oder ſeines eigenen Aberglaubens — doch würde man ſehr irren wenn man ihn dabei für beſonders unglücklich gehalten hätte. Mit kindiſcher Sorgloſigkeit genoß er, ohne die Jahre zu zählen, die Freuden, die ſchon allein das Daſein unter jenem licht- und farbreichen Himmel, in jenen lauen würzigen Lüften mit ſich bringt — kam Schmerz und Tod, ſo wußte er ſie mit ſtoiſcher Unempfindlichkeit zu ertragen.

Wie an der Schifffahrt hatte er, kriegeriſchen Sinnes, an ſeinen Waffen, an ſeinen Wurfſpießen Luſt. Mit kurzen leichten Rohrhalmen übten ſich ſchon die Knaben ſicher nach einem wandernden Ziele in die Wette zu werfen und Jünglinge und Männer erfreuten ſich, gleich unſern alten Rittern im Turniere, an Waffenſpielen, die nicht ohne Gefahr waren.

Jährlich an einem beſtimmten Feſttage, kam der König an's Land gerudert, wo eine große Volksmenge ſeiner wartete, vornean drei Häuptlinge vom höchſten Range, jeder mit dem Wurfſpieß in der Hand. So wie er ausſtieg und ſich dem Ufer näherte, warf einer nach dem andern, dem Range nach ihm ſeine Waffe mit voller Kraft entgegen und zwar mit ſolcher untrüglichen Sicherheit, daß die geringſte Ungeſchicklichkeit ſeinerſeits ſich mit dem Tode beſtraft hätte. Den erſten Wurfſpieß fing er im Fluge auf und wehrte damit die beiden folgenden ab.

Als Tameamea bereits den Gipfel der Macht erklommen hatte, und dem Alter ſich näherte, ward er oft gebeten dieſen alten Gebrauch fallen zu laſſen: „Nein," war die Antwort, „derjenige iſt unwürdig zu herrſchen, der ſich nicht ſelbſt zu vertheidigen vermag. Ich kann auffangen ſo gut wie werfen."

Im Steinſchleudern waren die Hawaiier ſo vortrefflich eingeübt, daß ſie vier Mal unter fünfen einen dünnen Stock, in einer Entfernung von fünfzig Ellen treffen konnten. Eine dichtgeflochtene Matte ſchützte den Leib des ſtreitenden Kriegers, der Häuptling ſchmückte ſich für die Schlacht mit ſeinem prächtigen Federmantel und Helm, dem koſtbarſten Ornate mit dem ein wilder Despote ſich nur zieren konnte. Beſonders hochgeſchätzt waren die gelben Federn des Moho (Melithreptes pacifica), von welchen wie ich bereits erwähnte der braune Vogel auf jedem Flügel nur ein Paar beſitzt. Dieſe wurden auf's künſtlichſte über eine Art Stramin dachziegelartig zuſammengelegt, ſo daß ſie eine vollkommen glatte Oberfläche bildeten, die wie der reichſte Goldbrokat ſchimmerte. Wenn man bedenkt, daß auch jetzt noch fünf ſolcher Federn mit anderthalb Dollars bezahlt werden, und daß der berühmte Königsmantel Tameamea's, 10 Fuß lang und 6 bis 7 Fuß breit gänzlich damit bedeckt iſt, ſo dürfte kaum irgend ein Fürſtenſchmuck dieſem Gewande an Koſtbarbeit gleich kommen. Die Häuptlinge trugen minder werthvolle Mäntel, die auf ſchwarzem oder dunkelpurpurnem Grunde mit Figuren aus gelben und rothen Federn (letztere von Nectarinia coccinea) eingewirkt waren: der Kopfputz hatte die Form eines griechiſchen Helmes und war auf ähnliche Weiſe verziert.

So wie vor dem Gefechte menſchliche Opfer geſchlachtet wurden um die Mitwirkung der Kriegsgötter zu erwerben, ſo wurden auch nach demſelben keine Gefangene gemacht, ſondern die Fliehenden unbarmherzig niedergemetzelt. Gelang es ihnen aber die Freiſtätte eines Puhonoua zu erreichen, ſo waren ſie in dieſem unverletzlichen Heiligthum vor jedem ferneren Angriff ſicher, denn ſo wie ſie die Schwelle betraten, erlahmte der Wurfſpieß in der Hand des grimmigſten Verfolgers. Von dieſen der Milde geweihten Aſylen gab es zwei auf der Hauptinſel, zu Waipio und Honaunau. Ellis ſtaunte über die Größe des letzteren. Die Freiſtätte war 715 Fuß lang 404 breit und bildete ein unregelmäßiges Parallelogram mit 12 Fuß hohen und 15 Fuß dicken Mauern. Innerhalb dieſer Einfriedigung befanden ſich drei große heiaus, zwei von welchen aber ſchon ziemlich zerſtört waren. Der dritte erhob ſich auf einer feſten Steinmaſſe 126 Fuß lang, 65 Fuß breit und 10 Fuß

hoch. Viele Lavablöcke von einem Gewicht von zwei Tonnen und darüber wurden mindestens 6 Fuß hoch vom Boden in den gewaltigen Mauern bemerkt. Dieser Puhonoua wurde auf Befehl Keave's erbaut, der vor etwa drei Jahrhunderten in Hawaii regierte. In Kriegszeiten zogen gewöhnlich die Frauen, Kinder und Greise der Nachbarschaft in den Puhonoua und erwarteten dort in voller Sicherheit das Ende der blutigen Fehde. Der flüchtige Krieger ging auf das Hauptgötzenbild zu und empfahl sich dessen Schutze oder drückte seinen Dank aus durch ein kurzes Gebet. Verließ er nach einiger Zeit oder nach beendigtem Kriege das gastliche Dach, so zog er unbelästigt wieder heim, denn Niemand wagte den Tabu, der ihn noch immer schützte, zu brechen. Wunderbar sind allerdings jene cyklopischen Mauern bei den geringen mechanischen Hülfsmitteln der Hawaiier; aber noch wunderbarer scheint mir die Macht einer milderen Gesinnung, die bei so barbarischen Sitten die Menschen zu solchen Bauten bewegen konnte.

Wenn nach Chamisso nur derjenige den Namen eines Wilden verdient, der ohne festen Wohnsitz, Feldbau und gezähmte Thiere, keinen andern Besitz kennt als seine Waffen mit denen er sich von der Jagd ernährt, so paßte allerdings jene Benennung durchaus nicht auf die Hawaiier, die wie die stammverwandten Tahitier, in manchen Künsten des Friedens bedeutende Fortschritte gemacht hatten. Die Kultur der fruchtbaren Thäler war bewunderungswürdig. Kunstvolle Bewässerungen unterhielten selbst auf den Hügeln Taropflanzungen, die zugleich Fischweiher waren und allerlei nutzbare Gewächse wurden auf den sie scheidenden Dämmen angebaut. Man fing die Seebarben ganz jung im Meere und brachte sie in ein von Corallenblöcken eingeschlossenes Becken, durch welches süßes Wasser floß. Dann wurden sie an immer weniger salziges Wasser gewöhnt bis man sie endlich nach fünf oder sechs Wochen in die Taropflanzungen versetzte, wo sie außerordentlich groß, fett und wohlschmeckend wurden. Mit Werkzeugen, die nur aus hartem Stein, geschliffenen Muscheln, oder geschärften Knochen bestanden, verstanden die Hawaiier große, schöne Pirogen, und nette Häuser zu bauen, Holz und Stein kunstreich zu schnitzen und auszuhauen. Sie hatten bestimmte Handwerker, deren einige sich nur mit dem Schiffbau beschäftigten, so wie andere ausschließlich mit dem Zimmern, Schnitzen oder Dachdecken der Häuser. Die bestgebaueten Häuser dauerten 10 bis 12 Jahre. Die der Häuptlinge standen in großen Hofräumen auf steinernen Terassen. Um das Hauptgebäude waren kleinere Hütten errichtet, zum Essen, Schlafen oder Verwahren

der Vorräthe. Das Ganze glich einer Sammlung von Heuſchobern. Große, ſchöne, feine Matten dienten als Lager, Schirme oder Scheidewände. Die Frucht des Flaſchenkürbiſſes (Cucurbita lagenaria) ſpielte eine bedeutende Rolle im einfachen Hausrath des Hawaiiers. Sie diente ihm als Trinkgefäß, als Maske, als muſikaliſches Inſtrument. Sie erſetzte den Mangel des Eiſens, des Glaſes, der Töpferwaaren, der hölzernen Geſchirre. Auf Reiſen war ſie ſein Torniſter, zu Hauſe ſeine Lade. Er wußte ſie während des Wachsthums in alle dienſtlichen Formen zu bringen und ſie ſtand ihm in allen Größen zu Gebote von der kleinſten Waſſertaſſe bis zur großen Tarobreiſchüſſel, die 10 Gallonen und darüber faßte.

Die einfache Kleidung war dem Klima angemeſſen; ſie beſtand gewöhnlich aus Tapa oder Papiermaulbeertuch, deſſen Verfertigung ich bereits beſchrieben habe. Männer trugen den Maro oder Schamgürtel; Weiber den paii, der um die Mitte befeſtigt war und bis zu den Knieen herabreichte. Nur die Vornehmeren trugen ſchwarze, ſchönfaltige Mäntel von demſelben Zeuge, welchem das färbende Harz, die vortreffliche Eigenſchaft verlieh nicht naß zu werden. Auch feine Matten wurden zur Kleidung benutzt.

Zum Fiſchfange bediente man ſich der Netze oder der Haken von Perlemutter. Der Bonitenfang war, wie bei uns die hohe Jagd, ein königliches Vergnügen. Ein Canot wurde mit größter Gewalt der Ruder in dem ſchnellſten Lauf erhalten. Am Hintertheile deſſelben ſaß der fürſtliche Fiſcher und hielt die ſchillernde Perlmutterangel ſchwebend über dem Meer. Der Bonite, voller Gier einen fliegenden Fiſch zu verſchlingen, ſprang dann aus dem Waſſer der vermeintlichen Beute nach — doch nur um bitter getäuſcht an dem ſpitzigen Widerhaken zu zappeln.

Wie auf Tahiti, auf Java und unter den wilden Volksſtämmen am Orinoko und Amazonas, wurde auch auf Hawaii Pflanzengift zum Fiſchfange benutzt. Das verderbliche Gewächs, ſeiner Rinde entblößt und gequetſcht, wurde unter das Corallengeſtein gelegt wo die Fiſche viel herumſchwammen. So wie ſie betäubt zur Oberfläche kamen, reinigte man ſie ſogleich, damit das Gift ſich nicht im Körper verbreite.

Ein ziemlich lebhafter Tauſchhandel wurde zwiſchen den verſchiedenen Inſeln getrieben. Das Tapatuch von Oahu fand guten Abſatz auf Kauai, welches mit ſeinen ſehr geſchätzten Pirogen und Handrudern bezahlte. Ein beſonders ſtarkes Tuch mamuka genannt, welches für kaltes Wetter paßte wurde auf Hawaii verfertigt, wo die übrigen Inſeln ſich damit verſahen.

Es gab ſogar Meſſen oder Jahrmärkte zu beſtimmten Zeiten. Der berühmteſte fand am Ufer des Wailuki ſtatt und zog Beſucher aus allen Theilen der Inſel herbei, die dort ihre verſchiedenen Artikel zum Tauſch ausboten. Wenn alſo nach allen dieſem die Hawaiier keine eigentlichen Wilden waren, ſo zeugte doch die gedrückte Stellung des Weibes von einem barbariſchen Zuſtande. Die hochgeborene Fürſtin war wie die niedrigſte ihres Geſchlechts den Geſetzen des Tabu unterworfen. Keine von beiden durfte jemals mit den Männern eſſen, oder auch nur deren Speiſehaus betreten. Die gröbſte und gewöhnlichſte Koſt war für die Damen, während die ungalanten Herren ſich den ausſchließlichen Genuß von Schweinefleiſch, von Bananen, Cocosnüſſen und Schildkröten vorbehielten.

Der moraliſche Zuſtand der Hawaiier war beklagenswerth. Wenn das Weib durch Zuchtloſigkeit und Kindesmord ſich befleckte, ſo ergab ſich der Mann dem unmäßigen Kavatrinken. Während ihre Sprache überreich an Wörtern für alle Schattirungen des Laſters und des Verbrechens war, fehlte es ihr an jedem Ausdruck für die Dankbarkeit, eine jenen verwahrloſten Gemüthern ganz unbekannte Tugend.

Ich greife nun den unterbrochenen Faden der Geſchichte wieder auf, die uns mit einem großen Manne, dem berühmteſten Polyneſiens, bekannt machen wird. Als König Kalaniopuu im Jahre 1780 ſtarb, hinterließ er die Hälfte der Inſel Hawaii ſeinem Sohne Kiwalao, die andere ſeinem Liebling und Neffen Tameamea. Kiwalao mochte ſich vielleicht die Theilung nicht gefallen laſſen, oder der ehrgeizige Tameamea das Ganze der Hälfte vorziehen — genug, es kam zwiſchen beiden zum Kriege, und eine einzige mörderiſche Schlacht, in welcher Kiwalao erſchlagen wurde, machte ſeinen Nebenbuhler zum Herrn der Inſel. So viel konnte zwar das Glück einem jeden Barbaren ſchenken, aber Tameamea verband mit dem Muthe des Kriegers die Klugheit des Staatsmannes, der die Vortheile zu erhalten und zu vermehren weiß, die der launiſche Schlachtengott ihm verlieh. Der Handel war den Spuren von Cook nach der Nordweſtküſte von Amerika gefolgt und die Sandwich Inſeln, die den dahin fahrenden Schiffen alle Arten Erfriſchungen darboten, erhielten ſofort eine Wichtigkeit wie keine andere Gruppe Polyneſiens. Der weitſichtige Tameamea begriff ſehr bald wie vortheilhaft die Freundſchaft der weißen Männer für ihn ſein mußte: ſie fanden Schutz und Sicherheit ſo weit ſein Einfluß reichte, und ihre überlegenen Waffen und Kenntniſſe dienten zur Befeſtigung ſeiner Macht.

Die angeborene Gabe des Herrſchers ließ ihn ſtets die tüchtigſten Männer zu ſeinen Werkzeugen wählen. So feſſelte er Kiana, einen Häuptling von Kaui, den 1787 der engliſche Capitän Meares mit nach Canton genommen hatte, und der ſowohl durch ſeine Tapferkeit und ſeinen unternehmenden Geiſt als durch den Beſitz von Flinten und Schießbedarf, eine ſehr wichtige Erwerbung für ihn war, durch die Verleihung eines hohen Ranges und bedeutender Beſitzungen an ſeinen Dienſt.

Kahikili, König von Oahu und Maui, hatte den Feinden Tameamea's Beiſtand geleiſtet. Dieſer benutzte deſſen Abweſenheit (1789) auf Oahu um die Inſel Maui zu überfallen. Kahikili's jugendlicher Sohn zog dem Angriff entgegen, ward aber gänzlich geſchlagen, denn es war nicht leicht einem Krieger wie Tameamea zu widerſtehen.

Unterdeſſen hatte Keoua, des letzteren Hauptgegner auf Hawaii ſich empört. Ein ſeltſames Naturphänomen erleichterte Tameamea den Sieg über den rebelliſchen Häuptling und ließ ihn bei der abergläubigen Menge als den beſonderen Günſtling der Feuergöttin Pélé erſcheinen. Als nämlich Keoua mit ſeinen Kriegern über den Abhang des Mauna Loa zog, bebte der Berg und ſchweflige Dünſte dem Erdboden entſteigend, ſtreckten plötzlich die ganze mittlere Abtheilung des kleinen Heeres nieder. Ueber 400 Mann erſtarrten im Tode, während die gröbere Natur eines in der Nähe wühlenden Schweines dem giftigen Qualme glücklich widerſtand. Bald darauf (1791) kehrte Tameamea zurück und ſchlug vollends das entmuthigte Heer Keoua's, der von nun an, ein Flüchtling im Gebirge, 1793, durch die Hand eines Meuchelmörders fiel.

Die Engländer Young und Davis haben eine zu bedeutende Rolle auf Hawaii geſpielt, als daß ich mit Stillſchweigen übergehen könnte, wie ſie in Tameamea's Dienſte gerathen waren. Ein gewiſſer Capitän Metcalf, Befehlshaber des Schiffes „Elenor", der mit den Einwohnern von Maui in Streit gerathen war, lockte mehrere Hundert derſelben aus dem Dorf heraus und richtete dann mit Kanonen und Musketen ein furchtbares Blutbad unter den Betrogenen an. Was war natürlicher als Rache? und wer wird es den ſogenannten Wilden verargen, daß, als bald darauf (1790) der Sohn jenes Scheuſals, der in Begleitung des Vaters den Schooner „Fair American" kommandirte, an ihrer Küſte erſchien, ſie das kleine Fahrzeug überrumpelten und die ganze Mannſchaft ermordeten, bis auf den Matroſen Iſaak Davis, den ſie als Gefangenen an's Land führten. Als ſpäter der mit dieſer blutigen Vergel-

tung ſeiner Unthat unbekannte ältere Metcalf nach Hawaii kam, ſchickte er zur Erkundigung den Bootsmann John Young an's Land. Dieſer ward freundlich aufgenommen, doch als er zu ſeinem Schiffe zurückkehren wollte, befahl ihm Tameamea zu bleiben, mit der Verſicherung, daß ihm nichts Böſes geſchehen, man ihn vielmehr als Freund und Rathgeber mit Gütern und Ehren überhäufen, aber den erſten Verſuch zu entfliehen mit dem Tode beſtrafen würde. Davis und Young, obgleich nur rohe und unwiſſende Seeleute, waren doch den aufgeklärteſten Hawaiiern bei weitem überlegen. Durch Güte und Dankbarkeit an ihr neues Vaterland gefeſſelt, bewährten ſie ſich ſtets als treue zuverläſſige Diener Tameamea's; und der gemeine Hawaiier wie der fremde Schiffer hatten alle Urſache ihren humanen Einfluß zu ſegnen.

Davis ſtarb 1810, doch Young erſt am 17. December 1835 im 93. Lebensjahre. Auf ſeinem Leichenſtein ſteht der ſchöne Ehrentitel „Freund und Waffengefährte Tameamea's" eingegraben. Er heirathete die Tochter eines der erſten Häuptlinge, ward ſelbſt ein hieri nue oder „Großer Herr", und ſeine Söhne gehören noch zu den Vornehmſten des Landes.

Drei Mal (März 1792; Februar 1793, Januar 1794) wurde Hawaii von Vancouver beſucht. Dieſer berühmte Seefahrer hatte Cook auf deſſen letzter Reiſe begleitet und erinnerte ſich noch des jungen Häuptlings Tameamea, den er nach 15 Jahren ſehr zu ſeinem Vortheil verändert fand. Der Blick hatte viel von ſeiner früheren Wildheit verloren, doch der Muthigſte konnte kaum den Glanz des dunkeln, feurigen Auges ertragen, welches ſeine verborgenſten Gedanken zu errathen ſchien. Die Haltung war majeſtätiſch und jede Handlung ſprach von einem überlegenen Geiſte. Offenherzig, heiter, freigebig, an Form und Statur ein herkuliſcher Wilder; an Fähigkeiten und Charakter ein Mann auf den jedes Land hätte ſtolz ſein können, ſo ſtellte ſich der König Hawaii's dar. Das freundlichſte, ungetrübteſte Einverſtändniß fand zwiſchen beiden ſtatt. Vancouver beſtärkte den „großherzigen Barbaren" in ſeinen guten Geſinnungen gegen europäiſche Schiffer und ſetzte mit ihm gewiſſe Regeln feſt zur Verhinderung aller Störungen, welche ſowohl der Mangel an Disciplin auf der einen Seite, als die Raubſucht bösartiger Eingeborener auf der andern hervorbringen könnten. Er ſah ein, daß die vollſtändige Herrſchaft Tameamea's den fremden Schiffern die ſicherſte Bürgſchaft gewährte, und ſuchte deſſen Macht ſo viel er nur konnte zu befeſtigen. Er rieth ihm ſich eine mit Musketen bewaffnete Leibgarde anzu-

ſchaffen, und ließ ſie ſelbſt einüben und mit dem Nöthigen verſehen. Er empfahl Young und Davis ſeinem beſonderen Zutrauen, da er ſich überzeugt hatte, daß ſie es verdienten und legte letzteren an's Herz einen humaneren Geiſt den Sitten und der Kriegsführung der Inſulaner einzuflößen, ihrem Wohlthäter ſtets getreulich zu dienen und den boshaften Abſichten ſelbſtſüchtiger Fremden ſich zu widerſetzen. Seine religiöſe Lehren machten indeſſen nur wenig Eindruck auf Tameamea's Herz, der aus Ueberzeugung oder Politik dem heimathlichen Götzendienſt bis an's Ende treu ergeben blieb. Seine Unterthanen hielten ihn für einen Günſtling der Götter, und er vergalt dieſen vermeintlichen Beiſtand durch eine Ehrfurcht vor ihrem Dienſte, welche das Anſehen der Prieſter bedeutend vermehrte. Um die allgemeine Eintracht zu befeſtigen wurden die Häuptlinge, die ſich früher gegen Tameamea vergangen hatten, nach gehöriger Abbitte an Bord des Schiffes empfangen und zum ferneren Gehorſam ermahnt. Endlich ſuchte Tameamea des Schutzes von Großbritannien ſich noch dadurch zu verſichern, daß er nach gepflogenem Rath mit ſeinen Häuptlingen in die Hände ſeines Freundes Vancouver, ſelbſtſtändig, freiwillig und feierlich dem König Georg huldigte. Alle innerlichen Souveränetätsrechte blieben vorbehalten, nur im Fall des Angriffs einer fremden Macht ſollte England ihm ſeine mächtige Hülfe gewähren. Keine 15 Jahre nach dem Tode Cook's blickte alſo das früher ſo vereinſamte Hawaii ſchon mit Hoffnung oder Beſorgniß nach dem fernen Ausland. Vancouver's Beſuche waren ein glückliches Ereigniß in Tameamea's Leben, ſie vermehrten ſeine Hülfsmittel und erleichterten ſeine ferneren Eroberungen. Es war die Abſicht des Seefahrers nach Hawaii, welches er liebgewonnen, mit Miſſionaren und Handwerkern zurückzukehren, doch ſein früher Tod vereitelte den menſchenfreundlichen Plan. Wer weiß auch ob nicht die alte Freundſchaft darunter gelitten hätte?

Wie gut Tameamea Vancouver's Lehren in Bezug auf kriegeriſche Angelegenheiten zu benutzen wußte, bewies er ſchon im Jahre 1794, bald nach deſſen letztem Beſuche, wo er mit einem Heere von 16,000 Mann und einem Haufen Europäer unter dem Befehl von Young und Davis die Inſeln Maui, Lanai und Molokai ſeinem Scepter vollſtändig unterwarf.

Das folgende Jahr (1795) zog er mit einem Theil ſeiner Armee nach Oahu, wo Kalanikupuli, Kahikili's Neffe und Erbe ſich zurückgezogen hatte; die übrigen Truppen unter Kiana's Befehl ſollten unverzüglich folgen. Doch der treuloſe Kiana ging mit allen ſeinen Anhängern zum Feinde über, denn

er wußte, daß wenn es ihm gelänge mit deſſen Hülfe Tameamea zu ſchlagen — die Oberherrſchaft der Inſel ihm zufallen würde. Die Lage war gefährlich, aber Tameamea rückte unverzagt dem Feinde entgegen, der im Nuanu Thale eine ſtarke Stellung eingenommen hatte. Eine ſteinerne Mauer deckte die Fronte; ſteile Felswände an den Seiten ſchützten vor einem Flankenangriff; man hielt ſich ſo ſicher in der Bergſchlucht, daß man mit höhniſchen Geberden den Angriff herausforderte. Doch der Hohn dauerte nicht lange, denn Young mit ſeinen Feldſtücken zertrümmerte die ſteinerne Barrikade und als eine Kugel Kiana niederſtreckte, trat vollends Verwirrung und Schrecken in die Reihen. Nun ſtürmte Tameamea mit ſeiner Leibgarde heran, ſtieß allen Widerſtand nieder und trieb die Fliehenden über den Rand des Abgrundes, wo über 400 derſelben herabſtürzten und zerſchmettert den Tod fanden.

Die Felsplatte wird noch gezeigt wo Kalanikupuli ſeinen letzten Speer warf, und mancher Vorbeigehende verläßt dort den Fußpfad, nimmt die Stellung eines Kämpfenden an, und erzählt ſeinen Kindern oder Begleitern wie Oahu's letzter König fiel.

Es war Tameamea's Abſicht, nachdem er die Eroberung der ganzen Gruppe vollendet, nach Tahiti zu ſegeln und ſeine ſiegreichen Waffen über den Aequator hinaus zu tragen, doch dieſer Plan, des Ehrgeizes eines Cäſar oder Alexander würdig, ward durch die Nachricht eines Aufſtandes auf Hawaii (1796) vereitelt, der auf gefährliche Weiſe um ſich greifend, die Anweſenheit des Königs erforderte. Tameamea ſchlug die Rebellen, und von nun an wagte keiner mehr ſich ſeiner Herrſchaft zu widerſetzen. Er befeſtigte ſeine Macht indem er die beſiegten Häuptlinge durch Belehnungen und Ehren ſich verbindlich machte. Diejenigen, deren Ehrgeiz er fürchtete, verſammelte er um ſeine Perſon, nöthigte ſie ihm überall auf Reiſen zu folgen, und entfernte ſie auf dieſe Weiſe von ihren erblichen Beſitzungen.

Freiwillig unterwarf ſich der König von Kauai und Nihau dem Mächtigen, dem er nicht widerſtehen konnte, ward zwar in ſpäteren Jahren zur Empörung unter der Flagge der Ruſſiſch-Amerikaniſchen Compagnie verleitet (1817), ſühnte aber bald wieder ſein Vergehen und huldigte ſeinem Lehnsherrn auf's Neue.

Tameamea's Regierungsſyſtem war durchaus despotiſch, wie es von dem halbwilden Häuptling eines wilden Volkes durchaus nicht anders zu erwarten war, aber keine Grauſamkeit iſt ihm jemals vorgeworfen worden.

Alles Land gehörte ihm, er belehnte damit ſeine Anhänger nach Rang und Verdienſt, die ihm dafür Kriegsdienſte leiſten mußten. Die Erben wurden gewöhnlich im Beſitz des väterlichen Gutes beſtätigt. Jede Inſel hatte ihren eigenen Statthalter, der mit der Genehmigung des Königs, die Kreishäuptlinge, Dorfvorſteher, Tributeinſammler und andere kleine Officianten ernannte. So bekleidete Young, der als Fremder allen Intriguen der eingebornen Fürſten um ſo ferner ſtand, viele Jahre lang den wichtigen Poſten eines Gouverneurs der Inſel Hawaii, zur Zufriedenheit des Königs, des Volkes und der europäiſchen Seefahrer.

Eine Anzahl erfahrener tüchtiger Männer bildeten eine Art Miniſterrath, der das vollſte Zutrauen des Königs genoß. Unter dieſen war Kareimoku aus dem königlichen Hauſe von Maui, der bemerkenswertheſte. Nach der Eroberung ſeiner heimathlichen Inſel ward er, noch ein Knabe, von Tameamea verſchont, liebreich behandelt und auferzogen. Er erhielt Güter, Macht, eine Größe die kaum der des Königs wich: das Recht über Leben und Tod zu ſprechen ward in ſeine Hände niedergelegt. Die Treue, die er dem Vater ſtets bewahrte, trug er ſpäter auf den Sohn über. Die Engländer nannten ihn Billy Pitt nach ihrem eigenen großen Miniſter.

So wie die Macht Tameamea's zunahm, umgab er ſich mit einer ſtrengeren Etiquette, denn der Götterglanz der früheren kleinen Könige traf mit blendenderem Lichte in ſeiner geheiligten Perſon zuſammen. Wo er vorüberging mußten Kopf und Schultern entblößt werden, und daſſelbe geſchah, wenn man ſeiner Reſidenz ſich näherte. Wenn ſein Eſſen vorbeigetragen wurde, mußten alle, welche die Ankündigung der Diener hörten, ſich entblößen und ſetzen. Sein Trinkwaſſer wurde aus beſonderen Quellen geſchöpft, die mehrere Meilen landeinwärts lagen und von Niemand anders benutzt werden durften. Sowie die Träger damit vorbeiliefen, fanden dieſelben Huldigungen ſtatt. Niemand durfte ſeinen Schatten oder den ſeines Hauſes betreten. Ueber ihm zu ſtehen war das höchſte Verbrechen. So hätte keiner ſeiner Unterthanen es gewagt den Theil des Schiffsverdecks zu betreten, unter welchem er ſich befand. Mit derſelben Strenge wurden auch die religiöſen Pflichten eingeſchärft.

Beſonders im Umgang mit Fremden legte Tameamea ſeinen geſunden Verſtand an den Tag. Er wußte durch würdige Haltung Ehrfurcht einzuflößen, enthielt ſich aller Gewaltthätigkeiten wider dieſelben und ſtrafte ſtreng jede Verletzung des Gaſtrechts. So vermied er alles was ein Einſchreiten

fremder Waffenmacht hätte zur Folge haben können; die durch Cook's Ermordung berüchtigten Inseln wurden Jahr für Jahr von einer wachsenden Anzahl Schiffe besucht und noch vor seinem Tode war Hawaii schon ein wichtiger Punkt des Welthandels geworden.

Gegen Kriegsschiffe und wissenschaftliche Expeditionen war er der gastfreie Fürst; den fremden Handelsleuten gegenüber der kluge aber durchaus ehrenvolle Kaufmann. Als Kotzebue 1816 die Inseln besuchte, hatte Tameamea die gerechteste Ursache über die Russen aufgebracht zu sein, die den König Tamari von Kanai vermocht hatten sich unter russischer Flagge gegen seinen Lehnsherrn zu empören, doch wußte er sich gegen den Entdeckungsreisenden mit einem Takte zu benehmen, der jedem europäischen Fürsten zur Ehre gereicht hätte.

„Unser Capitän war angelangt", sagt Chamisso. „Der alte Herr empfing ihn mit Herzlichkeit. Er verstand sehr wohl das Verhältniß und wußte es großartig, ehrfurchtgebietend, und leicht zu behandeln. Herr Cook, ein Europäer, der sein Vertrauen besaß, diente ihm zum Dollmetscher. Er verhielt seinen Ingrimm gegen die Russen nicht, die seiner königlichen Gastfreiheit mit so schnödem Undank gelohnt; in uns aber, die wir auf Entdeckung ausgesandt, mit jenen nichts zu theilen hatten, wolle er keine Russen sehen, sondern nur die Söhne und Nachkommen Cook's und seines Freundes Vancouver. Wir seien keine Kaufleute; er wolle es auch gegen uns nicht sein; er werde für alle unsere Bedürfnisse Sorge tragen, frei, unentgeldlich. Wir brauchten dem Könige nichts zu geben, und wollten wir ihm ein Geschenk machen, so sei es nur nach Belieben. So Tameamea, König der Sandwich Inseln."

Durch die Lage seines Reichs und die Menge Sandelholz, die es damals besaß, begünstigt, sammelte der große Polynesier erstaunliche Schätze. Er kaufte schweres Geschütz um den Eingang seiner Häfen zu vertheidigen, und baute Schiffe, die er theils mit Eingeborenen, theils mit Europäern bemannte, unter welchen er mit großer Menschenkenntniß wählte. Freigebig mit Löhnen und Gehalten war er gegen die Fremden, die er in seinen Dienst nahm, entband sie aller lästigen Etiquette, verlangte aber zugleich strenge Unterwerfung dem Gesetz und pünktliche Pflichterfüllung.

Er hatte von dem großen Nutzen gehört den der Sandelholzhandel in Canton einbrachte, und schickte auf eigene Rechnung eine Ladung hin, deren Ertrag durch die unmäßigen Hafenspesen und die Verschwendung des Capitäns

Digitized by Google

und Supercargos verloren ging. Doch auch dieſe verunglückte Spekulation wußte er zu ſeinem Vortheil zu benutzen, indem von nun an alle fremden Schiffe Hafengebühren zu entrichten hatten, ſo wie es ſeiner Flagge im Auslande ergangen war.

„Nach mir die Sündfluth!“ ſoll der elende Louis XV. geſagt haben: wie ganz anders dachte Tameamea, der es nicht erlaubte, daß das junge Sandelholz geſchnitten würde, damit es ſeinem Nachfolger zu Gute käme; und nach dem Ausrupfen der gelben Flügelfedern, die ſeltenen Mohovögel wieder fliegen zu laſſen befahl, damit ſie ſpäter noch einmal nützlich werden könnten.

Von ſchönen Aepfeln aus San Francisco, die Kotzebue mitgebracht hatte, ließ er die Kerne mit großer Sorgfalt ſammeln und pflanzen.

Nach Art der Eroberer erfreute es ihn ſowohl die Hinderniſſe der Natur als den Widerſtand der Menſchen zu beſiegen. Bei Halaua ließ er einen 100 Fuß hohen Felſen durchhauen oder ſprengen, um einen Weg nach der Küſte zu bahnen. Tiefe Lavaſchichten wurden durchbrochen um Brunnen anzulegen. Bei Kiloho legte er einen großartigen Fiſchweiher 2 Meilen im Umfang an. Eine ſtarke Steinmauer, 3000 Fuß lang, 6 Fuß hoch und 20 breit, verſperrt die Mündung der kleinen Bucht. Durch Bögen die mit einem ſtarken Pfahlwerk verſchloſſen ſind, fließt das Waſſer ein und aus, während den Fiſchen der Durchgang verſperrt wird.

Tameamea ſtarb am 8. Mai 1819 im 67. Lebensjahre; einen Namen hinterlaſſend wie kein anderer Polyneſier vor und nach ihm. Noch jetzt ſind die Kanaken ſtolz über ihren alten Kriegerkönig, lieben ſein Andenken und erzählen ſelbſtgefällig von ſeinen großen Thaten.

Keine Schlachtopfer fielen bei ſeinem Tode (ſo viel hatte ſchon die Berührung mit der europäiſchen Civiliſation vermocht), doch äußerte ſich nach alter Unſitte die allgemeine Trauer auf eine entſetzlich rohe Weiſe. Die große Menge ſchlug ſich die Vorderzähne im Munde ein; viele verſtümmelten ſich durch Abhauen eines oder mehrerer Finger; noch andere ließen ſich zum Andenken den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens auf die Zunge tätuiren. Wie von Wahnſinn ergriffen, ohne alle Bekleidung, eher Dämonen als Menſchen gleich, raſte das Volk zügellos umher, brannte Häuſer nieder, plünderte, gab allen laſterhaften Gelüſten freien Lauf. Das gänzliche Vergeſſen aller Zucht und Ordnung ſollte die Größe der Trauer verkünden, als

ob nach einem ſolchen Verluſte der Menſch zum Zuſtande des wilden Thieres herabſinken müſſe.

Mit Tameamea's Tode ſtürzte auch das Gebäude des alten Götzendienſtes zuſammen. Schon lange vorher hatte durch den Verkehr mit Europäern der Unglaube um ſich gegriffen, und keiner trug eine größere Verachtung gegen die Religion der Vorväter zur Schau als der neue König Liho-liho (Tameamea II.). Dieſer ſchwache, dem Trunk ergebene Fürſt, der den Tabu haßte, nicht aus Liebe zur Aufklärung, ſondern weil er ihm Zwang auflegte, führte ſeinen Vorſchlag ihn zu brechen bereits im fünften Monate ſeiner Regierung, trotz allen Gegenvorſtellungen Kareimoku's, auf eine brutale Weiſe aus. Er veranſtaltete eine große Mahlzeit, zu welcher er alle Vornehmſten des Landes einlud. Nachdem Wein und Rum die Gemüther gehörig erhitzt hatten, wurden Weiber herbeigeholt und gezwungen, nicht nur an der Mahlzeit Theil zu nehmen, ſondern auch das ihrem Geſchlecht ſtreng unterſagte Schweinefleiſch zu eſſen. Zwar entſtand ein Murren, aber der größte Theil der Gäſte war durch die geiſtigen Getränke gewonnen, und nun verkündete der König mit lauter Stimme ſeine Abtrünnigkeit vom alten Glauben. Furcht und Entſetzen ergriff einen Theil der Verſammlung: man fragte ihn was die Götter ihm denn Böſes gethan und warnte vor deren Zorn. Da ſprang der König mit wüthender Geberde auf und rief aus: „ihr ſeht, der ſtrenge Tabu iſt gebrochen und doch iſt keine Strafe erfolgt. Kommt, laßt uns die heiaus zerſtören und von nun an ſei keine Religion mehr auf Hawaii." Die Anhänger des Königs eilten ſogleich mit ihm nach dem nächſten Tempel, wo zwar einige beim Anblick der Götzenbilder erſchraken, da aber der König die greulichen Fratzen zu mißhandeln anfing und abermals unbeſtraft blieb, folgten ſie bald ſeinem Beiſpiel um die Wette.

Der Bilderſturm griff um ſich und bald waren überall die Idole zertrümmert; doch ein durch Jahrhunderte hindurch tief eingewurzelter Glaube läßt ſich nicht ohne Kampf und Widerſtand ſtürzen. Die Prieſter wirkten auf die Furcht der Menge, eine Reaction fand ſtatt und ein Vetter des Königs Kekuokalani ſtellte ſich an die Spitze der Empörung. So hätte Liholiho's thörichtes Verfahren ihm Thron und Leben koſten können, wenn nicht der treffliche Kareimoku die Rebellen auf Hawaii geſchlagen (1819) und ſomit den Anhängern des alten Glaubens den klarſten Beweis geliefert hätte, daß ihre Götter völlig machtlos ſeien.

Lange blieb die Schlacht unentſchieden, bis endlich Kekuokalani durch Blutverluſt geſchwächt, ohnmächtig auf einen Stein hinſank. Doch erholte er ſich bald, und obgleich unfähig zu ſtehen lud er zweimal, auf dem Lavablock ſitzend, ſeine Flinte und feuerte zweimal auf den heranrückenden Feind. Nun traf ihn eine Kugel in die linke Bruſt, und ſich in ſeinen Federmantel hüllend, hauchte er die Heldenſeele aus. Seine Frau Manona focht an ſeiner Seite mit unerſchrockenem Muthe. Einige Augenblicke nach ihres Mannes Tode, als ſie Kareimoku herankommen ſah, wollte ſie ſich ihm ergeben, doch kaum war das Wort ihren Lippen entflohen, als eine Kugel ihre linke Schläfe durchbohrte und ſie leblos über die Leiche ihres Mannes hinſtreckte. Uebrigens begleiteten die hawaiiſchen Weiber, den Frauen der alten Germanen gleich, ihre Männer ſehr häufig in die Schlacht. Gewöhnlich folgten ſie hinter der Fronte, Kalebaſſen mit Waſſer und Speiſen zur Stärkung der ermüdeten Krieger mit ſich führend. Einige mit noch größerem Muthe, oder noch ſtärkerer Liebe begabt ſtanden ſogar während des Kampfes ihren Männern zur Seite, und hielten den Labetrunk in einer Hand, den Wurfſpieß in der andern.

Einige Monate nach dieſem entſcheidenden Treffen landeten die erſten amerikaniſchen Miſſionare auf Hawaii und fanden zu ihrem Erſtaunen die Götter bereits beſiegt zu deren Sturz ſie die weite Reiſe unternommen hatten. Die Aufmerkſamkeit der American Board of Commissioners for foreign missions war durch einen Zufall auf die fernen Inſeln gelenkt worden. Junge Hawaiier kamen öfters mit Walfängern nach den Vereinigten Staaten, wo es ihnen mitunter unter Chriſten und Republikanern weit ſchlimmer als in der heidniſchen, despotiſch regierten Heimath erging. Einer derſelben, ein Prieſterſohn, Namens Opukohora ſaß eines Tages hungernd und weinend auf der Treppe des Yale College. Der Vorſteher Dr. Dwight, der zugleich einer der einflußreichſten Mitglieder der Miſſionsgeſellſchaft war, redete den jungen Menſchen an, gewann ihn lieb und faßte den Entſchluß das Chriſtenthum nach jenem Ende der Welt zu verpflanzen. So entſchied eine geringfügige Begebenheit über das Schickſal eines ganzen Volkes. Opukohora ſelbſt ſtarb ohne ſeine Heimath wiedergeſehen zu haben, aber 4 ſeiner Landsleute, die mit ihm in der neuen Lehre erzogen wurden, begleiteten die Miſſionare. Dieſe erſchienen im April 1820 vor Honolulu, der König aber, der ihre Abſicht erfuhr, und allem Anſchein nach das Organ der Religioſität nur in ſehr ſchwacher Entwickelung beſaß, erlaubte ihnen nicht zu landen, und ver-

langte, daß ſie wieder abſegeln ſollten. Da legte ſich der vernünftigere Kareimoku wiederum in's Mittel und ſuchte den König zu überzeugen, daß die chriſtliche Religion eine der größten Wohlthaten für ſeine Unterthanen ſein würde, die ſich doch zu irgend einer Glaubenslehre bekennen müßten, wenn ſie nicht unter das Vieh herabſinken ſollten. Hierauf wurde den Miſſionaren ein Stück Land mit der Erlaubniß eingeräumt eine Kirche zu bauen, doch unter der Bedingung, daß wenn ihre Predigten eine ſchlechte Wirkung auf das Volk ausübten ſie die Inſel ſogleich wieder verlaſſen ſollten. Die Miſſionare erlernten ſchnell und gründlich die Sprache der Eingebornen, unterrichteten ſie im Leſen und Schreiben, und ließen bereits 1822 das erſte in hawaiiſcher Sprache gedruckte Buch erſcheinen. Es gelang ihnen in kurzer Zeit den König, die königliche Familie und die erſten hieris zu bekehren, die durch ihr Beiſpiel eine zahlreiche Menge nach ſich zogen — und ſchon nach einigen Jahren war die Regierung factiſch in ihren Händen.

Ende 1823 unternahm der junge König mit ſeiner Gemahlin eine Reiſe nach England, wahrſcheinlich um durch ein engeres Bündniß mit der Meereskönigin ſich gegen ruſſiſche oder nordamerikaniſche Einverleibungsgelüſte deſto wirkſamer zu ſchützen. Er hatte 25,000 Dollars mit an Bord genommen, als aber bei der Ankunft in London (Mai 1824) die Kiſten aufgemacht wurden, fanden ſich nur noch 10,000. Der ehrliche Capitän Starbuck mochte vielleicht wiſſen was aus den übrigen geworden war, doch hat er das Geheimniß getreu bewahrt. Nach dieſer erſten Probe, wie leicht Dollars auf Reiſen verſchwinden, war es ohne Zweifel ein großes Glück für die hohen Fremden, daß der ehrenwerthe F. Byng ihnen von der Regierung als Führer und Protector beigegeben wurde. Ihre Erſcheinung war anfangs auffallend genug, da die Königin Kamamala ihren koloſſalen Gliederbau in weite Pumphoſen gehüllt hatte, und einen langen Schlafrock von bunter Seide trug. Doch bald hatten die faſhionableſten Schneider die Herren mit Anzügen nach dem neueſten Schnitt verſehen, und Pariſer Modiſtinnen die Damen auf's geſchmackvollſte ausgeputzt. Hierauf wurden ſie die Löwen der Saiſon und als die Hauptmerkwürdigkeiten des Tages von einem Feſte zum andern geführt, bis unerwartet die kalte Hand des Todes dazwiſchen griff. Am 12. Juni bekam der Haushofmeiſter die Maſern und am 19. war die ganze Geſellſchaft angeſteckt. Alle genaſen bis auf das königliche Paar, welches am 8. und 14. Juli ſtarb. Rührend war ihre gegenſeitige Trauer beim letzten Abſchiede: ſie hielten ſich lange innig umarmt und der Gedanke

ſo jung und ſo weit von der Heimath zu ſterben, entpreßte ihnen reichliche Thränen.

Die Ueberlebenden wurden mit großer Güte behandelt, und man unterließ nicht, ihnen alle Merkwürdigkeiten zu zeigen, welche zur Aufklärung ihres Geiſtes beitragen konnten.

Am 11. September hatten ſie Audienz beim Könige in Windſor und auch der Miniſter Canning empfing ſie freundlich. Alle Unkoſten der Reiſe wurden von der Regierung getragen, welche außerdem noch die Fregatte „Blonde", unter Anführung des Capitäns Lord Byron (Vetter und Titelerbe des weltberühmten Dichters) dazu beſtimmte die Leichen und das Gefolge nach der heimathlichen Inſel zurückzuführen. Byron erreichte am 4. Mai 1825 den Hafen von Lahaina und am 6. Juni fand ein großer Rath zur Regelung der Nachfolge ſtatt. Der junge neunjährige Bruder des verſtorbenen Königs folgte ihm unter dem Namen Tameamea III. auf den Thron, während der alte Kareimoku und die herrſchſüchtige Kahumana, Lieblingsgemahlin des großen Tameamea, in der Regentſchaft, welche ſie während der Abweſenheit Liho-liho's verwaltet hatten, beſtätigt wurden. Byron ließ es bei dieſer Gelegenheit an gutem Rath nicht fehlen; er empfahl eine gleichmäßige Beſteuerung, Aufhebung der Leibeigenſchaft, Sicherheitsgeſetze für den gemeinen Mann, bedeutende Ermäßigung der ungeheuren Hafengebühren. Er lobte das Streben der Miſſionare und verſicherte die Hawaiier, daß ihre Unabhängigkeit durchaus nicht angetaſtet werden ſollte. Mit Vancouver lebt er noch immer in der achtungsvollen Erinnerung des Volkes.

Während der Minorennität Tameamea's des Dritten ſehen wir den Miſſionar Bingham einen überwiegenden Einfluß ausüben. Die ſtrengſte Kirchendisciplin wird mit raſtloſer Thätigkeit ausgebreitet. Singen und Tanzen beſtrafen puritaniſche Geſetze als Verbrechen; und ſogar Greiſe werden gezwungen leſen zu lernen. Dieſe unvernünftigen Uebertreibungen eines fanatiſchen Eifers führten ſpäter zu einer Reaction, welche das Chriſtenthum mit dem Umſturz bedrohte, da der junge König, der 1833 die Zügel der Regierung ergriff, ſogleich die Schulen ſchließen ließ, die Götzenbilder wieder hervorholte, und die Wenigen, die dem Chriſtenthum treu blieben, ſich in das Fort von Honolulu einzuſchließen zwang. Doch zum Glück war dieſer leidenſchaftliche Ausbruch nur ein ſchnell verglimmendes Strohfeuer, der Zorn eines ohnmächtigen Kindes, denn ſchon nach kurzer Zeit ging der junge König

plötzlich in ſich, unterwarf ſich wiederum dem Chriſtenthum und ließ von nun an die Miſſionare ſchalten und walten wie ſie wollten.

Die nächſten Stürme, welche letztere in ihrem Wirkungskreiſe bedrohten, kamen von außen. Bereits 1827 waren die Jeſuiten Bachelot und Short auf den Inſeln gelandet um durch confeſſionellen Widerſtreit die armen Köpfe der Kanaken noch mehr zu verwirren. Die Erlaubniß zum Bleiben ward ihnen jedoch nicht gewährt und da ſie ſich durchaus nicht gutwillig entfernen wollten, ließ ſie endlich (1831) die Regierung auf einem kleinen Schiffe nach Californien bringen. Doch ſchon 1837 kamen die Herren wieder zurück und hofften mit Hülfe eines ſehr langen Bartes und breitkrämpiger Hüte ſich unerkannt an's Land ſchleichen zu können. Aber der luchsäugige Statthalter erkannte ſie trotz ihrer Verkleidung und befahl ihnen das Schiff auf dem ſie gekommen ſogleich wieder zu beſteigen. Da der Capitän erklärte, daß er das niemals zugeben werde, ſchiffte man ſie mit Gewalt ein, worauf jener das Commando niederlegte und die Jeſuiten allein auf dem Schiffe zurückließ. Alles war, wie man leicht begreift, eine vorher verabredete Comödie, die noch nicht zu Ende war, als ein engliſches und ein franzöſiſches Kriegsſchiff erſchienen um für die ihren Landsleuten widerfahrenen Kränkungen Genugthuung zu verlangen, worauf der König bewilligte, daß die Jeſuiten ohne beunruhigt oder beläſtigt zu werden, ſo lange auf der Inſel blieben, bis ſich eine gute Gelegenheit fände, das Land zu verlaſſen. Letztere dagegen mußten verſprechen ſich während ihres ferneren Aufenthaltes auf Hawaii alles ferneren Predigens zu enthalten.

Bald darauf bewirkten die proteſtantiſchen Miſſionare ein Geſetz gegen die Propaganda „weil deren Verfahren den Zweck habe unter den Unterthanen des Königs Uneinigkeit zu ſtiften" und begnügten ſich nicht von der Kanzel und in Vorleſungen gegen den Katholicismus zu donnern, ſondern trieben ihre Verfolgungen ſo weit, daß unter andern dreißig Eingeborene, Männer und Frauen die der römiſchen Kirche nicht entſagen wollten, unter die gemeinen Verbrecher eingereiht wurden. Zwar lernte man endlich einſehen, daß das Verharren auf einem ſolchen Pfade gefährlich ſei, und ließ am 9. Juli 1839 ein Toleranzedict ergehen — jedoch zu ſpät, denn ſchon Tags darauf erſchien die Fregatte „Artemiſe" in der Bai von Honolulu, um hier dieſelben Forderungen, wie auf Tahiti durchzuſetzen. Vollſtändige Freiheit des katholiſchen Gottesdienſtes, Abtretung eines Platzes zum Bau einer Kirche für die franzöſiſchen Prieſter und außerdem ein Pfand von zwanzig-

Digitized by Google

tauſend Piaſtern für die künftige Duldſamkeit der Regierung wurden peremptoriſch verlangt — und im Weigerungsfalle mit Krieg und Verheerung bedroht. Gegen ſchweres Geſchütz läßt ſich nur mit noch ſchwererem mit gutem Erfolge proteſtiren, und da es an dieſem fehlte, blieb nichts anders übrig, als ſich geduldig in die Forderungen des Capitäns Laplace zu fügen. Die katholiſchen Prieſter, die ſich an Bord der Artemiſe befanden, wurden nun ausgeſchifft und am 14. Juli feierte der irländiſche Jeſuit Walſh in einem Hauſe des Königs eine militäriſche Meſſe, welcher der Commandant und 150 Mann mit aufgeſteckten Bajonetten beiwohnten. So wurde der Katholicismus, den man mit Gewalt hatte verbannen wollen, gewaltſam eingeführt und gewann ſchon in wenigen Jahren eine bedeutende Ausbreitung. Im Jahre 1850 gab es im hawaiiſchen Reiche, außer mehreren höheren Lehranſtalten, wo ſogar Griechiſch, Lateiniſch und Philoſophie gelehrt wurden 543 Volksſchulen, unter welchen 441 proteſtantiſche mit 12,949 und 102 katholiſche mit 2,359 Schülern. Doch trotz allen Wetteifers der ſtreitenden Religionslehrer ſoll ſich namentlich in den abgelegeneren Gegenden von Hawaii noch ſehr viel Heidenthum erhalten haben, und wie unklar im allgemeinen die Begriffe noch ſind, geht unter andern aus folgendem hervor. Vor etwa 20 Jahren verkündigten nämlich einige junge Männer, daß es drei Götter gebe: Jehova, Jeſus Chriſtus und Hapu, eine verſtorbene Prophetin. Die Knochen der alten Sibylle wurden ausgegraben, nach der Weiſe der Väter mit Federn verziert, und in einem heiau niedergelegt, den man den „Ort der Zuflucht“ nannte. Hierauf reiſten die Prediger des neuen Glaubens durch die Inſel und mahnten das Volk nach jener geweihten Stätte zu fliehen, da Himmel und Erde ſich bald begegnen würden, und alle, die nicht dort wären, unfehlbar umkommen müßten. Ganze Scharen gehorchten, ein Tempel wurde errichtet, und Tag und Nacht die Gebeine der Prophetin von der andächtigen Menge verehrt. Da aber der erwartete allgemeine Untergang zur feſtgeſtellten Zeit ausblieb, zwang der Hunger manche den Ort zu verlaſſen. Die Mahnungen der Miſſionare beſtimmten die Uebrigen zum Rückzuge, der Tempel wurde verbrannt, und die bethörte Menge ging ruhig aus einander.

Mitten unter allen Schwierigkeiten hat ſich die Organiſation der Regierung mit großen Schritten entwickelt, da beim wachſenden Verkehr mit den Fremden und den dadurch hervorgerufenen Verwicklungen der König und die Häuptlinge früh genug die Nothwendigkeit einſehen lernten, daß Perſonen

mit genauerer Kenntniß der europäiſchen Zuſtände als ſie beſaßen im Dienſte des Reiches angeſtellt würden; denn, wie Kotzebue bemerkt, ſind die Hawaiier frei von der Unart, welche hocheiviliſirte europäiſche Nationen mit den Grönländern gemein haben, ſich nämlich für das geſcheidteſte Volk des Erdbodens zu halten.

Der Miſſionar Richards wurde 1838 als Dollmetſcher der Regierung angeſtellt und mit der Bearbeitung einer Verfaſſung beauftragt, die am 8. October 1840 erſchien und eine ſeltſame Miſchung des alten Feudalismus und angloamerikaniſcher parliamentariſcher Formen war.

Neben dem König ſtand eine Erbpremierminiſterin (die Schweſter oder nächſte Verwandte) die beide nichts vollziehen konnten ohne ſich gegenſeitig davon in Kenntniß zu ſetzen. Das Veto des erſteren war aber entſcheidend. Ein erbliches Oberhaus wurde aus den vornehmen Häuptlingen gebildet, ein Unterhaus durch allgemeines Stimmrecht aus dem Volke gewählt. Das Schwurgericht ward eingeführt, nahm ſich aber ziemlich ſonderbar neben den Frohndienſten aus, welche die Miſſionare um es nicht mit ihren Gönnern, den mächtigen Häuptlingen zu verderben, natürlich nicht abzuſchaffen wagten. Sechs Tage monatlich (3 für den König, 3 für ſeinen Häuptling) mußte der Kanake arbeiten, konnte ſich jedoch mit 5 Piaſtern jährlich loskaufen.

Als Steen Bille 1846 die Sandwich Inſeln beſuchte, fand er dort bereits ein vollſtändiges europäiſches Miniſterium. Der Geſetzgeber Richards war Cultusminiſter; Wyllie, ein ſchottiſcher Doctor, früher in Mexico etablirt, beſorgte die auswärtigen Angelegenheiten; John Young, ein Sohn des uns bereits bekannten Freundes des großen Tameamea, ſtand als Premier dem Miniſterrathe vor, die Seele der Regierung war aber der Finanzminiſter Judd, der als Arzt mit der amerikaniſchen Miſſion herübergekommen war, und auch in Europa ſeine neue Rolle gewiß nicht ſchlecht geſpielt hätte, da unter ſeiner Aufſicht ohne neue Steuerausſchreibungen die Staatseinkünfte, die in 1842 nicht mehr als 41,000 Piaſter betrugen, in 1852 auf 284,000 angewachſen waren.

Wenn die Miſſionarregierung (denn ſo darf man ſie wohl nennen) es ſchwerlich allen Eingebornen recht that, ſo waren doch die auf den Inſeln anſäſſigen Weißen oder Blancos ihre erbittertſten Feinde. Dieſe Menſchen hatten meiſtentheils ganz andere Tendenzen als zur Verbreitung der chriſtlichen Moral beizutragen, und es war ihnen ein verhaßter Gedanke, daß ſie ſich Geſetzen unterwerfen ſollten, die ſie mit der einheimiſchen Be-

völkerung gleichſtellten. Die Regierung wehrte ſich nach Kräften gegen den Andrang dieſer Klaſſe, indem ſie die Einwanderungsfreiheit ſehr beſchränkte. Der Erwerb jedes Grundbeſitzes wurde unmöglich gemacht, und jeder Fremde, der eine Pachtung übernahm, mußte erſt den Unterthaneneid ablegen. Um zugleich der königlichen Macht mehr Anſehen zu verſchaffen, wurde eine ſtrengere Etiquette eingeführt, und bei Audienzen das europäiſche Hofceremoniel beobachtet. Bei ſolchen Gelegenheiten mußte ſich der König dazu bequemen eine goldſtrotzende Uniform anzuziehen, und die fremden Seeofficiere, welche von Zeit zu Zeit Honolulu beſuchten, in einem auf europäiſche Weiſe möblirten Pallaſt zu empfangen, während er ſonſt am liebſten in einer beſcheidenen Hütte nach Art ſeiner Vorväter ſich aufhielt. Die Kultur Ihrer Majeſtäten und deren hohen Gefolges ſchien Steen Bille noch nicht recht zu dieſen Formen zu paſſen. Die Königin und ihre Damen kauten Zuckerrohr auf der Straße. In einer Abendgeſellſchaft mochte der Thee der Königin nicht geſchmeckt haben, denn er ſah zu ſeinem großen Schrecken wie ſie die Taſſe wegſetzte, und was ſie im Munde hatte mit gewaltigem Puſten in den Saal hinauswarf. Einer der Schiffsärzte hatte für 5 Piaſter wöchentlich das Haus des hawaiiſchen Admirals gemiethet. Eines Tages lief der Seeheld ſehr geſchäftig am Fenſter des Arztes vorbei, und ſagte, ihn gewahr werdend und zugleich auf ein großes Packet unter dem Arm zeigend: „ich habe ein Ferkel gebraten und will nun das beſte Stück meinem Freunde, dem Könige bringen.“ Der Wäſcher des Malers der Expedition hatte eines Tages ſeine Sachen ſo ſchlecht gemacht, daß er vom erzürnten Apelles vor die Thür geworfen wurde: als bald darauf der Künſtler zum König ging um ihn der geſchehenen Verabredung gemäß zu malen, fand er ſeine polyneſiſche Majeſtät mit dem Delinquenten am Billardtiſche ſpielen.

Diplomatiſche Agenten ſind bereits aus Honolulu nach England, Frankreich und den Vereinigten Staaten geſchickt worden, um die förmliche Anerkennung des hawaiiſchen Thrones zu erlangen; Handelsverträge mit fremden Mächten abgeſchloſſen: nichts iſt verſäumt worden das Reich der Sandwich Inſeln unter den Schutz des Völkerrechts zu ſtellen; die Eiferſucht der Seemächte gewährt ihm jedoch den ſicherſten Schirm, denn keine gönnt der andern den Beſitz eines jetzt ſchon ſo wichtigen und in der Zukunft bei weitem noch wichtigeren Landes.

Der raſche Aufſchwung Californiens hat der hawaiiſchen Landwirthſchaft einen mächtigen Antrieb gegeben, da ſich plötzlich in verhältnißmäßiger

Nähe der reichſte Markt für alle Produkte aufthat. Die Zucker- und Kaffeepflanzungen haben ſeitdem bedeutend zugenommen, und da die trägen Kanaken eine jede anhaltende Arbeit ſcheuen, werden Chineſen eingeführt, die man für die Paſſage bindet. Für 3 Dollars monatlich und die Nahrung müſſen ſie ſich verpflichten 5 Jahre zu dienen, dann ſind ſie frei. Wie überall werden auch hier dieſe fleißigen ſparſamen Menſchen verhaßt, weil ſie mit geringerem Lohne vorlieb nehmen — und dadurch dem faulen Kanaken den Erwerb erſchweren. Häute, Arrowroot von der Tacca pinnatifida, Sandelholz, Salz gehören außerdem noch zu den vorzüglichſten Ausfuhrartikeln, ſowie das Oel des Kukuinußbaums (Aleurites triloba), welches in Neu York für vorzüglicher zum Malen als das Leinöl gehalten wird; und das Pulu, eine Pflanzenwolle von bräunlicher Farbe, die an den Blattſtielen eines namentlich in Hawaii wild wachſenden Farrnbaums (Cibotium glaucum) vorkommt. Die Wolle iſt zu kurz um geſponnen zu werden, doch läßt ſie ſich ſehr gut zu Polſterarbeiten verwenden, und in San Franzisco ſollen auch Hüte daraus gemacht werden. Ein nicht ganz unbedeutender Ausfuhrartikel iſt endlich auch noch eine Schwammart, die in den Urwäldern an den moderigen Baumſtämmen geſammelt und als beliebte Speiſe der Chineſen, unter dem Namen fungus, nach China und Californien ausgeführt wird.

So gibt der ſteigende Verkehr mit fremden Ländern früher verachteten Gegenſtänden einen ungeahnten Werth!

Die neueſten Nachrichten aus Hawaii (1857—58) verkündigen uns eine Erweiterung des kleinen Reiches durch die Beſitznahme der nordweſtlich, etwa 300 deutſche Meilen von Honolulu gelegenen, über und über mit Gras bewachſenen, unbewohnten Inſeln Layſan und Liſiansky, ſo wie der in ungefähr gleicher Entfernung ſüdweſtlich liegenden Johnſton Eilande. Das Areal des Reiches wird zwar durch dieſe Erwerbungen nur ſehr unbedeutend vermehrt, doch ſollen ſich Guanolager darauf finden, welche ihren Beſitz ſchätzenswerth machen.

So ſehen wir den Handel und die Landwirthſchaft in voller Blüthe ſtehen — aber zugleich ſchwindet die Urbevölkerung auf eine ſchreckliche Weiſe dahin. Als Cook die Inſeln entdeckte oder beſuchte, ſollen ſie 300,000 Einwohner gehabt haben. Die Volkszählung im Jahre 1832 ergab ſchon nicht mehr als 130,000 Seelen, 1850 fanden ſich nur 85,000 und 1854 war die Bevölkerung auf 71,000 vermindert. Verderblich wie auf Tahiti iſt alſo auch hier die Ankunft des weißen Mannes geweſen, der in ſeinem

Gefolge außer neuen Krankheiten und dem giftigen Feuerwaſſer größere Bedrückungen und Laſten mit ſich führte. Die Wohlthaten, die er ſeinen braunen Brüdern erwieſen, ſind zweifelhaft; ſicher und unläugbar die vermehrten Gräber! Die Kultur auf Hawaii wird zunehmen, aber Weiße und Chineſen werden ſich in den Beſitz des Landes theilen: Honolulu, welches jetzt ſchon 20,000 Einwohner zählt, wird mit der Zeit ein zweites Sincapore und ein reicher Gürtel von Gärten und Pflanzungen ſich um die Inſeln ziehen — dann wird aber auch der Kanake verſchwunden, oder nur noch ein Knecht und Fremdling im Lande ſeiner Väter ſein!

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Honolulu.

Der beſte Hafen in Hawaii. — Aufblühen der Stadt. — Wichtigkeit des Verkehrs zwiſchen Bremen und Honolulu. — Beſchreibung des Hafens. — Das Einlaufen in denſelben. — Der Landungsplatz. — Der Markt. — Die Gebäude. — Das fehlende Straßenpflaſter. — Die Methodiſtenkirche. — Die katholiſche Kirche. — Kapelle der Seamen's Friends Society. — Wie entſtand die Geſellſchaft? — Ihre Wirkſamkeit. — Die Einwohner der Stadt. — Fähigkeiten und Fehler der Kanaken. — Eigenthümliche Equipagen. — Schöne Reiterinnen. — Umgegend. — Weg nach dem Salzſee. — Das Nuanu Thal. — Der Pali.

Honolulu hat zwar weder prächtige Gebäude noch bedeutende hiſtoriſche Erinnerungen aufzuweiſen; es zeichnet ſich unter den Städten der Erde weder durch ſeine Größe noch ſeine Schönheit aus — und doch iſt es in manchen Beziehungen ſo äußerſt intereſſant und merkwürdig, daß ich nicht umhin kann der beſcheidenen Metropole des hawaiiſchen Reiches ein beſonderes Kapitel zu widmen.

Denn der Ort von ganz Polyneſien, wo die europäiſche Kultur am entſchiedenſten und mächtigſten Fuß gefaßt hat, iſt wohl dazu geeignet die Aufmerkſamkeit und Theilnahme eines Jeden auf ſich zu ziehen, der es liebt mit prüfendem Blicke die wechſelnden Schickſale der Völker zu verfolgen.

Nur allein ſeinem Hafen, der 1794 von dem engliſchen Capitän Brown entdeckt wurde, und der einzige eigentlich gute auf allen hawaiiſchen Inſeln

iſt, verdankt Honolulu ſein raſches Aufblühen aus dem Nichts, ſeine gegenwärtige Bedeutung und die Hoffnung einer noch glänzenderen Zukunft. Nicht die Willkür hat es geſchaffen, ſondern die Natur ſelbſt hat den Grundſtein zu ſeiner Entwicklung gelegt, denn dort wo die aus dem Nuanu Thale herabſtrömenden Bergwaſſer die tiefſte und geräumigſte Furche im Riff eingruben, welches ſonſt überall der Südküſte Oahu's eng ſich anſchließt, und dadurch ſelbſt größeren Schiffen Schutz vor der zerſtörenden Brandung gewährten, mußte nothwendig Hawaii's bedeutendſte Stadt entſtehen.

Uebrigens kommen noch ein paar andere, auf gleiche Weiſe entſtandene Häfen auf den hawaiiſchen Inſeln vor, jedoch erlauben ihre ſchmalen Einfahrten nur kleineren Fahrzeugen das Einlaufen: alle andern Ankerplätze ſind weiter nichts als offene Rheden, auf denen man aber faſt das ganze Jahr hindurch ohne jede ernſte Gefahr liegen bleiben kann, weil das Vorkommen aller anderen Winde, als der Nordoſtpaſſat, zu den ſeltenſten Ausnahmen gehört.

Ein natürlicher Hafen von ſo ſeltener Güte zog bald die Aufmerkſamkeit der Schiffer auf ſich; die Beſuche der Walfänger, die immer häufiger ihre rieſige Beute in den Gewäſſern des nördlichen ſtillen Oceans verfolgend, im Schoos jenes unermeßlichen Meeres weit und breit keinen anderen Erfriſchungsort und Ruhepunkt als die hawaiiſchen Inſeln fanden, und welchem die fruchtbaren Thäler Oahu's den nothwendigen Bedarf an Lebensmitteln und Waſſer lieferten, mehrten ſich von Jahr zu Jahr; Fremde ſiedelten ſich an, der wachſende Verkehr zog eine wachſende Bevölkerung herbei, und ſo entſtand ein Städtchen, welches bei den zunehmenden Beziehungen zu den Vereinigten Staaten und Europa endlich zum Schwerpunkt des kleinen Reiches, zum Sitz der Regierung und zur gewöhnlichen Reſidenz des Königs wurde.

Wer jetzt nach dem vor kaum 50 Jahren noch unbekannten Honolulu kommt, glaubt in eine bedeutende europäiſche Handelsſtadt verſetzt zu ſein: ſo lebhaft und bewegt iſt der dortige Verkehr. Im Jahr 1856 legten 637 amerikaniſche Schiffe an, 32 engliſche, 24 franzöſiſche: meiſtentheils Walfänger, deren durchſchnittliche Ausgaben auf 700 bis 800 Dollars gerechnet wurden.

Die jährliche Einfuhr an fremden Waaren beträgt mehrere Millionen, denn Honolulu iſt wie Valparaiſo eine Hauptniederlage, von wo aus die verſchiedenartigſten Waaren nach den Ländern und Inſeln des ſtillen Meeres

wieder ausgeführt werden. In der neueſten Zeit bildet es ſich ſogar zu einem Centralpunkt für den Barden-, Thran- und Walrathhandel aus, denn während früher die Walfiſchfänger dort nur zur Verproviantirung einliefen, und die Producte ihrer Jagd nach Europa oder den atlantiſchen Häfen der Vereinigten Staaten auf den Markt brachten, findet man es jetzt vortheilhafter in Honolulu abzuladen und ſogleich wieder von Neuem die Ungeheuer des Meeres zu verfolgen, wodurch das ſo koſtſpielige und zeitraubende Hin- und Herreiſen um das Cap Horn vermieden wird. Den Verkauf der abgelagerten Waare beſorgt natürlich ein Kaufmann in Honolulu, und ſie findet dann ſpäter mit den andern Produkten der Inſel ihren Weg nach Europa.

Es gereicht der Thätigkeit und dem Unternehmungsgeiſte der in Honolulu etablirten bremiſchen Handelshäuſer zur großen Ehre die erſten Walfiſchfänger dort ausgerüſtet zu haben, und die natürlichen Vortheile der Lage für dieſen wichtigen Handelszweig zuerſt erkannt zu haben.

Die Wichtigkeit des Verkehrs zwiſchen Bremen und Honolulu läßt ſich daraus ermeſſen, daß im Jahre 1859 fünf Bremer Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 1419 Laſt in den polyneſiſchen Hafen einliefen, und vier mit einem Gehalt von 1164 Laſt wieder nach Bremen abfuhren.

Außerdem ſegelten in demſelben Jahre 3 Seeſchiffe unter fremder Flagge von Bremen nach Honolulu, während 5 nach Bremen expedirt wurden.

Deutſche Seidenwaaren, Schuhzeug, in Hamburg fabricirter Madeira zur Erfriſchung der durſtigen Seemannskehlen, und andere Produkte unſerer Induſtrie wandern auf dieſem Wege nach dem großen Ocean.

So weiß auch ohne den Schutz einer deutſchen Flotte der deutſche Kaufmann ſich in den entlegenſten Weltgegenden Bahn zu brechen.

Der Hafen von Honolulu oder die ſackartige Erweiterung am Ende des zur Stadt führenden Kanals kann etwa hundert größere Schiffe gleichzeitig aufnehmen, und bietet ſicheren Ankergrund bei einer Tiefe von ungefähr fünf Faden. Doch trotz ſeiner Geräumigkeit iſt die Anzahl der Schiffe oft ſo groß, daß ihr Platz genau abgemeſſen werden muß. Namentlich iſt dies in der Jahreszeit der Fall, in der die Walfiſchfänger vom großen Jagdrevier der einen Hemiſphäre nach dem der andern unterwegs, in Honolulu einlaufen um Proviant einzunehmen und ihre Mannſchaften für den neuen Jagdzug zu erfriſchen. Alsdann liegen die Fahrzeuge ſo eng gepackt neben einander, wie nur in den gefüllten Docks einer großen europäiſchen Handelsſtadt, und die Zuletztankommenden müſſen ſich bequemen einen weiten Weg

über die Verdecke der bereits eingetroffenen und reihenweise neben einander geordneten Schiffe zurückzulegen, ehe sie zum Landungsplatze gelangen können.

Das Einlaufen in den Hafen geht nicht ohne Mühe und Kosten vor sich, denn es gibt keine schwellende Fluth, die das Schiff durch den Kanal trüge, so daß es durch Menschenkraft sich hineinziehen lassen muß. Man wählt dazu am liebsten den frühen Morgen, weil der später am Tage wehende, und mitunter sehr frische Landwind, welcher in heftigen Stößen und mit Ungestüm aus den Thälern hervorbrauset, das Einholen häufig ungemein erschwert.

Namentlich beim Einlaufen eines Kriegsschiffs ist die Scene äußerst belebt. Acht bis zehn große Boote, jedes von 16 bis 20 Mann gerudert, nehmen den Koloß in's Schlepptau und führen ihn lachend, jauchzend, lärmend, aber in bester Ordnung und mit bewunderungswürdiger Gewalt und Sicherheit durch den Kanal dahin. Das ganze Ufer, der Hafen, das Fort, die Schiffe, die Dächer sind mit Menschen angefüllt, die mit nie endendem Geschrei und Hurrahrufen den Ankömmling begrüßen, denn die Ankunft eines Kriegsschiffs ist ein Ereigniß, welches ganz Honolulu in's Freie ruft. Nicht daß es jetzt noch eine so gar ungewöhnliche Erscheinung wäre, da die Flaggen der Seemächte sich hier öfter sehen lassen, aber man freut sich im Voraus des schönen erquickenden Dollarregens, und frohe Erwartung und ein herzliches Willkommen stehen auf allen Gesichtern geschrieben.

Man kann sich denken, daß namentlich zur Zeit wo die Walfänger einzulaufen pflegen, es in der Nähe des Landungsplatzes äußerst lebhaft hergehen muß. Solche Lokalitäten pflegen zwar in Europa nicht die allerangenehmsten zu sein. Doch hier findet sich so viel Neues und Interessantes beisammen, daß der Fremde nicht ungern beim Beschauen des regen Treibens verweilt. Hat er sich erst durch die Masse der Matrosen hindurchgedrängt, die sich durch die verschiedensten Hautfarben und durch das Sprechen in allen Mundarten der Welt auf's Deutlichste als amerikanischen Walfischfängern angehörend verkünden, so wird er von einer Schaar halbnackter schwarzbrauner Knaben umringt, die laut schreiend Conchylien, Corallen und Seethiere aller Art zum Verkauf anbieten, während Lohndiener und Zwischenhändler mit Anpreisungen und Empfehlungen von Herbergen und Kaufläden auf ihn losstürmen. Hier sucht ein wohlgekleideter Europäer mit feinem Tuchrock, Glacéhandschuhen und enganschließenden Pantalons sich durch die

Menge Bahn zu brechen; dort ſteht ein ſchrägäugiger Chineſe mit breitgerandetem Strohhut und bunter weiter Jacke und Hoſen. Am Verwunderſamſten jedoch ſind die bizarren Koſtüme der Eingebornen. Dieſer hat ſich mit einer goldgalonirten Mütze geſchmückt, iſt aber zugleich bis zum Gürtel nackt oder nur in ſein blaues wollenes Hemd gekleidet; jener in eine ungeheure mit einer Maſſe Kragen verſehene, vom urſprünglichen Beſitzer längſt abgedankte, Kutſcherchenille gehüllt, muß zwar in der brennenden Sonnenhitze furchtbar ſchwitzen, tröſtet ſich aber wahrſcheinlich mit dem großen Eindruck, den ſein fadenſcheiniges, über und über fettbeflecktes Prachtkleid hervorbringt. Hier hat einer ein Dutzend in einem Stück zuſammenhängenden Taſchentücher als Gewand um ſich geworfen, während neben ihm ein anderer bis auf den engen Maro vollkommen nackt daſteht, und ein dritter zwar ohne Beinkleider einhergeht, aber eine Matroſenjacke trägt oder den ſüdamerikaniſchen Poncho ſich um den Hals gehängt hat.

In der Nähe des Landungsplatzes liegt der Markt, der von ähnlichen Geſtalten und einer Menge barfüßiger Weiber in grellgefärbten Blouſen wimmelt. Hier werden in einer dem Europäer unverſtändlichen Sprache, gleich fremdartige Gemüſe und Obſtarten — Ananas und Bananen, Tarowurzeln und Ignamen, bunte Fiſche von ſeltſamer Geſtalt, Kürbiſſe zu Gefäßen aller Art und Größe, nebſt den bekannteren Formen von Kartoffeln und Mais, Trauben und Melonen feilgeboten; und bei Allen — Käufern und Verkäufern herrſcht die froheſte Laune, ſie lachen und ſchreien durcheinander, und die Jugend beluſtigt ſich mit allen nur möglichen Scherzen und kurzweiligen Spielen. Hier wäre das reichſte Feld für einen geſchickten Künſtler, der die Gabe hätte die intereſſanten raſch wechſelnden Momente und Epiſoden des lebensvollen Schauſpiels raſch zu faſſen und mit ihren charakteriſtiſchen Zügen aufzunehmen.

Honolulu kann mit der Zeit eine hübſche, angenehme Stadt werden, einſtweilen wäre es eine unbeſcheidene Anmaßung, wenn es Anſprüche darauf machte eine ſolche genannt zu werden. Die Straßen ſind regelmäßig abgeſtochen, breit, paſſend von einander entfernt, und einzelne große Plätze mit Ausſichten ſowohl auf den belebten Hafen als auf das Gebirge verſprechen die Stadt dereinſt zu ſchmücken, wenn ſie erſt mit paſſenden Gebäuden eingerahmt ſein werden. Doch gegenwärtig beſteht die Stadt größtentheils noch aus den niedrigen grasgedeckten Hütten der Eingebornen, die zwar von außen Heuſchobern ähnlich ſehen, von innen aber einen hohen

weiten Raum umfaſſen, der mit einheimiſchen Matten belegt, durchaus nicht unwohnlich iſt und eine kühlere Temperatur beſitzt. Noch immer ziehen ſogar die vornehmſten Häuptlinge, der König ſelbſt nicht ausgenommen, dieſe urväterlichen Grashütten zur Wohnung vor und betrachten die ſteinernen Häuſer als ein beläſtigendes Galakleid, wie denn überhaupt die europäiſche Kultur noch immer nur wie ein dünner Firniß die urſprüngliche Barbarei überzieht. Nach den Grashütten ſind kleine Häuſer mit Wänden von „adobes“ oder Lehm und gehacktem Stroh die zahlreichſten, doch ſieht man auch ſchon manche größere von Corallenblöcken aufgemauerte Wohnungen, die ganz das Anſehen europäiſchen Comforts darbieten, ja ſelbſt oft mit Sinn für architektoniſche Schönheit gebaut ſind. Sie gehören mit wenigen Ausnahmen den eingewanderten blanken Kaufleuten, die natürlich weit mehr Nutzen aus der blühenden Handelsbewegung Honolulu's als die trägen in den Kunſtgriffen Merkur's weniger bewanderten Eingebornen ziehen, und durch ihren Luxus und Reichthum die alten vornehmen Geſchlechter des Landes verdunkeln.

Namentlich hat das fremde Element ſeit dem Jahre 1850 an Bedeutung gewonnen, wo das Monopol des Bodenbeſitzes aufgehoben wurde, welches die Häuptlinge bis dahin beſaßen. Sogar im Repräſentantenhauſe, deſſen Geſchäftsgang ganz dem in England üblichen nachgebildet iſt, ſpielen die Fremden eine hervorragende Rolle, denn die Hälfte der Mitglieder beſteht aus angeſiedelten Amerikanern.

Das Zurücktreten des nationalen Elements neben dem eingewanderten gibt ſich auch noch durch die drei Wochenblätter kund, die in Honolulu in engliſcher Sprache erſcheinen. Der „Polyneſian“ iſt das halbofficielle Organ der Regierung, doch wichtiger ſcheinen der „Neu Era“ und der „Pacific Commercial Advertiser“ zu ſein. Man glaubt beim Durchblicken des letzteren eine Neu Yorker Zeitung in Händen zu haben, denn von den paar hundert Anzeigen, welche drei Viertel des großen, 4 ſeitigen und 28 ſpaltigen Blattes ausfüllen, lautet jede auf Dollars und Cents.

Alle Gewerbe preiſen ihre Leiſtungen im reinſten Engliſch, ſelbſt die meiſten Straßen haben engliſche Namen. Nutz- und Luxusgegenſtände aus allen Theilen der Welt, alles was den verwöhnteſten Gaumen reizen oder der Eitelkeit der gefallſüchtigſten Modedame fröhnen kann iſt in Honolulu ſo gut vorräthig wie in Neu York, und ſogar der Buchhandel, jener Thermometer der geiſtigen Bewegung fängt an einige Lebenszeichen zu geben.

So finde ich im Pacific vom 8. März 1860 die Ankunft einer Menge neuer Bücher angekündigt, unter welchen auch die engliſche Ueberſetzung von Liebig's chemiſchen Werken.

Umſonſt ſehe ich mich jedoch in den mir vorliegenden Blättern aus Honolulu nach einer einzigen in hawaiiſcher Sprache abgefaßten Ankündigung um, und obgleich Seine Majeſtät Tameamea IV. am 15. Mai 1860 von den freiwilligen Scharfſchützen in Honolulu zum Oberſten gewählt wurde, ſo finde ich auch nicht einen hawaiiſchen Namen unter den übrigen 17 Officieren und Unterofficieren.

Alles deutet darauf hin, daß wenn der weiße Mann ſich noch nicht zum nominellen Herrn der Sandwich-Inſeln gemacht hat, er es in der Wirklichkeit ſchon iſt und auf die urſprüngliche Bevölkerung bereits mit der Macht der Waffen und des Reichthums herabblickt.

Doch verlaſſen wir das Feld der politiſchen Betrachtungen um uns etwas weiter in der Stadt umzuſehen. Die meiſten Häuſer liegen nicht unmittelbar an der Straße, ſondern gewöhnlich in einem kleinen Gärtchen oder Hofraum von ſchlecht unterhaltenen Adobes-Mauern umzogen, die durch ihr Zerfallen den unerträglichen Staub vermehren, der in dieſen regenloſen Ebenen von den ungepflaſterten Straßen vom geringſten Luftzuge aufgewirbelt wird.

Daß eine Stadt, auf deren Wegen man bis hoch an den Stiefeln hinauf im Sande watet, und wo von Trottoirs, Abzugscanälen und Straßenbeleuchtung noch gar nicht die Rede iſt, daß eine ſolche neugebörene, gewiſſermaßen nur noch roh ſkizzirte Stadt auch keine großartige öffentliche Gebäude aufzuweiſen hat, wird man leicht begreiflich finden, und ſich wohl eher darüber wundern, daß bereits für ihre Verſchönerung ſo viel geſchehen iſt.

Außer dem königlichen Palais, welches aber trotz dieſes ſtolzen Titels das gewöhnliche Wohnhaus eines reichen Privatmannes nicht übertrifft, ragen, ſobald man von der See aus die Stadt gewahr wird, die Gotteshäuſer der rivaliſirenden Confeſſionen kenntlich über alle anderen Gebäude empor. Die Methodiſtenkirche, dem allen Grazien abholden Charakter des angloamerikaniſchen Puritanismus getreu, ſieht aus wie ein großer ſchmuckloſer Kaſten, während die katholiſche Kirche, den Grundſätzen eines Ritus gemäß, der auch den Sinnen ſchmeicheln will, ſich durch eine gefälligere Bauart auszeichnet.

Seit 1835 hat die amerikaniſche Seamen's Friends Society auch auf Honolulu eine Kapelle gegründet. Die Entſtehung und Wirkſamkeit dieſer

menſchenfreundlichen Geſellſchaft, die vielleicht manchem Leſer unbekannt ſein möchte, iſt zu merkwürdig, als daß ich ihr nicht bei dieſer Gelegenheit einige Worte widmen ſollte. Sie wurde vor etwa 30 Jahren von einigen frommen Amerikanern in der Stadt Neu York gegründet, um gleichzeitig die Seelen und die Schillinge der tauſende von Matroſen zu retten, die früher ohne Schutz und Leitung allen Lockungen und Gaunereien jenes berüchtigten Welthafens ausgeſetzt waren. Die humane Idee war kaum ausgeſprochen, als ſchon die reichlichſten Beiträge zuſammenfloſſen, und alsbald entſtand ein koloſſales Sailors' Home, wo hunderte von Seeleuten Wohnung, Koſt, und jene guten Rathſchläge finden, deren dieſe Menſchenklaſſe ſo ſehr zu Lande bedarf, wo ſie unerfahren und leichtgläubig iſt wie die Kinder. Zum Bau einer Kirche fehlte es an Platz, die Amerikaner ſind jedoch keine Freunde der langen Berathungen, das beſcheidene Bethaus, welches keine Wurzeln auf der feſten Erde fand, erhob ſich daher ohne Zeitverluſt auf dem ſchwankenden Grunde eines Floßes und die ſogenannte Bethelflagge, auf welcher ein Regenbogen, die aufgehende Sonne, und die Taube mit dem Oelzweig, den Tag einer neuen Zeit verkündeten, lud ſofort alle Seeleute zur Andacht und zur Enthaltſamkeit von feurigen Getränken ein.

Durch ihren Erfolg ermuthigt, dehnte die Geſellſchaft ihren Wirkungskreis weiter und weiter aus, pflanzte die Bethelflagge in Havre, in Honolulu und Lahaina, in Valparaiſo, in Sydney und in Gothenburg auf. Der von ihr angeſtellte Geiſtliche in Honolulu hat freie Wohnung und 700 Dollars jährlich, predigt zwei Mal Sonntags und einmal in der Woche, fährt nach den Schiffen hinaus, beſucht die Gefängniſſe der Seeleute, und ſteht ihnen getreulich in allem bei mit Rath und That. Er ſtiftet ſo viel Gutes als ſich nur von einem Schwimmer erwarten läßt, der gegen eine ſtarke Strömung ankämpft.

Ehe wir die Stadt verlaſſen, um uns in ihrer Umgegend umzuſehen, werfen wir erſt noch einen Blick auf ihre Bewohner. Die „Kanaken" zeigen ſich meiſtens als ſchön gewachſene, kräftige Leute von edler Geſichtsform und offenem Ausdruck, doch haben ſie im Verkehr mit Fremden, von denen ſie Vortheil ziehen wollen, die natürliche Gaſtfreundlichkeit verlernt. Schon Chamiſſo fand ſie eigennützig; wie müſſen ſie jetzt erſt nach ſo vielen hinzugekommenen Lehrjahren und unter ſolchen Meiſtern wie die Amerikaner geworden ſein!

Pickering bemerkte unter ihnen im allgemeinen ein merkwürdiges Talent und große Neigung zur Mathematik. Einige waren als Drucker unter fremder

Oberaufſicht beſchäftigt. Sie lieben das Leſen, und obgleich ſchon viele nützliche Bücher in's hawaiiſche überſetzt worden ſind, hält es ſchwer mit der Nachfrage gleichen Schritt zu halten. Doch iſt noch kein Eingeborener gefunden worden, der die nöthigen Eigenſchaften beſäße einen Laden zu halten oder irgend einem kaufmänniſchen Unternehmen vorzuſtehen. Daß es in ihrer Sprache kein Wort für „Gewiſſen" gibt, möchte leider wohl weniger auf eine Unfähigkeit für den Handelsſtand hindeuten als die Unmöglichkeit das geringſte Geheimniß zu bewahren. Leichtſinn und Gedankenloſigkeit ſind allgemein, und der Hang zum Müßiggange ſo vorherrſchend, daß es faſt nicht möglich iſt, taugliche Arbeitsleute unter den Eingebornen zu finden. Wenn ſie auch anfangs bereitwillig ſind, und munter an's Werk gehen, ermüden ſie doch immer innerhalb weniger Tage und gehen dann ihres Weges. So werden ſie als Taglöhner und Feldarbeiter von den Chineſen verdrängt, während die eingewanderten Europäer und Amerikaner ſich neben ihren Häuptlingen breit machen. Zur Seefahrt eignen ſie ſich beſſer, und ſchon mancher eingeborene Schiffsbefehlshaber hat ſich das Zutrauen der fremden Kaufleute durch ſeine Tüchtigkeit und ſein richtiges Urtheil in nautiſchen Angelegenheiten erworben. Auch als Soldaten machen ſie ſich gut, doch ſind die Waffenübungen ſehr komiſch, da es ihnen an aller Accurateſſe und allem Appell fehlt.

Ihrem Fortſchreiten in der Kultur iſt beſonders ihre Bedürfnißloſigkeit hinderlich, da ſie faſt nur von Tarobrei oder „Poë" leben, und die europäiſchen Kleidungsſtücke und Lumpen, welche ihre kindiſche Begierde reizen, ſich am Hafen auf erlaubten und unerlaubten Wegen, ohne anhaltende Thätigkeit und Anſtrengung erwerben laſſen. Keiner ſucht höher hinaus zu kommen, und das ehrgeizige Streben nach Geld, Rang oder Ruhm, welches zwar die Thatkraft des Europäers anſpannt, ihn aber auch häufig ſehr unglücklich macht, iſt den Hawaiiern unbekannt, die wie echte Naturphiloſophen lachen und ſich des Lebens freuen, ſo lange es Taro zu eſſen gibt und die Sonne ſcheint. Außer jenem Nationalgericht ſammelt die ärmere Volksklaſſe auch noch wilde Kräuter von den Weideplätzen, namentlich eine Art Ampfer, und zur Ebbe ſieht man ſie in großer Menge am Riffe tauchen, ſchwimmen oder waten, um Muſcheln, Krabben, Seetang und andere Meeresfrüchte für die nächſte Mahlzeit zu ſuchen.

Die Frauen ſind ſchön aber ohne Reiz. Sie haben etwas ſchweres und plumpes im Bau des Halſes, weßhalb europäiſche Weiber von den

Eingeborenen Langhälſe genannt werden. Ihre frühere Tracht mag ihnen beſſer geſtanden haben als das lange, grellgefärbte Kattunhemd womit die Miſſionare ſie bekleidet haben. Bei den Vornehmeren wechſeln übrigens die Moden wie in Europa und glücklich der fremde Speculant, der mit ſeiner Waare gerade die Laune des Tages trifft. Der Schmuck, den die Königinnen und Vornehmen tragen, ſteigt alsbald außerordentlich in Werth. Als Bennett (1835) in Honolulu ſich aufhielt war ſchwarze Seide am geſuchteſten, und als Chamiſſo dort war, trugen alle Damen Spiegel und Pfeifenkopf an einem europäiſchen Tuch um den Hals gebunden.

Gelb bleibt übrigens ſtets die Lieblingsfarbe und ſteht auch den roſtfarbigen Geſichtern am beſten.

Die Art und Weiſe wie die Laſten zu Markt getragen werden, fällt dem Fremden auf. Auf einer Schulter ruht, wie ein Wagebalken, eine lange Balanceirſtange an deren beiden Enden in Netzen von Segelgarn zwei ungeheure Kalebaſſen (ausgehöhlte Kürbiſſe) hängen, die quer durchgeſchnitten ſind, ſo daß der obere Theil ihnen als Deckel dient, während die geräumige Höhlung Milch, Obſt, Gemüſe, Krabben oder ſonſtige Lebensmittel friſch und wohl erhalten umfaßt. Dieſe Art des Laſttragens, die wie die Hieroglyphen uns belehren, auch bei den alten Egyptern gebräuchlich war, und auch noch gegenwärtig in Hindoſtan üblich iſt, findet ſich übrigens in ganz Polyneſien, nur nicht in Neu Seeland wieder, und kommt auch nicht auf den Fidſchi Inſeln vor, die aber wie wir ſpäter ſehen werden, von einer andern Menſchenraee bewohnt werden. Eigenthümlich ſind die Equipagen denen man auf den Straßen von Honolulu begegnet; kleine offene, zweiſtühlige Wagen auf vier Rädern ruhend und mit einem zwiſchen vier Stöcken ausgeſpannten Stück Baumwollenzeug oder einer Matte als Dach. Dieſe Fuhrwerke werden indeſſen nicht von Pferden, ſondern von einem oder zwei großen Kanaken gezogen, die mit ihrer Laſt, einer höchſtens zwei Perſonen, in vollem Laufe von dannen eilen. Sowohl europäiſche als vornehme einheimiſche Damen benutzen dieſe, am beſten mit großen Kinderwagen zu vergleichende Fuhrwerke, in denen Männer ſich nur ſelten ſehen laſſen. Anfangs ſtaunt der Fremde über dieſe ſeltſame Beförderung, ſpäter gewöhnt er ſich daran und findet es dann nicht anſtößiger, daß Damen in einem Wagen von Menſchen gezogen, als daß Männer wie Frauen in Palankins und Portechaiſen von ihnen getragen werden. Wagen mit Pferden ſieht man bis jetzt nur äußerſt ſelten, wahrſcheinlich wegen der Schlechtigkeit der Wege.

Beide Geſchlechter ſind leidenſchaftliche Reiter. Beſonders Sonnabends Nachmittags wird dieſem Vergnügen gefröhnt und Straßen und Wege bieten alsdann ein ſehr lebhaftes Schauſpiel dar, da ein Jeder, der ein Pferd beſitzt, oder ſich eins miethen kann, ſich zu Reitpartien hinaus begibt. Die Pferde ſind ohne Sattel; eine Decke auf dem Rücken und ein Zaum im Maule — das iſt alles! Die ſchönen Reiterinnen ziehen den Rock in der Mitte hinauf und wickeln ihn um beide Beine, die dadurch bis zu den Knöcheln herab eingehüllt werden; der Shawl wird um den Leib feſtgebunden und flattert wie ein langes Flügelpaar nach; das Haar iſt mit Blumen geſchmückt. Und nun ſetzen die koloſſalen Häuptlingsgeſtalten ſich mit auseinandergeſperrten Beinen auf die hübſchen Pferde, jagen in fliegender Carriere über Stock und Stein dahin — und der Fremde folgt ihnen mit wohlgefälligen Blicken nach. In der Stadt iſt es verboten ſcharf zu reiten, aber man hält ſich dafür auf der Landſtraße ſchadlos, denn dort geht es allgemein im ſchnellſten Galopp. Die Damen ſind dabei eben ſo übermüthig als die Herren, und ſitzen gleichfalls ausgezeichnet ſicher und ſchön zu Pferde. Es gewährt in der That einen höchſt maleriſchen Anblick eine Anzahl ſolcher Amazonen mit ihren um die Schultern fliegenden Haaren unter Lachen und Schreien mit Windeseile an den Meeresſtrand herankommen zu ſehen, an welchem ſich die Brandung ſchäumend bricht. Die Pferde ſind theils von chileniſcher, theils von californiſcher Race, von mittlerer Größe oder etwas darunter, aber wohlgebaut, lebhaft und ausdauernd.

Die unmittelbare Umgegend von Honolulu, kahl und ſonnenverbrannt bietet nur wenig anziehendes dar, vergebens würde man ſich hier nach den üppigen Cocos- und Brodfruchthainen umſehen die das paradieſiſche Tahiti ſo lieblich umranden. Der nächſte, niedrige Hügel hinter der Stadt iſt ein alter Vulkanenkrater, deſſen verſchütteter Mund, wie die äußeren Abhänge mit dichtem Graſe bewachſen iſt. Hier erhebt ſich ein Fort, ein zweites dicht an der See beſtreicht den Eingang des Hafens. Ein anderer ähnlicher aber größerer und höherer Krater begrenzt als ein meerbeſpültes Vorgebirge die Ausſicht nach Oſten.

Der berühmte Salzſee — Alia paakai — eine der Hauptmerkwürdigkeiten Oahu's liegt nach Weſten, ungefähr acht engliche Meilen von Honolulu und dreiviertel Meilen vom Meere entfernt. Ein paar Brücken von höchſt bedürftiger Beſchaffenheit führen zunächſt über den Nuanu Strom, worauf die Straße ein Stück weiter zwiſchen Taropflanzungen und Fiſchteichen hin-

durchgeht, bald aber über dürre und ſonnenverbrannte Hügel zieht, auf denen Pferde und Rindvieh das verwelkte und verſengte Gras abweiden. So gelangt man endlich, müde und durſtig zu einem von niedrigen Felswänden umſchloſſenen Becken, dem wahrſcheinlichen Ueberbleibſel eines alten verfallenen Kraters, auf deſſen flachem Grunde der See ſich ausbreitet. Als dieſer von Pickering beſucht wurde, nahm er bei einer Länge von einer engliſchen Meile und der halben Breite, ungefähr den halben Raum des Beckens ein, doch waren die Ufer ſo flach, daß das Steigen des Waſſers um einen Fuß ſchon hingereicht hätte, den ganzen Grund bis zu den einſchließenden Felswänden auszufüllen. Man hatte den amerikaniſchen Forſchern von einer Tiefe von fünfzig Klaftern vorgefabelt; doch erreichte zu ihrem Erſtaunen die lange Leine die ſie zum Peilen mitbrachten ſchon nach 16 Zoll den Boden (November 1840) und als im folgenden Jahre um dieſelbe Jahreszeit Dana den Ort zum zweiten Mal beſuchte, fanden ſich ſogar nur noch 6 Zoll Waſſer. Doch während damals das Salz nur dünn zwiſchen den Steinen am Ufer zerſtreut war, bildete es jetzt über den ganzen Grund eine drei Zoll dicke Rinde der ſchönſten kubiſchen Kryſtalle, auf welchen der gebrochene Sonnenſtrahl in allen Tinten des Prismas glänzte.

In der Mitte des See's befindet ſich eine Grube von einigen Faden im Durchmeſſer deren Grund noch nicht gefunden wurde. Bei trockenem Wetter bemerkt man keine außerordentliche Bewegung in dieſem natürlichen Schachte, doch ſo wie die Regenzeit eine Weile angedauert hat, ſoll das Waſſer mächtig daraus hervorſprudeln und den See 4 bis 5 Fuß zum Steigen bringen, ſo daß er alsdann von Nachen befahren wird. Er ſteht alſo offenbar mit den Bergſtrömen in Verbindung, eine bekanntlich an den Küſten der Südſeeinſeln oft vorkommende Erſcheinung, wo das unterirdiſch von den Anhöhen herabfließende und durch die Erde ſickernde Waſſer häufig erſt am Ufer oder ſogar auf dem Meeresgrunde ſelbſt hervorquillt, nur daß es hier mit aufgelöſten Salzen reichlich geſchwängert zum Vorſchein kommt. Die Behauptung, daß der See mit der Ebbe und Fluth des Meeres ſteige und falle, und dadurch ſeine Verbindung mit demſelben an den Tag lege, erwies ſich als eine von jenen unbegründeten Sagen, die von Tauſenden gläubig aufgenommen und verbreitet worden, ohne daß irgend einer ſich die Mühe gäbe, durch eigene Beobachtung ſie zu beſtätigen oder zu widerlegen. Unfruchtbarkeit und Todesſtille herrſchen um die Ufer des Alia-paakai — auf denen nur einige dürftige Gebüſche wachſen, doch entſchädigt er für ſeinen

Mangel an romantiſcher Schönheit durch den Nutzen den er gewährt, da das aus ihm gewonnene Salz dem Könige nicht unbeträchtliche Summen einbringt. Es wird für das Beſte zum Einſalzen von Lebensmitteln gehalten und ſteht daher höher im Preiſe, als das aus den Meereslagunen gewonnene, welches jetzt ſchon in bedeutenden Mengen nach Chili und Kamtſchatka ausgeführt wird.

Wenn die ſtaubigen Wege und die Kahlheit der unmittelbaren Umgebungen von Honolulu ihm durchaus nicht zur Zierde und Annehmlichkeit gereichen, ſo beſitzt es dagegen vor manchen andern Städten den beneidenswerthen Vorzug, daß es nur eines kurzen Rittes in's Nuanu Thal hinauf bedarf, um die Tropenhitze der nackten ſonnedurchglühten Ebene mit der lieblichen Friſche des angenehmſten gemäßigten Klimas und allen Reizen der romantiſchſten Natur zu vertauſchen.

Der Weg führt anfangs durch Taroanpflanzungen, die dem vom unbedeutenden Nuanu Strome abgeleiteten Waſſer ihre Fruchtbarkeit verdanken, doch bald verengt ſich das Thal und der Anbau des Grundes verſchwindet allmälig, ſo wie der ſteilere Pfad zwiſchen den höheren Felswänden hinanklimmt. Maulbeerarten, Erythrinen, Farne und Palmen von ſchönblumigen Lianen umſchlungen und unter einander verflochten bekleiden die Abhänge, deren Geſtein überall unter dem üppigen Pflanzenwuchs verſchwindet, und während das Auge ſich am herrlichen Anblick der edlen Pflanzenformen ergötzt, erfreut ſich das Ohr des lieblichen Murmelns der Gewäſſer, die in tauſenden von Silberfäden von den grünbehangenen Bergmauern herabrieſeln.

So ſteigt man höher und höher durch den reizendſten Naturpark hinan, bis endlich beim Wenden um einen Felſenvorſprung man von einem herrlichen faſt überwältigenden Anblick überraſcht wird. Denn der Pali, jener unvergleichliche Abgrund, entfaltet plötzlich ſeine ganze großartige Pracht. An beiden Seiten des Paſſes ſteilen die ungeheuren baſaltiſchen Felsmaſſen des Konahuanui und des Waolani, der höchſten Gipfel auf Oahu, faſt 3000 Fuß hoch empor, und 1200 Fuß tief ſenkt ſich vor dem Zuſchauer der jähe mit üppigen Schlinggewächſen bekleidete Abſturz hinab. Durch die düſteren Bergmaſſen, die drohend zum Himmel ſich erheben, ſtürzt der Paſſat, deſſen feuchtem Athem das Nuanu Thal ſeine erfriſchende Kühlung und den Reichthum ſeiner Caskaden verdankt, und wirft die Dünſte der Luft gewaltſam gegen die Felswände um bald dieſe in dichte Wolken einzuhüllen, bald ſich in Regen aufzulöſen, oder als große Nebelmaſſen über das Thal

hinzutreiben, während die Nordseite der Insel, auf welche man vom Paß herabblickt, von der tropischen Sonne beschienen in den heitersten Farben prangt. Während oben Licht und Schatten, graue Dünste und Regenbogen, Nebel und heller Sonnenschein in ewigem Kampfe wechseln — liegt dort unten das Thal in idyllischer Ruhe. Ein freundlicher Fußsteig schlängelt sich mit seiner rothen Spur zwischen den zerstreut liegenden Hütten hin und rings um diese erheben sich größere Baumgruppen meist Pandanusse, vermischt mit dunkellaubigen Hibiskussträuchen und den hellgrünen Kronen der Aleurites triloba.

Wie die Wellen eines versteinerten Meeres ragen bewaldete Hügelreihen und Bergkämme aus der Ebene empor, und den äußersten Rahmen der lieblichen Landschaft bildet das blaue Meer, welches weißschäumend gegen den Saum der Corallenriffe anbrandet.

Erst seit wenigen Jahren ist ein Weg für Pferde in den steilen Absturz des Pali ausgehauen worden, den früher auf gefährlichem Pfade nur die Eingebornen, jene unvergleichlichen Turner, nackten Fußes und mit Hülfe der Lianen erkletterten. Am oberen Rande des Abgrundes standen ehemals zwei steinerne Götzenbilder „Akua no ka Pali“ „die Götter des Abgrundes“ eins an jeder Seite des Weges. Wer den Paß heraufkam oder hinabstieg, pflegte aus Dankbarkeit oder um die Mächtigen gnädig zu stimmen, grüne Zweige oder Blumenkränze vor sie hinzulegen, durch dasselbe Gefühl geleitet, welches im hohen Norden den reisenden Jakuten bewegt einige Haare aus der Mähne seines Pferdes dem „Berggeiste“ zu opfern.

Als das Christenthum zuerst in Hawaii eingeführt wurde, stürzte man mehrmals die Idole, welche die Gläubigen immer wieder aufrichteten, bis endlich die neue Lehre den Sieg behauptete und die Götzen auf ewig unterlagen. Ich habe bereits im vorigen Kapitel erwähnt, daß im Nuanu Thale die entscheidende Schlacht geliefert wurde, welche die Insel Oahu dem Scepter Tameamea des Großen unterwarf, und wie die Besiegten nach dem Tode ihres Königs in wilder Flucht bis über die Felsenkante getrieben wurden und in den Abgrund stürzten. So kommt auch noch das historische Interesse hinzu um dem romantischen Thale einen neuen Reiz zu verleihen, und nach Jahrhunderten vielleicht wird der Führer noch dem Fremden erzählen wie erfolgreich Tameamea hier kämpfte und wie heldenmüthig Oahu's letzter König ihm erlag.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Cook's Gruppe.

Entdeckungsgeſchichte von Rarotonga. — Hungersnoth auf Rurutua. — Der nach Maurua verſchlagene Häuptling. — Das Chriſtenthum nach Rurutua verpflanzt — nach Aitutaki, Mangaia, Atiu ꝛc. — Rarotonga von Williams entdeckt. — Schönheit der Inſel. — Vollkommenheit des Landbaues. — Schattige Wege. — Patriarchaliſche Ruheſitze. — Barbarei der Rarotonganer. — Abnahme der Bevölkerung. — Furchtbarer Sturm 1831. — Ueberſetzung der Bibel in den rarotonganiſchen Dialekt. — Abſtammung der Rarotonganer von Tahiti und Manuka. — Legende von Karika und Mangiia. — Die „Bounty“ vor Rarotonga. — Die Hervey Inſel. — Zuſammenſchmelzen der Bevölkerung. — Atiu. — Aitutaki. — Die Höhle Taketake auf Atiu.

Von den Sandwich Inſeln, die faſt den Wendekreis des Krebſes berühren, bitte ich nun der Leſer mir mit einem weiten Fluge nach der kleinen Cook's Gruppe zu folgen, die beinahe unter demſelben Meridian dem Wendekreis des Steinbocks ſich nähert. Sie hat zwar nicht die Bedeutung Hawaii's, doch hoffe ich wird auch hier einiges Intereſſante ſich finden, welches die darauf verwandte Aufmerkſamkeit nicht gänzlich unbelohnt laſſen wird.

Rarotonga, die ſchönſte und wichtigſte Inſel des Archipels, verdankt ihre Entdeckung einem merkwürdigen Zuſammenfluß von Ereigniſſen. Vor ungefähr 40 Jahren nämlich wurde Rurutua, (Auſtral Inſeln) welches ungefähr 350 Seemeilen ſüdwärts von den Geſellſchaftsinſeln liegt, von einer furchtbaren Seuche heimgeſucht. Da die noch heidniſchen Polyneſier alle derartige Leiden dem Zorn einer beleidigten Gottheit zuſchreiben, beſchloſſen zwei unternehmende Häuptlinge ſich einzuſchiffen und mit ſo vielen ihrer Leute als zwei ſchmale Pirogen nur aufnehmen konnten, eine neue glücklichere Heimath im Schooß des großen Oceans aufzuſuchen. Sie waren überzeugt, daß wenn ſie blieben, die Götter, deren Zorn ſie vergebens durch Opfer zu beſänftigen ſich bemüht hatten, ſie unfehlbar vertilgen würden und ſchlimmeres konnte ihnen auf dem Meere nicht begegnen.

Als alles bereit war ſtießen die kleinen Fahrzeuge vom Lande ab, die Segel wurden aufgeſpannt und bald hatten ſie das liebliche Rurutua aus

den Augen verloren. Ein günſtiger Wind führte ſie nach Tubuai, und nachdem ſie ſich hier gekräftigt hatten, beſchloſſen die Häuptlinge nach der Heimath zurückzukehren, wo ſie hofften, daß die Seuche nunmehr aufgehört habe. Noch einmal vertrauten ſie ſich daher dem tückiſchen Ocean an, die Drangſale nicht ahnend, welche der launiſche Meergott ihnen vorbereitete. Denn kaum waren die Bergſpitzen Tubuai's hinter dem Horizont verſchwunden als ein furchtbarer Sturm ſich erhob, der ſie weit weg von ihrem Cours verſchlug. Eins der Boote wurde bald von den empörten Wogen verſchlungen, das andere aber, auf welchem der Häuptling Auura ſich befand, irrte drei Wochen lang auf dem pfadloſen Meere umher, bis endlich ein glückliches Schickſal es auf das Corallenriff von Maurua, der weſtlichſten der Geſellſchaftsinſeln trieb, gerade noch zeitig genug um die von Hunger und Durſt gefolterte Mannſchaft vor dem Tode zu retten. Die Gaſtfreiheit der Inſulaner hatte bald die Kräfte der erſchöpften Reiſenden wieder hergeſtellt, welche ihnen nun die Geſchichte der furchtbaren Leiden mittheilten, die ſie ſowohl in der bedrängten Heimath als ſpäter auf dem Meere erlitten hatten.

Die Mauruaner erwiederten, daß auch ſie früher den Zorn jener Götter gefürchtet hatten, denen ſie alles Böſes, welches ſie befiel, zuſchrieben; nun aber Jehovah, als den einzigen wahren und lebenden Gott anerkennten; und erzählten ausführlich wie ſie von weißen Männern zum Chriſtenthum bekehrt worden wären, die auf großen Schiffen von einem fernen Lande gekommen ſeien und nun auf den Inſeln wohnten, deren Gipfel man von Maurua aus ſehen konnte.

Im höchſten Grade über dieſe Nachrichten erſtaunt, beſchloß Auura ſogleich jene fremden Männer aufzuſuchen und den günſtigen Weſtwind zu benutzen, der ihn auch glücklich nach Raiatea brachte. Hier wurde das Erſtaunen der Fremden von Neuem erregt; die Miſſionare und ihre Familien, die europäiſche Kleidung, die niedlichen weißgetünchten Hütten, die verſchiedenen nützlichen Künſte, der feierliche Gottesdienſt erfüllten ſie mit Bewunderung; ſie wurden ſogleich von der Ueberlegenheit der chriſtlichen Religion durchdrungen und baten den Miſſionar Williams um Belehrung. Die große Aehnlichkeit ihres Dialects mit dem tahitiſchen erleichterte den Unterricht, und nach drei Monaten konnten die Meiſten ſchon richtig leſen und ſchreiben.

Um dieſe Zeit wurde ihr dringendes Verlangen nach ihrer hartgeprüften Heimath zurückzukehren durch das freundliche Anerbieten eines engliſchen

Capitäns erfüllt, ſie baten jedoch um Religionslehrer, worauf zwei Tahitier ſich ſofort bereitwillig erklärten ſie zu begleiten.

Ein amerikaniſcher Walfiſchfänger, der bald darauf auf dem Riff von Rurutua ſcheiterte, hatte alle Urſache ſich des günſtigen Umſchwunges zu erfreuen, den das Chriſtenthum dort bereits hervorgebracht hatte, denn die Eingebornen leiſteten beim Retten der Ladung, die ſie früher unbarmherzig geplündert hätten, die uneigennützigſte Hülfe, und trugen alle die geretteten Sachen nach dem Miſſionshauſe, ohne daß irgend etwas entwendet worden wäre. Als aber 15 Monate ſpäter die Unterſuchungscommiſſion der Londoner Miſſionsgeſellſchaft Rurutua beſuchte, fand ſie dort kein einziges Götzenbild mehr, wohl aber eine große Kirche, woran die ganze Bevölkerung der kleinen Inſel unter der Leitung der beiden tahitiſchen Lehrer freiwillig gearbeitet hatte. Auch war ſchon am Hafen ein bequemer 500 Schritt langer Landungsplatz aus großen Corallenblöcken erbaut worden.

Die wunderbare freiwillige Bekehrung der Rurutuaner trug ſehr dazu bei den Eifer der auf der Geſellſchaftsgruppe ſtationirten Miſſionare auch auf die benachbarten Inſeln zu richten, und bewog den ehrenwerthen John Williams zwei tahitiſche Lehrer nach Aitutaki, der nördlichſten der Cook's Inſeln zu ſenden, welchen er zwei Jahre ſpäter (1823) ſelber folgte, um von dort aus das Chriſtenthum über die ganze Gruppe zu verbreiten, und womöglich das dem großen Seefahrer unbekannt gebliebene, von den Geſellſchaftsinſulanern hochgeprieſene Rarotonga zu entdecken. Auf Aitutaki fand Williams die ganze Bevölkerung von 2000 Seelen bereits vollſtändig bekehrt, und nachdem das Chriſtenthum auch auf den ſüdlicher gelegenen Inſeln Mangaia, Mitiero, Mauki und Atiu ohne großen Widerſtand die alten Götzen entthront hatte, beſchloß er das gute Werk mit Rarotonga zu krönen, welches wie er auf Atiu hörte, nur einen Tag- und eine Nachtreiſe entfernt lag.

Ich bemerke beiläufig, daß wenn die Polyneſier von einer Inſel zur andern reiſen wollen, ſie nicht von irgend einem beliebigen Punkte der Küſte abſegeln, wie wir es thun würden, ſondern ſtets nur von einer beſtimmten Stelle, von wo aus ſie ihren Cours nach gewiſſen Landzeichen richten, bis die Sterne, wonach ſie ferner ſteuern, ſichtbar werden. So ſah ſich denn Williams genöthigt ſein Schiff erſt nach der gewöhnlichen Abfahrtsſtelle herumführen zu laſſen, wo die kundigen Eingebornen den Cours nach Raro-

tonga ſo richtig angaben, wie es vom erfahrenſten Seemann nach den beſten Karten nur hätte geſchehen können.

Faſt ſchien es aber als ob die bedrohten Götzen von Rarotonga ſich gegen ihren gefährlichen Feind verſchworen hätten, denn ſtatt die Inſel ſchon binnen 24 Stunden zu erreichen, hatte das Schiff mehrere Tage mit widrigen Winden zu kämpfen. Die Lebensmittel gingen auf die Neige und endlich erklärte der Capitän, daß ſie umkehren mußten, wenn ſie nicht noch auf dem Meere verhungern wollten, gab jedoch auf Williams' Bitten noch eine kurzen Friſt bis acht Uhr zu, nach welcher, wenn alsdann noch nichts ſich zeigte, das fernere Suchen unwiderruflich aufgegeben werden ſollte.

Es waren Stunden der peinlichen Erwartung, vier Mal hatte Williams ſchon vergebens einen Eingebornen auf die Maſtſpitze geſchickt, und ſchon war der Späher zum fünften Mal heraufgeklettert und es fehlte nur noch eine kleine halbe Stunde, als plötzlich die Wolken, die bis dahin die hohen Gipfel Rarotonga's verſchleiert hatten, durch die Hitze der ſteigenden Sonne verſcheucht wurden und der frohe Ausruf: „Teie, teie, tana, fenua nei!“ „Hier! hier iſt das Land, das wir geſucht haben!“ allen Sorgen ein Ende machte. Der Empfang war freundlich, und die Erfolge der auf der Inſel zurückgelaſſenen tahitiſchen Lehrer ſo lohnend, daß kaum ein Jahr nach der Entdeckung die ganze Inſel bereits dem Heidenthum entſagt hatte.

Eine Eigenthümlichkeit des ſchönen Rarotonga, deſſen romantiſches Gebirge 2740 Fuß emporſteigt, und welches ungefähr 30 Seemeilen im Umfang hat, iſt die bedeutende Ausdehnung der an das Hochland ſich anlehnenden Niederungen. Auf den meiſten vulkaniſchen Inſeln ſind die Berge dem Meere ſo nahe gerückt, daß nur ein ſchmaler Streifen urbaren Landes übrig bleibt, dieſes iſt aber nirgends der Fall auf Rarotonga — wo außerdem noch Boden und Klima den Wachsthum der eßbaren Pflanzen gleich ſehr begünſtigen. Auch fand Williams die Inſel im höchſten Zuſtande der Kultur, ſo daß der Anblick von den Bergabhängen nach dem Seeufer hin ein wahrhaft entzückender war. Vom Fuß des Gebirges bis an's Meer erſtreckten ſich regelmäßig angepflanzte Reihen der prächtigſten Südſeekaſtanien (Inocarpus edulis) ungefähr 1000 Schritt von einander entfernt. Die Zwiſchenräume waren in Tarofelder eingetheilt, die 4 Fuß tief gegraben waren, und nach Belieben bewäſſert werden konnten. Die Dämme um die Felder hatten geneigte Abhänge und oben eine 6 bis 8 Fuß breite Fläche. Auf dieſen Abhängen wuchs der Kape oder rieſige Taro, während die flachen

Dammrücken in regelmäßigen Abständen mit schöngeformten Brodfruchtbäumen bepflanzt waren. Die erbsengrünen Blätter des die Niederungen anfüllenden Taro; die außerordentliche Größe und dunkle Farbe des Kape und die stattlichen Baumreihen bildeten Contraste von der lieblichsten Wirkung. Um die ganze Insel schlang sich ein bequemer Weg, ara modua oder „Mutterpfad" genannt, an beiden Seiten mit Bananen und Bergplatanen eingefaßt, die mit den Barringtonien, Inocarpen und anderen dichtlaubigen Bäumen den Wanderer vor den Strahlen der tropischen Sonne schützten und sogar in der heißen Mittagsstunde das Vergnügen eines kühlen schattigen Spazierganges gewährten. Die Häuser der Eingebornen lagen 10 bis 30 Schritt vom Hauptwege entfernt und hatten ein äußerst niedliches Aussehen. Jeder Pfad, der zu den vereinzelten Wohnungen führte, war mit schwarzem und weißem Steingeröll bestreut, und an beiden Seiten mit Dracaenen und riesigem Taro eingefaßt. Ruhesitze oder Bänke aus zwei glatten Steinen gebildet, deren einer zum Sitzen der andere in die Erde eingesenkt als Rücklehne diente, standen vor den Häusern längs dem Mutterpfade aufgereiht. Es waren meistens Reliquien des Alterthums, für welche das Volk oft große Ehrfurcht bezeugte, und darauf hindeutend zu sagen pflegte: „Hier saß mein Vater, mein Großvater, oder dieser oder jener große Häuptling!"

Auf diesen Bänken genossen die Bewohner des Hauses die frische Kühle des Nachmittages, mit blumenumkränzten Häuptern und der festlichen Tiputa geschmückt und plauderten mit den Vorbeigehenden über die Tagesereignisse ihrer kleinen abgelegenen Welt.

Wenn irgendwo auf Erden, so hätte man erwarten können, das idyllische Glück des Landmanns, wie Virgil, Theokrit oder Geßner es beschrieben haben, auf dem paradiesischen Rarotonga verwirklicht zu sehen; und wer sollte nicht erwarten, daß ein Volk, welches in den friedlichen Künsten des Ackerbaus so wohl bewandert war, nicht auch in seinen Gesinnungen und Sitten eine höhere Kulturstufe errungen hätte?

Aber die Rarotonganer standen weit hinter jenem dichterischen Ideal zurück, und die ungezähmte Wuth der Wilden zeigte sich in ihren häufigen Kriegen, welche stets die Verwüstung der Ländereien der Besiegten zur Folge hatten. So kam es, daß in den zwanziger Jahren keine einzige alte Cocospalme auf der nordwestlichen Seite der Insel zu sehen war, und nur wenige bejahrte Brodfruchtbäume ihre einsamen Kronen emporhoben.

Die gefangenen Weiber wurden häufig getödtet und den kleinen Kindern Speere durch die Ohren geſtoßen, um ſie im Triumph nach den Marais zu tragen.

So wie einer ſeinen Gegner in der Schlacht überwunden hatte, ſchlug er ihm den Schädel ein und nahm einen Theil des Gehirns heraus, den er auf Brodfruchtblätter legte und ſofort als eine Art von Vorgenuß des zu erwartenden Opfers ſeinem Götzen darbrachte.

Dieſe barbariſche Sitte herrſchte noch nicht lange auf der Inſel, und war daher entſtanden, daß ein Krieger der ſeinen Feind durch einen Keulenſchlag nur betäubt hatte, und ohne weiteres nach altem Brauch mit Brodfruchtblättern triumphirend nach dem Tempel rannte, ſpäter die vermeintliche Leiche nicht mehr fand, welche indeſſen nach Hauſe zurückgekehrt war, und durch ein Spottgedicht ſich über den übereilten Sieger luſtig machte. Seit jener Zeit wurde allgemein beſchloſſen, auf die gegebene gründliche Weiſe zu verhindern, daß die zu Boden geſchlagenen Feinde nicht noch einmal ſingend und tanzend die unvollſtändigen Ueberwinder verhöhnten. Nach der feierlichen Darreichung des Gehirns verſammelten ſich die Freunde des Siegers und ſchleppten mit wildem Geheul die Leiche an einem um die Fußknöchel gebundenen Strick nach dem Marai.

Noch andere höchſt barbariſche Gebräuche zeugten von der entſetzlichen Wildheit der Rarotonganer. So wie ein Sohn vollſtändig erwachſen war und ſich ſtark genug fühlte, focht und rang er mit dem Vater um die Herrſchaft, und gelang es ihm ſich dieſelbe anzueignen, ſo nahm er gewaltſamen Beſitz des Kainga oder Grundeigenthums, welches jenem früher gehört hatte, und jagte ihn ohne alle fernere Entſchädigung oder Hülfsleiſtung aus dem Hauſe.

Wenn eine Frau ihren Mann verloren hatte, ſo erſchienen ſofort die Verwandten des letzteren, nicht um der armen Wittwe einen Condolenzbeſuch abzuſtatten, ſondern um ſich des Eigenthums des Verblichenen zu bemächtigen und die troſtloſe Mutter mit ihren Kindern zu verjagen.

Auch fiel überhaupt die gewaltſame Beſitzergreifung der Ländereien der Schwächeren ſo häufig vor, daß, als ſpäter auf Betrieb der Miſſionare ein mit den Grundſätzen des Chriſtenthums übereinſtimmender Geſetzcodex eingeführt wurde, man es für nöthig hielt das bereits geſchehene Unrecht nicht näher zu unterſuchen, damit die Ruhe der Inſel nicht gefährdet würde.

Wie auf den Geſellſchaftsinſeln wurden die Frauen als untergeordnete Weſen angeſehen. Mehrere Speiſen blieben ihnen unterſagt, und während ihre tyranniſchen Männer am Fett des Landes und dem Ueberfluß des Meeres ſich ſättigten, mußten ſie in ehrerbietiger Entfernung ihr dürftiges Mahl verzehren. In einer Hinſicht war ihre Behandlung aber bei weitem ſchlimmer als die der Tahitierinnen, denn letztere erbten einen Theil des väterlichen Gutes, während auf Rarotonga die Töchter nichts erhielten.

Die Vielweiberei war gebräuchlich und der reiche Mann, der viele Kaingas oder kleine Güter von mehreren Morgen beſaß, erfreute ſich einer großen Anzahl Genoſſinnen, die er mit der Willkür eines orientaliſchen Despoten behandelte.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſowie das Chriſtenthum auf der Inſel Wurzel faßte, was jedoch begreiflicher Weiſe nicht ohne manche Kämpfe und Rückfälle geſchah, auf die ich nicht weiter eingehen will, ſowohl der Zuſtand des Weibes gehoben wurde, als die barbariſchen Kriege und Gewaltthätigkeiten des groben Fauſtrechts aufhörten. Doch obgleich ſeit jener Zeit der Friede auf Rarotonga weilt, welches außerdem noch durch ſeine abgelegene Lage von manchen moraliſchen und ſocialen Uebeln befreit geblieben iſt, woran die von den weißen Schiffern häufiger beſuchten Inſeln zu leiden haben, ſo hat doch die Bevölkerung reißend abgenommen, da ſie von 7000 Seelen im Jahre 1823 auf weniger als 3000 in 1848 zuſammengeſchmolzen war.

Ein furchtbares Naturereigniß, welches gegen Ende des Jahres 1831 die reizende Inſel befiel und noch lange im Gedächtniß des Volkes fortleben wird, mag wohl nicht wenig zu jener bedauernswerthen Verminderung beigetragen haben.

Noch am Morgen des 21. December ſtand Rarotonga in der vollen Pracht ſeiner üppigen Flora da, als plötzlich ein Sturm ſich erhob, der mit unvergleichlicher Wuth drei Tage lang raſte und mit ſeinen Verwüſtungen nur aufhörte als kaum noch etwas zu verwüſten übrig blieb.

Von den hunderttauſenden von Bananen, Brodfruchtbäumen und ſtattlichen Kaſtanienreihen, die zum Theil den Stürmen der Jahrhunderte Trotz geboten hatten, blieben auf der Ebene, in den Thälern oder auf den Bergen nur noch wenige völlig entlaubte Stämme ſtehen, und in der wildeſten Unordnung lagen zahlloſe Bäume auf der Erde umher, wie die Leichen erſchlagener Krieger nach einer mörderiſchen Schlacht. Ueber tauſend Hütten wurden durch dieſen unwiderſtehlichen Orkan dem Boden gleich gemacht. Das

empörte Meer überschwemmte die Ebenen und warf ein den Missionaren gehörendes Schiff mehrere hundert Ellen weit landeinwärts gegen einige mächtige Kastanienbäume, die es noch glücklicher Weise in seinem wilden Laufe aufhielten. Kein Theil der Insel entging der Zerstörung, denn der Orkan drehte allmälig um die ganze Insel herum. Sowohl der Sturm selbst als der daraus entstehende Mangel rafften sonder Zweifel manches Leben dahin.

Im Jahre 1839 überbrachte Williams den Rarotonganern das in ihren Dialect übersetzte neue Testament, dessen Druck er selbst in England beaufsichtigt hatte, und von welchem die Bibelgesellschaft 5000 Exemplare abziehen ließ. Die Schrift wurde von den Bemittelten eifrig für drei Schillinge gekauft: andern erhielten sie unentgeldlich oder auf Credit. Auch das alte Testament ist bereits vollständig von den Missionaren übersetzt, doch nur zum Theil gedruckt worden.

Die Fortschritte der Schüler im Lesen und Schreiben waren sehr erfreulich. Da es an Schiefertafeln und Griffeln fehlte, hatten sie dem Mangel auf eine sehr sinnreiche Weise abgeholfen. Sie holten sich steinerne Platten im Gebirge und rieben sie mit Sand und Corallen bis sich eine glatte Fläche gebildet hatte, die alsdann mit dem purpurnen Saft der Bergplatane gefärbt wurde, um ihr das Ansehen einer englischen Schiefertafel zu geben. Einige schnitten sogar ihre Platten viereckig und rahmten sie ein, so daß fast kein Unterschied bemerklich war. Als Griffel dienten die starken Stacheln eines Seeigels, die im Feuer verbrannt, so gut wie Kreide schrieben.

Kurz nach diesem letzten Besuch auf dem von ihm entdeckten Rarotonga begab sich der unermüdliche Williams nach Erromango, um auf den neuen Hebriden das Christenthum zu verkünden, ward aber von den wilden Kannibalen erschlagen und verzehrt.

Nach einer alten Legende stammen die Rarotonganer von Tahiti im Osten und von Manuka im Westen her.

Aus letzterem kam Karika, der Vorvater der jetzt noch regierenden Makea Familie, ein mächtiger Krieger, ein Menschentödter und großer Seefahrer, der auf seinen Reisen Rarotonga entdeckte. Er fand die Insel unbewohnt, verließ sie nach kurzem Verweilen und begegnete auf der Rückreise dem tahitischen Häuptling Tangiia, der durch das Umhauen eines Lieblingsbaumes seinen Bruder Tutabu so erzürnt hatte, daß dieser ihn von einer Insel zur andern, von Huaheine nach Raiatea und von Raiatea nach Borabora ver-

folgte und ihn endlich zwang ſich dem pfadloſen Ocean anzuvertrauen. Sogleich machte Karika ſich bereit den armen Tangiia anzugreifen, doch dieſer, der wie es ſcheint zur Schule des Elihu Burrit gehörte, unterwarf ſofort ſich der Oberhoheit des gewaltigen Kriegers, worauf beide einen Freundſchaftsbund ſchloſſen.

Karika benachrichtigte ſeinen neuen Genoſſen von der lieblichen Inſel die er entdeckt hatte, zeigte ihm die Richtung, in welcher ſie lag, und verſprach ſpäter zurückzukehren und ſich dort neben ihm niederzulaſſen.

Tangiia ſteuerte ſogleich nach Rarotonga und ſiedelte ſich auf der Oſtſeite an, während der ſpäter ankommende Karika den nördlichen Theil der Inſel in Beſitz nahm. Aber ſie hatten nicht lange die Wohlthaten der Ruhe genoſſen, als zu Tangiia's großem Schrecken die Flotte ſeines Bruders Tutabu „des unerbittlichen Verfolgers" vor dem Hafen erſchien. Sofort ſchickte er einen Boten an Karika, damit dieſer ihm in der drohenden Schlacht beiſtünde. Das Gefecht war hartnäckig, doch endlich wurde Tutabu beſiegt und getödtet. Die Wahrheit, welche dieſer Legende zum Grunde liegt, wird durch verſchiedene Thatſachen bekräftigt.

Der weſentlich tahitiſche Dialect iſt auf Rarotonga mit den harten Conſonanten und Naſenlauten vermiſcht, welche die Idiome des Weſtens charakteriſiren. Auch iſt bis auf den heutigen Tag das Volk in zwei verſchiedene Stämme, die Ngati Karika und die Ngati Tangiia getheilt, wovon die erſteren die Nordſeite der Inſel beſitzen, und letztere die Südſeite. Endlich iſt bis auf den heutigen Tag die Oberherrſchaft der Karikafamilie verblieben, denn obgleich die Ngati Karika ſehr häufig von den Nachkommen des Tangiia geſchlagen worden ſind, ſo überlaſſen ihnen doch die Sieger den Vorrang, der ihnen ſeit uralten Zeiten gehört. Vor zwanzig Jahren war der damals regierende Makea der neun und zwanzigſte Nachfolger des Makea Karika, und ein jeder dieſer langen Herrſcherreihe hatte eine eigene, ſeinen Charakter bezeichnende Benennung, wie es bei den egyptiſchen Pharaonen der Fall war. Im Volksgeſange lebte die Geſchichte der Väter von einer Generation zur andern fort, doch auf Rarotonga wie auf Tahiti wird wahrſcheinlich manches, wodurch die dunkle Vergangenheit der Polyneſier hätte beleuchtet werden können, verloren gehen, ehe der hiſtoriſche Forſcher den Spuren der Miſſionare folgt.

Obgleich Cook die Inſel Rarotonga nicht entdeckte, ſo hatten doch deren Bewohner ſchon vor Williams' Ankunft vom großen Seefahrer gehört. Ein

Sturm hatte ein tahitiſches Boot nach Rarotonga verſchlagen, welches die Nachricht brachte von weißen Männern, die Tute oder Cookees genannt wurden, die Monate lang den Ocean durchfurchten als ob er trockenes Land wäre, und deren ungeheure Schiffe, die nicht mit Cocosbaſt zuſammengebunden, ſondern mit Eiſen „kurima“ beſchlagen waren, obgleich ohne Ausleger dennoch nicht umſchlugen.

Zugleich erzählten die Tahitier, daß die Cookees ein ſehr gottloſes Volk ſeien, welches ſich nichts aus den heiligen Bildern mache, ſondern unbekümmert in den Marais umherziehe, und ſich nicht ſcheue ſogar die Opferfrüchte zu verzehren. Als hierauf die erſtaunten Rarotonganer ausriefen: „warum man jene Fremden denn nicht verjagt und ihnen ihr Eigenthum abgenommen habe?“ antworteten die Tahitier, daß dieſes mit dem beſten Willen nicht gut möglich geweſen, weil die Cookees mächtig wie die Götter ſeien, und lange pupuhis hätten, aus welchen ſie Feuer und einen ſchweren Stein ſpieen der augenblicklich tödte, noch ehe man mit den Wurfſpießen ihnen etwas anhaben könne. Zur Bekräftigung des Erzählten reichten die Tahitier dem Häuptling eine Axt, die von Cook's Schiffe herrührte, und vom Rarotonganer ſorgfältig verwahrt wurde.

Als die Inſulaner alle dieſe Wunder vernahmen, beteten ſie zu ihren Göttern, daß dieſe ihnen doch den Capitän Cook in ſeiner großen Piroge ohne Ausleger zuſchicken möchten, damit er auch ihnen Aexte, Nägel und Gewehre brächte.

Bald nachher erſchien wirklich ein großes Schiff, welches nach der Beſchreibung kein anderes geweſen ſein kann, als die uns bereits bekannte „Bounty“, nachdem ſich die Meuterer derſelben bemächtigt hatten. Das Rieſenfahrzeug ankerte nicht vor Rarotonga, aber einer der Inſulaner ruderte ihm mit ſeinem kleinen Boote entgegen und wagte ſich an Bord. Als er zurückkehrte erzählte er ſeinen erſtaunten Landsleuten, daß es eine ſchwimmende Inſel ſei mit zwei fließenden Strömen, und zwei Brodfrucht- und Zuckerrohrgärten, und daß der Kiel bis zum Meeresgrund reiche, da er hinabgetaucht ſei und doch das Ende davon nicht geſehen habe. Ohne Zweifel waren während dieſes Beſuchs die Pumpen des lecken Schiffs in voller Thätigkeit, deren herausſtrömendes Waſſer die blühende Phantaſie des Rarotonganer's ſofort in rieſelnde Bäche verwandelte, und was die Gärten betrifft, ſo weiß man, daß die Bounty wirklich mit Brodfruchtbäumen beladen

war, als Chriſtian und ſeine Gefährten den wohlthätigen Zweck der Reiſe durch ihre Meuterei vereitelten.

Von jenem Schiff erhielt man ein zugeſpitztes, etwa dritthalb Fuß langes Stück Eiſen, welches ſogleich den Göttern gewidmet wurde; da es ſich aber zeigte, daß der Boden beim Pflanzen ſich viel leichter damit bearbeiten ließ, als dieſes mit Hülfe der gewöhnlichen hölzernen Geräthſchaften geſchehen konnte, ſo pflegte man es den Göttern abzuborgen, welchen man dann ſpäter einen Theil der eingeſammelten Früchte darbrachte, ſowohl aus Dankbarkeit als um die hohen Mächte zu bewegen noch andere Schiffe zu ſchicken, die noch mehr von jenem koſtbaren Steine brächten.

Doch viele Jahre vergingen, ehe jener Wunſch in Erfüllung ging und der entlegenen Inſel außer dem erwünſchten Eiſen auch noch die gänzliche Umwälzung aller früheren Begriffe und Zuſtände — neue Sitten, neue Gebräuche, neue Kenntniſſe, neue Thiere und Pflanzen, einen neuen Glauben aber auch neue Krankheiten und neue Keime der Zerſtörung zuführte.

Ueber die Naturgeſchichte der Cook's Gruppe ſind unſere Nachrichten äußerſt dürftig, denn keine der wiſſenſchaftlichen Expeditionen nach der Südſee hat ſie eines Beſuchs gewürdigt und die einzige Quelle überhaupt, die ich über jene abgelegenen Inſeln ausfindig machen konnte, war Williams' Narrative of Missionary Enterprises, ein Buch, welches ſich natürlich weit mehr mit der Verbreitung des Chriſtenthums als mit geographiſchen Notizen oder mit der Thier- und Pflanzenwelt beſchäftigt.

Aus den Mittheilungen des ehrwürdigen Mannes geht hervor, daß die Gruppe aus ſieben Inſeln beſteht, von welchen Hervey Island, Atiu, Mangaia und Aitutaki von Cook, Rarotonga aber und die kleinen Coralleneilande Mauke und Mitiaro von ihm ſelber entdeckt wurden.

Die Hervey Inſel, welche unverdienter Maßen der ganzen Gruppe ihren Namen gegeben hat, beſteht eigentlich aus zwei kleinen Eilanden Manuai und Auotu, — die von demſelben Riff umſchloſſen ſind. Sie wurde im Jahr 1823 von Williams beſucht, der in der Erwartung eine zahlreiche Bevölkerung zu finden, dort einen tahitiſchen Lehrer anzuſiedeln beabſichtigte, ſeinen Plan aber aufgab, als er fand, daß das Völkchen in Folge mörderiſcher Kriege auf 60 Perſonen zuſammengeſchmolzen war. Sechs Jahre darauf wiederholte er ſeinen Beſuch und fand, daß dieſer elende Reſt der früheren Bevölkerung ſo oft und ſo wüthend gefochten hatte, daß nur noch 5 Männer, 3 Frauen und einige Kinder am Leben blieben, und auch dann

noch dauerte der Hader über die große Frage fort: „wer König des erbärmlichen Reiches ſein ſollte?"

Es iſt zu bedauern, daß wir keinen hiſtoriſchen Bericht über jene Kämpfe beſitzen: wie viel Gloire mag da nicht in Ermangelung eines Moniteur's in Vergeſſenheit gerathen ſein?

Auch die früher zahlreichen Bevölkerungen von Mauke und Mitiaro waren durch den Krieg auf weniger als 300 und 100 Seelen geſunken.

Atiu, welches ungefähr 20 Seemeilen im Umkreiſe hat, iſt ein herrliches grünes Hügelland, deſſen Bevölkerung Williams auf weniger als 2000 ſchätzte.

Noch größer und bevölkerter iſt Mangaia, welches mit Atiu, Mauke und Mitiaro die Eigenthümlichkeit theilt, daß das umgebende Riff dicht anſchließt und es alſo dort weder eine Einfahrt für Boote noch einen ſicheren Ankerplatz für Schiffe gibt.

Aitutaki dagegen beſitzt ein Riff, welches weit vom Ufer aus ſich erſtreckt und an der Weſtſeite eine gute Booteinfahrt gewährt. Die hügelige Inſel mit landſchaftlichen Schönheiten reichlich geſchmückt, mißt 18 Seemeilen im Umfang und hat eine Bevölkerung, die Williams auf 2000 Seelen ſchätzte.

Von der Größe und Bevölkerung von Rarotonga iſt ſchon die Rede geweſen; und ſo wie hier in den letzten Jahren die Menſchenzahl auf weniger als die Hälfte zuſammengeſchmolzen iſt, läßt ſich befürchten, daß auch auf Atiu, Aitutaki und Mangaia die Volksmenge ſeit Williams' Beſuchen ſich bedeutend verringert hat.

Atiu iſt ſeiner großen prächtigen Höhlen wegen bemerkenswerth. Williams beſuchte die bedeutendſte derſelben, welche den Namen Taketake führt. Mit einigen einheimiſchen Wegweiſern, die einen Vorrath von Reiſern zur Beleuchtung mitnahmen, ſtieg er ungefähr zwanzig Fuß tief durch eine Felſenkluft, an deren Ende ſich ein majeſtätiſches Portal eröffnete. Er trat in die Höhle, und verfolgte ſie ungefähr eine engliſche Meile weit, wo noch immer kein Ende derſelben zu ſehen war. Unzählige Gänge öffneten ſich nach allen Seiten, unter welchen es viele gab, die der durchwanderten Höhle an Höhe, Schönheit und Größe nicht nachzuſtehen ſchienen. Das Gewölbe war reichlich mit Stalactiten beſetzt, die manchmal faſt bis zum Boden reichten, oder den von unten aufwärtswachſenden Stalagmiten zu begegnen ſtrebten. Der Glanz der kryſtallenen Wände vom Licht der Fackeln in prismatiſchen Reflexen zurückgeworfen, erhöhte noch das Dunkel der in ſchwarze Finſterniß verſchwindenden Räume. Gerne hätte Williams noch länget in dieſen düſtern Paläſten

der Natur, dem Sitze der ewigen Einſamkeit und Stille verweilt, denn er ſehnte ſich die unterirdiſchen Wunder zu erforſchen, auf welchen noch nie eines Menſchen Auge verweilt hatte.

Da aber die Fackeln bereits zu Ende gingen, mußte er ſich mit der Unterſuchung einer einzigen Höhle begnügen, deren Anblick ihn mit Verwunderung und Freude erfüllte. Die fantaſtiſchen Formen und funkelnden Kryſtalldruſen des Kalkſinters boten der Phantaſie manche Aehnlichkeiten mit den Verzierungen eines majeſtätiſchen Bauwerks dar, aber der Effect wurde nicht ſo ſehr durch einzelne Gegenſtände oder Gruppirungen derſelben hervorgebracht als durch die Größe, Tiefe und labyrinthiſche Verzweigung dieſer unterirdiſchen Welt. Die feierliche Stille und erhabene Dunkelheit der Höhle erhöhten den Eindruck ihrer gewaltigen Ausdehnung.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Samoa.

Schönheit des Landes. — Größe der Samoa Gruppe. — Die erloſchenen Krater von Opolou. — Der Tafua Krater. — Der Lanuto See. — Savaii. — Landſchaftlicher Charakter von Opolou. — Meerquellen. — Höhlen. — Manono. — Apolima. — Natürliche Feſtung. — Manua. — Tutuila. — Der Hafen Pago-pago. — Der Hafen von Apia. — Klima der Samoagruppe. — Charakter der Vegetation. — Thiere. — Gezähmte Tauben. — Die Samoer. — Ihre Vorzüge und Fehler. — Bettelei der Häuptlinge. — Kunſtfertigkeit. — Die Fale-télés oder Verſammlungshäuſer. — Ariſtokratiſche Regierungsform. — Der Fono oder die berathende Verſammlung der Häuptlinge. — Rangordnungen. — Kriege. — Waffen. — Religion. — Sage von der Schöpfung. — Begriffe von einem künftigen Daſein. — Glaube an Vorbedeutungen. — Das Lupè Spiel. — Lafo-litupa. — Tane-fua. — Tui-muri. — Litia. — Lafe. — Samoa von Bougainville 1768 entdeckt. — La Peyrouſe 1787. — Ermordung des Capitäns De Langle in der Baie du Massacre. — Späte Einführung und raſche Verbreitung des Chriſtenthums. — Jüngſte Vorfälle auf Samoa.

Reizend iſt die kleine tahitiſche Inſelwelt, lieblich der Schmuck, den Flora ihr gewährt, aber noch reizender, noch lieblicher iſt Samoa. Die Schönheit des Pflanzenwuchſes auf Opolou erregte die Bewunderung D'Urville's, der nirgends eine ſolche Pracht der Vegetation geſehen, nicht einmal in

Neu-Seeland oder Neu-Guinea, die doch durch ihre herrlichen Waldungen ſo ausgezeichnet ſind. Leichter zu durchwandern iſt hier der Forſt, denn unter dem dichten Schatten der hohen Baumkronen wächſt ſpärlicher das niedrige Geſträuch und Schlingwerk, welches ſo häufig den tropiſchen Urwald unwegſam macht. Eine Menge ſchöner Tauben, langſchwänziger Papageien, Picafloren und anderer buntgefiederten Vogelarten bringt Leben und Bewegung in die Majeſtät des Haines und mildert deſſen feierlichen Ernſt. An manchen Stellen ſtürzen rauſchende Waſſerfälle über die Baſaltblöcke herab und vollenden den Reiz dieſer zugleich erhabenen und lieblichen Natur. Die Anzahl der verſchiedenen Pflanzenarten iſt bedeutender als auf Tahiti, ſo daß die durch ein fruchtbares Klima begünſtigte Vegetation nicht nur üppiger gedeiht, ſondern auch in mannichfaltigeren Formen erſcheint. Es gibt größere Ebenen und die Berge ſind im allgemeinen weniger ſteil, der Cultur wird alſo auch dereinſt ein weiteres Areal zu Gebote ſtehen, wenn Kaffeegärten, Zuckerfelder und Baumwollenplantagen den Urwald verdrängen, der gegenwärtig faſt die ganze Oberfläche des Landes bedeckt.

Die Samoa-Gruppe beſteht aus vier größern Inſeln — Savai, Opolou, Tutuila, Manua — und mehreren Eilanden, unter welchen Manono und Apolima die bemerkenswertheſten ſind. Der ganze Flächenraum beträgt ungefähr zwei und dreißig geogr. Quadratmeilen, übertrifft demnach um ein Drittel das Areal der Geſellſchaftsgruppe. Sämmtliche Inſeln bilden eine Reihe, die in weſtnordweſtlicher Richtung fortläuft, und ſind ohne allen Zweifel über einer der zahlreichen Spalten entſtanden, welche Vulkan in unvordenklichen Zeiten im klaffenden Boden des großen Oceans geriſſen hat. Sie beſtehen, wie Tahiti, aus Baſalten, baſaltiſchen Laven und Tuffen, und zahlreiche erloſchene Krater zeugen von den gewaltigen Ausbrüchen des inneren Feuers, die einſt hier gewüthet haben.

So wie auf dem länglichen Rücken des Hekla ſechs Krater ſich aneinander reihen, ſo ziehen ſich auch die zahlreichen erloſchenen vulcaniſchen Schlünde von Opolou auf dem hohen Bergrücken der Inſel in einer Linie fort. Doch während in den isländiſchen Einöden die nackte Lava überall nur das einförmige, düſtere Bild der Verwüſtung darſtellt, iſt hier alles mit der üppigſten Vegetation bekleidet. Als Dana vom Rande des 2136 Fuß hohen Tafuakraters in deſſen Schlund hinabblickte, konnte ſein Auge nirgends den Boden erreichen, da mächtige Waldbäume oft über hundert Fuß hoch ihn beſchatteten und überall das Geſtein unter einer dichten Pflanzendecke

verſchwand. Obgleich Wolken faſt ſtets über dem Gipfel der Berge lagern und der Regen ſehr häufig in Strömen ſich ergießt, fand er doch den Boden des Kraters viel weniger ſchlammig als er erwartet hatte, da das poröſe Geſtein alsbald das Waſſer verſchluckt.

Im Becken des 2576 hohen Lanutokraters dagegen, der hinter dem kleinen Hafenort Apia ſich erhebt, hat ſich ein kreisrunder See gebildet, etwa 2000 Fuß im Durchmeſſer und ſehr regelmäßig von einem hundert Fuß hohen Felſenkranz umſchloſſen. Die größte Tiefe des Waſſers beträgt 60 Fuß, an der Nordweſtſeite verflachen ſich die Ufer, während ſie an der entgegengeſetzten ſchroffer emporſteigen.

Kein altes Kloſter ragt, wie am Laacherſee, dicht über den Rand dieſer friedlichen Gewäſſer empor; noch nie hat feierliches Glockengeläute die Stille dieſer Bergeinſamkeit unterbrochen; doch wenn ihr der Reiz entgeht, den ehrwürdige Denkmäler von Menſchenhand auch der herrlichſten Gegend hinzufügen, ſo hat ſie dagegen vor unſerm rheiniſchen Kraterſee den prächtigen Waldwuchs voraus, deſſen Schönheit erhöht wird durch die breiten Kronen der feingefiederten Baumfarne und die zierlichen Wedel der Bergpalmen. Die Dichter der Inſel rühmen das ewig friſche Grün, welches die Ufer des See's ſo anmuthig umkränzt, und die Klarheit ſeines Waſſers, welches niemals von verwelktem Laub verunreinigt wird. Nichtsdeſtoweniger haben die Eingebornen eine abergläubiſche Furcht vor dem See, da ſie ihn für den Aufenthalt von böſen Geiſtern halten, die aalförmig, ſo dick wie Palmenſtämme und mehrere Klafter lang, deſſen Gewäſſer durchſtreichen. Der Verſuch der Amerikaner ihn zu unterſuchen wurde für eine ſolche Verwegenheit gehalten, daß ihre Führer ſie verließen, um nicht gleichfalls die Rache der Geiſter auf ſich zu laden. Die Aale ſollten ſo grimmig ſein, daß ſie eines Mannes Bein abzubeißen vermöchten; Dana fand jedoch im See weder Aale, noch irgend andere Fiſche und kam vollſtändig ungebiſſen davon, wie ſo mancher, der es wagt dem Aberglauben eine kühne Stirn zu bieten.

Savaii, die größte Inſel der Gruppe, beſteht eigentlich nur aus einem einzigen 8 Meilen langen und 2 bis 3 Meilen breiten vulkaniſchen Berge. Das Land ſteigt ſehr allmälig von der See aufwärts und erreicht faſt im Mittelpunkt der Inſel ſeine größte Höhe, die von Dana auf 6000 Fuß geſchätzt wird. Viele kleine Kegel, die Ueberreſte früherer Ausbrüche, bedecken die Abhänge des Berges, den an der Oſtſeite einige breite und tiefe Thäler durchfurchen.

Die unterirdiſchen Feuer, die einſt auf der Inſelreihe zum Ausbruch kamen, ſind zuletzt auf Savaii erloſchen, denn viele der Krater haben ein ziemlich junges Ausſehen und ungeheuere Lavaſtröme von verhältnißmäßig geringem Alter können auf der Oberfläche verfolgt werden. Mit Ausnahme dieſer unfruchtbaren Felder iſt die ganze Inſel, ſo wie Opolou, jedoch weniger dicht, mit einem einzigen großen Walde bedeckt, der nicht nur die Abhänge, ſondern auch die kleinen paraſitiſchen Kegel von innen und außen bekleidet. Bäche fehlen faſt gänzlich wegen der poröſen Natur des Geſteins, welches die fallenden Regengüſſe verſchluckt, die tiefer unten am Meeresufer als Quellen hervorſprudeln, während auf Opolou und Tutuila — den Perlen der Gruppe — zahlreiche Bäche durch die Thäler und Schluchten herabrauſchen. Daher iſt denn auch die Vegetation minder üppig auf Savaii, während auf den beiden letztgenannten Inſeln durchaus kein offenes Weideland vorkommt und die am Meeresufer ſich hinziehenden Cocos- und Bananenpflanzungen der Eingebornen unmittelbar an den Urwald ſtoßen. Dem Mangel an Flüſſen iſt es wahrſcheinlich auch zuzuſchreiben, daß keine größere Oeffnungen durch das äußere Korallenriff führen, welches den größten Theil Savaii's umſäumt, und da auf dieſe Weiſe europäiſche Schiffe vom Verkehr mit der Inſel ausgeſchloſſen ſind, haben die urſprünglichen Sitten ſich hier auch reiner erhalten.

Die Bergabhänge Opolou's ſind von ungleichartigem Character. Im mittleren Theil der länglichen und ſchmalen Inſel, vorzüglich an der Nordſeite, ſind ſie ſchroff und eckig, von tiefen Thälern durchfurcht oder ſteile Mauern bildend, von deren Zinnen zahlreiche kleine Waſſerfälle wie Silberfäden herabrieſeln. Hohe Felſenwände ſteigen unmittelbar vom Meere empor und bilden große, tief in's Land einſchneidende Buchten oder Fiorde. Im weſtlichen und öſtlichen Theil der Inſel hingegen ſind die Abhänge flacher und die Ufer ſanfter wellenförmig. Statt der langen vorſpringenden Spitzen, die in zerriſſene Felſen ausgehen, wird hier das Meer von niederen Ebenen begrenzt, die allmälig und faſt unmerklich zum Bergrücken emporſteigen. Auch fehlen faſt gänzlich die zahlreichen Bäche, welche den mittleren Theil der Inſel durchſchlängeln, wegen des zelligen Charakters des vulkaniſchen Geſteins und der vielen Höhlungen und Gänge, die unter dem Boden ſich fortziehen. Die verſchluckten Gewäſſer ſprudeln auch hier als Quellen am Ufer hervor und bilden nicht ſelten große Becken, in welchen die Eingebornen das Vergnügen eines erfriſchenden Bades genießen. Mehrere Bäche fließen

eine Zeit lang in den Bergen und verſinken dann plötzlich in die Erde, um ſpäter erſt im Meere wieder hervorzuquellen.

Dieſelbe Erſcheinung kommt übrigens an vielen andern Küſten vor, überall, wo die Natur des Geſteins ſie auf gleiche Weiſe begünſtigt. Am engliſchen Geſtade ſieht man an mehreren Stellen das ſüße Waſſer auf dem von der weichenden Fluth verlaſſenen Strande hervorſprudeln. Im Golf von Spezzia befindet ſich eine bedeutende Quelle; eine andere im Hafen von Syracus, und Plinius erzählt, daß die Bewohner des alten Aradus ihr Trinkwaſſer von einem unterſeeiſchen Brunnen erhielten, der fünfzig Klafter tief unter der bitteren Salzfluth aus dem Meeresboden floß. Unſer unſterblicher Humboldt macht uns in ſeinen Anſichten der Natur mit einer noch merkwürdigeren Quelle dieſer Art bekannt, die 2 oder 3 Meilen von der ſüdlichen Küſte von Cuba mit ſolcher Gewalt das darüber ſich wälzende Salzwaſſer zertheilt, daß Boote, die der Stelle ſich nähern, große Vorſicht anwenden müſſen, um nicht von dem kochenden Sprudel überwältigt zu werden, und Handelsſchiffe nicht ſelten den Ort aufſuchen, um ſeltſamer Weiſe mitten im Ocean ſich mit einem Vorrath ſüßen Waſſers zu verſehen. Dort kommen merkwürdiger Weiſe auch Seekühe vor, die ſonſt nur an den Mündungen der ſüdamerikaniſchen Flüſſe oder weiter den Strom hinauf gefunden werden und deren Anweſenheit die Aufmerkſamkeit der Seefahrer wohl zuerſt auf jenes merkwürdige Phänomen gelenkt haben mag.

Im weſtlichen Theile Opolou's iſt der Boden dermaßen unterhöhlt, daß dumpfe Töne oft unter dem Fuß des Wanderers erklingen. Einer dieſer unterirdiſchen Gänge hat, ungefähr anderthalb engliſche Meilen vom Meer, einen ſenkrechten Eingang, der wahrſcheinlich durch das Einſtürzen der Decke entſtanden iſt. Die Höhle bildet ein regelmäßiges 15 Fuß breites und 8 Fuß hohes Gewölbe, welches in ſüdöſtlicher Richtung ſich nach der See hinabſenkt und 908 Fuß weit verfolgt werden kann, wo das Waſſer die Decke erreicht und aller ferneren Unterſuchung ein Ende macht. Die Decke, die Wände und der Boden dieſer Lavahöhle ſind an manchen Stellen mit weißlichen oder gelblichweißen Incruſtationen bedeckt, einer Bildung des durchſickernden Waſſers. Bergaufwärts läßt ſich die Höhle ebenfalls, vom Eingange aus, eine Strecke weit verfolgen. Sie dient zahlreichen Schwalben zum Brüteplatz und man ſieht die Vögel beſtändig ein- und ausfliegen. Die aus Moos zuſammengeleimten Neſter bedecken alle Vorſprünge des Gewölbes.

Dieſe und alle ähnliche Höhlen ſcheinen dadurch entſtanden zu ſein, daß, nachdem die Außenrinde der von den Bergen herabfließenden Lavaſtröme bereits abgekühlt und verhärtet war, der noch flüſſige Einſchluß ſeinen Weg weiter fortſetzte und auf dieſe Weiſe einen natürlichen Tunnel bildete. Aehnliche vulkaniſche Grotten finden ſich auch am Aetna, am Mauna Loa und andern feuerſpeienden Bergen.

Weſtwärts von Opolou und von demſelben Korallenriff umſchloſſen liegt die kleine Inſel Manono, die allmälig zu einer Centralhöhe von 400 Fuß emporſteigt. Sie bildet einen fortlaufenden Hain von einem Ende zum andern und ernährt eine zahlreiche Bevölkerung. Trotz ihres geringen Umfanges hatte ſie früher einen überwiegenden politiſchen Einfluß über die ganze Gruppe, den ſie beſonders dem Beſitz der natürlichen Feſtung Apolima verdankte, eines zwiſchen ihr und Savaii liegenden Felſeneilandes. Apolima iſt offenbar ein erloſchener Krater. Ringsherum ſteigt es ſenkrecht aus dem Meere, nur einen einzigen Punct an der Nordſeite ausgenommen, wo der eingeſtürzte Kraterrand das Waſſer in eine kleine Bucht einläßt, die einen ſicheren Hafen gewährt. Der Eingang in dieſes Becken läßt ſich leicht gegen einen jeden feindlichen Angriff vertheidigen, denn er iſt nur bei völlig ruhigem Meere gefahrlos und ſo ſchmal, daß nur eine einzige Piroge auf ein Mal einlaufen kann. Von dieſem inneren Hafen ſteigen die Ufer unter einem ziemlich ſteilen Winkel bis zum Rande des Keſſels empor, der an der Südſeite ſich 472 Fuß über dem Meeresſpiegel erhebt. Die ſenkrechten der Brandung zugewandten Klippen an der Außenſeite ſind natürlich ohne alle Vegetation, ſonſt iſt das ganze Eiland mit Cocos-, Brodfrucht- und andern Bäumen, oder mit Taro- und Ignamen-Pflanzungen bedeckt. Nach dieſer Beſchreibung wird man leicht einſehen, welche Vortheile den Inſulanern von Manono eine ſolche uneinnehmbare Feſte gewährte, wo ſie in Zeiten der Noth eine ſichere Zuflucht fanden, und aus welcher ſie dann ſpäter, wenn die Wuth des Feindes ſich gelegt hatte, oder Zwietracht und Unentſchloſſenheit ihn ſchwächten, mit unverminderter Kraft wieder hervorbrechen konnten.

Die Inſel Manua hat die Form eines regelmäßigen Domes und ſteigt an den meiſten Stellen ſenkrecht aus dem Waſſer bis zur Höhe von 300 oder 400 Fuß, worauf bis zum 2500 Fuß hohen Gipfel die Erhebung des Landes ſanfter und ebener erſcheint. Die Inſel hat 16 Seemeilen im Umkreiſe und iſt mit einer üppigen Vegetation geſchmückt. In der Nähe befinden ſich die kleinen Eilande Oſou und Oloſinga. Letztere iſt eigentlich nur

ein ſchmaler Felſenrand, etwa eine halbe Meile lang, mit faſt ſenkrecht aufſteigenden Wänden. Der ungefähr 500 Ellen breite bewohnbare Landſtreifen iſt dicht mit Cocosnuß- und Brodfruchtbäumen bewachſen

Tutuila, deſſen höchſter Gipfel ſich 2327 Fuß über den Meeresſpiegel erhebt, bietet dieſelben allgemeinen Züge wie Tahiti, aber in einem geringeren Maßſtabe dar. Die ſchöne Inſel iſt etwa ſiebzehn Meilen lang und mißt fünf Seemeilen in ihrer größten Breite. Die Bergrücken des Hochlandes ſind ſteil ſcharfkantig und ſteigen oft in ſenkrechten, 300 bis 400 Fuß hohen Mauern aus den Fluthen empor. Ueber dieſe Wände hinaus iſt die Oberfläche des Landes bis zu den höchſten Gipfeln mit einer prachtvollen Vegetation bedeckt, deren üppiger Wachsthum durch die zahlreichen Bäche begünſtigt wird, die überall von den Bergen herabrieſeln. Dort, wo die Thäler ausmünden, hat ſich gewöhnlich ein außerordentlich fruchtbares Flachland gebildet, welches zuweilen faſt drei Meilen weit landeinwärts ſich erſtreckt ehe es den Fuß des Hochgebirges erreicht.

Die Inſel hat viele gute Häfen und Buchten an der Nordſeite, wo die einlaufenden Schiffe einen Vorrath an Holz, Waſſer und Lebensmitteln einnehmen können. Der beſte und ſicherſte Hafen jedoch iſt der von Pago-pago an der Südſeite, der ſich ſo tief in's Innere erſtreckt, daß er die Inſel faſt durchſchneidet. Wilkes ſchildert uns die Bucht als eine der merkwürdigſten von ganz Polyneſien. Die Küſte in der Nähe hat ein beſonders ſchroffes Ausſehen, ohne Spur von Einſchnitten, und der ſchmale Eingang iſt nicht leicht zu erkennen, ſo daß man hier am allerwenigſten einen Zufluchtsort für Schiffe erwarten ſollte. Iſt man jedoch durch den engen Hals gedrungen, ſo erweitert ſich das Binnenwaſſer in Form einer rechtwinklich gekrümmten Retorte. Unzugängliche Steilmauern, 800 bis 1000 Fuß hoch, unten kahl und höher hinauf üppig bewachſen, umſchließen von allen Seiten die Bucht, deren ſchmaler Flachrand mit ſchönen Pflanzungen und ſchlanken Cocoshainen bedeckt, eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung ernährt und auch fremde Schiffe mit Lebensmitteln verſorgt. Doch wird Pago-pago weniger von den Walfängern beſucht, als Apia an der Nordküſte von Opolou, denn obgleich äußerſt leicht zugänglich, hält es außerordentlich ſchwer, den Hafen zu verlaſſen wegen des Südoſtpaſſats, der geradezu in den Eingang bläſt, ſo daß ein Schiff oft erſt nach vielſtündigem Laviren wieder in die offene See zu ſtechen vermag. Während der nach Apia ſteuernde Seefahrer längs der Küſte der ſchönen Inſel hinfährt, erfreut er ſich einer reizenden Reihen-

folge von lieblichen Buchten und volkreichen Dörfern. Dieſe ſind gewöhnlich auf den vorſpringenden Landzungen erbaut, von prächtigen Cocoshainen umgeben und häufig von klaren Bächen durchrieſelt, die nicht ſelten von den benachbarten Bergen als rauſchende Waſſerfälle ſich herabſtürzen. Die vom Strande aus ſanft aufſteigenden Bergabhänge ſind überall culturfähig, wodurch Opolou einen großen für die Zukunft viel verſprechenden Vorzug vor Tahiti erhält, welches dem Anbau nur einen verhältnißmäßig ſchmalen Uferrand und einzelne Thalgründe darbietet, während das ſteil aufſteigende Binnenland der Cultur ſtets die größten Hinderniſſe entgegenſetzen oder den Anbau wohl gar völlig unmöglich machen wird.

Das Klima der Samoa-Gruppe iſt veränderlich und das Wetter oft unfreundlich, beſonders in den Wintermonaten, wo gewaltige Regengüſſe herabſtrömen. Auch kommen mitunter verheerende Orkane vor, welche die Brodfruchtbäume zerſtören, die hohen Cocospalmen entwurzeln und die einfachen Hütten zertrümmern. Die Luft iſt feuchter und die mittlere Temperatur wärmer als auf den Geſellſchaftsinſeln, wodurch eine noch üppigere Vegetation erzeugt wird.

Auf Opolou ſcheinen die Wälder dunkler belaubt als in Braſilien. Die Bäume verzweigen ſich erſt in der Nähe des Gipfels, wodurch die Nachforſchungen der Botaniker erſchwert werden. Die Stämme und ſogar die Kronen ſind oft bis zu den Endzweigen mit einem dichten Polſter von Pfefferarten, Flagellarien und anderen Schlingpflanzen bedeckt, und zahlreiche Farne und Pothosgewächſe umkleiden den Fuß der Waldrieſen. Bunte Blumen werden faſt überall in dieſen Urforſten vermißt, die meiſten Blüthen ſind weiß oder haben eine grauliche Färbung, wahrſcheinlich weil die Sonnenſtrahlen das dichte Laubdach nur ſelten zu durchbrechen vermögen. Unter den Bäumen zieht eine Banianenart, von den Eingebornen Ohwa genannt (Ficus religiosa) vorzüglich die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich. Man findet Exemplare, deren Luftwurzeln zu tauſenden von einem Zoll bis zu zwei Fuß im Durchmeſſer ſich in den Boden ſenken, ſich in einer Höhe von mehr als 80 Fuß zum Hauptſtamm vereinigen und ein ungeheures Dach von horizontalen Aeſten tragen, welches ſchirmartig ſich über die Gipfel der andern Bäume ausbreitet. Zu den bemerkenswertheſten Gewächſen gehören auch noch eine Cerberaart mit prachtvollen Trauben weißer wohlriechender Blüthen, aus deren klebrigem Saft vielleicht Caoutchouc zu gewinnen wäre, und eine Urticee, vor welcher die Eingebornen eine große Furcht hegen, da

das Berühren der ätzenden Blätter einen ſchmerzhaften Ausſchlag hervorbringt, beſonders wenn die Haut feucht war. Dieſes Gewächs kommt nicht auf Tahiti vor.

Bambuſen und das wilde Zuckerrohr ſind ſehr häufig; letzteres wird zum Dachdecken benutzt. Auch der wilde Ingwer wächſt überall in den Wäldern. Die Baumfarren ſind nicht ſo zahlreich als auf Tahiti, erreichen aber eine bedeutendere Größe. Das verſchiedenartige Laub der Palmen ertheilt der Landſchaft einen üppigen Charakter, und hundert Fuß lange Rottange (Flagelarien) durchſchlängeln die hohen Baumkronen. Zwei verſchiedene Arten des wilden Muskatnußbaumes kommen vor und erregen die Aufmerkſamkeit durch ihre in regelmäßigen Abſtänden quirlförmig hervorwachſenden Aeſte.

Im Ganzen nähert ſich der Charakter der Vegetation mehr dem oſtindiſchen als dem der Geſellſchaftsinſeln, und die blätterloſen Akacien erinnern an Neu-Holland. Angebaut werden: die Brodfrucht, von der es mehr als zwanzig Spielarten gibt; die Cocospalme, der Tibaum (Dracaena), überhaupt alle Kulturpflanzen, die bereits bei der Beſchreibung Tahitis erwähnt worden ſind. Die Orangen und Citronen ſind von vorzüglicher Güte und verſprechen ein bedeutender Ausfuhrartikel zu werden. Auch bemühen ſich die Miſſionare die Cultur des Zuckerrohrs einzuführen.

Außer den cosmopolitiſchen Ratten und einem großen fliegenden Hunde (Pteropus ruficollis), der den Brodfrüchten ſehr nachſtellt, gibt es auf Samoa keine urſprünglich einheimiſchen Säugethiere. Schweine und Rinder ſind jetzt im Ueberfluß vorhanden und verſorgen reichlich die einlaufenden Schiffe. Auch das Pferd iſt neuerdings auf Opolou eingeführt worden.

Die Taube wird als heilig angeſehen und nicht als Speiſe benutzt. Merkwürdig iſt es, daß von den zahlreichen Spielarten dieſes Vogels keine unter den auf Tahiti vorkommenden Varietäten ſich wiederfindet. Den Häuptlingen dienen die Tauben zum beliebten Zeitvertreib, indem man ſie mit einem etwa zwölf Fuß langen Bindfaden an einen Stock befeſtigt. Man lehrt ſie vom Stocke wegfliegen und wieder darauf zurückkehren und eine gut eingeſchulte Taube wird vom Eigenthümer mit demſelben Wohlgefallen zur Schau geſtellt, wie etwa bei uns ein mit überflüſſiger Zeit verſehener Junker oder Student am Lobe ſich ergötzt, welches den Künſten ſeines vortrefflich abgerichteten Pudels geſpendet wird.

Ein ähnliches Spiel mit Sperlingen und Finken iſt auch bei den Kindern in Flandern ſehr beliebt, und es iſt merkwürdig genug daſſelbe Vergnügen, an welchem die Knaben und Mädchen an den ſchlammigen Ufern der Schelde ſich erfreuen, bei den erwachſenen Kindern am Palmengeſtade Opolou's wieder zu finden.

Schlangen ſollen in den Wäldern Samoa's vorkommen und giftige Hydrophiden durchgleiten die benachbarten Gewäſſer.

Der ſehr ergiebige Fiſchfang wird auf verſchiedene Weiſe betrieben. So wie es auch auf den weit entfernten Koralleninſeln geſchieht, ſtellen die Weiber Fangkörbe auf den Riffen in der Nähe der Aushöhlungen, welche den Fiſchen als Zuflucht dienen. Auch werden ſie bei Fackelſchein geſpeert und in dem tieferen Waſſer mit der Angel gefangen. Unter den Meerfiſchen ſind die Seebarben die häufigſten und oft ſieht man ſie von Boniten oder Haifiſchen verfolgt, ſchaarenweiſe aus dem Waſſer ſpringen.

Die Samoer ſind ein herrlicher Menſchenſchlag; die Männer groß, ſtark, kühn, würdevoll, ernſthaft wie die Tonganer, der einzige polyneſiſche Stamm, dem ſie an äußerer Schönheit nachſtehen. Der Bau der Weiber iſt etwas zu ſtämmig, doch ſind hübſche Geſichter nichts ſeltenes unter den jungen Mädchen und der Reiz einer gewiſſen Schamhaftigkeit erhöht das Wohlgefallen, welches der angenehme Geſichtsausdruck erweckt. Ueberhaupt iſt die ausſchweifende Lebensart, die den Südſeeinſulanern vorgeworfen wird, mehr auf die öſtlichen Gruppen (Tahiti, Marqueſas, Hawaii) beſchränkt, während die edleren Volksſtämme von Samoa und Tonga ſich durch größere Sittlichkeit auszeichnen. Schon frühere Seefahrer fanden auf Samoa und Tonga eine Höflichkeit, wie ſie vielleicht bei keinen andern Naturvölkern beſteht. Als D'Urville der Frau eines Häuptlings ein kleines Geſchenk überreichte, freute er ſich über den gefälligen Anſtand, womit ſie ihm nach tonganiſcher Weiſe dankte, indem ſie den Gegenſtand über ihren Kopf hob und ſich dann leicht und anmuthig verneigte. Die Frauen wurden gut behandelt und beſchäftigten ſich nur mit ſolchen Arbeiten, die ihrem Geſchlechte zukommen. Die Eltern gaben ihren Töchtern keine Mitgift, ſondern erwarteten Bezahlung vom Eidam. Ehebruch fand ſehr ſelten ſtatt und wurde mit dem Tode beſtraft.

Als im vorigen Jahrhundert die Inſeln zuerſt entdeckt wurden, ward der Charakter der Samoer in Folge ihres mörderiſchen Anfalls auf einen Theil der Gefährten von La Peyrouſe als beſonders wild und verrätheriſch verſchrieen; ſpätere Seefahrer fanden ſie jedoch nicht weniger gaſtfrei und

gutmüthig als die Bewohner von Hawaii oder Tahiti. Beide Geſchlechter erweiſen ihren Kindern große Zärtlichkeit und Liebe, und das Alter ſteht in ſolcher Achtung, daß nur Männer von reiferen Jahren an den Fonos oder berathenden Verſammlungen Theil nehmen. Als Fehler wirft man den Samoern Trägheit, Habſucht, Veränderlichkeit und Neigung zum Betruge vor.

Wenn die Häuptlinge ihren Beſuchern Geſchenke freigebig anbieten, ſo ſind ſie auf der andern Hand durchaus nicht blöde, um alles zu bitten, was ſie ſehen. An Bord des „Vincennes“ fingen ſie gewöhnlich ihre Betteleien mit den Matroſen an, um mit den höchſten Officieren zu enden, und hatten ſie auf dieſe Weiſe ſo viel erlangt, wie ſie nur konnten, verließen ſie das Schiff, die Amerikaner verſpottend, weil dieſe ſie ſo reichlich beſchenkt hatten.

Oft wurde Walpole beim Spazierengehen (Four Years in the Pacific) von irgend einem Häuptling angeredet, der ſich ihm mit wichtiger Miene näherte, doch nur um ihn um — ſeinen Hut, ſeinen Degen oder ſeine Handſchuhe — zu bitten. Die rundweg abſchlägige Antwort des Lieutenants verringerte indeſſen durchaus nicht die Freundlichkeit des polyneſiſchen Bettlers, und als dem edlen Samoer bemerkt wurde, daß er doch unmöglich die Gewährung ſeiner Bitte habe erwarten können, erwiederte derſelbe ganz einfach, daß er durch Fragen, die ihm ohnedieß nichts koſteten, wenigſtens die Möglichkeit, das Erwünſchte zu erhalten, ſich eröffne, während Stillſchweigen von vorn herein alle Hoffnungen dazu benehme.

An Kunſtfertigkeit ſtanden die Samoer vielleicht nur den Tahitiern und Tongarern nach. Im Flechten von Matten, die jetzt vielleicht ſchon größtentheils durch engliſche Kattune verdrängt worden ſind, waren die Frauen außerordentlich geſchickt. Obgleich der gewöhnliche Anzug in einem Gürtel von Dracaenablättern beſtand, der um die Lenden gebunden, an den Schenkeln herabreichte, ſo trugen die Frauen doch auch häufig lange, weiße, zottige Mäntel, die ſie aus den Faſern des Hibiscus webten. Die feinſten und ſchönſten Matten jedoch, die mit einem Saum von rothen Federn geziert und ſo weich waren, daß ſie ſich wie Baumwolle anfühlen ließen, wurden nur bei großen Feſten von den Häuptlingen als Mäntel getragen. Sie machten zugleich deren werthvollſtes Eigenthum aus, denn zu ihrer Verfertigung waren oft über anderthalb Jahre erforderlich. Sie vererbten ſich als Familienkleinode von Vater auf Sohn, und um ſie zu gewinnen, wurden in früheren Zeiten nicht ſelten blutige Kriege geführt.

Wenn die Frauen ſich durch ihre Kunſtfertigkeit in weiblichen Handarbeiten auszeichneten, ſo waren die Männer nicht minder geſchickt im Schiff- und Häuſerbau. Die größten Pirogen hatten eine Länge von 60 Fuß und konnten 10 bis 12 Perſonen faſſen. Sie beſtanden aus verſchiedenen, ſo ſorgfältig mit einander verbundenen Stücken, daß es oft einer genauen Unterſuchung bedurfte, ehe man an der Außenſeite die Fugen entdecken konnte. Statt der Nägel dienten Bindfäden aus Cocosnußbaſt, um die Planken zu einem Ganzen zu verbinden, und das Harz des Brodfruchtbaumes auf die Ränder geſtrichen, verhinderte das Leckwerden des Fahrzeuges, deſſen kunſtreicher Bau um ſo merkwürdiger erſcheint, wenn wir den Mangel an allen eiſernen Werkzeugen bedenken.

An beiden Enden des ſchmalen zugeſpitzten Bootes war ein kleines Verdeck, auf deſſen Mittellinie eine Reihe von Erhabenheiten oder Pflöcken ſich erhob, auf welchen die großen weißen Muſchelſchalen der Cypraea ovula als Zierrath angebracht waren. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Ausleger nicht fehlte; und zum Auffangen des Windes diente ein dreieckiges, an die 10 Fuß langes aus Pandanusblättern geflochtenes Segel mit dem kleinſten Winkel nach unten. So flog vom Paſſate getrieben, oder durch Schaufelruder fortgeſchnellt das leicht bewegliche Canot dahin — ein Meiſterſtück in ſeiner Art, wie die Baidare des nordiſchen Aleiiten. Doppelcanots wurden nicht auf der Gruppe erbaut ſondern von Tonga oder Fidſchi eingeführt.

Eine nicht geringere Sorgfalt wurde auf den Bau der Hütten und namentlich der großen Fale-teles oder Verſammlungshäuſer verwendet, die ebenfalls zur Aufnahme von fremden Gäſten dienten. Das an die 30 Fuß hohe Dach, zierlich mit Zuckerrohr- oder Pandanusblättern bedeckt, ruhte in der Mitte auf drei mächtigen Brodfruchtbaumſtämmen und ringsherum auf niedrigen, ungefähr 3 Fuß von einander abſtehenden Pfoſten. Die Dachſparren künſtlich und regelmäßig mit Bindfäden aus Cocosnußbaſt unter einander verbunden, beſtanden gewöhnlich aus dem leichten und dauerhaften Holze des Hibiscus, und die zahlreichen Querbalken, welche den hohen Bau befeſtigten, dienten zugleich als Niederlagen für Tapatuchvorräthe, Matten und ſonſtiges Eigenthum. Zuweilen fand dort auch das Lieblingscanot des Häuptlings ſeinen Platz. Die kleineren Häuſer hatten gewöhnlich geſchloſſene Seiten; bei den Fale-teles ſtanden dieſelben ringsherum offen, doch konnte man ſie nach Belieben mit Matten verſperren. Der Boden war mit Steinen, etwa von der Größe eines kleinen Eies belegt und um das ganze Gebäude

lief gewöhnlich eine drei Fuß breite gepflasterte Terrasse. Ungefähr die Hälfte des inneren Raumes war mit groben Matten bedeckt, über welche dann feinere, die man nach dem jedesmaligen Gebrauch wieder aufrollte gelegt wurden. An den Pfeilern hingen Körbe und Cocosnußschalen, die als Wasserkrüge dienten. Zur Nachtzeit war jeder Schläfer mit einem Vorhang versehen, der zeltartig von einem Querpfosten oder Seil herabhängend die lästigen Mosquitos abhielt. An einer und zuweilen an beiden Seiten des mittelsten Stützbalkens befand sich ein kleiner zirkelförmiger Heerd von größeren Steinen eingefaßt, in welchem die getrockneten Cocosnußblätter verbrannt wurden, die zur nächtlichen Beleuchtung dienten. Zu demselben Zwecke benutzte man ebenfalls wie auf Tahiti die Nüsse der Aleurites triloba, die auf einem dünnen Stäbchen aufgespießt, der Reihe nach abgebrannt wurden. Die Betrachtung eines solchen Gebäudes konnte nicht anders als eine höchst vortheilhafte Meinung vom Fleiß und von der Kunstfertigkeit der Samoer erwecken, und es ist gewiß zu bedauern, daß durch den wachsenden Einfluß der Weißen, der überall in Polynesien die alten Sitten, Gebräuche und Industrieen verdrängt, auch der ursprüngliche meisterhafte Pirogen- und Häuserbau zu Grunde geht.

Die Inseln der Samoa Gruppe werden nicht von Königen regiert, sondern von einer hohen Aristokratie erblicher Häuptlinge, deren Versammlung oder fono, den Gang der öffentlichen Angelegenheiten bestimmt. Nach den großen vornehmen Familien folgen im Range die kleinen Dorfhäuptlinge, und auf diese die tutafales oder geringeren Grundbesitzer — eine Classe die zwischen dem Adel und dem Volke steht, großen Einfluß besitzt, mit ihrem Rath den Häuptlingen an die Hand geht und deren Befehle vollstreckt. Das gemeine niedriggeborene Volk hat als Classe keinen besondern Namen, und wenn ein Vornehmer davon spricht, ist es stets nur mit einem verächtlichen Beiwort. Der Stolz der Geburt verband sich übrigens mit dem schönen Grundsatz, dem einzigen, der ihn allenfalls rechtfertigen konnte, den Ruhm der Vorfahren von allem Makel frei zu erhalten, und unbefleckt den Nachkommen zu überliefern.

Kriege pflegten sehr häufig auf Samoa zu herrschen, wie es bei dem Mangel einer mächtigen Centralgewalt nicht anders zu erwarten stand. Sie wurden mit derselben Wuth, derselben Grausamkeit wie auf Tahiti und den andern Gruppen geführt, und die Besiegten mußten vom Olo oder der Bergfeste, wohin sie, um sich vor der günzlichen Vernichtung zu retten, geflüchtet

waren, ihre Häuſer in Flammen aufgehen, und ihre Cocos- und Brodfruchthaine verwüſtet ſehen. Die Waffen beſtanden aus Lanzen und Keulen vom harten Caſuarinenholz. Erſtere waren mit Spitzen aus Rochenſtacheln verſehen, von welchen es hieß, daß wenn ſie in der Wunde abbrachen, der Tod unvermeidlich war. Des Bogens und verſchiedenartiger zugeſpitzter oder kleiner abgeſtumpfter Pfeile bediente man ſich nur um allenfalls einen fliegenden Hund von einem Fruchtbaum herabzuſchießen oder eine Taube betäubt zur Erde zu bringen, ohne ſie zu tödten.

So wie die ſchöne Helena die Veranlaſſung zum erſten Kriege gab, den die Dichtkunſt beſang, ſo verdankten auch die Fehden auf Samoa nicht ſelten ihren Urſprung einer ihrem Gemahl entlaufenen oder entführten Dame. Es kam zuweilen vor, daß in Folge häuslicher Uneinigkeit Frauen mit Hülfe zweier hohlen Cocosnüſſe von Opolou nach Savaii ſchwammen — was noch mehr heißen will, als wie Leander oder Byron über den Hellespont zu ſetzen. Pickering erzählt uns von einer ſolchen Schwimmerin die drei Tage im Waſſer blieb.

Die Samoer erkannten einen Hauptgott Tangaloa, doch huldigten ſie ihm weit weniger als ihren Kriegsgöttern Tamafarga, Sinleo und Onafanua. Der erſte ſchürte die Kriegsflamme an, der zweite führte die Streiter in's Gefecht, der dritte ermuthigte ſie während der Schlacht. So ſehen wir das helleniſche Kleeblatt Eris, Mars und Bellona unter andern Namen über Samoa herrſchen. Mafuiè war der Gott der Erdbeben und ſo wie ſein griechiſcher Vetter Vulkan mit einem Beine hinkte, ſo hatte dieſer Mafuiè nur einen Arm. Wenn die Erde von unterirdiſchen Stößen erſchüttert wurde, was noch immer auf den Inſeln vorkommt, obgleich kein Fall bekannt iſt, daß die Stöße Schaden angerichtet hätten; ſo riefen die Eingebornen aus: „Großen Dank, daß Mafuiè nur einen Arm beſitzt, denn hätte er deren zwei, ſo würde er das Land aus einander ſchütteln."

Der Gott Safu ſtützte die Erde und von Meſua, Faana, Tinitini und Lamamau den Göttern des Blitzes, des Regens und des Orkans hieß es, daß ſie ihren Wohnſitz auf einer nach Weſten liegenden Inſel hätten, da von jener Richtung das ſchlechte Wetter nach Samoa kommt. Außerdem gab es noch eine Menge kleiner Götter, ſo daß der ſamoiſche Olymp wie der polyneſiſche überhaupt nicht minder reich bevölkert war, als der des alten Griechenlands. Den verſchiedenen Gottheiten waren beſondere Vierfüßer, Reptilien, Fiſche und Vögel gewidmet, ſo wie der ſtolze Pfau der herriſchen

Juno oder die nachdenkliche Eule der weisen Minerva. In einigen Distrikten wurden auch leblose Gegenstände verehrt, unter andern die behauenen Stein- oder Holzblöcke, die dem Andenken der angesehensten Häuptlinge geweiht waren.

Die samoische Sage von der Schöpfung ist merkwürdig genug, um angeführt zu werden, und unterscheidet sich wesentlich von der Cosmogonie der westlicheren Gruppen, nach welcher die Länder an einer Angel aus dem Abgrunde des Meeres herausgefischt wurden. Tangaloa, der große Gott der im Himmel wohnt, schickte den Vogel Tuli, eine Art Schnepfe, seine Tochter herab, um zu sehen, wie es dort unten zugehe. Sie brachte die Nachricht zurück, daß sie nichts als das Meer gefunden habe. Hierauf rollte Tangaloa einen Stein vom Himmel herab, der Savaii bildete; einen andern, aus welchem Opolou entstand, und so fort bis endlich die ganze Inselgruppe aus den Meeresfluthen sich erhob.

Dieses genügte jedoch nicht dem Vogel Tuli, der wiederum zum Vater hinaufflog, und ihn um Bewohner für die neugebildeten Länder bat. Hierauf befahl Tangaloa den wilden fue-fue Strauch zu pflanzen, ihn später auszureißen und auf einen Haufen zu werfen, woraus die Würmer entstanden. Diesen wurden dann später durch Tuli Geister einverleibt, so daß sie zu Mann und Weib sich herausbildeten. So fanden die alten semitischen oder orientalischen Sagen von der Entstehung des Menschen ihren Wiederhall auf den weit entfernten Inseln des großen Oceans.

Die Begriffe von einem künftigen Dasein waren, wie sich's nicht anders erwarten läßt, höchst dunkel und unbestimmt. Das Elysium der Häuptlinge befand sich auf Bulotu, einer westlichen Insel, dem Wohnort der Götter, die mit allen Vorzügen und Reizen geschmückt war, welche die Phantasie auch sonstwo dem Aufenthalt der Seligen andichtet.

Es herrschte eine große Furcht vor den Aitus, den Geistern der Abgeschiedenen, die zu nächtlicher Weile um ihre früheren Wohnsitze umherirren sollten, so daß kein Samoer sich nach Sonnenuntergang herauswagte, ohne eine brennende Fackel zu tragen.

Wie auf den übrigen Gruppen glaubte man auch hier an gute und schlechte Vorbedeutungen. Wenn der schwarze Storch oder Matu vor einem Kriegerzuge in derselben Richtung herflog, galt es für ein Zeichen des Gelingens, im entgegengesetzten Fall mußte man sich auf Unglück gefaßt machen.

Ein verſchleierter Mond, eine beſonders helle Sternennacht, ein Comet bedeuteten ſtets den Tod eines Häuptlings, und der friedliche Regenbogen der Bibel galt hier als Zeichen des Krieges.

Das Gequiek der Ratzen war von ungünſtiger Vorbedeutung und wenn ein Mitglied einer Reiſegeſellſchaft unglücklicher Weiſe nieſte, kehrte man augenblicklich wieder um.

Die ſanfte wohlklingende Sprache der Samoer iſt der einzige polyneſiſche Dialect, in welchem das s vorkommt, doch genügten den Miſſionaren vierzehn Buchſtaben um alle Laute dieſer Mundart ſchriftlich zu bezeichnen. Wenn die Samoer die Worte einer andern Sprache ausſprechen wollen, ſo ſagen ſie L für R, S für H und P für B. Das G wird durch die Naſe geſprochen. Das Samoiſche hat faſt dieſelbe Conſtruction wie das Tahitiſche, doch wird es von den Eingebornen der Geſellſchaftsinſeln nicht leicht verſtanden, auch ſollen dieſe es nie gut ſprechen lernen, weil, wie die Samoer behaupten, „ihre Kinnladen zu ſteif ſind."

Es läßt ſich erwarten, daß ein kräftiges lebensluſtiges Volk, dem die freigebige Natur und die glückliche Milde eines ſonnigen Himmels die ſaure Arbeit des Nordländers größtentheils erſpart, einen bedeutenden Theil ſeiner Zeit den geſelligen Vergnügungen widmen werde.

Wie die Tahitier brachte auch der Samoer manche Nächte mit Singen und Tanzen zu, und widmete wie jener die meiſten Stunden des Tages dem erfriſchenden Bade, dem angenehmen Schlafe nach der Mittagsmahlzeit oder verſchiedenartigen Spielen, bei welchen auf leichte gefällige Weiſe die Zeit verging. Tanz und Muſik ſind größtentheils ſeit Einführung des Chriſtenthums verſchwunden, doch mögen die urſprünglichen Spiele noch immer fortbeſtehen, da ſie nicht wie jene einen unſittlichen Charakter haben, oder mit den altheidniſchen Begriffen eng verflochten ſind.

Das beliebte Lupe Spiel iſt dem Mourro, dem gewöhnlichen Zeitvertreib des gemeinen Provençalen und Italieners auffallend ähnlich. Es wird von zwei Perſonen geſpielt, die ſich gegenüber ſitzen. Der eine hält ſeinem Gegner die geballte Fauſt vor, und ſtreckt dann ſchnell eine beliebige Anzahl Finger aus, zugleich mit dem Rücken der Hand auf die Matte ſchlagend. Wenn der Gegner nicht augenblicklich dieſelbe Anzahl Finger vorzeigt, verliert er einen Stich, und zehn Stiche entſcheiden das Spiel.

Lafo-litupa wird gleichfalls von zwei Perſonen geſpielt, die einige fünfzig Bohnen der Mimosa scandens vor ſich liegen haben. Jeder nimmt

vier dieſer Bohnen wirft ſie in die Luft und ſucht ſie auf dem Rücken der Hand aufzufangen. Wer die erſten hundert auffängt hat gewonnen.

Tane-fua wird von fünf oder ſechs Perſonen geſpielt. Acht Orangen werden ſchnell nach einander in die Luft geworfen, und durch Wiederauffangen und Wiederemporwerfen in beſtändiger Bewegung erhalten. Wer dreimal einen Ball fallen läßt, hat verloren.

Das beliebte Tui-muri wird ebenfalls von einer größeren Anzahl Perſonen geſpielt. Sie ſetzen ſich in einen Kreis und theilen ſich in zwei Parteien. Eine Orange hängt an einem Bindfaden mitten im Kreiſe, ungefähr zwei Fuß von der Erde und jeder Spieler iſt mit einem kleinen zugeſpitzten Stäbchen verſehen. Die Orange wird im Kreis herumgeſchwungen, und ſo wie ſie an ihm vorbeigeht, ſucht nun jeder ſie mit ſeinem Stäbchen zu durchbohren, dieſer mit Ungeſtüm, jener mit ſchlauer Kaltblütigkeit, zur großen Beluſtigung der Mitſpielenden. Die Partei gewinnt, der es zuerſt gelingt die Orange fünfzig Mal zu treffen. Man ſpielt am gewöhnlichſten für ein gebratenes Schwein, an deſſen Genuß nach vollendetem Spiele auch die verlierende Partei Theil nimmt.

Wie ſchön, wenn der grüne Tiſch unſerer Spielhöllen am Rhein durch einen ſolchen unſchuldigen Zeitvertreib verdrängt würde, wenn die Herren Blanc oder Benazet ſtatt ihre Schafe zu ſcheeren ſich mit ihnen zum Orangenſtechen niederſetzten — und das Spiel dann nicht mit Verzweiflung und Selbſtmord, ſondern mit Trüffeln und Champagner endigte.

Auch das Litia Spiel könnte zur Beluſtigung unſerer Badegeſellſchaften in Vorſchlag gebracht werden. Ganze Dörfer nehmen daran Theil. Zwei Parteien verſorgen ſich mit leichten Stäben des Hibiscus tiliaceus, ungefähr 10 Fuß lang und ſo dick wie der Finger. Man ſtellt ſich in einer Reihe auf, ſucht die leichten Speere ſo weit wie möglich zu werfen, und die Partei, welche fünfzig Mal die beſten Würfe macht, hat geſiegt. Die gewöhnliche Wurfweite beträgt an die 40 Ellen, und man begreift kaum wie die leichten Spieße ſo weit reichen können. Ein allgemeines Feſt beendigt den Wettſtreit, deſſen Koſten zwar von den Beſiegten getragen werden, an welchem ſie aber auch als Mitgenießende Theil nehmen.

Lafe iſt ein vornehmes, den Häuptlingen vorbehaltenes Spiel. Vier Perſonen ſitzen an den Ecken einer 10 oder 12 Fuß langen Matte, in deren Mitte eine andere kleine viereckige Matte liegt. Die Zwei an den entgegengeſetzten Ecken machen gemeinſchaftliche Sache, und jede Partei iſt mit fünf

kreisrunden, ſchön polirten und geſchnitzten Stücken von Cocosnußſchalen verſehen, von 2 Zoll im Durchmeſſer bis zur Größe einer halben Nuß. Der erſte Spieler legt ſein kleinſtes Stück auf die kleine Matte, worauf ſein Gegner daſſelbe durch einen glücklichen Wurf zu verdrängen und ſein Stück an die Stelle zu bringen ſucht. Die Partei, welcher dieſes zuerſt hundert Mal gelingt, hat die Ehre des Sieges.

Scheingefechte mit Keulen und Wettſtreite im Ringen, jetzt wahrſcheinlich durch das Chriſtenthum verdrängt, fanden häufig Statt und endigten oft mit Knochenbrüchen und eingeſchlagenen Zähnen.

Die Männer trugen früher ihr Haar lang, ſchön gekämmt und in einen Knoten auf dem Scheitel gebunden: die Frauen umrandeten ihre Locken mit Blumenkränzen wie auf Tahiti, gegenwärtig jedoch tragen beide Geſchlechter das Haar kurz geſchoren, denn die lieblichen Geſchenke der Flora finden wenig Beifall bei den ſtrengen Miſſionaren.

Der öſtliche Theil der Samoa Gruppe wurde bekanntlich von Bougainville im Jahre 1768 entdeckt. Am 3. Mai ſah der franzöſiſche Weltumſegler in der Morgendämmerung die Gipfel von Manua aus dem tiefblauen Ocean emporſteigen, ſegelte am 4. längs der Nordküſte dieſer Inſel und der kleinen Nachbareilande Oloſinga und Ofou in weſtlicher Richtung fort und erblickte noch vor Sonnenuntergang die hohen Bergſpitzen von Tutuila, welches ſich ihm am folgenden Tage aus geringer Entfernung als eine reizende, dichtbewaldete und palmenumgürtete Inſel darſtellte. Die Südküſte von Opolou wurde am 6. mehrmals aus der Ferne geſehen, doch ein dichter Nebel, der Nachmittags emporſtieg und den ganzen folgenden Tag andauerte, verſchleierte ſie von nun an ſeinem Blicke. Nirgends verſuchte er zu landen, denn überall ſchlug eine hohe Brandung an's Ufer, doch näherten ſich ihm mehrere Pirogen der Inſulaner, von denen jedoch keiner ſich an Bord wagte. Yamswurzeln, Cocosnüſſe, Tapatuch, aber viel weniger ſchön als das tahitiſche; ſchlechte Angelhaken aus Perlmutter verfertigt, einige Matten, und 6 Fuß lange Lanzen aus einem harten Holze wurden gegen kleine Stücke rothen Tuchs vertauſcht, welches dieſe Wilden den in Tahiti ſo beliebten Nägeln, Meſſern und Ohrhängen vorzogen. So wie der ſpielende Delphin ein Schiff in vollem Laufe umkreiſt, ſegelten die Pirogen um Bougainville's Fregatte herum, der, dieſe nautiſche Geſchicklichkeit bewundernd, der neuentdeckten, nur flüchtig beſchauten Gruppe den Namen der Schifferinſeln gab.

Neunzehn Jahre ſpäter (1787) wurden ſie von La Peyrouſe genauer unterſucht und durch ein entſetzliches Blutbad berüchtigt. Der Capitän De Langle, der mit 63 wohlbewaffneten Männern in einer Bucht auf Tutuila — ſie wurde ſpäter Baie du Massacre „Bucht des Gemetzels" genannt — gelandet war, um Waſſer einzuholen, wurde nämlich unvermuthet von den Eingebornen, die ſich anſcheinend freundlich am Ufer verſammelt hatten, überfallen. Mit genauer Noth rettete ſich ein Theil der Mannſchaft in die Boote, doch De Langle ſelbſt, der Naturforſcher Lamanon und zehn Matroſen verloren das Leben. Vergebens hatte La Peyrouſe vor der Gefahr gewarnt, ſich außer Schußweite der Fregatten unter ein Volk zu wagen, welches bereits Proben ſeiner trotzigen Verwegenheit abgelegt hatte, und ſtolz auf ſeine phyſiſche Kraft auf die weißen Pygmäen herabblickte. „Ich bin tauſendmal erzürnter", ſchreibt der Seefahrer, „über unſere Philoſophen, welche die Wilden herausſtreichen als über die Wilden ſelbſt. Noch am Vorabende ſeines Todes ſagte mir der unglückliche Lamanon, daß „ſie beſſer ſeien als wir". Uebrigens ſoll nach den Berichten der Eingebornen ein Diebſtahl an Bord der Boote, welcher ſofort durch Waffengewalt beſtraft wurde, das Blutbad hervorgerufen haben, aus Rache gegen einen Angriff, den man für ungerecht hielt.

Nach dieſem unglücklichen Ereigniß blieben die Inſeln lange von allem wiſſenſchaftlich gebildeten Reiſenden unbeſucht, ſo daß D'Urville 1838 ſich rühmen konnte, einen Boden zu betreten, auf welchem noch kein Naturforſcher Früchte geerntet. Um ſo häufiger wurden aber ſchon damals die Häfen von Apia und Pago-pago von den Walfängern beſucht, die in dieſem Lande des Ueberfluſſes zu geringen Preiſen ſich mit friſchen Lebensmitteln, Holz und Waſſer für die Fortſetzung ihrer Streifzüge zu verſorgen pflegten.

Das Chriſtenthum wurde erſt ſpät in den dreißiger Jahren nach Samoa verpflanzt, fand aber um ſo leichteren Eingang, da die Inſulaner merkwürdiger Weiſe keinen eigentlichen Gottesdienſt beſaßen, keine Tempel, keine Altäre, keine Prieſter, die deſſen Verbreitung ſich widerſetzten. An Gottheiten fehlte es ihnen übrigens nicht, wie wir bereits wiſſen, außer welchen jeder Häuptling ſeine beſonderen Aitus oder Geiſter verehrte. Als ſolche wurden von Anfang an die weißen Männer angeſehen, und auch dieſer Umſtand trug nicht wenig zum Erfolge der Miſſionare bei, die ſogleich den Schutz der vornehmſten Häuptlinge genoſſen, und keine Beleidigung, keine

Verfolgung zu erdulden hatten. Nachdem ihnen einige Lehrer aus Tahiti den Weg gebahnt, landeten die erſten engliſchen Miſſionare im Jahre 1834 oder 1835 auf Opolou; und als Wilkes 1839 die Inſeln beſuchte, deren Geſammtbevölkerung auf 60,000 Seelen geſchätzt wurde, zählte der neue Glaube bereits 14,850 Bekenner. Eilf Miſſionare und 138 polyneſiſche Lehrer waren über die Gruppe vertheilt. Eine Druckerpreſſe arbeitete auf Opolou und die Schulen wurden von 12,300 Zöglingen beſucht. Die Wißbegierde war ſo allgemein, daß man alte grauhaarige Männer ſah, die über das Alphabet ſich den Kopf zerbrachen oder von den jüngſten der Familie ſich belehren ließen. — Von allen europäiſchen Artikeln wurde Schreibpapier am meiſten verlangt, ein merkwürdiger Umſtand bei einem Volke, welches noch nicht einmal den Gebrauch der Münze kannte.

Nach der Beſetzung Tahiti's durch die Franzoſen wurde Samoa zur Hauptſtation der Londoner Miſſionsgeſellſchaft; dort verſah auch der aus Papeiti vertriebene und viel beſprochene Pritchard Jahre lang das Amt eines britiſchen Conſuls. Seit 1849 beſitzen die Eingebornen eine im eigenen Lande gedruckte Ueberſetzung des neuen Teſtaments und mehrerer Bücher des alten. Es erſchien damals ſchon eine Zeitſchrift, „der Samoa Reporter", die in ethnographiſcher Beziehung manches Intereſſante darbot. Später brach zwiſchen der chriſtlichen Partei und den ſogenannten Teufelsanhängern (devil's party) ein Krieg aus, der aber im April 1853 mit dem Siege der erſteren endete — ſo daß wahrſcheinlich gegenwärtig das ganze Volk ſich zum Evangelium bekennt. Im Samoa Reporter vom Jahre 1854 wird die Bevölkerung der Gruppe auf 33,901 Seelen angegeben, ſo daß auch hier die Entvölkerung, wenn auch nur langſam, um ſich greift. In Apia waren etwa 60 Weiße anſäſſig und eben ſo viele andere über die Gruppe zerſtreut. Man zählte 177 proteſtantiſche Kapellen, 170 Wochen- und 147 Sonntagsſchulen. Außerdem waren 7 Kapellen für etwa 500 Katholiken errichtet.

In jenem Jahre ereignete ſich ein Vorfall, der auf die Mäßigung der Seemächte den ſchwächeren Völkern gegenüber eben kein ſehr günſtiges Licht wirft. Van Kamp, ein amerikaniſcher Handelsmann, verlangte vergebens von den Häuptlingen 36 Dollars Schadenerſatz für eine Kuh, ein Schwein und einige entwendete Bretter. Hierauf drohte der Commodore Mervin von der „Independance" Apia zu beſchießen, benahm ſich auf's brutalſte und machte nach der Bezahlung noch allerlei kleinliche Chicanen.

Es blieb den „Wilden“ nichts übrig als der Gewalt zu weichen, doch ſandten ſie eine Schrift an den Präſidenten der Vereinigten Staaten, worin ſie erklärten, daß ſie civiliſirt genug ſeien zu wiſſen, daß, obgleich in ihrem vollen Rechte, ſie ſich doch einem Kriegsſchiffe hätten fügen müſſen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Tonga.

Die Vavao Gruppe. — Die merkwürdige Hunga Höhle. — Die Hapai Gruppe. — Lifuka. — Der Vulkan von Tufoa. — Tonga-tabou oder das heilige Tonga. — Anblick der Inſel. — Küſtenbildung. — Rieſiger, hiſtoriſch merkwürdiger Feigenbaum. — Eua. — Der Pylſtaertfelſen. — Klima. — Verwüſtung von Amargura durch ein Erdbeben. — Die Tonganer. — Ihr Charakter. — Rangunterſchiede. — Der Tui-tonga. — Die Familie Fata-fai und Toubo. — Häuptlinge. — Die Mataboulen. — Die Mouas. — Die Tuahs. — Feierliches Ceremoniell beim Kava trinken. — Tonganiſche Schöpfungsgeſchichte. — „Die Inſel der Seligen“. — Schickſal einer dorthin verſchlagenen Piroge. — Die Prieſter. — Menſchliche Opfer. — Furchtbare Selbſtquälereien bei Begräbniſſen. — Abhauen der Fingerglieder. — Das Tow-tow Feſt. — Tonganiſche Saturnalien. — Verkehr mit den Fidſchi Inſeln. — Pirogen- und Hüttenbau. — Die Mauſoleen der Tui-tongas. — Seltſames Urmonument. — Kriegszüge und Reiſen der Tonganer. — Vogelſchießen. — Rattenjagd. — Lockvögel. — Taubenfang mit Netzen. — Geſchickter Bonitenfang. — Spiele. — Steintragen auf dem Meergrunde. — Entdeckung Tonga-tabou's durch Tasman 1634. — Cook. — Maurelle. — Bligh. — Ermordung der Miſſionare. — Bekehrung Toubo's. — D'Urville 1827—1828. — Tahofa „King George“. — Deſſen Thatkraft und Beredſamkeit. — Krieg auf Tonga. — King George, Herrſcher des ganzen Archipels 1845. — Zuſtände im Jahre 1853. — Abtretung der Souveränität an England 1855.

An Ausdehnung iſt Tonga weder mit Samoa, noch mit Tahiti zu vergleichen, denn unter den zahlreichen Inſeln und Eilanden des von Norden nach Süden ſich erſtreckenden Archipels ſind nur drei — Vavao, Tonga-Tabu, Eua — fünfzehn bis zwanzig Seemeilen lang — während alle andern faſt nur als Punkte auf der Karte des großen Oceans erſcheinen.

Auch kommt es an romantiſcher Naturſchönheit weder dem hochgebirgigen Tahiti, noch dem herrlichen Opolou gleich, denn es hat weder die ſchroffen, tiefausgehöhlten Schluchten der Königin der Südſee aufzuweiſen, durch welche

von wilden Bananen beſchattet der brauſende Waſſerfall von Stufe zu Stufe ſtürzt, noch die majeſtätiſchen Urwälder, welche die erhabenen Bergrücken Samoa's bekleiden, und deren wunderbare Ueppigkeit ſogar mit der Pracht der braſiliſchen Forſte wetteifert.

Doch auch hier bietet ſich dem Naturfreunde des Intereſſanten gar vieles, und auch der Tonga-Archipel läßt in der Erinnerung des Reiſenden manches großartige oder liebliche Bild zurück.

Die Vavao-Gruppe, welche den nördlichſten Theil deſſelben bildet, beſteht aus einer großen Menge nackter Felſeneilande, die zum Theil wüſt und unzugänglich ſind, zum Theil kleine, ſandige Buchten umfaſſen, wo der Menſch in einer der Größe der bewohnbaren Fläche entſprechenden Anzahl ſich angeſiedelt hat.

Die Hauptinſel erhebt ſich in gleichmäßiger Höhe einige hundert Fuß über das Meer und wird von einer tiefen, mäandriſch ſich windenden Bucht, an deren Eingang einige kleine Eilande liegen, faſt in zwei Hälften getrennt. Der hereinfahrende Schiffer ſieht nichts als ſteile Klippen, an welche kein Riff ſich anlehnt, doch an einigen Vorſprüngen der Küſte ſtehen iſolirte Korallenfelſen, welche der ewige Wellenſchlag in die Form ungeheurer, auf mächtigen Stengeln ruhender Hutpilze ausgewaſchen hat. Dieſe wilden durch die nie raſtende Brandung tief ausgehöhlten Ufer ſind der ungeſtörte Wohnſitz unzähliger Seevögel und fliegender Hunde, deren Geſchrei, mit der Stimme des Meeres ſich miſchend, nur allein die erhabene Stille dieſer Einſamkeiten unterbricht. Doch ſo wie man den inneren Hafen erreicht hat, wird man aufs Anmuthigſte durch eine ſchöne Ebene überraſcht, die wie ein großer Garten auf's ſorgfältigſte angebaut, eine zahlreiche Bevölkerung ernährt.

Bei der kleinen Inſel Hunga, ſüdwärts von Vavao, befindet ſich, unter den Meeresfluthen verborgen, eine der merkwürdigſten Höhlen der Welt. Sie zeichnet ſich vor allen bekannten Grotten, ſogar vor der azurnen auf Capri, die doch bei ruhigem Wetter über der Seefläche ausmündet, dadurch aus, daß ihr Eingang ſelbſt bei niedrigem Waſſer, wenigſtens einen Faden tief unter der Oberfläche des Meeres liegt. Ein junger Häuptling, der nach einer Seeſchildkröte untertauchte, war ihr zufälliger Entdecker, denn nur der Zufall konnte das unter der Waſſerfläche ruhende Geheimniß enthüllen.

Mariner, den wir bald näher werden kennen lernen, erzählt, daß einſt als Finow mit ſeinen Häuptlingen auf der kleinen Inſel verweilte, um das Vergnügen der Rattenjagd zu genießen, der König den Vorſchlag machte,

in dieſer Höhle Kawa zu trinken. Mariner, der ihn begleitete, ſich aber gerade von der Geſellſchaft etwas entfernt hatte, war ſeltſam überraſcht, als er wieder an den Strand kommend, die jungen Häuptlinge ihren Siapo ablegen und einen nach dem andern untertauchen und nicht wieder zum Vorſchein kommen ſah. Er hatte eben noch Zeit den letzten, ehe er in's Waſſer ſprang, zu fragen was man hier vorhabe. „Folge mir," ſagte der Häuptling, „und ich will dich mit an einen Ort nehmen, wo du noch niemals geweſen biſt und wo Finow und die andern jetzt verſammelt ſind." Mariner vermuthete ſogleich, daß hier die berühmte Höhle ſei, von welcher er ſchon hatte ſprechen hören, warf ſchnell die Kleider ab und erreichte glücklich mit dem untertauchenden Häuptlinge die Felſenöffnung, durch die man in die Höhle hinaufſchwamm. Als er wieder auf der Oberfläche des Waſſers war, hörte er ſchon Finow's und ſeiner Freunde Stimmen und erkletterte, ſeinem Wegweiſer folgend, einen Vorſprung des Felſens, auf welchem er ſich niederſetzte. Alles Licht der Höhle wurde nur vom unterliegenden Meeresboden zurückgeworfen, reichte jedoch hin, nach einigen Minuten die umgebenden Gegenſtände zu unterſcheiden, wenigſtens konnte Mariner, durch die Stimmen geleitet, die dämmerigen Schattengeſtalten der Gefährten erkennen, die ſich ſo wie er rings in der Höhle niedergeſetzt hatten. Da indeſſen eine beſſere Beleuchtung wünſchenswerth war, tauchte er abermals unter, ſchwamm an den Strand, holte ſeine Piſtole, that reichlich Pulver auf die Pfanne, umwickelte ſie dicht mit Tapatuch und Piſangblättern und kehrte, nachdem er durch einen der begleitenden Aufwärter auch eine Fackel hatte machen laſſen, ſo ſchnell als möglich wieder in die Höhle zurück. Hier wickelte er den Tapa, wovon ein guter Theil völlig trocken war, wieder ab, entzündete ihn mit der Flamme des Schießpulvers und ſteckte darauf die Fackel an. So war die Höhle, wahrſcheinlich zum erſten Male ſeit ihrer Erſchaffung, mit künſtlichem Lichte erleuchtet. Sie ſchien in ihrem Haupttheile, der ſich aber auf einer Seite in zwei engere Höhlen veräſtete, 40 Fuß Weite zu haben, und als die Mittelhöhe konnte man auch ungefähr 40 Fuß annehmen. Die Decke war auf eine ſehr merkwürdige Art mit Stalaktiten behangen, ähnlich den kanellirten Schwibbögen und fantaſtiſchen Zierathen einer gothiſchen Halle.

Vom Entdecker dieſer merkwürdigen unterſeeiſchen Grotte erzählt die Sage, daß er hier ſeine Geliebte vor der Wuth eines damals auf Vavao herrſchenden Despoten rettete. Die Fluthen bewahrten treulich ſein Geheimniß; er floh nach einigen Wochen weiter mit ihr nach den Fidſchi-Inſeln

und als er nach dem Tode des Tyrannen nach der Heimath zurückkehrte, hörten seine Landsleute mit Erstaunen vom wunderbaren Zufluchtsort, den der seine Liebe beschützende Meeresgott ihm offenbart hatte.

Hapai, die Centralgruppe des Tonga-Archipels, ist ein Gewirr von kleinen, flachen Inseln, von einem Korallenriff umschlossen. Mehrere Eingänge führen in die innere Lagune, in welcher zahlreiche Untiefen die Schifffahrt erschweren. Die Hauptinsel Lifuka ist zwar ohne alle romantische Schönheit, doch staunt man bei einem Gange durchs Innere über die reiche, gartenähnliche Cultur. Breite Pfade mit stattlichen Dracaenen regelmäßig eingefaßt durchziehen die üppigen Brodfrucht- und Bananenpflanzungen und die Cocoshaine des Ufers sind so dicht bewachsen, daß sie dem heransegelnden Schiffer den Anblick der Häuser verbergen, über welchen ihre schattenreichen Kronen sich wölben.

Sieben bis acht Stunden westwärts von Hapai erheben sich die 2530 und 1435 Fuß hohen vulcanischen Inseln Kao und Tufoa. Erstere scheint ausgebrennt zu sein, während auf letzterer hohe Dampfsäulen die fortdauernde Thätigkeit des unterirdischen Feuers bezeugen. Nur einige krüppelhafte Casuarinen entspringen dem undankbaren Boden der kegelförmigen Insel, auf welcher Dumont d'Urville beim Vorbeifahren (1838) nirgends eine Spur von Einwohnern sah. Eine einzige elende Hütte an der Ostseite schien ihm gänzlich verlassen.

Tonga-tabou oder das „heilige Tonga," die bedeutendste und berühmteste Insel des ganzen Archipels, hat die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks und wird an der Nordseite durch eine fünf Seemeilen breite und drei Seemeilen tiefe Lagune oder Bucht eingekerbt. Ungeheure Korallenriffe erstrecken sich längs der ganzen Nordküste der Insel bis zu einer Entfernung von 8 Meilen in's Meer hinein und bilden verschiedene Kanäle, durch welche der Schiffer zu einer sicheren Rhede gelangen kann. Auf den Riffen erheben sich hier und dort kleine Inselchen, die meistentheils mit Cocospalmen bewachsen sind. Die beiden andern Seiten des Dreiecks bieten einen ganz verschiedenen Anblick dar, indem der Korallengürtel sich selten über eine Kabelweite vom Lande entfernt. Tonga-tabou ist eine niedrige, flache Insel, deren bedeutendste Höhen kaum sechszig Fuß betragen. Es fehlt ihr daher an allen romantischen Schönheiten, aber der äußerst fruchtbare Boden, der zwar von keinen Bächen durchrieselt, aber von häufigen Regengüssen benetzt wird, ist mit dem üppigsten Pflanzenteppich bedeckt und bringt im Ueberfluß alle

Gewächse hervor, die der Südseeinsulaner zur Befriedigung seiner einfachen Bedürfnisse verlangt.

Der riesige, historisch merkwürdige Mea, eine Art Feigenbaum, unter dessen Schatten unmittelbar nach seiner Krönung der Tui-tonga sich begab, um dort die heiligen Ceremonien zu feiern, gehört sogar zu den vegetabilischen Wundern des Erdballs. Der niedrige Stamm, obgleich tief gefurcht und dem Anschein nach aus mehreren Säulen zusammengesetzt, bildet eine compacte Masse von 100 Fuß im Umkreis und steht also hinsichtlich der Dicke weder den mächtigsten Baobabs, noch den kolossalsten Wellingtonien nach. Der ganze Baum ist ungefähr 120 Fuß hoch. D'Urville fand ihn noch in vollster Lebenskraft (1827), doch hatte ein Sturm einen der größten Aeste abgebrochen, der nun zum Theil von den Wassern der Lagune bespült wurde und selbst für einen Riesenbaum hätte gelten können, da er nicht weniger als 18 Fuß im Umfange maß. Vielleicht grünte und blühte der kolossale Mea noch ehe die ersten Ansiedler auf Tonga landeten und wie viele Generationen mochte er nicht nacheinander haben entstehen und verschwinden sehen.

Südöstlich von Tonga-tabou steigt Eua 560 Fuß hoch über die Meeresfläche empor. Herrliche Baumgruppen in malerischer Unordnung zerstreut bedecken die grasigen Abhänge und ringsherum sind die Ufer von Fruchtbaumhainen umsäumt, unter welchen die Bewohner ihre Hütten aufgeschlagen haben.

Zum Tonga Archipel kann man endlich noch den fern im Süden liegenden Pylstaertfelsen rechnen, der nach den pfeilschwänzigen Seeschwalben benannt worden ist, die dort mitten im Ocean eine Freistätte zu finden hoffen, in welcher sie jedoch nicht selten vom Menschen gestört werden.

Hinsichtlich des Klimas steht Tonga in keinem besonderen Rufe. Die Uebergänge von Hitze zur Kälte sind rasch und bedeutend, und die thaureichen Nächte oft von so niedriger Temperatur, daß man der wollenen Decken bedarf. Man merkt bereits in den Wintermonaten, daß die Gruppe sich dem südlichen Wendekreise nähert. Der Südostpassat ist vorherrschend, aber durchaus nicht beständig und kann zu jeder Zeit in den Westwind umschlagen, der gewöhnlich mit heftigen Regengüssen sich verbindet. Die Wuth der Winterstürme ist zuweilen so groß, daß sie Häuser umwerfen, starke Bäume entwurzeln, Schiffe auf den Strand werfen, und Boote hunderte von Seemeilen weit nach andern Inseln verschlagen. Der Wind wechselt oft während desselben Orkanes, so daß einige Bäume nach Süden, andere nach Norden

niedergeſchmettert werden. Dieſe Stürme dehnen ſich ſelten über den ganzen Archipel aus: wüthet ein Orkan auf Vavao ſo bleibt Tonga gewöhnlich verſchont und umgekehrt; während das dazwiſchen liegende Hapai in beiden Fällen zu leiden hat. Zuweilen werden eine ſolche Menge Bananen und Brodfruchtbäume zerſtört, daß Hungersnoth erfolgt.

Auch Erdbeben kommen häufig vor; der Miſſionar Brook erlebte deren zehn in zwei Jahren. Zuweilen iſt es nur eine leichte Wellenbewegung, gewöhnlich aber ein ſtarker Stoß. So wurde Amargura oder Fanua-lei (18 S. B) nördlich von Vavao im Juni 1846 durch einen vulkaniſchen Ausbruch dermaßen erſchüttert, daß gegenwärtig Boote in den eingeſtürzten Krater ein- und ausfahren können, und die bis dahin mit Fruchtbäumen reichlich bedeckte Inſel im folgenden Jahre nur noch als ein wüſter Schlackenhaufen erſchien. Lawry (Friendly and Feejee Islands) verſichert, daß das Getöſe des feurigen Ausbruchs deutlich auf dem 130 Seemeilen davon liegenden Niua gehört wurde, und deſſen verdörrender Einfluß auf die Pflanzungen und Fruchtbäume Vavao's in einer Entfernung von 60 Meilen ſehr bemerklich war. Ein amerikaniſches Schiff, der „Charles W. Morgan" war auf einer Strecke von 40 Meilen durch einen Aſchenregen geſegelt, aus welchem es erſt in 11°2 S. B. und 171°45 W. L. v. G. wieder hervortauchte, und auf dem „Maſſachuſetts" der zur ſelben Zeit 60 Meilen weiter nach Oſten ſich befand, mußte die Mannſchaft das Verdeck mehrmals von der niederfallenden Aſche reinigen. So zeigte ſich auch hier, daß wenn die Elemente ſich regen, ihre Kämpfe mit ſo rieſiger Gewalt geführt werden, daß der lauteſte Schlachtendonner dagegen verſtummt.

Die Tonganer gehören zu den ſchönſten polyneſiſchen Stämmen, und dürften in mancher Beziehung als das Kernvolk der ganzen Race angeſehen werden. Nach Wilkes haben ſie hinſichtlich der Körperbildung, der Phyſionomie, der Sitten und Gebräuche große Aehnlichkeit mit den Samoern, welche vieles von ihnen angenommen haben, beſonders den Siapo, das lange Tapa Gewand, welches in maleriſchen Falten von der Bruſt bis zu den Fußknöcheln herabreicht, und der hochwüchſigen Geſtalt der Häuptlinge ſo gut ſteht. Beide Völker kommen auch darin überein, daß ſie keine Kopfbedeckung tragen. Die Tonganer ſind weniger dunkelgefärbt, die Kinder ſogar faſt weiß und Wilkes verſichert, daß man kaum irgendwo anders ſowohl bei den Männern, als den Frauen ein größeres Verhältniß von ſchönen kräftigen Geſtalten finden dürfte.

Der Nukahiwer hat vielleicht eine noch hellere Haut, aber eine weniger entwickelte Stirn als der Tonganer. Nach D'Urville ſteht letzterer dem Neu Seeländer an Intelligenz nicht nach, beſitzt aber einen weniger edlen Charakter, ſo daß während jener bei näherer Bekanntſchaft gewinnt, bei dieſem das Entgegengeſetzte eintritt. Er iſt ſanft, höflich, liebenswürdig, gefällig, gaſtfrei aber zugleich auch habgierig, falſch und ein Meiſter in der Verſtellungskunſt. Seine Charakterſtärke und Energie ſind ausgezeichnet. Sein Muth ſteigert ſich nicht ſelten zum tollkühnſten Wagen, ohne daß er dabei in Prahlerei und Selbſtüberhebung verfiele. In Betreff der weiblichen Sittlichkeit war ſchon zu Mariner's Zeiten der Tonga-Archipel der auf den Sandwich- und Geſellſchaftsinſeln herrſchenden Zügelloſigkeit fremd geblieben.

Ein gewiſſer Ernſt herrſcht gewöhnlich in den Zügen und Geberden der Tonganer vor, wird aber durch und ein freundliches, zuvorkommendes Benehmen gemildert. Erlauben ſie ſich zuweilen einen Scherz, ſo übertreten ſie dabei niemals die Grenzen des Anſtandes. Nach den alten Sitten war Gaſtfreiheit eine heilige Pflicht, und wer ſie nicht erfüllt hätte würde ſich die Verachtung ſeiner Mitbürger zugezogen haben. Die Frauen werden von ihren Männern mit der ihnen gebührenden Achtung behandelt, und die Kinder ſind der Gegenſtand der liebevollſten Pflege von Seiten der Eltern. Das gewöhnliche Betragen der Häuptlinge gegen ihre Untergebenen iſt milde und wohlwollend und ſichert ihnen deren anhängliche Treue.

Schon Forſter fiel es auf, daß wenn auch das Land nicht ſo reich an Naturgütern war als Tahiti, dieſe Reichthümer doch mit mehr Gleichheit unter dem Volk vergetheilt ſein müßten. Dort konnte man den Vornehmen gleich an der helleren Geſichtsfarbe und an dem wohlgenährten Körper erkennen: hier aber war aller äußere Unterſchied aufgehoben. Der Häuptling war an gewöhnlichen Tagen, ſelbſt der Kleidung nach, nicht vom gemeinen Manne verſchieden, und nur an dem Gehorſam, den das Volk gegen ſeine Befehle zeigte, konnte man erkennen, daß er von höherem Stande ſein müſſe.

Doch trotz dieſem äußerlichen Anſchein der Gleichheit war das Kaſtenweſen und das nach dem Range ſich richtende Ceremoniell vielleicht nirgends ſo vollkommen ausgebildet als auf Tonga. An der Spitze des ganzen Volkes ſtand der Tui-tonga, eine geheiligte, von einem der Hauptgötter in gerader Linie abſtammende Perſon, welcher göttliche Ehren nicht nur auf dem ganzen Archipel gezollt wurden, ſondern deren Nimbus ſich ſogar bis

Uea (Wallis Inſel) und auf einen Theil der Samoa und Fidſchi Inſeln erſtreckte. Die vornehmſten Häuptlinge mußten ſich auf die Erde ſetzen, bis er an ihnen vorüber gegangen war, ein Zeichen der Ehrerbietung, welches ſie ſelber vom gemeinſten Bauer erwarteten. Beſondere Feierlichkeiten fanden bei ſeiner Heirath und ſeinem Begräbniß ſtatt; wenn man von ihm ſprach, bediente man ſich beſonderer Ausdrücke; er war nicht wie andere Menſchen tätowirt. An einem beſtimmten Feſttage endlich wurden ihm von allen Inſeln die erſten Früchte der Erde dargebracht, die bis dahin mit einem allgemeinen Verbot oder Tabon belegt worden waren.

Die Würde des Tui-tonga war erblich in der Familie der Fata-fai, die ſeit undenklichen Zeiten dieſes Vorrecht beſaß. Der Tui-tonga reſidirte auf Tonga-tabou, welches nur aus dieſem Grunde das „heilige" genannt wurde, denn der Abglanz der göttlichen Herrlichkeit jenes polyneſiſchen Papſtes verbreitete ſich über das Land, welches er mit ſeiner Gegenwart beehrte.

Doch wenn der höchſte Rang dem Tui-tonga gebührte, ſo ſtand er an weltlicher Macht hinter dem Tui Hata Kalawa und dem Tui Kana Kabolo zurück, die beide zur Familie der Toubo gehörten, aus welcher der Tui-tonga ſtets ſeine vornehmſte Gemahlin wählte; ſo wie jene gleichfalls durch Heirathen ſich mit den Fata-faïs verbanden, wodurch die oberſte Gewalt in beiden Familien erhalten und befeſtigt wurde.

Die Eguis oder Häuptlinge, die alle näher oder entfernter mit den Fata-fais oder Toubos verwandt waren, theilten ſich mit dieſen faſt ausſchließlich in den Grundbeſitz und die Herrſchaft des Landes. Um die erſten Häuptlinge zu bezeichnen, wurde dem Namen des Diſtrikts oder der Inſel die ein jeder verwaltete, das Wort Tui, „Herr oder erſter Häuptling", vorgeſetzt. So gab es einen Tui-Vavao, Tui-Lefuka u. ſ. w., während der Name Tui-Tonga das heilige Oberhaupt der ganzen Gruppe bezeichnete.

Nach den Eguis folgte die Claſſe der Mataboulen, die eine Art von Ehrenbegleitung der Häuptlinge, deren Gefährten und Rathgeber waren. Sorgfältig ſahen ſie darauf, daß die Befehle und Wünſche der Eguis ausgeführt wurden, und nicht uneigentlich konnte man ſie deren Miniſter nennen. Der Rang des Häuptlings, dem ſie ſich ergeben, beſtimmte auch den ihrigen, und da ſie unter keiner Bedingung zur Würde eines Eguis ſich emporſchwingen konnten, und ſelber durch ihre Verwandſchaften im Volke wurzelten, machten ſie ſich als uneigennützige Vermittler um beide wohl verdient.

Sie verwalteten die Ceremonien, kannten die Sagen des Landes, und überlieferten ſie ihren Söhnen. Ihr Rang war erblich; ſie wurden ſorgfältig für ihren künftigen Wirkungkreis erzogen, und da Niemand das Amt oder den Titel eines Mataboulen annehmen konnte, als bis nach dem Tode ſeines Vaters, waren es meiſtens Männer von Erfahrung und reiferem Alter, ohne deren Zuſtimmung nichts wichtiges vorgenommen wurde.

Die Claſſe der Muahs beſtand aus allen Verwandten der Mataboulen, die nicht zu deren Amte berufen wurden. Sie ſtanden ihnen jedoch bei den öffentlichen Ceremonien bei, ſorgten ebenfalls dafür, daß Ordnung in der Geſellſchaft erhalten würde und führten die Aufſicht über die Sitten der jüngeren Häuptlinge, die zuweilen, wie es auch wohl bei uns geſchieht, ſich Ausſchweifungen zu Schulden kommen ließen und den gemeinen Mann unterdrückten; in welchem Falle jene ſie ermahnten, und wenn nicht darauf geachtet wurde, es an die älteren Häuptlinge berichteten.

Die meiſten Muahs, ſowie auch häufig die Mataboulen, beſchäftigten ſich außerdem noch mit dem Schiff- und Häuſerbau, der Errichtung von Grabmonumenten, der Verfertigung von Netzen; Gewerben, die zu den geachtetſten auf Tonga gehörten.

Die Tuahs endlich machten die unterſte Claſſe des Volkes aus. Diejenigen, die mit Muahs verwandt waren, und folglich die Möglichkeit vor ſich ſahen Muahs zu werden, ſtanden höher als ſolche, die ſich keiner ſolchen Verwandtſchaft rühmen konnten. Sie durften gemeinſchaftlich mit den Muahs ein edleres Gewerbe treiben, oder machten ſich auch wohl als Tätowirer, Keulenſchnitzler oder Barbierer nützlich, wobei ſie ſich ſcharfer Muſcheln bedienten. Den letzten Rang unter den Tuahs nahmen die Köche und die Feldarbeiter ein, denen es verboten war ihren Herrn oder ihre Beſchäftigung zu wechſeln, und die alſo auf der Stufe der Leibeigenen ſtanden. Eigentliche Sclaven gab es nicht.

Das weit und breit unter der kupferfarbigen polyneſiſchen Race gebräuchliche Kavatrinken fand bei feierlichen Gelegenheiten nirgends unter ſo ſtrenger Etiquette ſtatt als auf Tonga, und der ariſtokratiſche Geiſt, der die ganze geſellſchaftliche Ordnung durchwehte, trat hier am auffallendſten hervor.

Die Kava oder Ava iſt bekanntlich ein aus der mit Waſſer vermiſchten und zerkauten Wurzel eines pfefferartigen Strauches gewonnenes fades, ſüßliches, pikantes Getränk, welches dem europäiſchen Geſchmack ekelhaft vor-

kommt, von den Polyneſiern aber, und ſogar von Weißen, die ſich daran gewöhnt haben, leidenſchaftlich geliebt wird. In zu großer Menge genoſſen bringt es Berauſchung hervor, und der übermäßige, zur Gewohnheit gewordene Gebrauch führt endlich wie der des Branntweins oder des Opiums zu thieriſcher Stumpfſinnigkeit.

Bei großen öffentlichen Kavapartien führte jedesmal der oberſte der anweſenden Häuptlinge den Vorſitz, und rechts und links ſchloſſen ſich dann ihrem Range gemäß die übrigen Theilnehmer des Feſtes an ihn an, einen Kreis bildend, in deſſen Mitte dem Präſidenten gerade gegenüber der Kavamiſcher ſaß, während außerhalb des genußfähigen Cirkels das zuſchauende Volk, welches bei außerordentlichen Gelegenheiten wohl aus 3 bis 4000, meiſtens Männern beſtand, ſich ehrerbietig verſammelte.

Die Mataboulen des Vorſitzenden, welche das Amt der Ceremonienmeiſter verrichteten, mußten beſonders darauf ſehen, daß jeder den ihm gebührenden Platz erhielt.

War der Kreis geordnet, ſo wurden die Kavabündel hereingebracht, zerſchlagen und zum Kauen unter die geringeren Leute vertheilt, wobei jedoch die Wurzel möglichſt trocken erhalten wurde, da es ſich nur um die Trennung der Faſern handelte. Nach einigen Minuten legte Jeder ſein gekautes Stück auf ein Feigen- oder Bananenblatt, und ſandte es von Hand zu Hand dem Kavamiſcher zu, der es in die große flache Bowle legte, und ſo wie eine hinreichende Menge geſammelt war, das Gefäß erhob, ſo daß der Oberhäuptling den Inhalt ſehen konnte, und es dann auf ein beifälliges Zeichen deſſelben wieder auf den Boden ſetzte.

Nun wurde ihm Waſſer in Cocosnußſchalen gebracht und von zwei Männern rechts und links langſam in die Bowle gegoſſen, während er mit der flachen Hand die Wurzeln gegen den Boden des Gefäßes knetete. War dieſes hinreichend geſchehen, ſo nahm er eine Menge weißer Faſern von der inneren Rinde des Hibiscus und ſprengte ſie leicht über die Oberfläche der Flüſſigkeit, ſo daß ſie ganz damit bedeckt war. Alsdann drückte er die Faſern an die Seiten der Bowle und ringsherum, ſo daß alle auf dem Boden liegende Wurzeln hineingewickelt wurden. Auf dieſer Stufe der Bereitung nahm die allgemeine Aufmerkſamkeit zu, jedermann folgte mit neugieriger Spannung den Bewegungen des Künſtlers, und ſogar die älteſten Häuptlinge, die bis dahin wie regungsloſe Mumien da geſeſſen hatten, gaben nun Zeichen des Lebens von ſich und richteten ihre Augen auf die Bowle.

Zugleich nahm auch das Geſicht des Kavabereiters einen ernſteren Ausdruck an, wie es einem Manne geziemte, der es fühlte, daß die Blicke von ganz Tonga auf ihm ruhten.

Nachdem er ringsherum die Rinde vollkommen gleichmäßig um die Wurzeln gewickelt hatte, faßte er die ganze Maſſe feſt von unten an und hob ſie langſam über die Bowle. Es war dieſes der kritiſchte Augenblick, der Höhepunkt der ganzen Zubereitung, denn ſein Ruf wäre für immer verloren geweſen, wenn er auch nur einen Tropfen der Flüſſigkeit außerhalb des Randes hätte fallen laſſen. Mit jedem Augenblick wuchs die Spannung der Zuſchauer, die in athemloſer Stille die tröpfelnde Maſſe beobachteten. War auf dieſe Weiſe die meiſte Flüſſigkeit entfernt, ſo bog der Künſtler ſich zurück und fing an ſeine ganze Kraft anzuwenden um den letzten Tropfen auszudrücken. Seine Bruſt keuchte; ſeine Zähne ſchloſſen feſt auf einander, die Muskeln ſeiner Arme ſchwollen deutlich hervor, ſeine Augenbrauen zogen ſich zuſammen, und ſo wie er ſich mehr und mehr zurücklehnte ſchienen alle Theile ſeines mächtigen Körpers von der gewaltigen Anſtrengung zu beben. Ein Murmeln des Beifalls durchflog die ganze Verſammlung, als er endlich den trockenen Bündel von ſich warf.

Das Getränk wurde nun in Becher vom Laube des Bananenbaumes gegoſſen und mit ſorgfältigſter Berückſichtigung des Ranges vertheilt, indem der vorſitzende Mataboule jedesmal den Namen der Perſon ausrief, welcher der Becher überreicht werden ſollte.

Faſt niemals wurde eine religiöſe Feierlichkeit begangen oder ein bedeutendes Geſchäft unternommen, dem nicht ein Kavafeſt vorausgegangen wäre, und die höchſte Auszeichnung, die man einem Fremden gewähren konnte, war ein ſolches ihm zu Ehren zu veranſtalten.

Die Tage des Kava's ſind zwar auf Tonga wie auf allen übrigen Inſelgruppen Polyneſien's, die dem europäiſchen Einfluß ſich unterworfen haben, gezählt, doch war vor zehn Jahren der Gebrauch noch ziemlich verbreitet, und auch noch heutigen Tages mag mancher chriſtliche Häuptling trotz aller Verbote und Mahnungen der Miſſionare, ſich im Stillen am Lieblingsgetränk ſeiner Vorväter ergötzen.

Die religiöſen Begriffe der Tonganer hatten große Aehnlichkeit mit denen die auf Tahiti und auf den benachbarten Gruppen herrſchten.

Außer einer großen Anzahl Götter oder Atuas, die man für ewig hielt, und die zum Theil ihre beſonderen Tempel und Prieſter hatten, lebten auch

die Seelen aller abgeſchiedenen Edlen und Mataboulen mit den göttlichen Attributen Gutes und Böſes zu erweiſen fort.

Das Firmament, die Geſtirne und der Ocean waren älter als die bewohnbare Erde, welche der Gott Tangaloa erſt mit einer Angel aus dem Waſſer fiſchte.

Das Menſchengeſchlecht kam zuerſt aus Bolotuh, dem Wohnſitze der Götter, einer nordweſtlich gelegenen Inſel und nahm auf Befehl des Tangaloa ſeinen Aufenthalt auf den Tonga Inſeln, die man für den Mittelpunkt der bewohnbaren Erde hielt. Auf Bolotuh genoſſen auch die Seelen der abgeſchiedenen Edlen die Freuden des Paradieſes, denn der elende Bauer ſtarb vollſtändig mit dem Tode und rettete kein geiſtiges Princip in das jenſeitige Leben hinüber.

Alle Arten von nützlichen und ſchönen Früchten und Blumen, die, wenn man ſie pflückte, ſogleich wieder durch neue erſetzt wurden, entſprangen jenem ſeligen Boden. Dieſe unſterblichen Pflanzen erfüllten die Atmoſphär mit dem köſtlichſten Duſte, Vögel mit den herrlichſten Farben ſaßen auf allen Zweigen, und die Wälder waren voller Schweine, die ebenfalls unſterblich waren und von Neuem entſtanden, ſo wie ſie für die Göttertafel geſchlachtet wurden.

Die Inſel Bolotuh war ſo weit entfernt, daß kein Kahn ſie erreichen konnte, und wäre es dem Schiffer auch möglich geweſen eine ſo lange Reiſe zurückzulegen, ſo würde er doch, wenn es nicht der ausdrückliche Wille der Götter wäre, ſie immer verfehlen.

Nur von einer einzigen Piroge erzählt die Sage, daß ſie vor langer Zeit auf ihrer Rückkehr von den Fidſchi Inſeln nach Bolotuh verſchlagen wurde. Da die Mannſchaft den Ort nicht kannte, und großen Mangel an Lebensmitteln litt und das Land reich an allen Arten von Früchten war, ſo landete man, als ſie aber Brodfrucht pflücken wollten, konnten ſie zu ihrem unausſprechlichen Erſtaunen dieſelbe eben ſo wenig greifen, als wenn es ein Schatten geweſen wäre. Sie gingen durch die Bäume und die Mauern der Häuſer hindurch, die denen von Tonga glichen, ohne irgend einen Widerſtand zu fühlen. Endlich bemerkten ſie einige Atuas, die durch ihre Körper hindurchgingen, als ob ihnen nichts im Wege geſtanden hätte. Dieſe riethen ihnen, ſich ſogleich wieder hinweg zu begeben, da ſie keine paſſende Nahrung für ſie hätten, und verſprachen zugleich guten Wind und eine ſchnelle Ueberfahrt. Doch in ihr Vaterland zurückgekehrt, ſtarben alle

ſchon nach wenigen Tagen, nicht etwa zur Strafe, weil ſie in Bolotuh geweſen waren, ſondern als eine natürliche Folge der Luft in jener Inſel, die ſterblichen Körpern ſchnellen Tod bringt. Wie weit ſtand ein Volk, welches ſolche Legenden erfinden konnte, über den elenden Auſtralier oder den thieriſchen Feuerländer! Die Atuas bedurften keiner Kähne wie die Menſchen, denn wenn ſie wünſchten irgendwo zu ſein, ſo waren ſie auch im Augenblicke dort.

Die moraliſchen Anſichten der Tonganer näherten ſich in manchen Punkten den unſerigen, in andern wichen ſie bedeutend davon ab. Die Tugend beſtand vorzüglich in Ehrfurcht gegen die Götter, in der ſchuldigen Achtung gegen edle und ältere Perſonen, in Vertheidigung ſeiner Erbrechte, in Ehre, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, in Freundſchaft, Sanftmuth und Beſcheidenheit; in ehelicher Treue von Seiten der Weiber, in Eltern- und Kindesliebe, in Beobachtungen aller religiöſen Feierlichkeiten, im geduldigen Ertragen des Unglücks und in der Beherrſchung der Leidenſchaften; wogegen manche Handlungen, die alle civiliſirten Völker als Verbrechen betrachten, hier unter gewiſſen Umſtänden für unbedeutende Dinge gehalten wurden, z. B. Rache, Ermordung eines Dieners oder ſonſt eines Menſchen, wenn man dazu gereizt würde, es müßte denn ein vornehmer Häuptling ſein; Diebſtahl, ausgenommen an heiligem Gute.

Vorbedeutungen ſah man als unmittelbare Eingebungen der Götter an. Magiſche Ceremonien um Unglück über Jemand zu bringen, wurden hier wie auf dem entfernten Hawaii für wirkſame Mittel gehalten, die Götter den böſen Wünſchen des Anrufers geneigt zu machen, und die Anwendung des Zaubers galt zwar für feig und unmännlich, aber nicht für ein Verbrechen.

Belohnungen und Strafen erhielten die Menſchen nur in dieſer Welt und zwar unmittelbar von den Göttern, denn die künftigen Freuden Bolotuh's, gehörten dem Range und nicht der Tugend. Der feſte Glaube, daß jedes menſchliche Ungemach eine Strafe für ein Verbrechen iſt, und meiſtens Krankheit oder Tod auf eine Schandthat folgt, war unſtreitig die wirkſamſte Stütze der großen und allgemeinen Verehrung die den Göttern in den Tonga Inſeln gezollt wurde. Den Tuahs, die keine Hoffnung auf das Jenſeits ſetzen konnten, mußte er beſonders furchtbar ſein und ſie ſtets in den Schranken ihrer Pflichten erhalten, doch auch den Häuptlingen war das Leben ſüß, ſo lange noch Zwecke des Ehrgeizes oder Genuſſes zu er-

reichen waren, und trotz aller Lockungen Bolotuh's sehnten sie sich doch selten danach sie vor dem Alter mit den Gütern der Gegenwart zu vertauschen.

Die Priester genossen das Vorrecht, sowohl von den hohen Göttern, als den Seelen der hingeschiedenen Edlen begeistert zu werden. Diese Inspirationen geschahen häufig und bei solchen Gelegenheiten erwies man einem Priester dieselbe Ehrerbietung als wäre er der Gott selbst. Sogar der Tui-tonga zog sich in demüthiger Entfernung zurück und setzte sich mitten unter die Zuschauer, denn man war überzeugt, daß in diesem Augenblicke ein Gott in dem Priester sei, und aus seinem Munde spreche.

Auch auf Tonga wie in so manchen Ländern, die einer höheren Civilisation sich rühmen, führten falsch ereligiöse Begriffe zu unnatürlichen Grausamkeiten. Um die Wiederherstellung eines kranken Häuptlings zu erlangen wurde jedesmal ein Kind als Opfer für die Götter erdrosselt, und zwar geschah dieses nicht aus Mangel an Gefühl, sondern aus übertriebener Verehrung und Furcht vor den Atuas. Das unschuldige Opfer wurde mit den zärtlichsten Gefühlen des Mitleids betrachtet, aber sie hielten es für Recht ein Leben hinzugeben, welches bis jetzt der menschlichen Gesellschaft noch keinen Nutzen brachte, damit ein wichtigeres Dasein erhalten würde. Gewöhnlich wurde zum Opfer ein Kind des Kranken, jedoch von einer Mutter niedrigeren Ranges auserlesen, und der Mord von einem nahen Verwandten vollzogen, worauf die kleine Leiche in feierlicher Procession von einem Tempel zum andern getragen, und jedesmal der Gott um die Erhaltung des theuren gefährdeten Lebens angefleht wurde.

Ein ähnliches Opfer fand auch statt, um den Zorn der Götter zu beschwichtigen, wenn dieser die ganze Nation bedrohte. Am liebsten wählte man dazu das Kind eines Häuptlings, da man dieses als ein angenehmeres Geschenk betrachtete, und der Vater war der erste der seine Zustimmung gab und bereitwillig dem allgemeinen Wohl ein schmerzliches Opfer brachte.

Beim Tode des Tui-tonga wurde auch dessen vornehmste Frau erdrosselt, damit sie ihn sofort nach Bolotuh begleite, ein Gebrauch, der gleich dem Kastenwesen, an das ferne Indien erinnert.

Beim Erkranken eines nahen Verwandten oder hohen Häuptlings pflegten die Tonganer den Göttern ein Glied des kleinen Fingers zu opfern, ein Gebrauch, den sie wahrscheinlich von den benachbarten Fidschi Inseln eingeführt hatten. Der Finger wurde flach auf ein Stück Holz gelegt, ein spitziger Stein auf das Gelenk, und mit einem schweren Schlage war die kleine

Operation geſchehen. Um das Bluten zu ſtillen, hielt man den amputirten Finger über den dicken Rauch einiger angezündeten friſchen Kräuter, und wuſch die Wunde erſt nach zwei Tagen rein, die nach ein paar Wochen ohne weitere Behandlung vollkommen geheilt war.

Da dieſe Ceremonie bei jeder ſchweren Krankheit eines nahen Verwandten ſich wiederholte, ſah man eine Menge Leute, die nicht nur die zwei erſten Glieder beider kleinen Finger, ſondern auch noch das Erſte des Folgenden eingebüßt hatten. Das Opfer wurde übrigens ohne Widerſtreben gebracht, und Kinder wetteiferten oft, wer ſein Fingerglied verlieren ſolle, da ſie es für eine Ehre hielten ihre Liebe für ihre Eltern auf dieſe Weiſe an den Tag zu legen.

Bei dem Tode eines hohen Häuptlings fanden nach einem in der Südſee weit verbreiteten Gebrauch, den wir bereits auf Tahiti und auf dem entfernten Hawaii haben kennen lernen die barbariſchten Selbſtquälereien ſtatt.

Die leidtragenden Weiber verſammelten ſich um die Leiche, in die allerälteſten und zerriſſenſten Matten eingehüllt, die ſie hatten auftreiben können, weil bei einem ſo großen Trauerfalle ſtets die zerlumpteſte, die willkommenſte war, und für ein Sinnbild eines durch den Schmerz ganz gebrochenen und geſunkenen Muthes gehalten wurde. Ihr fürchterliches Ausſehen konnte ſelbſt die des Schauſpiels nicht Ungewohnten mit Schauder und Entſetzen erfüllen. Ihre Wangen waren von den unzähligen Schlägen, die ſie ihnen mit den Fäuſten gegeben hatten, ganz ſchwarzblau und ſo geſchwollen, daß die armen Geſchöpfe kaum aus den Augen ſehen konnten, aus welchen tagelang die heißen Zähren der Wehmuth floſſen. Auch die Bruſt ſchlugen ſich die wahnſinnigen Selbſtquälerinnen braun und blau.

Wie in einem Paroxysmus von Raſerei ſprangen die Anhänger des Todten hervor, brachen in die kläglichſten Ausrufungen aus, und zerhackten ſich mit ſcharfen Steinen, oder Muſcheln, ſo daß das Blut ſtromweiſe herausfloß. Einige ſchlugen ſich mit ihren Streitkolben ſo gewaltig auf den Kopf, daß ſie völlig verwirrt wurden; andere ſteckten Pfeile durch die Backen, ſo daß die Spitzen in den Mund ragten. Dieſe gräulichen Scenen erreichten ihren Gipfelpunkt, als die Leiche in's Grabgewölbe geſenkt wurde, und erſt zwanzig Tage nach der feierlichen Beſtattung wurden die Trauergewänder abgelegt.

Bei dem Tow-tow Feſte, wobei Opfer von Yamswurzeln, Cocosnüſſen und anderen Vegetabilien dem Gott des Wetters Alo-alo dargebracht wurden, um ſich eine fortdauernd günſtige Witterung zu ſichern, fand der ſeltſame Gebrauch ſtatt, daß am Schluß der Ceremonie die Männer einen allgemeinen Fauſtkampf anfingen, in welchen ſich ſowohl die größten Häuptlinge als die niedrigſten Tuahs einließen, ſo daß ſogar der Tui-tonga bei dieſer Gelegenheit unbarmherzig durchgeprügelt werden konnte, ohne ihn im geringſten zu beleidigen. Dieſe Kämpfe wurden bisweilen ſehr ernſtlich und dauerten oft mehrere Stunden fort, wobei jedoch alles in der beſten Laune blieb. Wurde einer zu Boden geſchlagen, ſo ſtand er lächelnd wieder auf, wurde ſein Arm zerbrochen, ſo ging er fort um ſich verbinden zu laſſen, und ärgerlich ſein oder mit der geringſten Bitterkeit kämpfen, würde für das Zeichen eines ſehr ſchwachen Geiſtes gehalten worden ſein. Die Ceremonie und folglich auch die Prügelei wurde 7 oder 8 Mal alle zehn Tage wiederholt, ſo daß der ſonſt ſo heilige Tui-tonga eben ſo häufig vom Geringſten des Volkes mit Fauſtſchlägen begrüßt werden konnte. Man würde ein ſolches Feſt kaum für möglich halten, wenn nicht unſer Carneval und die Saturnalien der Alten ſchon einigermaßen an das Tow-tow erinnerten.

In den eigenthümlichen Künſten und Handwerken Polyneſiens ſtanden die Tonganer keinem andern Volke nach, und als Schiffer kamen ihnen vielleicht nur die Caroliner gleich. Das harte, feſte, dem Wurmfraße nicht unterworfene Holz, woraus ſie ihre große Doppelpirogen bauten, wuchs nicht auf ihren Inſeln: ſie mußten ſich daher nach den 120 Seemeilen entfernten Fidſchi Inſeln begeben, und dort verweilten die Kähnebauer oft mehrere Jahre ehe ſie mit ihrer Arbeit fertig waren. Ein von Tonga aus verſchlagenes Boot hatte wohl urſprünglich die Verbindung zwiſchen beiden Gruppen eingeleitet, die ſeitdem zu einer regelmäßigen wurde, und einen großen gegenſeitigen Einfluß auf beide Völker ausübte.

Die Ueberlegenheit der Tonganer zur See war ſo groß, daß kein Bewohner von Fidſchi ſich je anders nach Tonga, oder von dorther zurück wagte, als in einem von jenen Inſulanern bemannten Kahne. Auch die Samoer beſuchten Tonga nur in Kähnen, die mit Tonganern bemannt waren, ſo daß der Name der Schiffer Inſeln, den Bougainville der Samoa Gruppe gab, jedenfalls viel beſſer für Tonga gepaßt hätte.

Die größte Sorgfalt wurde auf den Schmuck und die Erhaltung der Kähne verwendet, die man zu dem koſtbarſten Beſitz der Häuptlinge rechnete;

man glättete ſie mit Bimsſtein und gab ſehr darauf acht, daß ſie dem Wetter nicht mehr ausgeſetzt wurden, als durchaus nöthig war.

Nicht minder kunſtfertig erwieſen ſich die Tonganer im Bau ihrer Häuſer, deren Balken geſchmackvoll mit einem ſchwarz, roth und gelbgefärbten Flechtwerk aus Cocosnußbaſt befeſtigt waren. Um die Gärten und Pflanzungen liefen die niedlichſten Zäune von Rohrſtäben, die kreuzweis geflochten und feſt mit einander verbunden waren, Thüren, die ſo eingerichtet waren, daß ſie von ſelbſt hinter den Ein- und Ausgehenden zuſchlugen, führten in den eingezäunten Raum, und das Rohrgehege war mit Zaunwinden überwachſen deren himmelblaue Blüthen ihm zum anmuthigſten Schmucke gereichten. Der ſorgfältige Anbau der Felder, ſo wie die verſchiedenen Handarbeiten der Frauen legten einen höheren Grad von Fleiß und Geſchicklichkeit als bei den Tahitiern an den Tag, die zwar wohlhabender aber auch träger waren, als die Tonganer.

Die Fai-tokas oder die großartigen Mauſoleen der Tui-tongas ſtanden keinen andern Monumenten in Polyneſien nach. Es waren rechtwinkelige Bauwerke mit ungeheuren Steinblöcken eingefaßt, die bisweilen 15 bis 20 Fuß lang, 6 bis 8 Fuß breit und 2 Fuß dick waren, alſo wahrhaft cyklopiſche Dimenſionen hatten. Die prachtvollſten dieſer Denkmäler beſtanden aus vier oder fünf Stufenreihen, ſo daß die Höhe des Ganzen 18 bis 20 Fuß betrug. Das Innere war mit Steinen und rohen Corallenblöcken ausgefüllt. Ein von D'Urville gemeſſener Fai-toka hatte eine Länge von 180 Fuß und eine Breite von 120. Oben auf dem Mauſoleum ſtand eine kleine Hütte, die als Bethaus oder auch wohl dem hingeſchiedenen Geiſte als Aufenthalt diente, wenn es ihm beliebte den Ruheplatz ſeiner Gebeine zu beſuchen. Die ungeheuren Corallenblöcke, die zum Bau der Fai-tokas dienten, wurden auf dem Strande gehauen, auf großen Pirogen in die Nähe des Ortes gebracht, wo ſie verwendet werden ſollten, gelandet und endlich auf Rollen weitergeführt. Bedenkt man den Aufwand an Arbeitskräften, welchen jene Monumente erforderten, ſo wird man ihnen ſeine Bewunderung nicht verſagen, und auch den Tonganern den Beſitz einer höheren Culturſtufe nicht abſtreiten können. Der Menſch muß ſich ſchon zu Ideen heraufgeſchwungen haben, welche den Gedankenkreis eines einfachen Wilden weit überſchreiten, um auf eine ſolche Weiſe das Andenken ſeiner großen Verſtorbenen zu ehren.

Früher wurden die Umgebungen der Fai-tokas sorgfältig rein gehalten, jetzt nimmt sich keiner ihrer an: hohe Waldbäume umschatten sie, und dichtes Gestrüpp entwächst den Fugen des Gesteins.

Vor einigen Jahren ist im dichten Walde ein seltsames Denkmal entdeckt worden, welches an Alterthum über die Zeit der Tui-tongas hinausreicht. Auf zwei riesigen hohen Steinblöcken ruht ein eben so kolossaler horizontaler Block, von dem es unbegreiflich ist, wie er mit den wenigen vorhandenen mechanischen Hülfsmitteln dorthin gebracht sein mag. Keine Volkssage gibt Rechenschaft über das Entstehen oder die Bedeutung des einfachen Denkmals, welches vielleicht noch von einer Nation herstammt, welche den jetzigen Tonganern im Besitz des Landes voranging? So gibt es auch hier geschichtliche Räthsel zu lösen! So zeugen auch hier Ruinen von der Vergänglichkeit der Völker und der unwiderstehlichen Allmacht der Zeit!

Während der gemeine Mann sich oft mühseligen Arbeiten unterwerfen mußte, suchten die Häuptlinge, wie die bevorzugten Stände Europas, sich die Zeit auf die angenehmste Weise zu vertreiben. Kavapartien, religiöse Feierlichkeiten, Tanz, Musik, Gesang und verschiedene Spiele füllten fast alle Stunden aus, die nicht der Ruhe gewidmet waren.

Da früher, bei der allgemein anerkannten Herrschaft der beiden regierenden Familien der Fata-fai und Toubo Bürgerkriege nur selten vorfielen, sahen sich Heldennaturen genöthigt ihre Thatkraft auf einem andern Schauplatze zu entwickeln. So vereinigten sich oft mehrere hundert junge Leute um nach den Fidschi Inseln hinüberzuschiffen, wo sie zuweilen Jahre lang, dann mit der einen, dann mit der andern Partei sich verbanden und Krieg führten, ohne anderen Zweck als ihre Tapferkeit zu zeigen. Oder sie besuchten auch wohl Samoa, Niua und Rotuma, und diejenigen, die von jenen langen und gefährlichen Reisen zurückkamen, erwarben dadurch ein hohes Ansehen unter ihrem Volke.

Zu den bemerkenswerthesten Vergnügungen der Tonga-Häuptlinge gehörten das Vogelschießen und die Rattenjagd. Zu jenem wurde ein Lockvogel gebraucht, auf dessen Abrichtung dieselbe Sorgfalt wie früher in Europa auf die Dressur der Falken verwendet wurde. Der Jäger mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, schloß sich in einer Art von Käfig ein, der aus Weiden geflochten und mit grünem Laube überdeckt war, durch welches er hindurchsehen konnte. Der Lockvogel, ein Hahn, saß oben und war mit einem Fuße

angebunden. Das Geräuſch womit er lockte war ein Flügelſchlagen, wodurch er andere Vögel gleichſam zum Kampfe herausforderte. Im Käfig war ein kleinerer Behälter eingeſchloſſen worin ſich eine Henne befand, die ebenfalls ein ſonderbares Geräuſch machte, welches dem des oben ſitzenden Hahnes zu antworten ſchien, und ſo wurden beide Geſchlechter, Hähne und Hennen, durch dieſe beiden Lockvögel herbeigelockt und vom Jäger geſchoſſen. Nur die bedeutendſten Häuptlinge waren im Stande ſich das Vergnügen dieſer Jagd zu gönnen, weil das Abrichten und Erhalten der Vögel großen Aufwand erforderte. Für jedes Pärchen war ein eigener Wärter angeſtellt, der nur allein dieſem Geſchäfte oblag, und die Vögel immer in Uebung erhalten mußte; denn unterließ man dieſe, ſo wurden die Vögel unachtſam und gaben nicht mehr die zum Locken nöthigen Töne von ſich.

Die Rattenjagd dagegen war ein mehr volksthümlicher Zeitvertreib, da ſie nur den Tuahs unterſagt war und ſtets eine größere Geſellſchaft ſich dazu vereinigte. Erſt wurden einige Leute nach dem Platze geſchickt wo die Jagd ſtatt finden ſollte, um die aus gebratenen Nüſſen beſtehende Lockſpeiſe auszuſtreuen, und Stäbe am Eingange des Pfades aufzupflanzen, damit die Ratten von den Vorübergehenden nicht verſcheucht würden. Hierauf ſetzen ſich die Jäger, welche zwei Parteien bildeten, aber in einer Reihe marſchirten, in Bewegung, mit Bogen und Pfeilen verſehen. Beide Parteien folgten abwechſelnd auf einander, ſo daß der angeſehenſte Häuptling den Zug eröffnete und gleich hinter ihm der Anführer der Gegenpartei folgte. Nur der Reihenanführer durfte geradeaus ſchießen, die Andern mußten ſich die Ratten zum Ziele wählen, die zur Seite oder hinter ihnen liefen. Wer geſchoſſen hatte, wechſelte ſogleich mit dem Nächſtfolgenden den Platz, ſo daß nach einer Weile der urſprüngliche Zug vollſtändig verändert war. Der Partei, welcher es gelang die zehn erſten Ratten zu erlegen, hatte geſiegt. Die Jagd endete mit einem freundſchaftlichen Mahl, wobei aber nicht die erlegten Ratten ſondern ein gebratenes Ferkel nebſt Bananen, Brodfrüchten oder Taro verzehrt wurde.

Der Taubenfang mit Netzen war ebenfalls ein beliebtes Vergnügen. Das dazu gebrauchte Netz war klein mit einer engen Oeffnung und am Ende einer etwa 12 Fuß langen Ruthe befeſtigt. Acht bis zehn, etwa 5 Fuß hohe, bienenkorbförmige Behälter mit einer Querſpalte, ſo daß die darin verborgenen Jäger die Ruthe von einer Seite zur andern bewegen konnten, waren im Kreiſe auf einem aufgeworfenen Erdhügel errichtet. Außerhalb

eines jeden Behälters war eine zahme Taube an einem Beine festgebunden, und in der Mitte stand ein Mann mit noch einem zahmen Vogel, der an einer sehr langen Schnur angebunden war, und den der Träger so weit fliegen ließ als die Schnur reichte. Die Taube beschrieb auf diese Weise einen ansehnlichen Kreis in der Luft, rund um den Erdhügel. Der Flug dieses Vogels und das beständige Girren der festgebundenen zogen eine Menge wilder Tauben aus der Nachbarschaft herbei, worauf der Mann durch Anziehen der Schnur seine Taube zu sich nahm, und sich in einem Verschlag auf der Spitze des Erdhügels verbarg. Die wilden Tauben näherten sich nun den zahmen und wurden auf eine geschickte Weise mit den Netzen gefangen.

Man kann sich denken, daß die Tonganer, welche die Vierfüßer und Vögel bekriegten, auch die Fische des Meeres nicht unverfolgt ließen. Zum Bonitenfang, einem der Lieblingszeitvertreibe der Häuptlinge, wurde wie auf Hawaii mit größter Gewalt der Ruder ein Canot im schnellsten Lauf erhalten. Eine Perlmutterangel ohne Widerhaken und Köder, berührte nur eben die Oberfläche des Wassers und täuschte den räuberischen Boniten durch die schillernde Oberfläche, die er für eine rasch fliehende lebendige Beute ansah. So wie der Fisch angebissen hatte, schwang der Fischer durch eine geschickte Wendung der Ruthe die Schnur in die Höhe und der Fisch flog ihm in die Hand. D'Urville sagt uns, daß er diese Art des Fischfanges auch auf der Insel Amboina von den dortigen Malaien mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ausführen sah.

Ein eigenthümliches Spiel, welches ebenfalls große Gewandtheit erforderte, war das Aufwärtswerfen eines gewichtigen Speeres, so daß er im Herabfallen auf einer kleinen Holzscheibe die oben an einem Pfahle befestigt war, stecken blieb. Gewöhnlich waren 6 oder 8 Spieler auf jeder Seite, und die Partei von der nach dreimaligem Wurfe die meisten Speere stecken blieben, gewann das Spiel. Der Pfahl war etwa 5 oder 6 Fuß hoch, und die Fläche der Holzplatte ungefähr 9 Zoll im Durchmesser.

Die meisten andern Zeitvertreibe und Belustigungen glichen denen, die wir bereits bei andern polynesischen Völkern haben kennen lernen; ich will daher schließlich nur noch ein höchst merkwürdiges Spiel anführen, welches von der Schwimm- und Taucherfertigkeit der Tonganer ein glänzendes Zeugniß gibt. Es galt einen großen Stein 10 Fuß tief unter dem Wasser von einer Stelle zur andern fortzuschaffen, so daß die, welche den Stein trugen

auf dem Boden des Waſſers hinliefen, wobei es nicht leicht war das Gleichgewicht zu bewahren. Wer zuerſt das Ziel erreichte, hatte natürlich gewonnen.

Die Inſel Tonga-tabou wurde am 20. Januar 1643 vom berühmten holländiſchen Seefahrer Abel Tasman entdeckt, der ihr den Namen Amſterdam gab, ſo wie er bald darauf den Inſeln Eua und Nemuka gleichfalls die vaterländiſchen Namen Rotterdam und Middelburgh ertheilte. Sein Verkehr mit den Eingebornen wurde durch keine Feindſeligkeiten geſtört, und als nach faſt anderthalb Jahrhunderten ſein großer Nachfolger Cook das vergeſſene Tonga wieder aufſuchte, lebte die Erinnerung ſeines Vorgängers noch immer in den Sagen und Geſängen des Volkes. Den bereits bekannten Inſeln fügte der engliſche Seefahrer auf ſeiner zweiten Weltreiſe die Entdeckung der Hapai Gruppe hinzu (Juni 1774), und verwendete auf ſeiner dritten Erdumſegelung (April bis Juli 1777) mehrere Monate auf die genauere Unterſuchung des intereſſanten Archipels.

Bekanntlich wurde er durch das zuvorkommende, liebenswürdige Betragen der Tonganer bewogen ihrem Lande den Namen der freundſchaftlichen Inſeln zu geben, eine Benennung jedoch, die ſehr wenig mit ihren wahren Geſinnungen übereinſtimmte, da, wie ſie ſpäter ſelbſt eingeſtanden, es ihre Abſicht geweſen war ihren anerkannten Freund und Wohlthäter während ſeines Aufenthalts auf Lefuka zu ermorden, und nur die Uneinigkeit der Häuptlinge den verrätheriſchen Plan zum Scheitern brachte.

Im Februar und März 1781 entdeckte der Spanier Maurelle die Gruppe Vavao, und man weiß mit Beſtimmtheit, daß auf ſeiner letzten unglücklichen Fahrt, von welcher er nicht mehr zurückkehrte (1788) La Perouſe bei Nemouka beilegte. Auch Bligh (1789) auf den guten Ruf der Tonganer bauend, ſuchte bei ihnen ſein Heil nach Chriſtian's gelungener Meuterei (ſiehe Pitcairn Inſel), doch ein verrätheriſcher Angriff belehrte ihn ſeines Irrthums und nöthigte ihn zur ſchleunigen Flucht.

Im Jahr 1797 brachte der uns bereits rühmlichſt bekannte „Duff" 10 proteſtantiſche Miſſionare nach Tonga-tabou. Sie wurden Anfangs freundlich behandelt, bald aber auf Anſtiften eines amerikaniſchen Ausreißers zu Gegenſtänden des Mißtrauens und der Feindſchaft. Denn dieſer Böſewicht erzählte den Häuptlingen, daß der König von England jene Männer geſandt habe um das Volk von Tonga durch mörderiſche Seuchen zu verderben, und ſie ſich zu dieſem Zwecke in ein Haus einſchlöſſen, nicht um zu

beten, wie ſie heuchleriſch behaupteten, ſondern um ihre teufliſchen Zauberkünſte zu treiben. Eine Seuche, die gerade damals auf der Inſel herrſchte und manches Opfer fortraffte, verſchaffte der Verläumdung einen um ſo günſtigeren Boden, ſo daß endlich die Tonganer über die Miſſionare herfielen und ſie alle erſchlugen, bis auf drei, die von einem der vornehmſten Häuptlinge beſchützt und gerettet wurden.

Aber auch dieſe verloren in einem ſpäteren Bürgerkriege das Leben. Sie hätten zwar mit Hülfe einiger Eingebornen auf eine andere Inſel flüchten können, wagten es jedoch den heranrückenden Feind zu erwarten, denn „Keinem ſei von ihnen etwas zu Leide gethan, und folglich brauchten ſie auch von Keinem Böſes zu fürchten". Vergebens ſuchte man ſie zu belehren, daß es der Gebrauch auf Tonga ſei nicht blos den Feind zu tödten, ſondern auch Alles was nah und fern mit ihm zuſammenhing, ſie blieben hartnäckig bei ihrem Entſchluß, und wurden überfallen und mit Streitkolben zu Boden geſchlagen, während ihre Freunde ſich noch ſchnell genug in den Kahn retteten.

Der goldene Friede, der zu Cook's Zeiten noch auf Tonga weilte, war nämlich verſchwunden als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der regierende Tui-Kanakabolo von Finow, dem Häuptling von Hapai und deſſen Bruder Toubo-Niouha ermordet wurde. Es entſpannen ſich lang nachhallende Bürgerkriege, und das kleine Reich zerfiel, denn nur Hapai und Vavao unterwarfen ſich der Herrſchaft Finow's, während Tonga-tabou unter verſchiedene Häuptlinge ſich zerſplitterte, die zwar unter einander in ewiger Fehde lebten, aber dennoch mit Erfolg den alljährlichen Angriffen oder Raubzügen jenes ehrgeizigen Fürſten ſich widerſetzten und ihre Unabhängigkeit zu bewahren wußten.

Die Anarchie, die auf dem früher ſo glücklichen Tonga-tabou herrſchte, wurde nicht wenig durch die Abweſenheit des Tui-tonga genährt, der die Partei des Finow angenommen und ſich nach Vavao zurückgezogen hatte, wo ihm noch immer der jährliche Tribut bezahlt wurde, der ſeinem göttlichen Charakter gebührte. Seine Anweſenheit in den Reihen des Uſurpators gab deſſen Sache den Anſchein des guten Rechtes, und Finow benutzte ſie um die Häuptlinge von Tonga-tabou als Rebellen darzuſtellen, welche mit frechen Waffen ihre eigenen Götter bekriegten.

Dieſes war die Lage der Dinge als am 1. December 1806, das engliſche Caperſchiff von 30 Kanonen „Port au Prince", welches mit einem

ſtarken Leck in Lefuka eingelaufen war, von den Eingebornen überfallen wurde. Der größte Theil der Mannſchaft ward niedergemetzelt; nur Mariner, ein junger Mann von guter Familie, den ein abenteuerlicher Geiſt zum Seemannsleben bewogen hatte, wurde mit noch einigen andern verſchont um die erbeuteten Schiffskanonen gegen die Feinde des Königs Finow zu bedienen. Er erwarb ſich in einem hohen Grade die Gunſt dieſes grauſamen Wilden ſo wie ſeines Sohnes und Nachfolgers, wurde den Häuptlingen gleichgeſtellt und als Freund behandelt, war aber nichts deſtoweniger höchſt erfreut, als nach einem mehr als dreijährigem Aufenthalt auf Tonga ein engliſches Schiff vor Vavao erſchien, welches ihm die Rückkehr in's Vaterland ermöglichte. Die ſpäter von ihm herausgegebenen Nachrichten über die freundſchaftlichen Inſeln gehören zu den ſchätzbarſten Beiträgen zur polyneſiſchen Völkerkunde, und es iſt nur zu bedauern, daß nicht auch gleich gute Quellen über die früheren Zuſtände der anderen bedeutenderen Inſelgruppen vorliegen. Von Mariner's Abreiſe im Jahre 1810 bis 1827 wo Dumont d'Urville Tonga beſuchte, ſind die Annalen des Archipels höchſt lückenhaft und dürftig. Als der franzöſiſche Weltumſegler dort eintraf, war die heilige Inſel noch immer in kleine Staaten zerſplittert, die jeder einem beſondern Häuptling gehorchten.

Methodiſtiſche Glaubenslehrer hatten im Jahre 1822 den Verſuch ihrer unglücklichen Vorgänger erneuert, ohne jedoch irgend eines Erfolges ſich zu rühmen. Zwei derſelben waren daher nach Port Jackſon zurückgekehrt, und nur einer verharrte unter dem Schutze des Häuptlings von Hiſo wie ein ſtandhafter Soldat auf ſeinem Poſten. Im Jahre 1826 kamen zwei neue Miſſionare hinzu, doch auch dieſe vermochten keinen Eindruck auf die Inſulaner zu machen.

Glücklicher jedoch waren zwei von ihnen mitgebrachte tahitiſche Lehrer, welchen es gelang Toubo, den Häuptling von Nakualofa, zu bekehren. Dieſer, der durch die Schwäche und Zaghaftigkeit ſeines Charakters ſchon ſehr an Anſehen verloren hatte, wurde nun vollends von den übrigen Häuptlingen der Inſel verachtet, blieb jedoch nach einigen Schwankungen ſeinem neuen Glauben treu, und im Jahre 1829 wohnten 500 Proſelyten dem chriſtlichen Gottesdienſte in Nakualofa regelmäßig bei.

D'Urville verweilte ungefähr einen Monat auf Tonga, und auch er wäre faſt ein Opfer der Treuloſigkeit der Inſulaner geworden, die er durch

das Niederbrennen einiger Dörfer und die Zerstörung der heiligen Grabmäler züchtigte.

Als er 11 Jahre später (1838) den Tonga Archipel zum zweiten Mal besuchte, fand er dort Manches zu Gunsten des Christenthums verändert. Die Hapai- und Vavao Gruppen waren vollständig bekehrt und nach langen Bürgerkriegen unter dem energischen Scepter des Tahosa-nao oder „King George", eines Häuptlings aus der Familie der Finow vereinigt. Dieser Herrscher zeichnete sich eben so sehr durch seine majestätische Gestalt als durch eine derselben entsprechende Thatkraft aus. Man erzählt, daß, als einst ein über seine Abtrünnigkeit erzürnter Götzenpriester ihm vorhersagte, daß er unfehlbar den Haifischen zur Beute fallen würde, das erste Mal, daß er es wieder wagte in offener See zu baden, Tahosa statt aller Antwort den Wahrsager aufforderte ihm zu folgen und dreist über das Corallenriff hinausschwamm, vor welchem die Meereshyänen sich zu zeigen pflegten. Das Ergebniß dieses Gottesurtheils war, daß der Götzendiener von einem Haifisch aufgeschnappt wurde, während der König unverletzt unter dem Jauchzen der Menge den Wellen entstieg.

Die den Polyneſiern häufig verliehene Rednergabe besaß Tahosa in einem hohen Grade. Ein vortrefflicher Prediger, denn er liebte es den Priester mit dem Herrscher zu verbinden, zeichnete er sich auf der Kanzel durch die Würde und den Ernst seines Vortrags aus; während in den Volksversammlungen sein energisches Wort trotz einem homerischen Helden allen Widerstand gegen das königliche Ansehen niederschmetterte. „Was sprichst du von deinem elenden Eilande", redete er einst einen vorlauten Widersacher an; „und wie wagst du es dessen Besitz in Anspruch zu nehmen? Wer bist du? Was waren deine Väter? Soll ich dir die meinigen nennen? (Hier folgte eine lange Aufzählung.) Siehe die Helden von denen ich abstamme! Deine Väter waren die Köche der meinigen." Man glaubt einen Agamemnon zu hören, der den frechen Therſites niederdonnert!

Ein Jahr vor Dumont d'Urville's Besuch war Krieg zwischen Tahosa und den Heiden auf Tonga ausgebrochen. Der Missionar Rawbone hatte in Hifo einem am westlichen Ende der Insel gelegenen befestigten Dorfe mehrere Einwohner bekehrt, welche der Häuptling aus seinem Gebiet verjagte. Die Flüchtlinge erbauten sich ein kleines Fort, wurden aber auch hier von ihrem Feinde verfolgt, worauf sie den christlichen Häuptling von Nukualofa um Hülfe anriefen. Aber auch dieser bedurfte eines mächtigeren

Schutzes und erbat sich Tahofa's Beistand, der gerne die Gelegenheit ergriff den ganzen Archipel seiner Herrschaft zu unterwerfen. Er landete mit 1560 Kriegern, bemächtigte sich Hifo's durch List und erzwang nach vier Monaten einen Frieden, der die heidnischen Häuptlinge verpflichtete die Christen nicht ferner zu verfolgen und den Missionaren überall freien Zutritt zu gewähren. Diesen ersten Erfolg verdankte King George vorzüglich der besseren Bewaffnung seines kleinen Heeres, welches 120 Flinten besaß. Die Häuptlinge hatten indessen nur Frieden geschlossen um Zeit und Kräfte für einen erneuerten Kampf zu gewinnen, so daß Tahofa zum Schutz des schwachen Tubou und der Missionare bald darauf nach Nakuolofa zurückkehrte. Hier erlitt er zwar eine bedeutende Niederlage (1840), so daß er gezwungen wurde sich wieder einzuschiffen; doch die christliche Partei gewann bald wieder die Oberhand, und nach dem Tode Tubou's wurde Tahofa unter dem Namen George Tubou (1845) als König sämmtlicher Tonga Inseln eingeweiht.

Ein interessanter Bericht des Missionars R. Young aus dem Jahre 1853 gibt uns Kunde von den ferneren Schicksalen jener kleinen abgelegenen Welt.

„Nach einer etwas ungestümen Reise auf dem nichts weniger als stillen Meere kam ich auf der Tonga Gruppe eines Morgens früh an, und zählte vom Verdeck des Schiffes auf ein Mal zwanzig liebliche Eilande, die eben von den Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldet waren, und gleich eben so vielen Smaragden auf dem Abgrund des jetzt stillen Meeres da lagen. Die ganze Gruppe besteht aus etwa 200 Inseln mit einer Volkszahl von 20 bis 30,000 Seelen. Mit Ausnahme von ungefähr 50 Leuten hat die ganze Bevölkerung das Evangelium angenommen. Achttausend unter ihnen sind im Stande die Schrift zu lesen und 5000 können die Muttersprache schreiben. Ich prüfte einige Schüler, welche schöne Kenntnisse in der Geographie, Arithmetik, Naturgeschichte und einigen andern Zweigen des Wissens an den Tag legten. Auch hatte ich das Vergnügen die Zöglinge unserer Musterschule zu prüfen, unter welchen drei Frauen sich befanden — Frau Hemans, eine Dichterin von Tonga; die Frau eines Oberrichters und die Königin Charlotte.

Diese treffliche Frau richtet sich genau nach den Schulregeln, und beugt sich unter all die Arbeit, die ein fleißiger Zögling übernehmen muß, um gleichen Schritt mit ihren Mitschülern zu halten.

König Georg ist ein sehr merkwürdiger Mann. Da ich von seinem Verlangen Australien zu besuchen hörte, lud ich ihn ein auf dem „John Wesley“ sich einzuschiffen. Er nahm das Anerbieten an, erklärte jedoch, daß er das Schiff verproviantiren müsse.

Während der beinahe zwei Monate, welche ich mit ihm unterwegs zubrachte, habe ich kein thörichtes Wort aus seinem Munde gehört. Er ist auch Prediger, und ich hörte von ihm auf den Fidschi Inseln eine sehr interessante und mächtige Ansprache.

Vor ungefähr zwei Jahren weigerte sich der damals noch heidnische Theil seines Volkes seiner königlichen Autorität sich zu unterwerfen (durch einige Sendlinge von Rom bearbeitet und aufgestachelt), und nachdem er lange Geduld mit seinen Widersachern getragen, sah er sich endlich genöthigt zur Vertheidigung der Gesetze und Freiheiten seines Landes die Waffen zu ergreifen. Ich besuchte den Baum, unter welchem der König saß um seine aufrührerischen Unterthanen vor ihm erscheinen zu lassen. Mit Furcht und Zittern waren sie herangekommen, wohl wissend, daß sie nach dem Landesgesetz den Tod zu erwarten hatten, doch großherzig sprach der König: „ihr sollt leben.“ Sie dankten mit freudigem Entzücken, doch „Danket Jehovah“, erwiederte der König, „dessen Wort mich gedrungen hat so zu handeln. Sein Wort ist die einzige Ursache. Ohne dieses wäre keiner von euch am Leben geblieben.“ Sie begehrten jetzt alle den Hausgottesdienst des Königs anzunehmen. Sein wahrhaft christlicher Wandel überhaupt hat in jenem Theil der Welt einen tiefen Eindruck gemacht, und scheint in seinen Wirkungen sowohl dem Heidenthum als dem Papstthum eine völlige Niederlage beigebracht zu haben.“

Im Jahre 1855 erklärte sich Georg Toubo bereit seine Souveränitätsrechte an Groß-Britannien abzutreten, und obgleich Tonga noch nicht unter den anerkannten englischen Colonien aufgezählt wird, so ist es doch ganz dem britischen Einfluß unterworfen. Auch hier ist eine parlamentarische Verfassung nach englischem Muster eingeführt worden, und das altsächsische Schwurgericht hat sich eingebürgert, wo noch vor einigen Decennien die Willkür der Häuptlinge das einzige Gesetz war.

Google

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Die Fidſchi Inſeln.

Viti Levu. — Der Rewafluß. — Das Rewa Delta. — Antimonminen. — Vanua Levu. — Mangrovewälder. — Warme Quellen. — Die ſchwarze Flußbarbe. — Die Kavai Wurzel. — Die Ivia Wurzel. — Die Dava Pflaume. — Die Caryotapalme. — Größerer Reichthum der Vegetation als auf den öſtlicheren Gruppen. — Die Dammara Fichte. — Schnelligkeit des Wachsthums. — Klima. — Die Gruppe durch Täsman entdeckt 1643. — Cook. — Dumont d'Urville 1827. — Wilkes 1840. — Urſachen des Uebergewichts von Ambau. — Tanoa König von Ambau. — Unſägliche Barbarei der Fidſchianer. — Gräuel des Kannibalismus. — Unſicherheit des Lebens. — Einige Mordgeſchichten. — Unerhörter Despotismus. — Götter. — Die Mbures oder Tempel. — Die Mbettis oder Prieſter. — Elternmord. — Fremde Spekulanten. — Trepangſammler. — Schildpatt. — Schälen der Schildkröten. — Verrätheriſche Ueberfälle fremder Schiffe. — Die „Aimable Joſephine". — Der „Sir David Ogilby". — Kunſtfleiß. — Große Doppelpirogen. — Häuſerbau. — Waffen. — Töpferei. — Figur der Fidſchianer. — Merkwürdiger Kopfſchmuck. — Nationalſtolz. — Kleidung. — Der Seavo. — Der Liku. — Der Keulentanz. — Sprache. — Ackerbau. — Anfang des Miſſionswerkes 1820. — Fortſchritte bis zu den Jahren 1840 und 1848 nach Wilkes und Elphinſtone. — Reiſe Macdonald's auf dem Rewafluſſe 1856. — Thakombau. — Abtretung der Souveränetät an England. — Der deutſche Botaniker Dr. Seemann. — Der Miſſionar Young auf Fidſchi 1853. — Seltſame Widerſprüche.

Die Fidſchi oder Viti Inſeln bilden dem Umfange nach den bedeutendſten der in dieſem Werke beſprochenen Archipele, da ihre Oberfläche an die 300 geographiſche Quadratmeilen beträgt. Sie bedecken einen größeren Raum als Hawaii, Tahiti, Samoa und Tonga zuſammengenommen, und werden eine ihrer Ausdehnung entſprechende Wichtigkeit erlangen, wenn einſt unter britiſchem Schutz ihre natürlichen Reichthümer zur gehörigen Benutzung kommen.

Selten wird man auf irgend einem andern Punkte des Erdballs ein ſolches Inſelgewirr vereinigt finden, und nirgends ſtößt der Schiffer auf größere Gefahren. Auf dieſem dicht überſäeten Felde hat er ſtets eine Menge Inſeln in Sicht, vom ſchroffen Baſaltberge, der bis zu einer Höhe von 5000 Fuß emporſteilt, zu dem niedrigen Coralleneilande, deſſen Oberfläche ſich kaum über die Fluthen des Oceans erhebt — und dazwiſchen und ringsumher liegen unzählige Klippen und Untiefen ausgebreitet. Faſt jede Inſel

iſt von weit ausgedehnten Corallenbänken umſäumt, und ſehr viele ſind von unregelmäßigen Riffen umſchloſſen, die oft meilenweit in ſpitzige Zungen auslaufen. Außerdem werden die Gefahren der Schifffahrt durch die zahlreichen vereinzelten Klippen vermehrt, die entweder bei niedrigem Waſſer zum Vorſchein kommen, oder nur einige Fuß tief unter der Oberfläche liegen. Ein klarer Himmel und die größte Vorſicht ſind erforderlich, um den Seefahrer mit Sicherheit durch viele Theile dieſes Corallenlabyrinthes zu geleiten.

Der ganze Archipel beſteht nach Wilkes aus 154 Inſeln; eine Anzahl, die ſich leicht verdoppeln ließe, wenn man alle die iſolirten und beſcheidenen Eilande hinzurechnen wollte, die als Außenwerke, Felſen oder Vorpoſten an die größeren Landmaſſen ſich anlehnen. Nur 65 jener Inſeln ſind bewohnt, die übrigen werden nur von Zeit zu Zeit des Fiſchens oder des Trepangſammelns wegen beſucht.

Viti Levu („Groß Witi") und Vanua Levu („Das große Land") die zwei beträchtlichſten Inſeln der Gruppe liegen in deren weſtlichem und nördlichem Theil. Erſtere iſt 94 Seemeilen lang und 55 breit, letztere hat bei einer Länge von 105 Meilen eine durchſchnittliche Breite von 25. Weſtwärts von dieſen beiden Hauptlanden finden wir ein ungeheures Areal von zahlreichen Corallenriffen durchzogen, die bis 20 Meilen weit von Viti Levu nach der Aſaua Gruppe ſich erſtrecken und 10 bis 15 Meilen weit im Weſten und Norden von Vanua Levu den Meeresboden bedecken.

In dieſem unermeßlichen Corallenpark — ein wohlverdienter Namen — hat das Waſſer in den Canälen zwiſchen den Riffen eine durchſchnittliche Tiefe von 12 bis 15 Klaftern; während jene ſelbſt an manchen Stellen die Oberfläche berühren.

Die andern Inſeln des Archipels die oſtwärts von „Groß Witi" und dem „Großen Lande" liegen, ſind verhältnißmäßig klein und faſt überall durch ein tiefes Meer von einander geſchieden.

Die Fidſchi Gruppe ſtellt faſt alle Formverſchiedenheiten dar, welche Baſaltfelſen nur annehmen können.

Rauhe Kanten mit ſteilen Abhängen und nadelförmigen Spitzen charakteriſiren einige Theile der Gruppe, während andere, verhältnißmäßig flach, längs der Küſte eine Stirn von Baſaltſäulen dem Meer entgegenſtellen. Gewöhnlich jedoch haben die Berge ſanftabgerundete Rücken, oder dort wo ihre Umriſſe ſich unruhiger geſtalten, fehlt ihnen doch jene Mannigfaltigkeit

OWOLAU.

FIDSCHI-INSELN.

von hohen Spitzen und tiefen Zerklüftungen, welche den Hauptreiz der tahitiſchen Gebirgslandſchaften ausmachen.

Die größeren Inſeln ſcheinen dem vorüberſegelnden Beobachter aus einer ununterbrochenen Reihenfolge von Berg und Thal zu beſtehen. Die Abhänge ſind meiſtens ſanft geneigt und oft faſt bis zum Gipfel culturfähig. Unter dem Winde ſind ſie bis zu einer gewiſſen Höhe mit Gras bedeckt, deſſen falbes Gelb dem Lande ein trockenes, verdörrtes Ausſehen gibt. Nach dem Gipfel hin treten mitunter ſchwarze Baſaltfelſen hervor oder überragen auch wohl die Bergkämme gleich den Ruinen alter Burgen. Ueppige Wälder bedecken gewöhnlich die oberen Gegenden, wo die häufigen Regengüſſe und noch häufigeren Nebel und Wolkendünſte ihnen die Wohlthat der ernährenden Feuchtigkeit verleihen, die den tieferliegenden Abhängen zu kärglich zu Theil wird. Das Land bietet indeſſen nicht überall denſelben Anblick dar, denn der hohe Waldwuchs ſteigt tiefer herab an den öſtlichen Abhängen, die der feuchte Paſſat reichlicher mit Näſſe verſorgt. Einige der kleineren Baſalteilande ſind ſogar überall mit einer üppigen Vegetation bedeckt, und Buna oder Somu-Somu, eine der bedeutenderen Inſeln wird ſogar wegen ihres reichen Pflanzenwuchſes mit Opolou, der Königin der Samoa Gruppe verglichen. Die Auszackungen und Einbuchtungen der Küſten ſind zahlreich und oft von bedeutender Größe; doch nur wenige dieſer Meereseinſchnitte würden ſichere Häfen bilden, wenn nicht an den davorliegenden Corallenriffen die Macht der Brandung zerſchellte.

Viti Levu, die größte Inſel der Gruppe, wird von verſchiedenen Bergketten durchſchnitten, deren Gipfel bis zu einer Höhe von 5000 Fuß emporſteigen. Zahlreiche Bäche entſpringen auf dieſen Höhen beſonders an der Oſtſeite, und erweitern ſich mitunter ehe ſie das Meer erreichen zu bedeutenden Flüſſen. Einer der merkwürdigſten dieſer Ströme ergießt ſich durch verſchiedene Arme theils in die Ambau Bucht, theils bei Rewa, an der Südoſtküſte in's Meer. Pickering berechnete die Waſſermenge, die er in der trockenen Jahreszeit durch alle ſeine Mündungen in die See wälzt, auf 1,500,000 Cubikfuß in der Minute, eine Maſſe, die in den naſſen Monaten ſich verfünffacht. Nach dem engliſchen Arzte Macdonald, der im Jahre 1855 den Rewa Fluß hinauffuhr, ſollen die atmoſphäriſchen Niederſchläge zuweilen ſo gewaltig herabſtürzen, daß ſie Boote verſenken, trotz aller Bemühungen der Mannſchaft das Waſſer auszuſchöpfen. Es bedarf aber auch ſolcher unendlichen Regengüſſe um auf einer beſchränkten Inſel Ströme von ſolcher Mächtigkeit zu

erzeugen. Der vom Rewafluß abgeſetzte Alluvialboden bedeckt ein Areal von 4 bis 5 geom. Quadratmeilen. Wie die Deltaländer anderer Flüſſe wird er durch zahlreiche Canäle in Inſeln getheilt. Er beſteht aus dem verwitterten Baſalt, den die Gewäſſer von den Bergen herabſchwemmen, und ſeine Fruchtbarkeit verſpricht der Zukunft goldene Ernten. Die Ufer des Fluſſes, während er noch das Gebirge durchſchlängelt, werden als höchſt romantiſch geſchildert und prangen mit einem Pflanzenwuchs, deſſen Ueppigkeit alle Vorſtellungen übertrifft.

Auch an unterirdiſchen Schätzen ſind dieſe Gegenden reich. Zwei große Adern oder Gänge des nur ſparſam über die Oberfläche des Erdkörpers verbreiteten Antimons kommen an einem Bergabhang zu Tage, und müſſen äußerſt ergiebig ſein nach der Menge des Erzes zu ſchließen, welches die Eingebornen in Bambusröhren aus dem Gebirge zum Fluſſe herabbringen.

Vanua Levu hat ruhigere Formen als Viti Levu. Nur wenige Gipfel erheben ſich über 2000 Fuß hoch über den Meeresſpiegel und keiner überſteigt 3000. Im Allgemeinen iſt eine ermüdende Einförmigkeit der vorherrſchende Charakter der Bergketten und der trockenen Grasfelder, welche die Abhänge bis zur Region der Waldbäume hinauf bekleiden, obgleich hier und dort die Küſte mauerartig emporſteilt und einige Bergrücken kegelartig auf die benachbarten Höhen herablicken. Die Flüſſe, wenn auch nicht ſo groß wie die auf Viti Levu, wälzen ebenfalls in der Regenzeit ungeheure Waſſermaſſen in's Meer und ſetzen an ihren Mündungen bedeutende Alluvialebenen ab, deren Wachsthum durch die Mangrove Gebüſche (ſiehe „Die Tropenwelt" Kapitel 39) ſehr befördert wird. Dieſe bilden dichte meilenlange Waldungen am Ufer, ſenken ihre unzähligen Wurzeln in den Schlamm und befeſtigen oder binden die Erdpartikelchen, welche der Regen von den Bergen herabwäſcht. Iſt einmal der neugewonnene Boden befeſtigt, ſo verſchwinden allmälig die ſeewärts fortrückenden Mangroven und werden durch die Vegetation des trockeneren Landes erſetzt.

Wenn auf dieſe Weiſe das Areal der Inſeln ſich vergrößert, ſo erhält es auch außerdem noch einen beſtändigen Zuwachs durch die ununterbrochene Thätigkeit der Steinpolypen, und obgleich es bis jetzt im Fidſchi Archipel nur wenige und unbedeutende niedrige Inſeln gibt, ſo wachſen doch unzählige Riffe nach der Oberfläche des Meeres hin und deuten auf eine künftige kleine Welt von palmenbeſchatteten Coralleneilanden.

Es gibt gegenwärtig keinen thätigen Vulkan auf der Fidſchi Gruppe und auch in den Volksüberlieferungen iſt von keinem ſolchen die Rede. Die einzigen Spuren vulkaniſcher Hitze, welche die Inſeln jetzt noch aufzuweiſen haben, befinden ſich an der Südoſtſeite von Vanua Levu, wo auf einer großen Ebene in der Nähe des Ufers zahlreiche warme Quellen hervorſprudeln. Einige derſelben entſpringen ſogar aus dem Meeresboden. In der Savu-Savu Bucht ungefähr 100 Ellen vom Strande ſteht ein kleiner Baſaltkegel, den das Meer zur Fluthzeit bedeckt. Aus deſſen kraterartig ausgehöhlten Mitte quillt kochendes Waſſer hervor, und die Wärme des Felſens iſt ſo groß, daß die Hand ſie nicht vertragen kann. Noch weiter in's Meer hinein gibt es eine Stelle wo auf einem Quadratraume von 40 Ellen heißes Waſſer zwiſchen den Kieſeln und dem Sande hervorquillt. Die Eingebornen glauben, daß die Geiſter des Berges ihnen dieſe kochende Sprudel zuſenden, damit ſie ihre Speiſen darin kochen können; ſo geneigt iſt überall der Menſch ſich für den Günſtling der unſichtbaren Gewalten zu halten. Der Geſchmack dieſer warmen Quellen iſt bitter und ſalzig; und wer weiß, welche wunderbare Heilkräfte darin ſchlummern mögen.

Die geologiſche Bildung der Fidſchi Inſeln hat große Aehnlichkeit mit der der oſtwärts liegenden Gruppen. Baſalte von verſchiedener Farbe und Dichtigkeit bisweilen zum Trachyt übergehend, vulkaniſche Conglomerate und Tuffe ſind die hauptſächlichſten Geſteine, und erzeugen durch ihre Verwitterung den fruchtbarſten Boden, der überall, wo er durch Feuchtigkeit begünſtigt wird ſich mit der reizendſten Vegetation bedeckt. Nirgends auf den Fidſchi Inſeln erblickt man Lavaſtröme wie auf Hawaii und Samoa, ſo daß man annehmen darf, daß ihr Urſprung in eine entferntere geologiſche Periode hinaufreicht.

Sowohl das Thier- als das Pflanzenreich ſind auf Fidſchi durch zahlreichere Arten als auf den andern in dieſem Werke beſchriebenen Gruppen vertreten. So gibt es hier fünf verſchiedene Flederthiere und 6 Schlangen.

Das Meer wimmelt von Fiſchen, die auf kunſtreiche Weiſe gefangen werden, und in den Flüſſen hält ſich die köſtliche ſchwarze Barbe auf, die niemals zur Oberfläche kommt, ſondern ſtets auf dem Felſengrunde verweilt. Taucher ſuchen die tiefſten Stellen auf, bilden einen Kreis, der ſich immer näher zuſammenzieht und treiben auf dieſe Weiſe die erſchreckten Fiſche in die einfachen Netze, die für ihren Empfang bereit ſtehen. So werden oft in einem Zuge an die 100 Pfund gefangen.

Eine merkwürdige große Hummerart gräbt ſich Löcher in den Strand, und eine Unzahl von Muſcheln wird auf den Riffen für die Nahrung des gemeinen Mannes geſammelt. Auf den weiten überfloſſenen Corallenfeldern treibt ſich überhaupt ein mannigfaltiges Leben von Seegeſchöpfen herum, wie es vielleicht im ganzen großen Ocean ſich nicht wiederfindet, und verſpricht dereinſt dem Naturforſcher die reichlichſte Ernte.

Alle nutzbaren Gewächſe Polyneſiens kommen auf Fidſchi vor und dazu noch eine Menge anderer, die der Gruppe eigenthümlich zu ſein ſcheinen.

Die mehlige Kavai Wurzel hat Aehnlichkeit mit der Malayiſchen Batate. Die Knollen ſind länglich und von brauner Farbe: die harte Oberhaut läßt ſich nach dem Kochen abſchälen wie die Rinde der Birke. Beim Ausgraben der größeren Knollen laſſen die vorſorglichen Eingeborenen die kleineren für die folgende Ernte in der Erde zurück. Dieſe Wurzel wurde von den Botanikern der Wilkes'ſchen Expedition ſo hoch geſchätzt, daß ſie den Wunſch ausdrückten, ſie möchte nach ihrer Heimath verpflanzt werden, welches vermittelſt eines direkt von Fidſchi nach den Vereinigten Staaten ſegelnden Schiffes leicht vollbracht werden könnte.

Im marſchigen Alluvialboden von Rewa wächſt die eigenthümliche perennirende Ivia Wurzel, welche zu einer ſolchen Größe anſchwillt, daß ſie die Dicke eines Mannes erreicht und einige Ellen lang wird.

Die Pflanze hat viele Wurzeln, aus welchen andere hervorſproſſen, und aus allen keimen Blätter in verſchiedenen Richtungen empor, ſo daß ein einzelnes Gewächs endlich ein förmliches Dickicht bildet. Die Knollen ſind gewöhnlich zähe und nicht ſehr ſchmackhaft, doch ſchützen ſie das Volk vor der Möglichkeit einer Hungersnoth. Eine einheimiſche Solanee trägt eine gelbe Frucht von der Größe einer Pfirſich, deren Geſchmack dem der Erdbeeren ähnlich ſein ſoll.

Die Dava oder Indava, die ſowohl von den Fidſchianern als den Weißen ſehr geſchätzt wird, wächſt auf einem 50 Fuß hohen Baume, und hat ungefähr die Größe und die Form eines Hühnereies, nur daß ſie an beiden Enden abgeflacht iſt, beſitzt einen Kern, und ihr Fleiſch ſtrotzt von einem klebrigen, honigſüßen Safte. Man vergleicht ſie mit dem Leechee, dem köſtlichſten Obſte der Chineſen.

Die Taravou, eine pflaumengroße Frucht, die ebenfalls auf einem hohen Baume wächſt, hat einen bitteren, etwas ſcharfen Geſchmack, der den Eingebornen ſehr zuſagt, und an welchen auch der Weiße ſich bald gewöhnt.

Von der Brodfrucht, die Wilkes nirgends wohlschmeckender fand, als hier, werden neun verschiedene Arten kultivirt, und auch von der Banane gibt es 5 oder 6 Spielarten. Die auf Tahiti und Samoa wild wachsende Bergbanane oder fae wird sorgfältig gezogen, und erfreut das Auge durch ihre schöne orangefarbigen, an einem großen, aufrechtstehenden Kolben hervorwachsenden Früchte.

Auf moraſtigem oder künstlich überflossenen Grunde wird überall der Taro wie auf Hawaii in großer Menge angebaut, während der Bergbewohner größtentheils von der sogenannten tahitischen Kastanie (Inocarpus edulis) lebt.

Die Yamswurzel gedeiht vortrefflich in fünf oder sechs verschiedenen Spielarten, und bildet nicht nur eine Hauptnahrung der Insulaner, sondern wird sogar nach Sidney mit Vortheil ausgeführt.

Der Papiermaulbeerbaum, der Tabak und die Cureuma gehören ebenfalls zu den Gegenständen einer etwas sorgfältigeren Cultur, während das Zuckerrohr, die süßwurzelige Dracaena, der wohlriechende Pandanus überall im wilden Zustande auf dem ihnen zusagenden Boden wachsen. Von der Cocospalme gibt es mindestens zwei Spielarten, die eine mit braunen, die andere mit grünen Nüssen, und die auf den östlichen Gruppen — Tonga, Samoa, Tahiti — fehlende Caryotapalme liefert dem Zimmermann ein vortreffliches Holz. In den Wäldern wachsen überhaupt nicht weniger als 63 Baumarten die zum Bau von Pirogen sich eignen, und namentlich im Gebirge von Viti Levu kommt die vortreffliche Dammara Fichte vor, eins der vorzüglichsten Bauhölzer der Welt, die einen Durchmesser von 5 Fuß erreicht und ohne große Kosten bis an's Meer fortgeflößt werden könnte.

Ein Rottang (Flagellaria), dessen Stengel ungefähr 4 Zoll im Umfang mißt, wird zur Verfertigung zierlicher Körbe gespalten, oder dient auch wohl wie die Lianen in Süd-Amerika, statt der Nägel um Pfosten und Latten anzubinden.

Der Bambus wird zu Wasserbehältern, zu Dachsparren oder wegen seiner Leichtigkeit zum Bau von Floßen verwendet; das harte Casuarinenholz zu Speeren und Keulen; die zähen und elastischen Mangrove Wurzeln zu Bogen, und das nun fast gänzlich ausgerottete Sandelholz, um dem Cocosnußöl seinen Wohlgeruch zu ertheilen. Auch verschiedene Baumwollenpflanzen wachsen wild auf den Inseln, unter andern ein 15 Fuß hoch

werdender Baum (Gossypium herbaceum) und eine Art mit nankinfarbigen Fasern.

Während Wilkes' Aufenthalt in Fidschi ließ er dort einen Garten anlegen, wo einige interessante Erfahrungen über die Schnelligkeit der Vegetation gemacht wurden. Von Rüben, Rettigen und Senf erschienen die Samenlappen über dem Boden schon 24 Stunden nach der Aussaat. Melonen und Gurken kamen schon nach 3 Tagen zum Vorschein. Bohnen und Erbsen nach vieren, und innerhalb eines Monats waren Rettige und Gartensalat schon genießbar.

Vom Reichthum der Flora wird man sich überhaupt einen Begriff machen können, wenn man erfährt, daß, obgleich es den Botanikern der Wilkes'schen Expedition durchaus nicht gestattet war das Innere der großen Inseln zu bereisen, sie dennoch binnen wenigen Monaten über 650 verschiedene Pflanzenarten sammelten, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß eine Menge der nutzbarsten Gewächse der tropischen und subtropischen Zone sich diesen einheimischen Schätzen noch anreihen könnte, da die verschiedenen Temperaturverhältnisse an den Küsten und im höheren Gebirge eine große Mannigfaltigkeit der Vegetation zuläßt.

Das Klima des Fidschi Archipels kann wie auf allen größeren polynesischen Inseln je nach der östlichen oder westlichen Lage in ein nasses oder trockenes unterschieden werden, da die dem Passate zugekehrte Seite durch häufige Regengüsse bewässert wird, während die westlichen Bergabhänge an oft lange anhaltenden Dürren leiden. Der Unterschied der Temperatur ist jedoch gering, und die Verschiedenheit des Klimas zeigt sich viel auffallender im Charakter der Vegetation. Vom April bis November herrschen die östlichen Winde vor; während von November bis April die nördlichen häufig sind. Im Februar kommen manchmal orkanartige Stürme vor.

Man kann sich denken, daß in einem solchen Inselgewirr die Fluthen sehr unregelmäßige Erscheinungen darbieten. Ihr höchstes Steigen und Fallen beträgt ungefähr 6 Fuß.

Erdbeben kommen häufig vor.

Die ersten Endeckungen im Fidschi Archipel verdanken wir dem vortrefflichen holländischen Seemann Abel Tasman, der im Jahre 1643 die nördlichen Inseln zuerst erblickte, und ihnen die Namen Prinz Wilhelm Inseln und Heemskerk's Untiefen gab. Erst lange nach ihm er-

ſchienen Cook (1773—1777), Bligh (1789), Barber (1794) und Wilſon in dieſen Gewäſſern, wo ſie ihren rühmlichen Pfad durch neue Entdeckungen bezeichneten; der erſte jedoch, der den Archipel genauer unterſuchte war Dumont D'Urville, der 1827 alle noch unbekannten größeren Inſeln des Archipels der Dunkelheit entriß, in welcher ſie damals noch für den Geographen ſchwebten, während der abenteuerliche Sandelholzſammler ſie längſt ſchon kannte.

Noch größere Verdienſte um die Kenntniß des Archipels hat ſich jedoch der Amerikaner Wilkes erworben. Monate lang hielt er ſich dort auf, und während dieſes ganzen Zeitraums waren außer den 4 Schiffen ſeines Geſchwaders 17 Boote mit der Aufnahme der Küſten und andern hydrographiſchen Arbeiten fortwährend beſchäftigt. Oft blieben die Boote wochenlang von den Schiffen entfernt, wobei Offiziere und Matroſen nur ſelten an's Land ſtiegen und beſtändig vor der Treuloſigkeit der Eingebornen auf der Hut ſein mußten. An Fußexcurſionen in's Innere der Inſeln war damals noch gar nicht zu denken, nur was in der unmittelbaren Nachbarſchaft der Küſte gewiſſermaßen unter den Kanonen der Schiffe lag, konnte ohne Gefahr betreten werden.

Von der früheren Geſchichte der Inſeln wiſſen wir wenig. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts war Verata die Hauptſtadt, deren Beherrſcher der ganzen Gruppe Geſetze vorſchrieb. Um das Jahr 1809 brachten aber Pulver und Schießgewehr eine nicht minder bedeutende Umwälzung in den fidſchiſchen Zuſtänden hervor als im Mittelalter auf der großen hiſtoriſchen Bühne unſeres Welttheils. Die Brig „Eliſa" ſcheiterte auf einem Riff der kleinen Inſel Nairai gegenüber, und da die gerettete Mannſchaft mit Flinten und Munition wohl verſehen war, ſo erlangte ſie dadurch ein bedeutendes politiſches Gewicht. Ulivau, Häuptling von Pao oder Ambau, feſſelte ſie durch vielfache Begünſtigungen an ſeinen Dienſt. So genoß der Schwede „Charley Savage" der eine Zeit lang die größte Rolle ſpielte, das Vorrecht gleich den Erſten des Landes 100 Frauen zu beſitzen. Mit Hülfe der Europäer ſchüttelte Ulivau das Joch von Verata ab, und ſchwang ſich zum Range des bedeutendſten Häuptlings der Inſeln empor. Er ſtarb 1829, die Herrſchaft ſeinem Sohne Tanoa überlaſſend, der zwar ſpäter vertrieben wurde aber im Jahr 1837 das Reich zurückgewann.

Als Wilkes die Gruppe beſuchte (1840) gehorchte ſie den ſieben großen Häuptlingen von Ambau, Rewa, Verata, Muthuata, Somu-ſomu, Naitaſiri

und Mbua. Die geringeren Häuptlinge auf den verſchiedenen Inſeln waren mehr oder weniger einem jener Potentaten verbunden oder unterthan, und wechſelten die Herrſchaft oder die Allianz je nach den Schwankungen der ewig fortdauernden Kriege. Der mächtigſte von allen war damals Tanoa König von Ambau, der von dieſer kleinen aber vortheilhaft gelegenen Inſel aus die Küſten weit und breit beherrſchte.

Die Bevölkerung der ganzen Gruppe wurde von Wilkes auf 130,000 geſchätzt, wobei er die Bemerkung macht, daß die überall zwiſchen Nachbarn herrſchende Feindſchaft, die es nicht zuließ, daß die Einwohner verſchiedener Diſtrikte ſich gleichzeitig um die Schiffe verſammelten, eine größere Sicherheit der Rechnung als es ſonſt wohl auf andern Gruppen der Fall ſein mochte, geſtattete. Bei der anſehnlichen Größe der Inſelgruppe und der außerordentlichen Fruchtbarkeit ihres Bodens, könnte natürlich die Bevölkerung ungleich bedeutender ſein, aber die ewigen Fehden, die das unglückliche Land verwüſten und ein rückſichtsloſer Despotismus, wie er vielleicht auf Erden ſich nicht wiederfindet, haben ſie bis jetzt ſtets in enge Schranken zurückgehalten.

Vergleicht man die unendlichen Reize, welche die verſchwenderiſche Natur über dieſe lieblichen Inſeln ergoſſen hat, mit der unſäglichen Barbarei ihrer Bewohner, ſo gibt es wahrlich kein Land und kein Volk von dem mit größeren Rechte Byron hätte ſagen können:

Strange that where Nature lov'd to trace
As if for Gods a dwelling-place,
And every charm and grace hath mix'd
Within the paradise she fix'd,
There man enamour'd of distress
Should mar it into wilderness . . . .
It is as though the fiends prevail'd
Against the seraphs they assail'd,
And fix'd on heavenly thrones should dwell
The freed inheritors of hell:
So soft the scene, so form'd for joy
So curst the tyrants that destroy!

Die meiſten oceaniſchen Völker waren mehr oder weniger der Menſchenfreſſerei ergeben, und einige ſind es auch noch, aber ſie begnügten ſich die im Kriege gefallenen oder gefangenen Feinde zu verzehren, oder von dem Fleiſche der Opfer zu koſten, die bei außerordentlichen religiöſen Feſten geſchlachtet wurden, während die Fidſchianer bis in die jüngſte Zeit Canni-

balen mit Luſt und Liebe waren, und trotz der neueſten Fortſchritte des Chriſtenthums, es wohl größtentheils noch immer ſind. Das Verlangen nach Menſchenfleiſch iſt oft der einzige Beweggrund ihrer Kriege, und Gefangene werden nur gemacht, um für die Schlachtbank gemäſtet zu werden. Iſt die Opferſtunde gekommen, denn das ſcheußliche Mahl geht immer unter gewiſſen religiöſen Ceremonien innerhalb des Mbure oder Tempels vor ſich, ſo werden die Unglücklichen mit dicht anſchließenden Armen und Beinen ſo feſt geknebelt, daß ſie kein Glied rühren können. Dann ſetzt man ſie in den gewöhnlichen Ofen auf heiße Steine, bedeckt ſie mit Blättern und Erde, und bratet ſie langſam zu Tode. Nur die Häuptlinge und Prieſter genießen das Vorrecht, an dieſen Mahlzeiten Theil zu nehmen; die Weiber dürfen nicht den Mbure betreten, doch ſollen die Lieblingsfrauen der Großen im Geheimen vom verbotenen Gerichte koſten. So ſehr iſt Menſchenfleich bei dieſem Volke beliebt, daß wenn ſie den Geſchmack einer Speiſe rühmen wollen, ſie von ihr ſagen, daß ſie jenem an Zartheit und Wohlgeſchmack gleich kommt. Das Fleiſch der Weiber wird dem der Männer vorgezogen; und das Gehirn, ſowie der Oberarm über dem Elbogen und die Schenkel gelten für die köſtlichſten Biſſen. Einige der unter dieſen Wilden lebenden Weißen verſicherten Wilkes, daß die Leichen der gefallenen Feinde zuweilen aus ſo weiter Ferne hergebracht würden, daß ſie ſchon ganz grün ausſähen und das Fleiſch von den Knochen fiele, man ſie aber dennoch mit Gier verzehre. Glücklicher Weiſe findet das Fleiſch der Weißen bei dieſem ſcheußlichen Kannibalenvolk keinen Beifall, da es einen ſalzigen unangenehmen Geſchmack beſitzen ſoll. Wenn der Krieg nicht hinreichende Opfer liefert, ſo werden ſie durch Ankauf gewonnen, und das Leben eines Menſchen wird dort ſo gering geachtet, daß man es mit einem Cachalotzahn theuer genug zu bezahlen glaubt.

Gemeinſchaftliche Feſte werden manchmal von den Häuptlingen veranſtaltet, wozu jeder ein Schwein liefern muß; bei ſolchen Gelegenheiten pflegte aber der mächtige Tanoa aus Stolz und Prahlerei ſtets einen Menſchen herzugeben. Bei beſonders großen Feierlichkeiten ſind ſchon hundert Weiber und Mädchen auf einmal gebraten und verzehrt worden.

Als Rivaletta, Tanoa's jüngſter Sohn, einſt mit ſeinem Canot um die nördliche Spitze von Ovolau fuhr, ſah er einige Leute am Ufer mit Fiſchen beſchäftigt. Er beſchloß ſogleich ſich ihres Fanges zu bemächtigen, ließ eilig an's Land rudern, und ſchoß auf die Fliehenden. Seine Kugel tödtete einen jungen Neffen Tui Levuka's, des mit Tanoa verbündeten Häuptlings von

Ovolau, doch wurde nichts deſtoweniger die Leiche nach Ambau gebracht, um dort verzehrt zu werden, nachdem man zuvor das Geſicht durch Röſten über einem Feuer unkenntlich gemacht hatte. Tanoa jedoch erfuhr den Mord und ſchickte ſogleich dem Tui Levuka einen Cachalotzahn zur Sühne, nebſt einer Anzahl kleiner Finger, die er ſeinen Vaſallen in Ambau abſchneiden ließ. Dieſe Gaben wurden als eine vollkommen hinreichende Genugthuung angeſehen, und des Vorgefallenen ward keines Wortes mehr erwähnt.

Wie es in Europa im roheſten Mittelalter nur in befeſtigten Städten oder Burgen Sicherheit für Eigenthum und Leben gab, ſo ſind auch überall auf Fidſchi die Dörfer mit Mauern umſchloſſen und auf ſchwer zugänglichen Felſen erbaut. So groß iſt die Furcht vor feindlichen Ueberfällen, daß ſie glücklicher Weiſe häufig deren Gelingen verhindert, da bei dem geringſten Anſchein von Gefahr die ſchwächeren Stämme ſogleich ſich hinter ihre Verſchanzungen flüchten, wo ſie nur ſelten mit offener Gewalt angegriffen werden, denn wenn das liſtige Heranſchleichen mißlingt, wird gewöhnlich die ganze Expedition für verfehlt erachtet und der Angriff bis zu einer günſtigeren Gelegenheit verſchoben. Von den unzähligen Mordgeſchichten, welche die Annalen des Landes beflecken, will ich nur ein paar Beiſpiele anführen. Die Inſel Maliki war einſt von zahlreichen Fiſchern bewohnt, welche jährlich eine gewiſſe Anzahl Schildkröten dem Tanoa liefern mußten. Unglücklicher Weiſe erlaubten ſie ſich eines Tages eins dieſer für den König beſtimmten Thiere zu eſſen. Um ein ſolches Majeſtätsverbrechen zu beſtrafen ward ſogleich eine Expedition ausgerüſtet, welche alle Männer und Frauen auf der Inſel tödtete und alle Kinder in die Gefangenſchaft fortſchleppte. Als die Pirogen nach Ambau zurückkehrten, ließ man eine Anzahl dieſer unglücklichen Geſchöpfe als Siegestrophäen von den Maſten und Segeln herabhängen, während man den andern einſtweilen das Leben ließ, damit die heranwachſende Generation ſich in der Kunſt des Mordens an ihnen üben könnte.

Im Jahr 1841 ſtellte ſich Namoſimalua, Häuptling von Viwa, als ob er Krieg mit Ambau anfangen wollte, und ſandte einen Boten an die Fiſcher von Verata, um ſich deren Mitwirkung zu erbeten, die ihm bereitwillig verſprochen wurde. Namoſimalua und Seru, Tanoa's Sohn, ſetzten indeſſen das heuchleriſche Spiel der Feindſchaft fort, und am Tage wo die Schlacht geliefert werden ſollte, fielen beide auf die nichts weniger als einen ſolchen Angriff von Seiten ihrer falſchen Verbündeten erwartenden Fiſcher

und tödteten 180 der Betrogenen. Doch griffen die Andern nach der erſten Ueberraſchung ſo energiſch zu den Waffen, daß ſie die Mörder mit großem Verluſt in die Flucht ſchlugen.

Die feudale Unterdrückung hat auf Fidſchi eine Höhe erreicht, wie ſie vielleicht ſonſt nirgends in der Welt vorkommt, und ſo ſehr iſt das Volk durch die Gewalt der Häuptlinge und Prieſter eingeſchüchtert, daß es die frechſte Willkür mit ſtumpfer Ergebung erträgt. Wenn Tanoa mit ſeiner mächtigen Doppelpiroge das blaue Meer durchſchnitt, machte er ſich oft ein Vergnügen daraus kleinere Boote, die ihm begegneten, im vollen Segeln in den Grund zu bohren.

Der bereits erwähnte Rivaletta kam einſt in ein ihm gehörendes Dorf und befahl man ſolle ihm ſogleich zu eſſen geben. Die armen Einwohner, welche aus Erfahrung wußten, daß es nicht gerathen ſei den gnädigen Herrn lange warten zu laſſen, beeilten ſich dem Befehl zu gehorchen, und ſetzten ihm in ihrem allzugroßen Eifer nur unvollkommen gebratene Speiſen vor.

Sogleich riefen die Höflinge — denn dieſe Schmarotzerbrut begleitet überall die Gewaltigen — daß das Fleiſch ganz roh ſei, und die Frechheit dieſer Leute nicht unbeſtraft bleiben müſſe. Rivaletta über die vermeintliche Beleidigung erzürnt, befahl daß augenblicklich alle Dorfbewohner ſich vor der Hütte verſammeln ſollten, wo er ſich eben aufhielt, und auf deren Vorplatz zufällig eine Menge Bimſteine herumlagen. Die Unglücklichen kamen auf Händen und Knieen herangekrochen und erwarteten ſtillſchweigend den Ausbruch ſeines Zornes. Nachdem er ſie eine Zeitlang in dieſer Stellung hatte warten laſſen, trat endlich Rivaletta aus der Hütte hervor, überhäufte ſie mit einem Strom von Schmähungen und ſagte zuletzt, er wiſſe nicht wie er ſie beſtrafen ſolle, da ſie mit dem einfachen Tode viel zu wohlfeilen Kaufes davon kommen würden. Ein Höfling machte hierauf die gehorſamſte Bemerkung, daß für ſolche elende Sclaven der Bimſtein, auf welchem ſie krochen, eine paſſendere Speiſe ſei als ungares Schweinefleiſch für den großen Häuptling Rivaletta, worauf dieſer mit beifälligem Lächeln den armen Kaiſis (Sclaven) befahl, ihr unverdauliches Mahl augenblicklich zu beginnen, was ſie auch mit ſo thätigem Gehorſam thaten, daß in kurzer Zeit aller Bimſtein vom Boden verſchwunden war.

Wenn ein bedeutender Häuptling ein Haus bauen ließ, wurde am Fuß eines jeden Tragebalkens ein Menſch lebendig begraben, um durch dieſes den böſen Geiſtern gefällige Opfer die Dauer des Gebäudes zu ſichern. Aus

demſelben Grunde befahl Tanoa jedesmal zehn oder mehr Menſchen auf dem Verdeck eines neugezimmerten Canots zu ſchlachten, damit es gehörig mit Blut gewaſchen würde; auch ließ man daſſelbe über hingeſtreckte Sclaven, die als Rollen dienten, zum erſten Mal in die See gleiten.

Die religiöſen Begriffe der Fidſchianer, ſtatt die ſanfteren Gefühle des Herzens zu nähren, wirkten nur auf deren Unterdrückung hin, und man gab ſich alle Mühe eine gründliche Verachtung aller mitleidigen Regungen und eine Bewunderung für unbarmherzige Grauſamkeit der jugendlichen Seele einzuflößen, da nur auf dieſe Weiſe das Wohlgefallen der böswilligen Götter, welche das witiſche Pantheon bevölkerten, erworben werden konnte. Ihnen zu Ehren wurden unzählige Schlachtopfer gemordet, und wehe dem Schiffbrüchigen, bei dem das geringſte Zeichen ſeines Unglücks zum Vorſchein kam, denn wäre er nicht augenblicklich erſchlagen worden, ſo hätte die allzu menſchliche Verſäumniß ſeines Todesurtheils, wie ein ſchweres Verbrechen, den Zorn und die Rache der empörten Geiſter auf ſich gezogen.

Der Hauptgott des witiſchen Heidenthums iſt Ové der Schöpfer aller Menſchen, der im Himmel oder im Monde wohnt. Alle bekannte Menſchenracen ſtammen nach einer für die Fidſchianer, eben nicht ſehr ſchmeichelhaften Sage von einem einzigen Paare ab. Der Erſtgeborene war der Fidſchianer, der ſich ſchlecht aufführte und daher ſchwarz wurde und nur wenig Kleidung erhielt; auf dieſen folgte der Tonganer der ſich ſchon beſſer benahm, und zum Lohn eine etwas hellere Haut bekam und mit einer reichlicheren Garderobe beſchenkt wurde; endlich kam der Weiße zur Welt, den Ové wegen ſeines guten Betragens mit der lichten Farbe und einem Ueberfluß von Kleidern begabte.

Nach Ové iſt Ndengei, der in der Form einer Schlange eine Höhle auf Viti Levu bewohnen ſoll, der am allgemeinſten anerkannte Gott. Vor ſeinem Richterſtuhl muß die Seele ſofort nach dem Tode erſcheinen, um gereinigt zu werden, oder das Urtheil zu empfangen. Doch können nicht alle Seelen ihn erreichen, denn ein mit einer ungeheuren Axt bewaffneter Rieſe hält beſtändig Wache und ſucht alle zu treffen, die an ihm vorbeigehen wollen. Die Verwundeten dürfen ſich aber nicht dem Ndengei vorſtellen und irren troſtlos im Gebirge umher, während die Freigeſprochenen nach ihren früheren Wohnſitzen zurückkehren und in der Nähe des Tempels am Dufte der Opfer ſich laben. Uebrigens hängt es nicht vom guten oder böſen Betragen während des Lebens ab, ob die Seele dem Axthiebe des Rieſen entgeht, ſondern einzig und allein vom guten Glück.

Der wohlthätige Ratumaimbulu bringt den Brodbaum zur Blüthe, ſonſt zeichnen ſich faſt alle Götter durch blutdürſtige Grauſamkeit aus, und geben ihren Charakter ſchon durch ihren Namen zu erkennen, wie Mainatavafara „der eben vom Schlachten gekommene" und Batimona „der Menſchenhirn Liebende." Kein Wunder, daß die Verehrer ſolcher Götter ſich endlich zu den ſcheußlichſten Cannibalen herausbildeten, die vielleicht die Welt jemals geſehen hat.

Jedes Dorf hat wenigſtens ein Mbure oder Geiſterhaus, welches auch zu öffentlichen Verſammlungen, zu geſelligen Zuſammenkünften oder zur Beherbergung der Fremden dient. Vor jeder wichtigen Unternehmung wird der Mambetti oder Prieſter feierlich zu Rathe gezogen. Der erſte Häuptling eröffnet die Sitzung, indem er ihm einen Cachalotzahn reicht. Dieſen empfängt der heilige Mann und betrachtet ihn eine Zeitlang mit ſtieren Blicken, ohne die geringſte Bewegung zu machen. Doch bald verzerrt ſich ſein Geſicht, ſeine Glieder fangen an zu zittern, ſeine Augäpfel rollen wild in ihren Höhlen umher; Todtenbläſſe und apoplectiſche Röthe wechſeln in ſeinem krampfhaft zuckenden Antlitze, die Thränen rollen über ſeine Wangen herab, ſeine Bruſt feucht, und ſein ganzes Ausſehen gleicht dem eines Wahnſinnigen. Ein heftiger Schweiß bricht aus allen Poren hervor, die Zeichen der höchſten Aufregung mäßigen ſich allmählig, Erſchlaffung tritt ein, und durch einen Keulenſchlag auf den Boden verkündigt der Prieſter, daß der Gott von ihm gewichen ſei, für deſſen unmittelbare Eingebung alle die unzuſammenhängenden Worte gehalten werden, die er in ſeinem verzückten Zuſtande ausſprach. Das Prieſteramt iſt gewöhnlich erblich, manchmal jedoch geht es auch auf andere Perſonen über. Wenn zum Beiſpiel ein Mambetti ohne männliche Nachkommen ſtirbt, ſo nimmt irgend ein Candidat, der gerne ein bequemes Leben führen möchte, eine geheimnißvolle Miene an, zieht ſich von der menſchlichen Geſellſchaft zurück und gibt zu verſtehen, daß er mit den Geiſtern verkehre. Nachdem er gehörig auf nervöſe Paroxysmen eingeübt, öffentliche Proben ſeiner Tüchtigkeit zum Dienſte abgelegt hat, nimmt er dann ohne weiteres theologiſches Examen den leeren Mbure in Beſitz.

Gewöhnlich wird von den Fidſchianern der Tod als der Uebergang zu einem glücklicheren Zuſtande angeſehen, ſo daß, wie Wilkes verſichert, die Mehrzahl ſich danach ſehnt, um den Schwächen des hohen Alters oder einem ſchmerzhaften Krankenlager zu entgehen. Es gehört daher zu den alltäglichen Ereigniſſen, daß ein Vater oder eine Mutter ihren Kindern zu ver-

ſtehen geben, daß ſie zu ſterben wünſchen, oder daß ein Sohn ſeine Eltern daran erinnert, daß es endlich einmal hohe Zeit für ſie ſei ans jenſeitige Leben zu denken. Den Alten bleibt dabei die Wahl überlaſſen, lebendig begraben oder vorher noch erdroſſelt zu werden. Freunden und Verwandten wird der Entſchluß mitgetheilt, und der Tag feſtgeſetzt, den man gewöhnlich zu einer Zeit wählt, wo Ignamen und Tarowurzeln reichlich vorhanden ſind, damit es dem Feſte am nöthigen Glanze nicht fehle. Am beſtimmten Tage bringen die Eingeladenen Tapatuch, Matten und Oel als Geſchenke mit, und werden wie bei gewöhnlichen Begräbniſſen empfangen. Die Geſellſchaft bleibt traurig im Kreiſe ſitzen, bis endlich der Alte, dem alle dieſe Ehren gelten, ſich erhebt und die Stelle zeigt, wo er wünſcht, daß ihm ſein Grab gegraben werde. Während einige mit dieſer Arbeit beſchäftigt ſind, ſchmücken ihn andere mit einem neuen Maro und Turban. Hierauf wird er ins Grab geführt, während die Verwandten und Freunde laut klagen ſich die Bruſt zerſchlagen oder ſich mit Meſſern zerſchneiden. Einer nach dem andern nimmt Abſchied von ihm mit einem letzten Kuß, dann deckt man ihn mit Matten und Tapa zu, und wirft Erde darüber, welche ſogleich feſtgeſtampft wird. Iſt dieſes geſchehen, ſo ziehen ſich alle ſchweigend zurück. In der folgenden Nacht beſucht der Sohn das Grab und legt ein Stück Ava Wurzel darauf, welches der Veitala oder letzte Abſchied genannt wird.

Beim Tode eines Häuptlings werden ſtets auch mehrere ſeiner Frauen geopfert, damit es ihm im künftigen Leben nicht an Geſellſchaft und gehöriger Pflege fehle; manchmal ſogar geſchieht es auf die eigene Bitte der Weiber, denn diejenige, welche den Tod mit der größten Standhaftigkeit empfängt wird im Reiche der Geiſter auch die Lieblingsgemahlin ſein. Nach dieſen Gebräuchen wird man ſich nicht wundern, ſo wenige Greiſe unter den Fidſchianern anzutreffen; und eben ſo ſelten kommen Krüppel und verſtümmelte oder mißgeſtaltete Perſonen vor. Einem Knaben wurde das Bein von einem Haifiſch abgebiſſen, und obgleich ein Weißer ihn pflegte, erdroſſelten ihn dennoch die Verwandten, damit ſeine Verſtümmelung der Familie keine Schande brächte. Einem langwierigen Krankenlager wird auf gleiche Weiſe vorgebaut.

Sich unter Wilde von einem ſo blutdürſtigen Charakter zu wagen, ſetzt gewiß einen ſeltenen Grad von Muth oder Tollkühnheit voraus, dennoch hat es, ſeitdem die Fidſchiinſeln der Handelswelt bekannt wurden, niemals an waghalſigen Speculanten gefehlt, welche die Hoffnung eines reichen Gewinnſtes nach jenem berüchtigten Archipele lockte.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zog die Entdeckung des Sandelholzes eine Menge Schiffe aus Calcutta, Manilla und den australischen Häfen nach der Bua Bucht auf Vanua Levu, bis endlich die gänzliche Erschöpfung dem damals noch viel einträglicheren Handel ein Ende machte.

Später wurden der gleichfalls von den Chinesen so beliebte Trepang und das reichlich vorkommende Schildpatt zu den hauptsächlichsten Artikeln.

Zum Einsammeln des Trepang oder der eßbaren Holothurien wird erst mit einem der Häuptlinge ein Akkord abgeschlossen.

Dieser übernimmt den Bau eines großen Schoppens zum Trocknen und läßt seine Unterthanen fischen oder tauchen, da die beste Sorte sich in Tiefen von 6 bis 12 Fuß aufhält, während die geringere bei der Ebbe auf den bloßgelegten Riffen umherkriecht. Nicht nur bei Tage, sondern auch bei hellem Mondschein oder Fackellicht, so groß ist die Durchsichtigkeit jener crystallenen Gewässer werden die Thiere auf dem Corallengrunde eingesammelt, da sie um diese Zeit sich lebhaft nach Beute umsehen. Der gewöhnliche Preis, den der Häuptling für ein ganzes Faß Holothurien, so wie sie gelandet werden, erhält, ist ein Pottfischzahn oder dessen Werth an Flinten, Schießbedarf, Zinnober, Glasperlen und blauen Cotonnaden.

Nachdem die Thiere aufgeschlitzt und gereinigt worden sind, wirft man sie in große Kochtöpfe, wo sie etwa eine halbe Stunde in ihrem eigenen Safte schmoren, legt sie dann auf Gitterplatten zum Abträufeln und bringt sie endlich in das Darrhaus, wo sie über einem langsamen Feuer vollständig ausgetrocknet werden.

Man kann sich denken, daß diese Arbeit in der glühenden Tropenzone eben nicht zu den angenehmsten gehört; doch danach wird der Häuptling eben so wenig fragen, wie der Pflanzer, ob das Abhauen des Zuckerrohrs in der Sonnenhitze seinen Sclaven gefällt. Capitän Eagleston, ein Amerikaner der schon öfters die Reise gemacht hatte, erzählte seinem Landsmann Wilkes, der ihn auf den Fidschiinseln antraf, daß er auf diese Weise in einem Zeitraum von 7 Monaten mit einer Auslage von etwa 3000 Dollars eine Ladung von 1200 Pekols (à 125 Pfund) gesammelt habe, die er in Canton für 25,000 Dollars zu verkaufen hoffe.

Die schieferige Meerschildkröte, welche das kostbare Schildpat liefert, wird von den Häuptlingen in großen Behältern und zum Schälen aufbewahrt, ungefähr so, wie man bei uns die Schaafe scheert. Ein brennendes Stück Holz wird nah an die äußere Schale gehalten, bis sie sich aufkrämpt

und von der darunterliegenden etwas ablöst. In den auf solche Weise entstehenden Spalt werden nun kleine Holzpflöckchen getrieben, welche das ganze Schuppenkleid vom Rücken entfernen. Nach dieser sehr schmerzhaften Operation, die aber durchaus nicht tödlich ist, wird das Thier wieder in den Behälter gesteckt, wo es alle Zeit hat sich zu erholen und von Neuem zu beschuppen. Das Schildpatt ist so werthvoll, daß man in Manilla den Pekul mit 2 bis 300 Dollars bezahlt. Der bereits erwähnte Capitän Eagleston der auf seinen verschiedenen Reisen 4488 Pfund Schildpatt von den Fidschianern gegen Waaren verhandelte, die ihm 5700 Dollars gekostet hatten, verkaufte es später in New York für 29,050 Dollars.

Allerdings kein zu verachtendes Geschäft, aber zugleich auch ein wohlverdienter Lohn, wenn wir bedenken, daß die Fidschiinseln in einem so schlechten Rufe stehen, daß kein dorthin handelndes Schiff versichert werden kann, und daß die Führung eines solchen Unternehmens einen seltenen Grad von Vorsicht, Wachsamkeit, Geistesgegenwart und Festigkeit, nebst einer vollständigen Kenntniß des Volkscharakters erheischt um allen dort drohenden Gefahren gewachsen zu sein. Keiner großen Piroge darf jemals gestattet werden, sich ans Schiff zu legen. Netze zum Verhindern des Enterns müssen stets rings um das Verdeck ausgespannt sein: besonders wichtig ist es einen hohen Häuptling als Geißel beständig an Bord zu haben und nur in stark bewaffneten Gesellschaften darf man es wagen ans Land zu gehen. Wenn die Wilden am freundlichsten sind — dann muß die Wachsamkeit wo möglich sich verdoppeln.

Schon mancher Seefahrer hat seine Nachlässigkeit oder sein blindes Zutrauen mit dem Leben gebüßt. So war im Jahre 1833 der französische Capitän Bureau mit seinem Schiff „Aimable Josephine" bereits Monate lang zwischen den Inseln umhergekreuzt, als ein junger Fidschianer, den er in der Zwischenzeit mit nach Tahiti genommen und von dort wieder zurückgeführt hatte, und der ihm außerordentlich zugethan schien, mit einigen Bewaffneten an Bord kam.

Der Jüngling näherte sich mit lächelnder Miene und sagte dem Capitän er solle doch mit dem Fernglase nach dem Lande sehen, wo eben eins seiner Boote gestrandet sei. Bureau nahm sogleich das Telescop zur Hand, doch so wie er es auf den bezeichneten Ort richten wollte, erhielt er einen Keulenschlag auf den Kopf, der ihn leblos hinstreckte. Auch die übrige Mannschaft wurde ermordet, und das Schiff ausgeplündert, welches später ein Amerikaner

kaufte, der die Gelegenheit ein gutes, wenn auch eben nicht ſehr ehrenvolles Geſchäft zu machen, nicht verſäumen wollte. Bureau war ſchon öfters auf die Gefahr aufmerkſam gemacht worden, ſo viele bewaffnete Inſulaner an Bord zu dulden, hatte jedoch immer nach der leichtſinnigen Weiſe ſeines Volkes alle Warnungen verſchmäht. Bei ſeiner zweiten Reiſe nach Fidſchi (Oct. 1838) rächte D'Urville das verrätheriſche Attentat durch die Einäſcherung des Ortes Piva, doch ohne großen Eindruck auf die Wilden zu machen. Ein ähnlicher Angriff auf die engliſche Brig „Sir David Ogilby" wäre faſt auf dieſelbe Weiſe geglückt. Der Capitän Hutchins hatte bereits alle nöthigen Anſtalten zur Errichtung eines Trepanghauſes zu Verata in der Bucht von Ambau getroffen, welches unter der Aufſicht eines Rewa Jack genannten Europäers geſtellt werden ſollte, während das Schiff zwiſchen den Inſeln herumkreuzte. Ein großer Keſſel war ſchon gelandet und die Handelskiſte mit Manufacturwaaren, Flinten und Cachalotzähnen ſtand auf dem Verdeck, bereit ans Ufer gebracht zu werden. Unterdeſſen waren viele Eingeborne, unter andern Finowlangi, der Häuptling von Verata, an Bord gekommen, und eine noch größere Menge hatte ſich in Pirogen um das Schiff verſammelt. Man war eben mit allen Vorkehrungen zur Abfahrt beſchäftigt; ſchon waren die Anker gelichtet, die Segel angeſpannt, ein Matroſe befand ſich im Vordertop und der Capitän mit dem Hirſchfänger in der Hand ging auf dem Verdecke auf und ab, die nöthigen Befehle ertheilend. Da greift ihn unverſehens Finowlangi von hinten an, und ſtreckt ihn mit einem Keulenſchlage zu Boden. Der ſogleich herbeieilende Unterbefehlshaber wird ebenfalls erſchlagen und nicht beſſer ging es einem Matroſen, der eben im Begriff war, über Bord zu ſpringen. Glücklicher Weiſe hatte man eine Kiſte mit Musketen und Schießbedarf auf den Vordertop gebracht, mit welchem ſogleich der dort ſtationirte Matroſe ein erfolgreiches Feuer auf die auf dem Vorderdeck befindlichen Wilden eröffnete. Zwei andern, zu welchen auch Rewa Jack gehörte, gelang es, zu ihm zu flüchten; während die übrigen in den Schiffsraum ſtürzten, um dort nach Waffen zu ſuchen, ſo daß einſtweilen die Wilden vollſtändig im Beſitz des Verdeckes blieben. Bald jedoch wurde das Feuer vom Vordertop ſo mörderiſch, daß ſie anfingen über Bord zu ſpringen, und es der Mannſchaft gelang, auf das Verdeck zurückzukehren und daſſelbe vollſtändig zu ſäubern. Alles dieſes war das Werk von nur wenigen Minuten, worauf das glücklicher Weiſe ſegelfertige Schiff ſogleich nach Levuka fahren konnte, wo es am folgenden Tage ankam. Das Attentat war wahrſcheinlich

aus einem augenblicklichen Antriebe hervorgegangen, denn viele der Eingebornen ſchienen nicht minder überraſcht als die Mannſchaft, und bei reiflich überlegtem Plane wäre auch ſchwerlich das Schiff den räuberiſchen Wilden entkommen. In Levuka befand ſich damals ein amerikaniſcher Capitän, der, welcher, da das Schiff ſeine Officiere verloren hatte, es unter gehöriger Leitung nach Sidney bringen ließ.

Sogar Wilkes verließ Fidſchi nicht ohne empfindlichen Verluſt, da ſein Lieutenant und ſein eigener Neffe, welche die Unvorſichtigkeit begingen, ohne gehörige Bewaffnung und Begleitung an's Land zu gehen, auf der Inſel Malolo meuchleriſch erſchlagen wurden. Um dieſe Unthat zu rächen wurden von den Amerikanern einige Dörfer niedergebrannt, viele der Wilden getödtet und die Häuptlinge gezwungen, um Gnade zu flehen und ſich als überwunden zu bekennen.

Mit dieſen gegen fremde Schiffer ſo häufig ausgeübten Raubmorden ſcheint es in ſeltſamem Widerſpruch zu ſtehen, daß einzelne Weiße oft jahrelang unbeläſtigt auf den Inſeln verweilen, wenn auch manchmal im Beſitz von Waffen und andern Gegenſtänden, die wohl geeignet wären die Habſucht der Wilden zu erregen, und obgleich letztere nicht ſelten allen Grund haben ſich über dieſe Menſchen zu beklagen. Vielleicht werden ſie als Gäſte betrachtet, während Schiffbrüchige und unfreiwillig an den Strand getriebene als von den Göttern zugeſandte Opfer angeſehen werden. Auch in Europa herrſchten ja noch im vorigen Jahrhundert die Gräuel des ſogenannten Strandrechts.

D'Urville fand in Levuka eine kleine Kolonie von 10 bis 12 Engländern und Amerikanern, die ſchon ſeit mehreren Jahren ſich dort aufhielten und durch ihr einträchtiges Zuſammenhalten, beſonders aber durch die Waffen womit ſie verſehen waren, großen Einfluß über den dortigen Häuptling gewonnen hatten und auf ihre Weiſe ein ruhiges glückliches Leben führten. Auf ihre Erklärung, daß ſie ſich von der Inſel zurückziehen würden, wenn Kannibalenſcenen noch in ihrer Nähe vorfielen, gingen die Eingebornen ſogar jedesmal in die Berge, wenn ſie eins ihrer abſcheulichen Lieblingsmahle halten wollten. Wahrſcheinlich wußte der Häuptling recht gut, von welchem Nutzen ihm dieſe kleine Bande im Kriege ſein könnte und ſuchte ſie daher um jeden Preis für ſeine Intereſſen zu gewinnen.

Nach allem was ich bisher über die verwilderten Sitten der Fidſchianer berichtet habe, wird man gewiß erwarten ſie in jeder andern Beziehung auf

der niedrigſten Stufe der Barbarei zu finden; doch iſt dieſes durchaus nicht der Fall, da ſie an Kunſtfleiß den übrigen Völkern Polyneſien's nicht nur nicht nachſtehen, ſondern dieſelben ſogar übertreffen. So ſind ihre Pirogen nach dem vollgültigen Zeugniß von D'Urville und Wilkes die beſten der ganzen Südſee. Sie werden gewöhnlich doppelt gebaut und die größten erreichen eine Länge von 100 Fuß. Die zwei Theile, aus welchen die Doppelpiroge beſteht, ſind von verſchiedener Größe und durch Balken verbunden, auf welche ein etwa 15 Fuß breites Gerüſte gelegt wird, welches 2 oder 3 Fuß über die Seiten hinausragt. Der Schiffsraum iſt gewöhnlich 7 Fuß tief und die zwei Enden des Hauptbootes ſind ungefähr 20 Fuß weit überdeckt um das Eindringen der Spritzwellen zu verhindern. In der Mitte iſt gewöhnlich eine kleine Ueberdachung errichtet um die Mannſchaft vor dem Regen zu ſchützen, und darüber erhebt ſich noch eine Platte, auf welcher mehrere Perſonen ſitzen können. Die Segel, welche ſo groß ſind, daß ſie außer allem Verhältniß zur Piroge zu ſtehen ſcheinen, ſind aus biegſamen Matten verfertigt. Der Maſt hat ungefähr die halbe Länge des Canots, und die Raa iſt noch einmal ſo lang als der Maſt. Beim Segeln muß das kleinere Boot oder der Ausleger ſtets nach der Windſeite gerichtet ſein. Mit einem breiten Ruder wird geſteuert. Bei ruhigem Wetter ſegelt eine ſolche Doppelpiroge mit großer Schnelligkeit, aber wegen des Gewichts und der Gewalt des ungeheuren Segels wird das Boot ſehr angeſtrengt und läßt oft viel Waſſer ein. Dennoch werden damit ſehr weite Reiſen nach Tonga, Rotuma und Samoa gemacht.

Wenn der Häuſerbau auf Witi den auf Tonga nicht übertrifft, ſo ſteht er ihm wenigſtens an Eleganz nicht nach.

Das Gerüſt des Gebäudes beſteht aus Cocos- oder Baumfarrnholz, und den Gipfel des Daches bildet ein großer Balken, deſſen Enden über die Giebel hinausreichen und mit ſchönen Muſcheln (Cypraea ovula) verziert ſind. Das Dach iſt mit wildem Zuckerrohr bedeckt; und ein Flechtwerk aus Rohr überzieht die Seiten. Matten verhängen den Eingang. Wenn jemand ein Haus zu bauen wünſcht, ſo iſt das erſte, daß er durch das Geſchenk eines Walfiſchzahnes die Erlaubniß des Königs oder Häuptlings zu gewinnen ſucht. Der gnädige Herr gibt dann die nöthigen Befehle, 100 bis 500 Mann machen ſich ſofort an die Arbeit und in 10 oder 15 Tagen, ſteht ſchon ein Gebäude da, deſſen Strohdach ungefähr 5 Jahre dem Wetter trotzt. Ueb-

rigens bilden die Zimmerleute eine eigene erbliche Kaſte, deren Oberhaupt, welches den Titel Roeola führt, in großem Anſehen ſteht.

Wie bei den meiſten andern polyneſiſchen Völkern wird auf die Verzierung der Waffen ein beſonderer Kunſtfleiß verwendet; und man ſtaunt über die Mannigfaltigkeit der Figuren, die mit den unvollkommenſten Werkzeugen in das harte Caſuarinenholz eingegraben werden.

Der Gruppe eigenthümlich iſt die kleine Wurfkeule — ula — deren Knoten am kurzen dünnen Stiel oft mehrere Pfund wiegt. Kein freier Mann geht ohne eine ſolche Ula im Gürtel aus, und es iſt unglaublich mit welcher Kraft und Sicherheit er ſie ſchleudert. Die lange am Ende ſchaufelförmige Airou Keule wird nur von den Häuptlingen getragen, die, wenn ſie einander begegnen, ſie aus Höflichkeit zur Erde ſenken.

Die Töpfer bilden ebenfalls eine beſondere Kaſte und liefern Produkte die mit den gröberen europäiſchen Sorten den Vergleich völlig aushalten. In großen irdenen Gefäßen mit weiter Mündung wird mit Dampf gekocht. Man legt ſie ſchräg über's Feuer, gießt ein wenig Waſſer hinein und verſtopft den Hals mit Bananenblättern, welche den Dampf nur langſam durchziehen laſſen.

Was das Kochen betrifft, brauchen überhaupt die Fidſchianer bei keinem polyneſiſchen Volke in die Lehre zu gehen, und verſtehen es vortrefflich die vielfachen Gaben, womit die Natur ihren Tiſch beſchenkte auf angenehme Weiſe für den Gaumen zuzubereiten. So haben ſie wenigſtens zwanzig verſchiedene Arten Pudding, die alle ſehr wohlſchmeckend ſind, deren Recepte es aber um ſo überflüſſiger ſein würde mitzutheilen, da wir doch nicht den Taro, die Brodfrüchte, die Bananen und die Cocosnüſſe beſitzen, woraus ſie verfertigt werden, und welche zur Prüfung ihrer Güte erforderlich wären.

Die Fidſchianer zeigen je nach ihrem Stande eine bedeutende körperliche Verſchiedenheit. Die Häuptlinge ſind groß, wohlgebaut und von einer ſo ſtark entwickelten Muskulatur, daß nach Pickering's Verſicherung das Bein eines dieſer vornehmen Wilden ſo dick wie das von drei amerikaniſchen Matroſen war; die niedrigſte Volksklaſſe dagegen trägt die Magerkeit zur Schau, die von dürftiger Nahrung und mühſamer Arbeit herrührt. Ihre Farbe liegt gewöhnlich in der Mitte zwiſchen der der ſchwarzen und kupferfarbigen Racen; doch ſind Beiſpiele von beiden Extremen nicht ſelten; wodurch ein doppelter Urſprung ſich kund gibt.

An männlicher Schönheit ſtehen ſie den Tonganern nach. Die Meiſten haben ein längliches Geſicht, mit einem großen Munde, guten Zähnen, ſchwarzen ſtechenden Augen und einer ſchöngeformten Naſe; doch gibt es auch viele Individuen mit einer hohen ſchmalen Stirn, flacher Naſe, dicken Lippen und einem breiten kurzen Kinn ohne jedoch dem Negertypus ſich zu nähern. Die herabhängenden Locken der Mädchen, und der Umſtand, daß die Kinder von Weißen und Eingeborenen den Mulatten durchaus unähnlich ſind, bezeugen ebenfalls eine Verſchiedenheit der Race.

Bemerkenswerth bei den Fidſchianern iſt ferner die eigenthümliche Härte und Rauhigkeit der Haut, die Dichtigkeit des Bartwuchſes und der ſtark behaarte Körper. Kein Volk in der Südſee verwendet größere Sorgfalt auf ſeine Friſur, ſo daß jeder Häuptling, je nach ſeinem Rang und Vermögen, 2 bis 12 Haarkünſtler zu ſeinem Haushalt zählt, die durchaus keine andere Arbeit verrichten, ja nicht einmal ihre eigenen Speiſen zum Munde führen dürfen, um nicht die mit jenem wichtigen Dienſte vertrauten Hände zu verunreinigen. Das Friſiren eines vornehmen Stutzers nimmt täglich mehrere Stunden in Anſpruch. Erſt wird der Kopf mit Oel eingerieben, welches mit der ſchwarzen Kohle der Laudi Nuß vermiſcht worden iſt. Alsdann ergreift der Künſtler die Haarnadel, eine lange ſchmale Ruthe aus Schildpatt, und zupft damit faſt an jedem einzelnen Haar, ſo daß es ſich kräuſelt und aufrecht ſteht, bis endlich das Ganze eine ungeheure Perrücke bildet, die nicht ſelten 64 Zoll im Umkreis mißt. Hierauf wird ein Stück vom feinſten weißen Tapatuch, ſo leicht und luftig wie Muſſelin, in loſen Falten rings um die buſchige Friſur gewunden, um ſie gegen den Thau und den Staub zu ſchützen. Dieſe turbanartige Kopfbedeckung, die Sala genannt wird, iſt der ausſchließliche Schmuck der Häuptlinge, der freche Kai-ſi oder gemeine Mann, der es wagte ſie zu tragen, würde ſeine Vermeſſenheit mit dem Tode büßen. Im Sala ſteckt gewöhnlich eine lange Schildpattnadel, die zum Kratzen des Kopfes dient, da kein Kamm im Stande wäre, das enorme Haardickicht zu durchdringen, in welchem das Ungeziefer ſich nach Herzensluſt vermehrt. Die Inſektenjagd füllt daher einen großen Theil der Freiſtunden aus, und wird um ſo eifriger betrieben, da ein Drittel der Beute dem Jäger zufällt. Mehr als dieſen Antheil zu nehmen, wäre eine große Beleidigung oder Verletzung des Anſtandes, auch wird Niemand auf dem Kopf eines fremden Kindes Unterſuchungen anſtellen, denn dieſes Jagdgebiet gehört ausſchließlich den Eltern.

Die drahtähnliche Beschaffenheit des Haares, sie möge nun Naturanlage oder durch Kunst erworben sein, hat übrigens die gute Eigenschaft eine herrliche Schutzwehr zu bilden, denn sogar ein Keulenschlag wird in seiner Wirkung gelähmt, wenn er eine jener erstaunlichen Frisuren trifft. Die Haarnadel wird je nach dem Range verschieden getragen. Nur ein König hat sie vorne im Sala stecken; die ihm zunächststehenden Häuptlinge tragen sie etwas auf der Seite, und die Gemeineren stecken sie hinter's Ohr, wie unsere Schreiber die Feder.

Schon aus diesem Haarputz läßt sich schließen, daß die amphibische Schwimmfertigkeit der echten Polynesier bei den Fidschianern nicht zu finden ist, da er sich offenbar mit dem häufigen Baden in der Salzfluth nicht verträgt. Auch noch manche andere Unterschiede werfen sich sogar dem flüchtigen Beobachter auf. Die gelbe Farbe, die dem broncefarbigen Teint des Polynesiers so wohl ansteht, muß hier dem Scharlachroth weichen, dessen Glanz sich mit der braunschwarzen Physiognomie auf gefällige Weise vermählt, und daher häufig als Schmuck dient; während das fast eben so beliebte Weiß die ausschließliche Farbe des Turbans und des Leibgürtels ist. So versteht auch der Barbare mit Geschmack die Farbe zu wählen, die er zu seinem Putz verwendet.

Die leidenschaftliche Blumenliebe der Polynesier hat bei den Fidschianern schon merklich abgenommen, obgleich auch diese schönblüthige Gewächse gern um ihre Hütten ziehen.

Während der wanderlustige Polynesier sich leicht dazu entschließt, die Heimath zu verlassen, und bereitwillig seine Dienste dem fremden Schiffer anbietet, um ihm auf unbekannten Meeren zu folgen, sagt der Fidschianer der vaterländischen Scholle nur ungern Lebewohl, und zeigt sich durchaus unbrauchbar als Matrose, ein tiefgreifender Unterschied der Naturanlage, der allein schon zum Beweise hinreichte, daß wir es hier mit einer andern Race zu thun haben. Eine nicht minder bedeutende Verschiedenheit, gibt sich im Besitz eines ausgeprägten Nationalstolzes kund; denn während der Polynesier sofort die Ueberlegenheit des weißen Mannes anerkannte, ist der Fidschianer vollkommen überzeugt, daß die vaterländischen Sitten und Gebräuche die Einrichtungen anderer Länder übertreffen, und zeigt sich daher allen Veränderungen abhold.

Außer dem Sala besteht die Kleidung der Männer nur aus dem Seavo oder weißen Leibgürtel von Tapatuch, der beim Festanzuge der hohen

Häuptlinge bis an die 50 Ellen lang iſt, ſo daß die hinten herabhängenden Enden wie ein Schleppkleid nachgetragen werden müſſen. Auch kleiden ſich zuweilen die Häuptlinge mit dem auf Tonga und Samoa gebräuchlichen Paru.

Den Frauen iſt das Tragen des Tapatuches unterſagt; ſie begnügen ſich mit der dürftigen Bedeckung des Liku, eines etwa 3 Zoll breiten, aus dem Baſte des Hibiscus äußerſt zierlich geflochtenen und ohne andere Befeſtigung ſich an die Hüften elaſtiſch anſchließenden Bandes, mit einer herabhängenden, roth oder ſchwarz gefärbten Frange. Trotz dieſer ſparſamen Bekleidung ſind die Fidſchianer doch ſehr ſchamhaft, ſo daß, wenn ein Mann oder eine Frau ſich ohne Maro oder Liku ſehen ließen, man ſie wahrſcheinlich augenblicklich tödten würde.

Als Zierrath tragen die hohen Häuptlinge vorn an einem Halsband eine Muſchel der koſtbaren Cypraea Aurora oder die Schale eines großen rothen Spondylus, welche beide ſehr hoch geſchätzt werden und als ein Familiengut von Vater auf Sohn forterben. Andere tragen Halsbänder von Walfiſchzähnen, Glasperlen oder menſchlichen Zähnen, oder Schnüre von der Cypraea moneta. Auch Armbänder werden getragen, wozu die ringförmig abgeſchliffene Muſchel des Trochus benutzt wird.

Merkwürdiger Weiſe iſt das Tätowiren nur beim weiblichen Geſchlecht gebräuchlich und zwar nur in einem beſchränkten Maße. Beide Geſchlechter durchbohren den Ohrlappen zur Aufnahme von Ziermuſcheln oder Blumen. Die Frauen auf Fidſchi ſind nicht ſo ſchön wie die Männer und nähern ſich mehr dem negerartigen Typus. Sie werden in großer Unterwürfigkeit erhalten. Ihre geſtrengen Herren und Meiſter ſollen ihnen häufig die Peitſche zu koſten geben und die Weißen, welche ſich hier Frauen genommen haben, behaupten, daß auf eine andere Weiſe gar nicht mit ihnen auszukommen ſei. Doch trotz einer mitunter harten Behandlung haben ſogar die gemeinen Fidſchianerinnen durchaus nicht wie die armen Hundsrippindianerinnen des hohen Nordens das Lachen verlernt, denn auf den Riffen, wo ſie ſich vielfach mit dem Fiſchfang beſchäftigen, ſieht man ſie häufig mit ſehr vergnügten Geſichtern unter Kichern und Scherzen ſich auf kurzweilige Art die Arbeit verſüßen.

Unter den Vornehmeren werden die Ehen mit großer Feierlichkeit geſchloſſen, während der gemeine Mann ſich mit dem einfachen Gebet begnügt, womit der Prieſter den Segen der Götter auf das neue Paar herabfleht.

Jeder hat das Recht, ſo viele Frauen zu beſitzen, als er ernähren kann, und da ſie in den meiſten Fällen von den Eltern oder von den Häuptlingen mit einem Walfiſchzahn oder einem Schießgewehr gekauft werden, iſt es auch geſtattet, ſie nach Belieben zu verkaufen, zu tödten — und ſogar zu freſſen. Der Ehebruch, der nur ſelten vorkommen ſoll, wird mit dem Tode beſtraft. Den Frauen fällt die Zubereitung der Speiſen anheim, auch müſſen ſie die ſchweren Yamswurzeln nach Hauſe tragen, die ihre Männer auf dem Felde ausgraben. Außerdem ſind ſie im Flechten der Körbe, im Verfertigen von Matten und Bindfaden aus Cocosnußbaſt und im Schlagen und Färben des Tapatuches nicht minder geſchickt als ihre geſtrengen Herren und Meiſter im Boot- und Häuſerbau. Wer überhaupt die Fidſchianer mit den braunen Polyneſiern vergleicht, wird bald gewahr, daß ſie dieſelben an Intelligenz übertreffen, und nicht nur faſt alle ihre Künſte beſitzen, ſondern auch noch eine Menge andere, welche jenen fremd geblieben ſind.

Wie die Tonganer lieben ſie die Muſik und beſitzen gut gearbeitete Trommeln und Flöten. Letztere ſind mit 6 Löchern durchbohrt und werden wie auf Tonga und andern polyneſiſchen Gruppen mit der Naſe geſpielt, welche einen ſanften Ton mit verſchiedenen nicht unangenehmen Modulationen daraus hervorlockt. Auch die in Oſtindien wohlbekannte Syrinx oder Pan'spfeife findet ſich auf dieſer abgelegenen Gruppe wieder. Das Muſchelhorn dient dazu, die Krieger zu den Waffen zu rufen oder ihren Muth während der Schlacht anzufeuern.

Eigenthümlich iſt der feierliche Keulentanz, den ich nach Wilkes Mittheilungen, dem zu Ehren ein ſolches Feſt veranſtaltet wurde, kurz beſchreiben will. Alle benachbarten Häuptlinge und Vaſallen wurden vom Tui oder Fürſten von Levuka dazu berufen und es bedurfte drei oder vier Tage, ehe die nothwendigen Vorbereitungen vollendet waren. Die Amerikaner wurden nach dem Mbure geführt, deſſen Terraſſe, von der man die ganze Scene überſchauen konnte, man ihnen als Ehrenplatz anwies. Vor ihnen, in einer Entfernung von etwa hundert Schritt, ſaß das Muſikcorps, aus ungefähr 100 Männern und Knaben beſtehend. Die ſteinernen Mauern in der Nähe waren mit zahlreichen Eingebornen beiderlei Geſchlechts bekränzt, während jenſeits ein offener, wahrſcheinlich verbotener Raum ebenfalls von Zuſchauern umringt war. So ſtand alles erwartungsvoll da, als plötzlich ein lautes Gelächter erſchallte und ein Hanswurſt in die Mitte des leeren Raumes ſprang. Sein Körper war ganz mit grünen Blättern bedeckt; eine

Maske, auf der einen Seite ſchwarz, auf der andern orangefarbig und wie eine Bärenſchnauze geformt, verhüllte ſein Geſicht; in der einen Hand trug er eine große Keule, in der andern eine kürzere, und ſeine Bewegungen und Geberden, welche einen ungeheuren Beifall erregten, glichen ſehr denen der Narren unſerer Kunſtreiter- oder Seiltänzerbanden. Nun begannen die Muſici ein einförmiges Lied. Einige klatſchten in die Hände, um einen hellen Ton hervorzubringen, andere ſchlugen Stöcke gegen einander, noch andere trommelten, und obgleich das Geräuſch, welches ſie hervorbrachten, nicht eben Muſik zu nennen war, ſo blieben ſie doch gut im Tact. Dabei wurden dem Feſte angemeſſene Worte geſungen.

Nun traten die bis dahin den Zuſchauern verborgenen Tänzer zu zweien und zweien hervor, alle in großer Gala mit weißen Salas und neuen Maros; außerdem hatten die Häuptlinge Blumenkränze um die Turbane gewunden und ihre Geſichter waren nach verſchiedenen Muſtern ſchwarz und ſcharlach gemalt. Beim Hervortreten war ihr Gang feierlich langſam, indem ſie jedesmal nach drei abgemeſſenen Schritten anhielten, doch indem ſie näher zogen, änderten ſie ihre Marſchordnung zu dreien oder vieren in der Fronte, wobei ſie ihre Keulen in verſchiedenartigen Stellungen ſchwenkten. Nach Beendigung einer jeden Muſikſtrophe traten ſie drei Schritte vor, verneigten ſich nicht ohne Grazie vor den Fremden und brachten dabei ihre Keulen in eine andere Lage. Nachdem ſie auf dieſe Weiſe den Vordergrund erreicht hatten, wurden ihre Bewegungen lebhafter, ſie ſprangen oder ſtampften vielmehr auf die Erde und ſtimmten mit ein in den Geſang. Jeder Tanz endigte mit einer Art von Kriegsgeſchrei, ſo laut wie ſie nur rufen konnten. Unterdeſſen war der Hanswurſt äußerſt thätig, die Häuptlinge und ausgezeichnetſten Tänzer nachzuäffen.

Das ganze Ballet dauerte über eine Stunde und am Ende deſſelben brachte jeder Tänzer ſeine Keule und legte ſie als ein Geſchenk vor die Amerikaner nieder, wobei er jedoch meiſtentheils Sorge trug, ſeine ſchöne Waffe erſt noch gegen eine andere von viel geringerem Werthe umzutauſchen.

Die Sprache der Fidſchianer entſpringt aus demſelben Stamme, wie die anderen polyneſiſchen Mundarten und deutet durch Reichthum, Kraft und Originalität auf eine geiſtige Entwicklung, die nicht minder als die beſchriebenen Kunſtfertigkeiten bei einem ſonſt ſo barbariſchen Volke in Erſtaunen ſetzt. Bereits im Jahre 1840 hatte man ſchon ein Vocabular von

5600 Worten gesammelt, und der Sprachschatz war bei weitem noch nicht erschöpft. Es gibt Namen für jedes Gesträuch und jedes Kraut, welches die Inseln hervorbringen, alle Spielarten von Ignamen, Taro und Bananen haben ihre besonderen Benennungen und der Cocos wird nicht nur in seinen verschiedenen Varietäten mit eigenthümlichen Worten bezeichnet, sondern die Frucht in den verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung.

Sogar die feinsten Schattirungen des Gedankens können ausgedrückt werden; so gibt es nicht weniger als fünf verschiedene Worte für „Narrheit", deren jedes seine besondere Bedeutung hat. Auch gibt es wie im Griechischen einen Dual, und Plurale für größere und kleinere Zahlen. Die Sprache ist ebenfalls reich an Begrüßungsformeln, je nach dem verschiedenen Range der sich begegnenden Personen.

Nächst dem Kriege ist der Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Fidschianer, die ihnen aber durch die Fruchtbarkeit des Bodens sehr erleichtert wird, so daß sie den größten Theil des Tages mit jenem angenehmen Nichtsthun zubringen, welchem der Mensch und zwar nicht nur zwischen den Wendekreisen so gerne fröhnt. Tänze, Gesänge, der süße Schlaf, festliche Gelage und verschiedenartige Spiele vertreiben die überflüssige Zeit.

Dem Eifer der Missionare konnte ohne Zweifel auf dem ganzen Gebiete des großen Oceans kein ruhmvolleres Feld als die Fidschiinseln sich eröffnen, und daß sie sich mit Glück bestrebt haben, einen Zustand der Barbarei zu bekämpfen, vielleicht sonder Gleichen in den Annalen der Menschheit, gehört gewiß zu ihren ausgezeichnetsten Verdiensten. Den sanften Tahitiern oder den bereits dem Einfluß der Weißen gehorchenden Hawaiiern die Lehre des Christenthums zu predigen, war eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe, während sogar der Spott und die Verleumdung zugestehen müssen, daß ein hoher Grad von Selbstverleugnung dazu gehörte, um mit Frau und Kind unter den scheußlichsten Cannibalen auf Erden sich niederzulassen, mit dem alleinigen Zweck, diese verwilderten Gemüther zur Menschheit zurückzuführen.

Doch wenn schon die gemeine Habsucht den Trepangsammler dazu bewegen kann, allen Gefahren zu trotzen, die ihm unter den barbarischen Fidschi-Insulanern drohen, so ließ es sich erwarten, daß die Männer, die sich's zur Lebensaufgabe gestellt, das Christenthum unter den wilden Völkern zu verbreiten, den Jüngern des Plutus an Muth und Ausdauer nicht nach-

ſtehen, und edlere Beweggründe ſich nicht minder thatkräftig als der Eigennutz erweiſen würden.

So ſehen wir bereits um das Jahr 1820 den berühmten Miſſionar Williams, den Apoſtel der Harvey Gruppe und den Märtyrer von Erromango, den Anfang des Bekehrungswerkes auf Fidſchi machen und zwei tahitiſche Glaubenslehrer nach der kleinen Inſel Oneata führen, die ihm durch ihre häufigeren Verbindungen mit Tonga der geeignetſte Punkt ſchien, den erſten Gährungsſtoff in die barbariſche Maſſe zu werfen.

Im Jahr 1840 fand Wilkes, daß bereits die halbe Bevölkerung Oneata's, welche freilich im Ganzen nicht mehr als 200 Seelen betragen mochte, das Chriſtenthum angenommen hatte. Es befanden ſich damals ſechs engliſche wesleyaniſche Miſſionare auf den Fidſchiinſeln, die auf vier Stationen: Rewa, Somu Somu, Viwa und Lakemba vertheilt waren, doch war ihr Erfolg noch immer ſehr gering und faſt nur auf die eingewanderten Tonganer beſchränkt, welche durch die in ihrem Vaterlande herrſchenden Bürgerkriege zur Flucht genöthigt, oder auch wohl aus Luſt zu Abenteuern ſich namentlich auf Lakemba und Fulanga niedergelaſſen hatten.

In Lakemba belief ſich die Anzahl der Chriſten auf 300, in Rewa auf 50, in Somu-Somu nur auf 12 und im ganzen Archipel höchſtens auf 500. Doch war ſchon eine Druckerpreſſe auf Rewa eingerichtet, aus welcher Catechismen in den Dialecten von Ambau, Somu-Somu und Rewa hervorgegangen waren, und die Miſſionsſchulen wurden von ungefähr 250 Kindern beſucht.

Das Volk würde bei freier Wahl jedenfalls eine Veränderung mit Freuden begrüßt haben, welche ihm Schutz gegen die tyranniſchen Gebräuche gewährte, unter welchen es ſo viel zu leiden hatte, aber die Häuptlinge widerſetzten ſich hartnäckig allen Neuerungen, von welchen ſie eine Beſchränkung ihrer Macht befürchteten und hatten ihren Unterthanen bei Todesſtrafe die Annahme der neuen Religion verboten. Wilkes bewunderte die Ausdauer der Miſſionare, und begriff kaum wie namentlich deren Frauen es unter ſolchen Wilden aushielten.

Auf Somu-Somu hatten die Unmenſchen am 11. Februar 1840 in der Nähe des Miſſionshauſes eins ihrer kannibaliſchen Feſte gehalten, während deſſen die Fenſterladen verſchloſſen blieben. Nach vollendetem Mahle pochte der Sohn des Königs an die Thür, und frug weßhalb dieſes geſchehen ſei. Auf die Antwort, man habe es gethan, um ſich dem abſcheulichen An-

blick zu entziehen, erklärte der Wilde, daß wenn eine solche Beleidigung sich noch einmal wiederholte, man die Missionare selber erschlagen und verzehren würde.

Ueberhaupt ließen es die Häuptlinge an Plackereien und kleinen Verfolgungen aller Art nicht fehlen. So lebte der Missionar auf Rewa, dessen Haus durch einen Orkan zertrümmert worden war, schon seit Monaten mit seiner Frau und 5 Kindern in einer kleinen erbärmlichen Hütte, weil der König durchaus nicht die Erlaubniß zum Bau einer neuen passenden Wohnung ertheilen wollte. Doch trotz aller Unannehmlichkeiten ihrer Lage schien ihm das Leben der Missionare in keiner besonderen Gefahr zu schweben, da mehrere Umstände sich zu ihrem Schutz vereinigten. Es hatte sich nämlich der Glaube verbreitet, daß der mächtige Gott der Missionare den Ort, wo sie wohnten beschütze; auch waren die Geschenke, die man von ihnen freiwillig erhielt oder durch Drohungen erpreßte durchaus nicht unerfreulich und endlich hoffte man, daß ihre Gegenwart fremde Schiffe heranziehen würde, von welchen man sich manchen Vortheil versprach. Aus allen diesen Gründen sahen es die Häuptlinge nicht ungern, wenn Missionare sich unter ihrem Schutze niederließen und so wurde deren Sicherheit durch Eigennutz und Habsucht verbürgt, die gewiß keiner für unsolide Bürgschaften halten wird, und deren Güte sich auch hier in der Folge bewährt hat.

Nach Elphinstone Erskine, welcher Fidschi im Jahre 1848 besuchte, befanden sich damals auf den Inseln außer den englischen Missionaren auch noch 60 polynesische Prediger und 105 Lehrer. Die zwei kleinen Inseln Watoa und Ono, die zwar südlich vom Hauptarchipel liegen, aber von derselben Menschenracc bewohnt werden, waren gänzlich bekehrt, so wie Namuka und Oneata. Dem Gottesdienst, der in 34 Capellen gehalten wurde, wohnten 3280 Personen bei, und in 47 Schulen wurde 2064 Zöglingen Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilt. Die vornehmsten Häuptlinge und unter diesen der mächtigste von Allen Thakombau, Sohn und Nachfolger des alten Tanoa, der wunderbarer Weise, obgleich taub und fast völlig blind dem gewöhnlichen Loose entronnen, noch immer lebte, schienen dazu geneigt, die christliche Lehre anzunehmen und es ließ sich erwarten, daß tausende ihrem Beispiele folgen würden. Schon um diese Zeit hatten sich die Anzeichen einer humaneren Gesinnung vermehrt, denn 1850 verweigerte Thakombau seine Erlaubniß zur Erdrosselung der Frauen eines Häuptlings, und verhinderte durch seinen Machtspruch einen beabsichtigten Angriff auf ein christliches Dorf. In demselben Jahre war ein Schiff auf

dem Wege von den Sandwichinseln nach Auckland auf einem Riff in der Nähe von Somu-Somu gescheitert. Die Mannschaft rettete sich nach Viwa in zwei Booten, wo sie statt des früher unfehlbaren Todes die vollständigste Sicherheit fand und später in einer der Mission gehörigen Brig nach Sidney befördert wurde.

In 1856 finden wir den europäischen Einfluß bereits so weit gediehen, daß der Arzt Mac Donald vom „Herald", der Missionar Waterhouse, und der Botaniker Milne in Begleitung einiger der bedeutendsten Häuptlinge und durch das mächtige Wort Thakombau's beschützt auf dem Rewa Flusse eine Fahrt ins Innere von Viti Levu unternehmen konnten. Sie schildern die romantische Schönheit der Bergschluchten und die Pracht der Vegetation, und obgleich sie an mehreren Stellen fanden, daß der Gebrauch die Weiber am Grabe ihrer Ehegatten zu erdrosseln noch immer obwaltete, daß Gefangene noch immer lebendig gebraten wurden und man ihnen selber sogar einmal ein Stück Menschenfleisch als eine besondere Ehrengabe darbot, so konnten sie doch nicht genug die gastfreie Aufnahme rühmen, die ihnen überall auf der Reise zu Theil ward.

Endlich ist in der jüngsten Zeit das Protectorat der Inseln von Thakombau, der vor einigen Jahren zum Christenthum übergetreten ist, England angeboten worden, und der bekannte Consul Prichard, der 1850 von Samoa nach Fidschi seine Residenz verlegte, damit beauftragt worden, den Tractat nach London zu bringen, um die Ratification von Seiten der großbritannischen Regierung nachzusuchen. Thakombau hat sich zu diesem Schritt entschlossen um den Forderungen der Vereinigten Staaten zu entgehen die für den Schaden, der bei verschiedenen Gelegenheiten amerikanischen Bürgern auf den Fidschiinseln zugefügt worden ist 45,000 Dollars verlangen. Für diese Summe, welche England zu zahlen haben würde, bietet Thakombau 200,000 Acres Land als Pfand, und bringt seine auf die Dauer wohl schwerlich zu behauptende Unabhängigkeit zum Opfer.

Der Entschluß der englischen Regierung ist noch nicht bekannt, doch wird eine gegenwärtig unter Segel befindliche Expedition nach Fidschi, an welcher auch der rühmlich bekannte deutsche Botaniker Dr. Seemann aus Hannover als Naturforscher betheiligt ist, aller Wahrscheinlichkeit nach den Auftrag haben, das Land in Besitz zu nehmen, welches bei seiner Größe, Bevölkerung und Fruchtbarkeit unter einer thatkräftigen aufgeklärten Verwaltung schon nach wenigen Jahren zu einer bedeutenden Colonie heranwachsen kann.

Die Anzahl der Chriſten auf den Inſeln ſoll gegenwärtig 55,000, etwa ein Drittel oder vielleicht ſogar nur ein Sechstel der Bevölkerung betragen, doch iſt in Folge der Bekehrung der großen Häuptlinge der Zuwachs ſo plötzlich und lavinenmäßig geweſen, daß die geringe Menge der Miſſionare und Lehrer ihm durchaus nicht mehr entſpricht und die Meiſten der Neubekehrten einſtweilen wohl nur dem Namen nach und „auf höheren Befehl" Chriſten ſind.

Thakombau wird von Elphinſtone Erskine als ein Mann von rieſiger, ſchön proportionirter Statur geſchildert, von angenehmem und intelligenten Geſichtsausdruck, dem Negertypus viel ferner ſtehend als dieſes bei den geringeren Volksklaſſen der Fall iſt. Beim Beſuch, den der engliſche Capitän ihm machte, gab der ungeheure Haarputz vom weißen Sala eingeſchloſſen, ihm ganz das Ausſehen eines orientaliſchen Sultans. Kein Kleidungsſtück bedeckte ſeine hereuliſche Bruſt oder verbarg die natürliche dunkle Hautfarbe — und trotz ſeines geringen Anzuges — die aufgeſtapelten Bündel Tapa Tuches und die Menge anderer koſtbaren Waaren, welche umher lagen, bewieſen, daß es aus freier Wahl, nicht aus Nothwendigkeit geſchehe —, war „jeder Zoll an ihm ein König". Nicht weit von ihm ſaß ſeine Lieblingsgattin, eine etwas corpulente, gut ausſehende Frau mit ihrem Sohne, Thakombau's Erben, einem ſchönen acht- oder neunjährigen Knaben und rings herum kauerte in ehrerbietiger Entfernung eine demüthige Schaar von Höflingen. Dieſe Poſitur muß nicht nur beim Sitzen, ſondern auch bei Bewegungen in Gegenwart der höchſten Herrſchaften beibehalten werden — was natürlich nicht ohne Uebung gelernt werden kann.

Als im Jahr 1853 der Miſſionsinſpector R. Young Thakombau beſuchte, reichte ihm dieſer einen Stuhl zum Sitzen und die Königin machte ihm eine Taſſe Thee — ein Getränk, welches er in der Hütte eines Kannibalenkönigs kaum erwartet hatte — beſonders nach dem, was bei ſeiner Landung vorgefallen war. Bei der Annäherung an die Küſte von Bau, der Reſidenz Thakombau's war nämlich gerade Ebbe, ſo daß Herr Young einige Schwierigkeit hatte ans Land zu treten — als ein Eingeborner auf ihn zukam, und ihm auf das höflichſte aus dem Boot heraus half. Herr Young zog ſeinen Hut ab und machte dem freundlichen Wilden eine tiefe Verbeugung worauf ſein Begleiter, der reſidirende Miſſionar, lächelnd bemerkte: „Sie wiſſen wenig vor wem ſie ſich beugen, denn dieſer zuvorkommende Mann iſt der grimmigſte Menſchenfreſſer des Orts." Hierauf zeigte er ihm noch

ſechs Hütten, in denen 18 Menſchen jüngſt gekocht worden waren, um damit für die Bedürfniſſe eines Feſtes zu ſorgen.

So ſeltſam ſind, oder waren noch vor ganz kurzer Zeit die Widerſprüche auf Fidſchi — der höchſte Grad der Barbarei und der Verſunkenheit, deren der Menſch nur fähig ſein kann, und daneben eine Urbanität im Umgange und ein ausgebildetes Höflichkeitsſyſtem, die man ſonſt nur bei civiliſirten Völkern anzutreffen pflegt.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Die Guano Inſeln im Centrum des großen Oceans.

Der Guanohandel. — Die Guanoinſeln des großen Oceans. — Vereinzelte Punkte im ungeheuren Meeresraum. — Natur. — Die American Guano Company. — Die Phönix Company. — Die United States Guano Company. — Schlimme Ausſichten. — Die Penrhyn Inſel. — Chamiſſo. — Der „Porpoiſe“. — Unbändige Wilde. — Die Weihnachtsinſel. — Cook 1777. — Hebung der Inſel. — Salzſeen. — Reichthum an Schildkröten, Fiſchen und Vögeln. — Menge von Einſiedlerkrebſen.

Der Guanohandel gehört unſtreitig zu den merkwürdigſten Erſcheinungen des Jahrhunderts. Welche Fortſchritte der Wiſſenſchaft, welche Kenntniſſe der Pflanzennatur und des Wechſels der organiſchen Stoffe waren nicht erforderlich ehe man die hohe Bedeutung jenes kräftigen Vogeldüngers einſehen lernte? und einen wie hohen Grad der Vollendung mußte nicht die Schifffahrt errungen haben, daß man daran denken konnte, ganze Flotten nach den Antipoden zu ſchicken, um jene Schätze für den europäiſchen Landmann zu heben?

Auf den Inſeln längs der regenloſen peruaniſchen Küſte, wo keine Waſſergüſſe die von unzähligen Seevögeln abgelagerten Guanomaſſen jemals auslaugen und dieſelben ihrer wirkſamſten Salze berauben, kommt bekanntlich dieſes Produkt ſowohl in der größten Menge als in der größten Güte vor, doch wo man nur hoffen durfte ähnliche Niederlagen zu finden, wurden alle Meere danach durchſucht, denn welche Mühe ſcheute wohl die einmal wach gewordene Habgier des Menſchen?

Früher verachtete Felsen, von kreischenden Seevögeln umschwärmt, wurden plötzlich zu Gegenständen der eifrigen Untersuchung, und jedes einsame Eiland, welches menschenleer dem Schoos des tropischen Oceans entsteigt, und an welchem der Schiffer früher gleichgültig vorübergesegelt war, erregte Interesse und munterte zur Forschung auf, denn wer wußte, welche Reichthümer sich nicht auf jenem scheinbar nackten Boden abgelagert hatten?

So sind im arabischen Golf und an der afrikanischen Küste Guanoniederlagen entdeckt worden, die sich zwar bald erschöpften, aber dennoch die glücklichen Finder bereicherten, und so sind auch mitten im großen Ocean eine Menge sonst unbedeutender Inseln von verschiedenen Amerikanischen Guano-Gesellschaften in Besitz genommen und von der Regierung der Vereinigten Staaten als zum Gebiet der großen Republik gehörig, anerkannt worden.

Dieses amerikanische Polynesien, über welches der talentvolle Geograph E. Behm einen eben so gründlichen als interessanten Aufsatz in Petermann's Mittheilungen (V. 1859) veröffentlicht hat, liegt über eine ungeheure Wasserwüste von etwa 21 Breite- und 38 Längegraden im Centrum des großen Oceans zerstreut, mitten im weiten Kreise, der im Westen von dem Radack-, Gilbert- und Ellis-Archipel, im Süden von Samoa und den Gesellschaftsinseln, im Südosten von Paumotu und den Marquesas, und endlich im Norden ungefähr durch den 9. Parallel nördlicher Breite umschlossen wird.

Diese unermeßlichen Meeresräume gehören zu den am wenigsten bekannten Regionen der ganzen Erde. Die gewöhnlichen Fahrstraßen zwischen Asien und Australien auf der einen und Amerika auf der andern Seite gehen weit im Norden und Süden von diesen verödeten Gewässern vorüber, nur der östlichste Theil wird öfters von den Schiffern durchkreuzt, welche zwischen Tahiti und den Sandwich Inseln hin und her segeln. Die berühmten Seefahrer, denen wir den größten Theil unserer Kenntnisse über den stillen Ocean verdanken, haben sie nur an ihren Rändern berührt, sonst ist man auf die spärlichen und oft unzuverlässigen Nachrichten der Walfischfänger beschränkt, von deren Entdeckungen man oft wie von denen der älteren spanischen Seefahrer mit vollem Rechte sagen kann, „daß sie wie schlecht gewurzelt auf der Karte hin und her schwanken".

Zur Größe des Wassergebiets verhalten sich die über demselben hervortauchenden Länder wie Punkte von verschwindender Kleinheit. Mit völliger Gewißheit kennt man in diesen ungeheuren oceanischen Einöden nur etwa

27 zerſtreute Coralleninſeln, von welchen nur wenige bewohnt oder überhaupt bewohnbar ſind. Es iſt im allgemeinen dieſelbe Natur wie auf Paumotu oder Radack — Cocospalmen und Pandange auf den vollkommener ausgebildeten Riffrücken; bunte Fiſche in den ruhigen Lagunen; Seeſchildkröten, die hier zwar den Vortheil des einſamen Strandes finden aber von großen Schaaren gieriger Haifiſche verfolgt werden; Perlmuttermuſcheln den Corallenbänken anklebend; Holothurien in den ſtillen Gewäſſern, die von der wüthenden Brandung durch Lithophytenmauern abgegrenzt werden — und vor allen Dingen Schaaren von kreiſchenden Seevögeln, deren Produkte vielleicht das einzige ſind, welches jemals dieſe einſamen Meereshorſte von einigem Werthe für den Menſchen machen werden.

Wahrſcheinlich auf das Recht der erſteren genauen Unterſuchung ſich ſtützend, beanſpruchte die American Guano Company die Inſeln Jarvis, Baker und Howland; während die Phönix Company die kleine gleichnamige Gruppe als ihr Beſitzthum anſieht und auf Mac Kean oder Wilkes Inſel bereits eine Niederlaſſung gegründet haben ſoll. Welche Inſeln von der United States Guano Company und anderen Bürgern der Vereinigten Staaten annexirt worden ſind, finde ich nirgends angegeben; nur ſo viel ſteht feſt, daß während der letzten Jahre bedeutende Verſchiffungen nach den Häfen der Union gemacht worden ſind. So wurden nach der Illustrated London News im Jahr 1859 nicht weniger als 20,000 Tonnen in 14 Fahrzeugen nach den Vereinigten Staaten ausgeführt. Da aber dieſer großoceaniſche Guano bei weitem ärmer iſt an ammoniakaliſchen Salzen als der peruaniſche, und das Vorhandenſein des flüchtigen Alkalis in größerer Menge die Hauptwirkſamkeit des Vogeldüngers ausmacht, ſo dürfte es ſehr zu bezweifeln ſein, ob er die ungeheuren Transportkoſten wird tragen können. Von ſchlimmer Vorbedeutung ſcheint mir die Nachricht aus Honolulu vom 15. März 1860 (Pacific Commercial Advertiser), daß verſchiedene Compagnieen das Einſchiffen von Guano einſtweilen ausgeſetzt haben, weil der auf dem Lager liegende bereits die Nachfrage überſteige — und ich fürchte faſt, daß jene Düngergeſellſchaften, die alle vor der großen Handelskriſis von 1857 entſtanden ſind, wo auch die tollkühnſten Unternehmungen leichtgläubige Theilnehmer fanden, zum Schrecken der enttäuſchten Actionäre, den nun nicht mehr geſtörten Seevögeln aber zur Freude, zuſammenſtürzen werden,

„And like the baseless fabric of a vision
Leave not a wreck behind!

Es würde ein gar zu wenig lohnendes Unternehmen sein, wenn ich alle die unbedeutenden Coralleninseln des weiten Wellengebietes, dem ich dieses Kapitel widme, auch nur dem Namen nach anführen wollte, besonders da Freunde der specielleren Geographie im bereits erwähnten Aufsatze Behm's die vollständigste Auskunft darüber finden. Den meisten meiner Leser wird es gewiß genügen, wenn ich aus der Menge zwei der interessantesten — Penrhyn und die Weihnachtsinsel — zur etwas näheren Besprechung hervorhebe.

Die hohen vollen Cocoswälder sonder Gleichen, welche die niedrige Penrhyninsel überziehen, täuschen den fernen Schiffer mit dem Anschein erhöheter Ufer. Lieblich muß der Anblick sein, den sie gewähren, denn zwischen dem hochgetragenen windbewegten Baldachin der Kronen und dem Boden sieht man zwischen den Stämmen hindurch den Himmel und die Ferne. Etwa 9 Seemeilen lang und 5 breit umschließt die Insel eine weitläufige Lagune mit vielen Corallenfelsen, welche nur Booten die Einfahrt gewährt.

Vereinsamt im weiten Ocean und dem Handelsschiff oder dem Walfischfänger nur dürftige Lockungen darbietend, kommt sie mit der Außenwelt höchst selten in Berührung und nur im Fluge lernt der vorbeifahrende Seefahrer sie kennen. Als Chamisso auf seiner Weltreise die Palmeninsel berührte, umringten zahlreiche Boote den sich nähernden „Rurik" und ein friedliches Volk begehrte mit den Fremden zu verkehren. Die Insulaner waren stark, wohlgebaut, beleibter als die Bewohner der Osterinsel und von derselben Farbe als sie. Keine Tätuirung wurde bemerkt, dagegen sah man verschiedene Greise, die den Nagel des Daumens hatten wachsen lassen, ein redendes Zeichen ihres vornehmen Müßigganges. 36 Boote wurden gezählt, in jedem 7 bis 13 Männer. Die Weiber trugen einen mit freihängenden Baststreifen besetzten Gürtel, die Männer an dessen Statt nur ein durch Schnüre befestigtes Bändel von Cocosblättchen. Nur wenige hatten eine ärmliche Schulterbedeckung aus zwei Stücken von einer aus Cocosblättchen geflochtenen Matte. Sie drängten sich gesprächig und zutraulich an das Schiff; keiner aber unterfing sich der Einladung, auf dasselbe zu steigen, Folge zu leisten. Gegen die Waaren der Europäer, nach welchen sie sich begierig zeigten und die sie mit einer Art Verehrung empfingen, hatten sie nur wenig zu vertauschen; einige Cocosnüsse, meistens unreif, zum Löschen des Durstes, zufällig mitgenommene Geräthschaften und ihre Waffen, lange Spieße von Cocosholz. Anfänglich weigerten sie sich letztere zu veräußern und entschlossen sich nur dazu gegen lange Nägel oder

wollene, ſcharlachene Gürtel. Augenſcheinlich ernährte die Inſel eine ſtarke Bevölkerung, doch welche Früchte außer dem Cocos und dem Pandanus, und welche Wurzeln ſie hervorbrachte, und ob auch Schwein und Hund hier einheimiſch ſeien, blieb unbekannt.

25 Jahre nach Chamiſſo erſcheint der zur Wilkesſchen Expedition gehörende „Porpoiſe", Capitän Ringgold, vor Penryhn: nach dem phantaſiereichen Dichter der proſaiſche Seemann. Die ganze Nacht kreuzte das Schiff in der Nähe und am folgenden Tage bei Sonnenaufgang ſah man eine große Menge Pirogen, welche der Brig zuruderten. Gegen 7 Uhr waren bereits zwei derſelben herangekommen, denen bald andere folgten. So wie die Anzahl der Beſucher zunahm, wurden ſie dreiſter und erkletterten das Schiff unter lautem Geſchrei. Es waren die roheſten und am wildeſten ausſehenden Geſchöpfe, die man auf der ganzen Reiſe geſehen hatte. Ihr gräßliches Geſchrei begleiteten ſie mit den heftigſten Verdrehungen und Geberden, und ſchienen wie außer ſich vor Aufregung. Bis auf einen ſchmalen Maro von Cocosnußblättern waren ſie ganz nackt. Jedes Canot enthielt von 7 bis 16 Mann, alle gleich wild und unbändig. Der Lärm war faſt betäubend, da alle zugleich eine unverſtändliche Sprache redeten und der Mißklang der Stimmen unerträglich, zuweilen hoch und gellend, dann wieder tief und rauh. Während ihrer Rede ſchlugen ſie die Lenden mit großer Heftigkeit und einige rangen die Hände und heulten, wobei ihnen die Augen weit aus den Höhlen hervortraten und ihre furchtbaren Fratzen ſie gleich Wahnſinnigen im höchſten Ausbruch der Raſerei erſcheinen ließen. Sie waren ganz unvermögend, ihre Aufmerkſamkeit auch nur einen einzigen Augenblick auf irgend einen Gegenſtand zu richten, ſondern ihre Blicke ſchweiften von einem zum andern mit fieberhafter Haſt. Waffen lagen in ihren Canots verſteckt. Einigen gelang es, an Bord zu kommen, und verſchiedene Artikel wurden vom Hinterdeck entwendet, unter andern eine Matroſenjacke, die ſchnell und geſchickt in einem Boote verſteckt wurde.

Da die guten Leute anfingen gar zu läſtig zu werden, gab der Capitän Befehl, das Verdeck zu ſäubern. Sobald ſie wieder in ihren Canots waren, ſchleuderten ſie ſchwere Corallenſtücke und Muſcheln mit großer Gewalt an Bord; man feuerte einige Schüſſe über ihre Köpfe hinweg, aber ſie ſchienen ſie gar nicht zu beachten, ſondern blieben aufrecht in ihren Booten ſtehen, Speere ſchwingend und mit herausforderndem Geſchrei. Da ihre

Anzahl beſtändig im Zunehmen war, wurde die Brig fortwährend im Segeln erhalten, um einem Angriff vorzubeugen. Nach langen vergeblichen Bemühungen kam endlich ein Tauſchhandel zu Wege und ſie gaben ihre Waffen und Halsbänder gegen Meſſer, Tücher u. ſ. w. her. Sobald ſie den Tauſchartikel empfangen, warfen ſie das Verlangte an Bord und ſchienen ehrlich im Handel, obwohl ſie ſich als gewandte Diebe zeigten. Ihre Schwimmfertigkeit glich der der Amphibien, denn für den geringſten Gegenſtand, der über Bord fiel, tauchten ſie trotz allen Robben und Walroſſen unter. Ihre Statur war athletiſch, ihre Haltung aufrecht, ihre Hautfarbe dunkler als die der Samoer und Tahitier; keiner von ihnen tätuirt. Unter der Menge zeigten ſich nur zwei oder drei Frauen von lichterer Geſichtsfarbe mit langem glänzendem Haar und ſchönen weißen Zähnen. Als Waffen wurden nur 6 bis 8 Fuß lange Speere aus Cocosholz bemerkt. Die Canots aus dunkelgefärbtem Holze und größer, als man ſie gewöhnlich auf den niedrigen Inſeln antrifft, hatten einen leichten Ausleger und keine Segel; die Stücke, woraus ſie beſtanden, waren mit Cocosbaſt zuſammengefügt. Die Eingebornen ſchienen nur wenig Werkzeuge zu beſitzen; die einzigen europäiſchen Artikel, die wahrgenommen wurden, waren ein an einen Stock befeſtigtes Hobeleiſen und einige blaue Glasperlen, ſo daß offenbar die guten Penrhynlaner in keinem ſehr lebhaften Verkehr mit dem Auslande ſtanden, wodurch ihr auffallender Mangel an Lebensart ſich einigermaßen entſchuldigen läßt. Capitän Ringgold bewog einen von ihnen durch das Geſchenk einer Axt an Bord zu kommen, und gab ihm ein Stück Kreide in die Hand, damit er die Form ſeiner Inſel auf's Verdeck zeichnete; ſo wie bekanntlich das hochnordiſche Naturkind die ſchöne Eskimalin Igloolik dem Capitän Parry die Fury- und Heclaſtraße entwarf. Aber der tropiſche Wilde war ſo unbändig und erſtaunt über alles, was er ſah, daß er nichts anders that, als unter lauten Ausrufungen auf dem Verdeck herumſpringen. Ueberhaupt grenzte die Zungenfertigkeit dieſer Leute ans Fabelhafte. In einem Ton, den es faſt unmöglich ſchien auch nur ein paar Minuten beizubehalten, redeten manche von ihnen dreiviertel Stunden lang, indem ſie ſich kaum Zeit ließen, Athem zu holen.

Das wilde Benehmen der Penrhynianer ſchloß natürlich alle Möglichkeit aus, eine Landung zu verſuchen, doch war augenſcheinlich die Inſel ſtark bevölkert und die Nordweſtſeite erſchien wie ein fortlaufendes Dorf von hohen Cocoshainen beſchattet. Yamswurzeln wurden in den Booten

geſehen, aber kein Taro. Aus den Federn, die einige der Wilden als Zierrath trugen, ſchloß man auf den Beſitz des Haushuhns.

Die Weihnachtsinſel wurde am 24. December 1777 von Cook entdeckt, der ſich zehn Tage an dieſem menſchenleeren Orte zur Beobachtung einer Sonnenfinſterniß aufhielt. Sie iſt ſeitdem nur ſelten beſucht worden, außer von Walfängern, die ſich zuweilen hier einfinden, um ohne Hafengeld zu entrichten oder Tauſchwaaren auszugeben, Vorräthe von Schildkröten, Fiſchen und Cocosnüſſen zu ſammeln. Sie iſt die größte ſämmtlicher Inſeln des im gegenwärtigen Kapitel beſprochenen Meeresgebiets, und Bennet, der Zweidrittel der Küſte umſegelte, glaubt, daß ſie einen bedeutenderen Umkreis als 60 Meilen haben müſſe. Sie bildet einen Gürtel niedrigen, nicht über 10 Fuß über den Meeresſpiegel emporragenden Landes, der hufeiſenförmig eine ſeichte Lagune umſchließt, an deren Eingang die kleine Sandy Island liegt. An beiden Seiten dieſes Eilandes führt eine Paſſage in die Lagune, durch welche Schiffe einlaufen können.

Den Boden fand Cook an einigen Stellen locker und ſchwarz; an andern zeigten ſich Seeproducte, wie zerbrochene Corallen und Muſcheln, welche in einer mit der Seeküſte parallel laufender Richtung ſchmale und ſehr lange Furchen, gleich einem gepflügten Acker bildeten, wodurch ſich deutlich zu erkennen gab, daß ſie von den Wellen dorthin geworfen ſein mußten, obgleich dieſe jetzt eine Meile weit davon entfernt waren. Der ſcharfbeobachtende Cook, der wie ſein großer Vorgänger Columbus mit einem offenen Auge für alle Naturerſcheinungen begabt war, zog hieraus den Schluß, daß die Inſel aus dem Meeresgrunde ſich gehoben haben müſſe und wahrſcheinlich noch immer im Wachſen begriffen ſei.

Die Inſel iſt wohl nur aus dem Grunde unbewohnt, weil ſie kein ſüßes Waſſer zu haben ſcheint, doch wird vielleicht die künftige Vermehrung der Cocoshaine dieſem Mangel bis zu einem gewiſſen Grade abhelfen. Dagegen iſt ſie reich an Salzſeen, die in keinem ſichtbaren Zuſammenhang mit dem Meere ſtehen und von denen ein im Südoſten gelegener eine Länge von 5 engliſchen Meilen hat. Ihr Salzgehalt iſt ſehr bedeutend, und an ihren Ufern kann man eine Menge des beſten Kochſalzes ſammeln.

Die Vegetation beſteht aus reichlichem Graſe, Tournefortien und Cocosbäumen, die ſich ſeit Cook's Beſuch ſehr vermehrt zu haben ſcheinen, denn dieſer fand nur wenige, die eine geringe Anzahl Früchte, zum Theil von

salzigem Geschmack, trugen, während Capitän Hooper, der 1857 die ganze Insel durchforschte, mehrere kleine Wälder von Cocosbäumen antraf. Die von Cook, dem vorsorglichen Freunde künftiger Seefahrer, auf der Sandy Island gepflanzten Cocosnüsse waren 1846, als Capitän Scott die Insel besuchte, zu Baumgruppen aufgewachsen, ein schönes Denkmal des großen Mannes. Cook und Hooper rühmen übereinstimmend den großen Reichthum an Vögeln, Fischen und Schildkröten. Von letzteren fingen Cook's Leute gegen 300, die durchschnittlich 90 bis 100 Pfund wogen, und alle von der köstlichen grünen Art waren, die bei den schwelgerischen Gastmahlen des Lordmayor's von London eine so hervorstechende Rolle spielen. Derselbe Wassermangel, der den Menschen von der Insel verscheucht, scheint auch die übrigen Säugethiere fern zu halten, und die instinctmäßige Sicherheit, womit die Vögel ihre Nester auf den Boden bauen, deutet darauf hin, daß hier sogar die cosmopolitische Ratze fehlt. Bennet fand eine ungeheure Anzahl von Einsiedlerkrebsen, von denselben Arten wie auf den Carolinen und ähnliche Seeschneckengehäuse bewohnend. Gegen Abend bedeckten sie förmlich den ganzen sandigen Strand der kleinen Laguneninsel, wo sie einige Fuß weit vom Wasser bewegungslos sich aufhielten. So eröffnet sich auch hier im Gebiet der niederen Thierwelt ein reiches Feld der Beobachtung, und der kundige Forscher, der auf diesem menschenleeren Eilande eine Zeitlang verweilte, dürfte wohl Gelegenheit finden, unsere Kenntnisse von den Seegeschöpfen um manche interessante Thatsache zu bereichern.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Union und Ellice Gruppen.

Fakaafo. — Merkwürdiges Völkchen. — Aehnlichkeit mit den Samoern. — Sonderbarer Empfang des Königs. — Beschreibung des Dorfes. — Tempel. — Kleidung. — Kunstfertigkeit. — Oalafu. — Nakunono. — Byron 1765. — Vegetation. — Die Ellice Insel. — Nakufetau.

Die kleine dreieckige Coralleninsel Fakaafo wurde im Jahr 1840 von Capitän Hudson, Befehlshaber des zur Wilkes'schen Expedition gehörigen Schiffes

„Peacock“ entdeckt. Ein merkwürdiges Völkchen, dieſe Fakaaſoner, die von der ganzen Welt nichts kennen, als die Nebeninſeln Oataſu und Nakunono, und mit ſtolzem Selbſtgefühl ihre kleine Erdſcholle Fanua Loa — das große Land — nennen, obgleich des ganze Riff, auf welchem es eulminirt nur 2 Meilen lang und eine Meile breit iſt. Die Amerikaner fuhren in der Nacht auf dem unbekannten Meere dahin, als das entfernte Geräuſch der Brandung ſie zur Vorſicht mahnte, und bald darauf das große Land wie ein dunkler Fleck am Horizont erſchien. Bei Tagesanbruch wurden 18 Canots bemerkt, jedes mit einer Bemannung von vier oder fünf Perſonen, aber nicht aus Neugierde waren ſie ſo frühzeitig in's Meer geſtochen, ſondern ſo eifrig mit Fiſchen beſchäftigt, daß ſie ſich nicht einmal durch den Anblick des ſeltenen Meerwunders von der Arbeit abhalten ließen. Die Fiſche ſchienen ſehr zahlreich geweſen zu ſein, denn eine Unzahl von Seevögeln flog kreiſchend umher und tauchten jeden Augenblick unter, um mit einer ſchnell erhaſchten Beute wieder aus dem Waſſer empor zu ſteigen. Die Inſulaner befolgten zu ihrem Fiſchfang die auf Samoa gebräuchliche Methode, indem ſie einen Haken aus Perlmutterſchale am Hintertheil des Bootes an der Oberfläche des Waſſers nachſchleppen ließen, ſo daß beim raſchen Fortrudern die getäuſchten Fiſche der ſchillernden ſcheinbar flüchtigen Beute nachſchoſſen und ſich in großer Menge fangen ließen. Auch die Canots hatten Aehnlichkeit mit deren von Samoa, waren am Vordertheil zum Theil überdeckt und hatten dort dieſelben kleinen Höcker und Pflöcke zur Befeſtigung der zierenden Ovulaſchalen. Die Fiſcher wollten durchaus nicht an Bord kommen, doch ließen ſie ſich bereitwillig auf den Tauſchhandel ein. Es waren ſchöne männliche Geſtalten, mit angenehmem gutmüthigen Geſichtsausdruck, und Frohſinn ſchien ein Grundzug ihres Charakters zu ſein, da ſie über alles, was ihnen lächerlich vorkam, ſogleich laut auflachten. Die Tätowirung war eigenthümlich, indem Fiſche und Schildkröten auf Armen und Bruſt gezeichnet waren und bei einigen waren Stirn und Wange mit einer Menge von Pfeilen geziert. Sie glichen ſehr den Samoern, mit deren Sprache ihr Dialect eine große Aehnlichkeit verrieth, ſo daß ihre Abſtammung ziemlich klar vor Augen liegt. Alle trugen geflochtene Maros und einige hatten Augenſchirme, in welche bei den Vornehmeren einige Schwanzfedern des Tropikvogels geſteckt waren. Den Gott ihrer Inſel nannten ſie Tui Tokelau und wieſen auf den Himmel als deſſen Wohnſitz. Dort meinten ſie müſſe auch die Heimath der Amerikaner ſein,

und ließen ſich den Glauben nicht nehmen, daß die wunderbaren weißen Fremden, Gottheiten und nicht Menſchen ſeien wie ſie. Der Grund, weßhalb ſie durchaus nicht an Bord kommen wollten, war die Furcht, das Schiff möchte plötzlich wieder zum Himmel fahren, von wannen, wie ſie meinten es eben ſo plötzlich gekommen, und ſie als unfreiwillige Luftſchiffer ins Unbekannte mit ſich führen.

Erſt am folgenden Tage wurde die Landung vorgenommen und da die Lagune keinen Eingang für größere Schiffe hat, mußte man mit den Booten durch die Brandung fahren und erreichte ziemlich durchnäßt das Ufer. Hier wartete bereits der König mit ungefähr 200 ſeiner Unterthanen auf die Ankunft der Fremden. Der Häuptling ſaß mit einigen Greiſen im Vordergrunde, die andern ſtanden dahinter und alle fingen an Geberden zu machen und zu ſingen, wie unter dem Einfluß einer bedeutenden Gemüthsunruhe. Sie zeigten auf die Sonne und heulten und winkten den Fremden ſich auf die Matten zu ſetzen, die vor ihnen ausgebreitet lagen. Die Officiere folgten der Einladung, worauf der König zärtlich ſeine Naſe an die des Capitän Hudſon rieb, nach der Sonne wies, ſtöhnte, ſeine Naſe über das Kinn des Amerikaners führte, ihn umarmte, ihm eine Matte umband, die er mit einer Schnur aus Menſchenhaaren befeſtigte, noch einmal das Naſenreiben vornahm, und dann endlich noch eine Viertelſtunde lang heulte. Die andern Officiere mußten ſich dieſelben Cèremonien von den untergeordneten Häuptlingen gefallen laſſen.

Der König, welcher Taupo hieß, war bereits in Jahren vorgeſchritten und hatte einen ernſthaften Ausdruck. Seine Furcht ſchien größer als die irgend eines ſeiner Unterthanen, denn ſo wie Hudſon Miene machte, ſich von ſeiner Seite zu entfernen, erhob er ſofort ein ſchreckliches Geheul und deutete auf die bewaffneten Matroſen, wobei er zugleich mit zitternder Miene ausrief: „Nopo kilalo, mataku au!“ Setzt euch! ich bin bange!

Man gab ſich alle Mühe, die Inſulaner zu beruhigen und ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß man nicht von der Sonne gekommen ſei, doch dauerte es über eine Stunde, ehe ſie ſich faſſen konnten, worauf ein lebhafter Tauſchhandel anfing.

Endlich erhob ſich der König und wanderte langſam, da er wegen eines durch die Elephantiaſis angeſchwollenen Beines nur ſchwer gehen konnte, nach dem Dorfe, welches einige hundert Schritt entfernt lag.

Die ganze kleine Inſel war mit Cocospalmen bedeckt unter deren ſchattigen Kronen ungefähr 60 Hütten, nahe bei einander, ihre ſpitzzulaufenden Dächer erhoben. Sie hatten Aehnlichkeit mit denen, die wir ſpäter auf Ualan wiederfinden werden, indem die Giebelenden mit einem beſonderen Schirmdach verſehen waren, welches unter dem Schutze des überhängenden Hauptdaches ſich befand, eine Vorrichtung, die auf bedeutende Regengüſſe ſchließen ließ.

In der Mitte des Dorfes ſtand der Tempel des Gottes, das merkwürdigſte Gebäude der Inſel. Es war von länglicher Form, 80 Fuß lang, 35 breit, 20 hoch. Drei gewaltige Balken ſtützten die Firſte, während ringsherum das concav abfallende Dach auf einer Menge kurzer und kleiner grobbehauener und nur wenige Fuß von einander ſtehender Stützpfoſten ruhete. Das Gebäude war an den Seiten offen, bis auf ein kleines, 15 Zoll hohes Gitterwerk.

Anfangs ſuchte man den Amerikanern den Eingang zu verwehren, doch auf ihre Bemerkung, daß der für die Eingebornen geltende Tabou doch nicht auf die weißen Fremden ſich erſtrecken könne, wurden ſie endlich von einem alten Prieſter zugelaſſen.

Der Tempel enthielt nur weniges Geräth. Rings um die ausgezackte Dachtraufe hingen wie Troddeln große Perlmuttenſchalen herab. Der ganze Boden war mit Matten bedeckt. Um den Hauptpfeiler in der Mitte des Gebäudes lagen eine Menge großer Bänke oder Tiſche, aus einem einzigen Stück Holz gehauen. Auch hingen dort eine Menge Speere und Keulen, denen von Fidſchi und Samoa ähnlich, und die vom Meere angeſchwemmt ſein ſollten. Andere Waffen wurden bei dieſen friedfertigen Inſulanern nicht bemerkt. Doch lag eine Anzahl Kriegshörner auf den Tiſchen. Draußen in der Nähe ſtanden die beiden Götzenbilder in Matten eingewickelt, das größte 14 Fuß hoch und 18 Zoll im Durchmeſſer. Daneben lag die Walze einer kleinen Winde, die von einem Fahrzeuge herrührte, welches früher hier Schiffbruch gelitten hatte, und wovon zwei Mann gerettet wurden, die aber bereits geſtorben waren.

Der Brunnen, der dem ganzen kleinen Volke das nothwendige Trinkwaſſer lieferte, lag nicht weit von dem Tempel. Er war ausgemauert, ungefähr 15 Fuß tief und von einem hohen Zaun umgeben. Am Ufer der Lagune erſtreckte ſich eine Reihe von etwa 50 Boothäuſern, doch die Boote ſelbſt mit den Frauen und Kindern lagen in einiger Entfernung auf dem Waſſer.

Obgleich man offenbar die Fremden weit wegwünſchte, verwehrte man ihnen doch nicht das Unterſuchen der Hütten. In einer derſelben wurde die Königin unter einer Matte entdeckt, eine alte Dame von abſchreckender Häßlichkeit, und ihre Angſt war unbeſchreiblich, als man ſie mit aller ihrem Range gebührenden Höflichkeit aus ihrem Verſtecke hervorholte.

Die Kleidungsſtücke der Frauen beſtanden aus einer großen Menge Blätter, die an eine Schnur befeſtigt und in dünne Fäden aufgeſchlitzt waren. Das ganze wohleingeölt und biegſam, bildete eine ungeheure Schürze, die ungefähr 50 Pfund wog, ſo daß man ſich kaum etwas ſchwerfälligeres und abgeſchmackteres denken konnte.

An Kunſtfertigkeit ſchien es den Inſulanern nicht zu mangeln. Sie hatten verſchiedenartige Matten zum Schlafen und zur Kleidung, und ihre aus Knochen, Haifiſchzähnen und Muſcheln verfertigten Fiſchhaken waren ſehr ſauber gearbeitet. Sie hatten auch Feilen aus Haifiſchhaut, die vollkommen ausreichten das weiche Holz zu raspeln, welches ſie zu ihren verſchiedenen Geräthſchaften benutzen. Die Käſtchen worin ſie ihre Fiſchhaken und andere kleine Gegenſtände aufbewahrten, waren aus einem Stück geſchnitzt und mit genau anſchließendem Deckel verſehen.

Außer Cocos- und Pandanusnüſſen ſchien die Inſel nichts Eßbares hervorzubringen. Die meiſte Nahrung lieferte das Meer; daß es aber an Lebensmitteln nicht fehlte, bezeugte das ſtarke, geſunde Ausſehen der Eingebornen, deren Anzahl auf etwa 600 geſchätzt wurde.

Als nach dreiſtündigem Beſuch die Amerikaner ſich nach den Booten zurückbegaben, legten die Inſulaner eine große Freude an den Tag und waren ihnen beim Einſchiffen auf jede Weiſe behülflich. Zugleich benutzten ſie die Gelegenheit, eine Menge kleiner Diebſtähle zu begehen, und als der Naturforſcher Pickering einem der Wilden ſeine Botaniſirbüchſe einen Augenblick zu halten gab, lief dieſer ſogleich davon und konnte nur mit Mühe wieder erwiſcht werden.

Nirgends wurden Backgruben geſehen, ſo daß man vermuthen mußte, daß ſie alle ihre Speiſen roh genöſſen. Die Amerikaner wurden um ſo mehr in dieſem Glauben beſtärkt, als ſie wahrnahmen, mit welcher Beſorgniß die Wilden dem Feuerzeug Funken entſprühen und die Cigarre dampfen ſahen. Es ſcheint jedoch faſt unglaublich, daß ein Stamm, der in ſonſtigen Beziehungen durchaus nicht eine der letzten Culturſtufen einnimmt, die einfache Kunſt des Feuermachens nicht verſtehen ſollte.

Die nordwestlich von Fakaafo liegenden niedrigen Eilande Oatafu und Nakunono gehorchen demselben Könige und bilden, wie bereits erwähnt, für jenes abgeschiedene Völkchen die Schranken der bekannten Welt. Erstere ward im Jahr 1765 von Byron entdeckt, der sie unbewohnt fand und ihr den Namen Duke of York Island gab. Sie war mit dichten Cocoshainen bedeckt, die ihr ein gar anmuthiges Ansehen verliehen, doch eine gewaltige Brandung bäumte sich überall an ihren Grundfesten empor und erschwerte die Landung, die endlich trotz aller Gefahr und Mühe, denn es war höchst wünschenswerth, frische Früchte für die am Scharbock leidende Mannschaft zu sammeln, vollzogen und durch einige hundert Cocosnüsse belohnt wurde. Man fand tausende von Seevögeln auf den Nestern, die sie in den Kronen der hohen Bäume gebaut hatten, und so zahm, daß sie ohne aufzufliegen sich erschlagen ließen. Auch war der Boden mit Landkrabben bedeckt, sonst aber kein Thier zu sehen.

Als 76 Jahre später Capitän Hudson die Insel besuchte (1841), fand er sie von demselben Menschenschlag wie Fakaafo bewohnt. Die Bevölkerung mochte ungefähr 120 Seelen zählen, die in etwa 30 Hütten, wie die bereits beschriebenen, wohnten. Brunnen gab es hier nicht, sondern der Regen wurde in ausgehöhlten Palmenstämmen aufgefangen. Ihre Canots waren sämmtlich doppelt und da diese Pirogenart einzig und allein in ganz Polynesien zu entfernteren Seereisen, von Insel zu Insel, gebräuchlich ist, vermuthete man, daß sie wahrscheinlich zur Bevölkerung von Fakaafo gehörten und nur flüchtig auf Oatafu verweilten. Deßhalb mochte wohl Byron die Insel unbewohnt gefunden haben, obgleich die große Zahmheit der Seevögel vermuthen läßt, daß die Fakaafoner sie vielleicht erst später entdeckten und benutzten. Neunzehn verschiedene Baumarten wurden von den amerikanischen Naturforschern auf Oatafu gefunden, mehrere von ausgezeichneter Größe. Eine 40 Fuß hohe Pisonia maß über 20 Fuß im Umkreis dicht über der Wurzel und große Tournefortien, mit Farnkräutern überwachsen, hatten ein höchst ehrwürdiges Aussehen. Eine schöne Feigenart, die Morinda citrifolia und der liebliche Jasmin (Gardenia taitensis), dessen wohlriechende weiße Blüthen von den Tahitierinnen als Haarschmuck getragen werden, wachsen wild auf Oatafu. Auf Fakaafo wurde außerdem noch die Fächerpalme (Borassus flabelliformis?) angetroffen, die auf Tonga und Samoa angebaut wird, und aus einer an's Ufer getriebenen Frucht der Hernandia sonora hatten die sorgsamen Eingeborenen einen Strauch ge-

zogen zum erfreulichen Beweiſe, daß ſie die Geſchenke der Natur nicht unbeachtet ließen. Außer Ratzen wurden keine Säugethiere geſehen und außer einer gelben Taube mit purpurner Haube auch kein Landvogel, doch um ſo zahlreicheres Seegeflügel. Eine große ſchwarze Eidechſe kroch vielfach umher.

Die weſtwärts von der Union Gruppe liegende Ellieeinſeln ſind, wie es ſcheint, von dort her bevölkert worden. Die eigentliche Ellieeinſel oder Fanafute beſteht, wie die Radackgruppen, aus einer ringförmigen Schnur von kleineren Eilanden, die auf der Grundfeſte eines bedeutenden Corallenriffes ruhen. Sie liegen ſo weit auseinander, daß man ſie für getrennte Inſeln halten könnte. In den Zwiſchenräumen brandet das Meer wüthend gegen das überfloſſene Riff, an deſſen Weſtſeite zwei Oeffnungen in die umſchloſſene Lagune führen. Da dieſer Meeresſtrich häufiger von den Walfängern beſucht wird, nähern ſich die Einwohner zutraulich den weißen Schiffern und laſſen keine Gelegenheit zum Tauſchhandel unbenutzt. Sie ſtehen an Größe und Schönheit den Samoern nach, haben eine tiefbraune Geſichtsfarbe wie die Hawaiier und nähern ſich den Einwohnern der Fidſchiinſeln durch ihren dichtwüchſigen Bart. Außer einem Maro aus feinerem Flechtwerk tragen ſie auch noch einen Gürtel, von welchem fußlange rothgefärbte Streifen von Pandanusblättern herabhängen, aus der Ferne wie Bänder ausſehend. Ihre Sprache wird von den Samoern verſtanden. Innerhalb der Lagune ſcheint ein guter Ankerplatz zu ſein, an Holz fehlt es nicht (bekanntlich ein großes Bedürfniß der Pottfiſchfänger zum Auskochen des Oels), doch möchte der Waſſervorrath nicht ſehr reichlich ſein. Die Bevölkerung wurde (1841) auf 250 Seelen geſchätzt.

Bedeutender iſt die nordweſtlich von Fanafute liegende Inſel Nukufetau (De Peyster), von demſelben Volke mit gleicher Sprache und Tätuirung bewohnt. Die Bevölkerung mag etwa tauſend Seelen betragen, die in ſechs verſchiedenen Dörfern wohnen und ganz auffallend häufig an Flechten leiden, da faſt der fünfte Menſch mit Ausſchlag bedeckt iſt.

Dieſe Inſulaner umfaſſen einen weiteren Erdkreis als die Fakaaſoner. Die Somoagruppe gehört mit zu ihrer Weltkunde, und ſie kennen, wenigſtens dem Namen nach, Tonga, Hapai und Rotuma.

Auch hier gibt es einen guten Ankerplatz innerhalb der Lagune. Die übrigen zu dieſer kleinen Gruppe gehörigen Inſeln — Oaitupu, Speiden, Hudſon ꝛc. ſind auch für die kürzeſte Beſchreibung zu unbedeutend.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Tarawa oder Kingsmill Gruppe.

Die Makiner. — König Tekere der Wohlbeleibte. — Die kriegerischen Drummond Insulaner. — Schutz- und Trutzwaffen. — Orgineller Heim. — Woraus besteht die Kingsmill Gruppe? — Ihre Fruchtbarkeit. — Sorgfältige Bodenkultur. — Auf welche Weise wurden die Inseln bevölkert? — Rangunterschiede. — Regierung. — Aberglaube. — Kainakaki, das Elysium. — Einfacher Lebenslauf. — Die Kurianer. — Orakel. — Kriege. — Kleidung. — Nahrung. — Feste. — Spiele. — Kindesmord. — Bevölkerung. — Amerikanische Missionare auf der Kingsmill Gruppe.

Daß die zahlreichen Ausreißer, welche sich bewogen fühlen, das beschwerliche Leben an Bord eines Walfischfängers mit dem süßen Nichtsthun unter dem sanften Himmel eines tropischen Inselparadieses zu vertauschen in der Regel nicht sehr günstig auf die polynesischen Völkerschaften wirken, die sie mit ihrem Besuch beehren, wird Niemand bezweifeln; doch gibt es Fälle wo solche Leute der Weltkunde nicht unerhebliche Dienste leisten.

Denn über manche abgelegene Inselgruppen des stillen Oceans, die der Seefahrer nur höchst selten im Fluge berührt, würden wir so viel wie gar nichts wissen, wenn nicht von Zeit zu Zeit derartige aus der Hürde der Civilisation verirrte Schafe, herzlich müde des Lebens, welches sie anfangs für so genußreich hielten, die erste Gelegenheit benutzten sich ihren insularischen Freunden und Freundinnen zu empfehlen, und uns dann später Manches über dieselben erzählten. Mittheilungen aus solcher Quelle dürfen zwar nur mit Vorsicht aufgenommen werden, doch wenn ein sachverständiger welterfahrener Mann wie Wilkes über die Persönlichkeit des Berichterstatters ein günstiges Urtheil fällt, so haben wir auch keinen Grund an dessen Zuverlässigkeit zu zweifeln.

Zwei solcher Ausreißer, die der amerikanische Seefahrer auf dem Kingsmill oder Gilbert's Archipel antraf und aus der selbstgewählten Verbannung befreite, waren ihm vom wesentlichsten Nutzen seinen Bericht über diese wenig besuchten Inseln zu vervollständigen. Der eine, John Kirby ein Irländer, hatte 3 Jahre auf der Kuria oder Woodle's Insel zugebracht; der andere Robert Wood, ein Schotte, 7 Jahre auf Makin oder Pitt. Als letzterer

das Verdeck des Schiffs beſtieg, war ſeine Aufregung ſo groß, daß ſie ſeine Sprache mitunter durchaus unverſtändlich machte, und als ihm ſeine Bitte an Bord zu bleiben, gewährt wurde, gerieth er ganz außer ſich vor Freude, ſo daß er mit den Amerikanern makiniſch und mit den Eingeborenen engliſch ſprach, und einige Zeit verging, ehe er als Dolmetſcher benutzt werden konnte. Die guten Makiner, welche keine Kriege führen und nur ſehr wenige Waffen beſitzen, wodurch ſie ſich, wie wir ſehen werden, ſehr vortheilhaft vor den übrigen Bewohnern der Gruppe auszeichnen, hatten ihn zwar immer mit Freundlichkeit behandelt und ihn ſogar anfangs auf den Schultern umhergetragen und faſt vergöttert, aber die Langeweile auf der beſchränkten Inſel war gar zu groß. Auch in ihrem Aeußern unterſchieden ſich die Makiner vortheilhaft vor ihren Nachbarn, ſowohl durch ihre regelmäßigeren Züge und lichtere Farbe als durch ihre ſtattliche Wohlleibigkeit. Sie trugen Backen- und Schnurrbärte und die Männer waren ſchön tätuirt.

Als ſie ſich mit ihren Booten dem Schiffe näherten, legten ſie das größte Vertrauen an den Tag, obgleich Wood verſicherte, ſie hätten während ſeines ſiebenjährigen Aufenthaltes nur ein einziges Schiff geſehen. Auch der König Tekere war mitgekommen, und verſuchte an Bord zu ſteigen, was ihm jedoch wegen ſeiner majeſtätiſchen Corpulenz unmöglich wurde. Während des Beſuchs machten ſich die Eingeborenen weder durch Bettelei noch diebiſche Gelüſte beſchwerlich. Einige der Officiere landeten auf der Inſel. Unter den Dachtraufen der Hütten bemerkten ſie einige rieſige Tridacna Muſcheln zum Auffangen des Waſſers. Ratzen liefen in allen Richtungen umher. Unter den Pflanzen wurden einige hohe Piſonien, Tournefortien, zwei verſchiedene Urticeen, eine Boerhaavia und Cocospalmen bemerkt.

Ganz verſchieden von den freundlichen friedliebenden Makinern ſind die Einwohner der zum ſüdlichen Theil der Gruppe gehörigen Drummond's Inſel. Sie ſind mittlerer Statur, und hager, doch wohl geſtaltet. Die meiſten gehen ganz nackt außer einer Kopfbedeckung aus gebleichten Pandanusblättern, oder auch wohl einer über die Schultern gehängten Matte zum Schutz gegen die Sonne. Arme und Beine waren mit zahlreichen, zum Theil noch nicht zugeheilten Narben bedeckt. Der Krieg ſchien eine ihrer Hauptbeſchäftigungen zu ſein: denn ſowohl ihre Angriffs- als Vertheidigungswaffen deuteten auf eine große Virtuoſität im Handwerk. Erſtere beſtanden aus, mit vier Reihen von Haifiſchzähnen oder ſpitzigen Rochenſchwanzſtacheln beſetzten Lanzen und auf ähnliche Weiſe beſpickten Schwerdtern, letztere be-

ſonders aus einer Art Harniſch, welcher den ganzen Körper bis zu den Hüften bedeckte und über den Hinterkopf noch 3 oder 4 Zoll hervorragte. Er war aus Cocosnußbaſt geflochten, und einen halben Zoll dick, ſo daß er einen Lanzenſtreich wohl abwehren konnte. Die vordere Seite der Arme und Beine ſchützte ein ähnliches Netzwerk. Aeußerſt originell war der Helm, der aus einer am Kopfende aufgeſchlitzten Igelfiſchhaut beſtand. An der Spitze ragte der Schwanz empor, und die Floſſen dienten als vortreffliche Ohrenbedeckung. Seltſam genug, eine Rüſtung, die an die Ritterzeit erinnert, im ſtillen Ocean wieder auftauchen zu ſehen!

Wilkes ſchildert dieſes Volk als äußerſt gefährlich und tückiſch. Dem Anſchein nach ſchien kein Geſetz ſie zu regieren; die größten Schurken und Schreier galten offenbar am meiſten; während die Häuptlinge kaum mehr als ein nominelles Anſehen beſaßen.

Sie trugen ein beſonderes Verlangen nach Tabak, den ſie mit unbeſchreiblichem Vergnügen aßen und verſchlangen. Alle fremden Schiffe die ſich dieſen Elenden nähern, müſſen beſtändig gegen Verrath ein wachſames Auge haben; denn ſie ſind zahlreich und ſtets zum Böſen geneigt.

Die ganze Kingsmill Gruppe beſteht aus fünfzehn Coralleninſeln, deren höchſte nicht mehr als 20 Fuß über den Waſſerſpiegel ſich erhebt. Bemerkenswerth iſt, daß ſie in derſelben Richtung wie Radack liegen, und alſo denſelben parallel laufenden Erdſpalten entſtiegen ſind. An Bevölkerung und Fruchtbarkeit zeichnen ſie ſich vor den übrigen niedrigen Inſeln aus; auch iſt die Anzahl der eingeführten Pflanzen bedeutender, als auf den Riffinſeln der Carolinen oder auf Paumotu. Der Boden beſteht ein paar Zoll tief aus Corallenſand und Humus, worauf eine dünne Schicht reinen Corallenſandes bis zum harten Felſen folgt. Am Ufer werden häufig kleine Stücke Bimſtein gefunden, die beſonders der weſtliche Wind an's Land treibt. Alsdann ſieht man die Frauen emſig mit deren Einſammeln beſchäftigt, da ſie als Dünger ſehr geſchätzt ſind. Auf die Baumzucht wird hier mehr Sorgfalt als irgend ſonſtwo in Polyneſien verwendet, denn man umzäunt die Cocosbäume, und miſcht zerſtoßenen Bimſtein mit der Erde um ihre Wurzeln.

Beſonderen Fleiß verwendet man auch auf die Kultur einer Art von Tarowurzel (Arum cordifolium). So ſoll um Makin ein ſieben engliſche Meilen langer, und zehn Fuß breiter Graben laufen, von der Lagune durch einen Damm geſchieden. Das Waſſer in dieſem Graben iſt nur wenig ſalzig, und ſüß genug um die Kultur des Taro zu geſtatten. Die Einge-

borenen ſind ſehr ſorgſam die Pflanze von allem Unkraut rein zu halten. Auf Makin gedeiht auch eine Art Frucht wie Stachelbeeren; dieſe wird getrocknet, zerſtoßen und mit verdicktem Cocosſaft zu ſüßen angenehm ſchmeckenden Kuchen geformt. Auch der Brodfruchtbaum wird kultivirt, der Bambus iſt bekannt, und es gibt Seebarbenweiher wie auf Hawaii.

Daß Hühner in Käfigen gehalten und zum Kampf gezogen werden, deutet auf den indiſchen Archipel, ſo wie der coniſche Hut auf die Carolinen und Oſtaſien. Füge ich noch hinzu, daß die Form des Harniſches dem auf Ombay gebräuchlichen gleicht, daß das Handruder an das im Perſiſchen Meerbuſen vorkommende erinnert, und daß die altpharaoniſche Sitte das Kind nach dem Großvater zu nennen auch auf Tarawa herrſcht, ſo fehlt es nicht an Anklängen an einen weſtlichen Urſprung.

Ueber die ältere Geſchichte der Inſel liegen uns einige intereſſante Nachrichten vor. Die erſten Bewohner ſollen von Baneba, einer nach Südweſten liegenden Inſel gekommen ſein, von welcher ein Bürgerkrieg ſie vertrieb. Nachdem ſie bereits eine Niederlaſſung gegründet, kamen zwei andere Pirogen von einer nach Südoſten liegenden Inſel, welche ſie Amoi nannten. Dieſe letzteren hatten eine hellere Farbe, ein beſſeres Ausſehen und redeten eine andere Sprache. Während einer oder zwei Generationen lebten beide Racen in Eintracht; dann aber entſtand ein Krieg, in welchem die Männer aus Amoi von denen aus Baneba, die ſich der Weiber bemächtigten, getödtet wurden. Aus dieſer vermiſchten Quelle ſtammen alle Kingsmill' Inſulaner her. Die aus Amoi ſollen den Brodfruchtbaum mit herübergebracht haben, die von Baneba den Taro: Cocos und Pandanus waren ſchon einheimiſch auf den Inſeln.

Die Richtung von Amoi deutet auf Samoa, die von Baneba auf die Carolinengruppe, wo die Himmelfahrtsinſel (Puynipet) auch wirklich jenen einheimiſchen Namen führt. Dieſe einfache Geſchichte erſcheint um ſo glaubwürdiger, da ſie faſt die einzige Ueberlieferung der Vorzeit iſt, welche die Inſulaner beſitzen. Daß die Gruppe erſt in einer nicht ſehr fernen Zeit bevölkert wurde, wird allgemein von den Eingebornen verſichert, ſie behaupten, daß vor nur wenigen Generationen es viel weniger Menſchen auf den Inſeln gab, daß Kriege nicht ſo häufig vorfielen, und man frei und ſicher von einem Eilande zum andern reiſen konnte. So ſoll vor ungefähr hundert Jahren der Großvater des 1840 regierenden Königs von Kuria, zum Vergnügen und um die Welt zu ſehen, alle Inſeln der Gruppe bereiſt

haben. Jetzt aber ſind ſie ſich ſo entfremdet, daß wenn der Sturm oder die Neugierde ein Canot veranlaſſen ſollte, auf einer andern Inſel zu landen, man höchſt wahrſcheinlich die Mannſchaft erſchlagen würde; entweder weil man ihnen feindliche Abſichten zumuthete, oder um ſich Knochen und Zähne für die Verfertigung von Zierrathen zu verſchaffen.

Im Allgemeinen nähern ſich die Tarawaner mehr den Malaien und haben eine dunklere Kupferfarbe, als die Tahitier. Die Backenknochen ragen hervor, ſo daß die Augen tiefer im Kopfe zu liegen ſcheinen. Die meiſten Männer ſind von kleiner Statur und die Weiber im Verhältniß noch kleiner. Doch zeichnen ſich letztere durch eine angenehme Geſichtsbildung und zarten Gliederwuchs aus. Dieſe Beſchreibung paßt aber, wie geſagt, durchaus nicht auf die Makiner, deren Ausſehen ſo ganz verſchieden iſt, daß wenn ſie nicht gleiche Gebräuche, Sitten und Sprache hätten, man ſie nicht zu derſelben Race rechnen würde. Ein ruhiges ungeſtörtes Schlaraffenleben nebſt der Fülle von Nahrung erklärt dieſe Verſchiedenheit der äußeren Erſcheinung. Die Bevölkerung der meiſten Inſeln zerfällt in drei Klaſſen, die der nea oder omata (Häuptlinge), der katoka (nichtadeligen Grundbeſitzer) und der kawa (Sclaven). In Makin ſind die katokas unbekannt. Kriege zwiſchen den einzelnen Dörfern fallen ſehr häufig vor und nur auf einigen Inſeln herrſcht ein einziges Oberhaupt. Keine allgemein anerkannte Herrſchaft irgend einer Art verknüpft aber die Gruppe oder auch nur die Nachbarinſeln unter einander; außer Apomana, Nanouki und Kuria, die einem Könige gehorchen, der auf erſterer reſidirt. Die Regierung dieſes kleinen Reiches wird nach der einfachſten patriarchaliſchen Form geführt: der König begnügt ſich, den Tribut zu empfangen, ohne ſich weiter um die Verwaltung der verſchiedenen Dörfer, die ſeiner Herrſchaft unterworfen ſind, zu bekümmern. Auf den Inſeln, wo verſchiedene Häuptlinge ſich in die Regierung theilen, werden öffentliche Berathungen in großen Verſammlungshäuſern „mariapa“ gehalten, wo jede anſehnliche Familie ihren beſonderen Sitz hat. Die Verhandlungen ſollen oft ſehr ſtürmiſch ſein und die widerſtreitenden Redner ſich ſo erhitzen, daß man ſie nur mit Mühe davon abhalten kann, handgemein zu werden. Der Wille der Mehrzahl entſcheidet. Die Gewalt der Häuptlinge über ihre Familien und Sclaven iſt unumſchränkt.

Der Tabou iſt unbekannt, doch kommt das Wort in mehreren zuſammengeſetzten Wörtern der Sprache vor, welche heilig bedeuten. Rang und Eigenthum ſind erblich. Hat ein Häuptling mehrere Kinder von verſchiedenen

Frauen, ſo folgt ihm der Sohn, deſſen Mutter vom höchſten Range war. Sind alle Kinder ebenbürtig, ſo erhält der älteſte zwei Mal ſo viel Land, als die andern. Auch das weibliche Geſchlecht iſt erbfähig, und es gibt auf der Kingsmillgruppe reiche Erbinnen, denen dort wie in Europa hofiert wird.

Der religiöſe Glaube iſt von der einfachſten Art. Der Hauptgott, den ungefähr zwei Drittel der Inſulaner als ihren Schutzgeiſt verehren, die übrigen aber durchaus nicht als ſolchen anerkennen, heißt Wanigain oder Tabou eriki. Einige beten die Seelen ihrer Vorfahren an, oder gewiſſe Vögel, Fiſche und Thiere, die ſie zwar nicht ſelbſt verzehren, aber ohne Umſtände fangen, damit andere ſie genießen können.

Ein Corallenblock mit Coeosnußblättern umflochten, die monatlich erneuert werden, damit ſie beſtändig grün bleiben, ſtellt den Tabou eriki vor. Vor dieſem Steine, den man eher für einen Altar als ein Götzenbild halten möchte, werden die Gebete verrichtet und vor jeder Mahlzeit einige Früchte als Opfer hingelegt. Jede anſehnliche Familie beſitzt einen ſolchen Hausgötzen oder Altar und hält einen beſondern Prieſter zur Verrichtung der üblichen Ceremonien. Eine grauſame Göttin, — Itivini — welche die kleinen Kinder tödten ſoll, um von ihrem Fleiſch und Blute ſich zu nähren, wird in einem von Corallengeſtein eingefaßten und mit weißem Sande beſtreuten Kreiſe angebetet. In der Mitte des Zirkels iſt eine Coeosnuß aufgerichtet, die beim Gebet mit einem Blätterkranz umwunden und mit Cocosnußöl eingeſalbt wird. Die Schädel der Vorfahren verwahrt die Familie ſorgfältig und hält ſie in hohen Ehren. Beim Anrufen der Geiſter holt man jene hervor, ſetzt ihnen ebenfalls einen Blätterkranz auf, legt ſie auf eine neue Matte, ſalbt ſie mit Oel ein und bietet ihnen Speiſen an.

Die Prieſter bilden keine beſondere Claſſe und ihre Sporteln beſtehen nur in den Früchten, die dem Gotte dargeboten werden und welche ſie dann ſpäter abholen und verzehren. Die Orakel der Götter werden auf folgende Weiſe verkündigt. Auf dem ſandigen Oſtufer der Inſel Kuria befinden ſich ſechs Häuſer von der gewöhnlichen Größe der Wohnungen, aber mit Wänden aus Corallen und ohne Dachboden. Der Eingang iſt ſtets nach Weſten, weil dort Kainakaki — das Land der Seelen — liegt. In der Mitte des Hauſes erhebt ſich etwa viertehalb Fuß hoch ein großer Corallenblock mit einer tiefen Höhlung in der Mitte, an welche der Prieſter das Ohr legt, um wie er behauptet die Antwort ſeines Gottes zu vernehmen. Außerdem ſtehen

noch eine Menge ſolcher ausgehöhlter Corallenblöcke am Ufer, da das Orakel nicht nothwendig unter-Dach ſein muß.

Auf Makin gibt es keine eigentlichen Prieſter, da das Familienhaupt den Dienſt beſorgt; dafür aber iſt das Volk mit Zauberern verſehen, die auf den andern Inſeln fehlen. Das zu Tode beten herrſcht hier wie auch noch gegenwärtig auf Hawaii.

Den Fall einer Sternſchuppe hält man für eine Vorbedeutung des Todes für irgend ein Mitglied der Familie, welche die Stelle im Gemeindehauſe einnimmt, die der Himmelsgegend am nächſten liegt, von welcher das Meteor herabſchoß. An eine Fortdauer nach dem Tode wird geglaubt. Der von den körperlichen Banden befreite Geiſt erhebt ſich in die Lüfte und wird von den Winden, wohin ſie wehen mögen, umhergetrieben, bis er endlich Kainakaki, das Elyſium erreicht. Doch nur Tätuirte können hoffen, dorthin zu gelangen; die andern werden alle unterwegs von einer großen Rieſin — Baine — aufgefangen. Der Sitz jener glücklichen Gefilde ſoll auf der Inſel Tarawa (1° 29 N. B.) ſein, wo es verſchiedene merkwürdige Erhöhungen oder Anſchwellungen des Bodens gibt, die zwar nicht einmal eine Höhe von 24 Fuß erreichen, doch auf der niedrigen Coralleninſel ſich ſchon von weitem bemerkbar machen. Eine jede dieſer Erhöhungen ſoll der Sitz eines Kainakaki ſein, deſſen Schönheit vor ſterblichen Augen verborgen bleibt und wo die bevorzugten Seelen in beſtändigen Feſten ſchwelgen. Der Boden wird für heilig gehalten und obgleich er mit Bäumen überwachſen iſt, wagt es doch kein Eingeborner, ſie zu fällen, ſondern ſo wie einer vor Alter zu Grunde geht, wird ein anderer an die Stelle geſetzt.

Ein Paar Worte werden genügen, den einfachen Lebenslauf dieſer Inſulaner zu ſchildern.

Sie ſtehen mit Tagesanbruch auf, waſchen Geſicht, Hände und Zähne mit ſüßem Waſſer und ſalben ſich mit wohlriechendem Cocosöl. Hierauf arbeiten ſie auf dem Felde bis 9 oder 10 Uhr und kehren dann vor der drückenden Hitze nach Hauſe zurück, wo ſie ſich abermals waſchen und ihr erſtes Mahl einnehmen. Die ganze Mitte des Tages bringen ſie in ihren Wohnungen oder im Mariapa ſchlafend oder plaudernd zu. Gegen 4 Uhr Nachmittags wird die Arbeit wieder vorgenommen und dauert bis gegen Sonnenuntergang fort, worauf ſie ſich zum dritten Mal waſchen, ihre zweite Mahlzeit halten, und ſo wie die Nacht zu dunkeln anfängt, ſich zum Schlafen niederlegen. Sie haben keine Fackeln außer bei feierlichen Gelegenheiten,

und der Mangel an Beleuchtung nöthigt ſie, ihre Vergnügungen und Arbeiten mit dem Tage zu ſchließen.

Von den Kurianern erzählt Kirby, daß obgleich betrügeriſch und unehrlich in ihren Handlungen, ſie doch im Umgange unter einander gaſtfrei und freigebig ſind. Dem Fremden ſetzen ſie ſtets Speiſen vor, und wer zu Hauſe nicht genug hat, begibt ſich ohne weiteres zum Nachbarn, um deſſen Mahl zu theilen. Viele ſollen deßhalb erſt im Dunkeln eſſen, wo es ihnen leichter wird, den Beſuchen ihrer hungrigen Landsleute zu entgehen. Sie ſind jähzornig, beſänftigen ſich aber leicht wieder und tragen den Groll nicht lange nach. Obgleich verrätheriſch und grauſam, ſcheinen die Kurianer doch weniger kriegsluſtig als die meiſten Inſulaner der Gruppe, wenigſtens hatte, als Kirby ſich dort aufhielt, ſeit fünf Jahren keine Fehde ſtattgefunden. Merkwürdig iſt der Brauch, daß wenn ein Fiſcher mit einem wohlbeladenen Boote ankommt, die Nachbarn ſich um ihn verſammeln und ohne Entſchuldigung oder Dank ihm das Beſte wegholen, wobei ihm nur der Troſt bleibt, daß er ähnlichen Falles es eben ſo machen kann. Das in ganz Polyneſien übliche Naſenreiben iſt nur in beſonderen Fällen gebräuchlich. Beim Begegnen eines Häuptlings verlaſſen die Geringeren den Fußpfad und bleiben an der Seite deſſelben ſtehen; ein Zeichen der Ehrerbietung, welches auch den Frauen von allen Männern erwieſen wird. Ueberhaupt werden dem ſchönen Geſchlecht größere Rückſichten, als auf den meiſten andern polyneſiſchen Gruppen gezollt. Die Männer verrichten alle ſchweren Arbeiten, fangen Fiſche und beſchäftigen ſich mit dem Anbau des Taro, wobei die Weiber nur das Unkraut ausreißen. Sonſt ſind letztere nur mit ſolchen häuslichen oder Handarbeiten beſchäftigt, die auch wir als ihrem Geſchlechte angemeſſen betrachten. Doch iſt das Tagewerk der Männer ebenfalls leicht und die meiſte Zeit bringen ſie im Müßiggange zu. Die Hauptunterbrechung ihres einförmigen Lebens iſt der Krieg, der mit Ausnahme von Makin auf der ganzen Gruppe herrſcht, und bei dem geringen Verkehr der Inſeln unter einander gewöhnlich den Charakter eines Bürgerzwiſtes annimmt, und die Bewohner deſſelben Eilandes entzweit. Die geſchlagene zur Verzweiflung getriebene Partei ſchifft ſich gewöhnlich ein, um der gänzlichen Vernichtung zu entgehen. So erzählte Kirby, daß ungefähr zehn Jahre vor ſeiner Ankunft einer der erſten Häuptlinge von Apamama ſich gegen den König empörte, der damals auf Kuria reſidirte. Dieſer ſammelte ſogleich ſeine Krieger und landete nach einigen Monaten auf Apamama, wo die meiſten Einwohner zu ihm ſtießen, ſo daß

die Rebellen, den hoffnungslosen Kampf aufgebend, nach der Südseite der Insel flohen. Hier hielten sie ihre Canots bereit und so wie der König mit seinen Kriegern heranrückte, schifften sie sich sogleich mit ihren Frauen und Kindern ein. Erst zogen sie nach Kuria, wo man sie für die heimkehrenden Krieger hielt, und Greise, Frauen und Kinder sich am Ufer zur fröhlichen Begrüßung versammelten. Doch bitter war die Enttäuschung der Unglücklichen, denn plötzlich sahen sie sich von mordlustigen Feinden umgeben, die unerbittlich die Wehrlosen erschlugen und die ganze Insel verwüsteten. Nach einigen Tagen kehrten die Kurianer wieder heim, worauf die Rebellen sich noch einmal auf die Flucht begaben und die verödete Insel deren rechtmäßigen Besitzern überließen. Einige der Flüchtlinge erreichten glücklich andere Inseln, andere wurden von Walfischfängern aufgenommen, die meisten verschlang der geheimnißvolle Ocean. Der Rebellenhäuptling entkam nach der Drummondinsel, wo er noch viele Jahre lebte.

Auch Wood wußte von den Gräueln des Krieges zu erzählen. Ungefähr vor acht Jahren war auf Makin eine Flotte mit ungefähr 500 Mann aus Apia angekommen, welche vor den Kriegern von Tarawa flüchteten. Man nahm sie gastfrei auf, bis man endlich entdeckte, daß die treulosen Fremden mit dem Plan umgingen, die Insel zu erobern, worauf die Einwohner sie überfielen und fast alle erschlugen. So gibt es auch auf dieser kleinen abgeschiedenen Welt — Kriege, Revolutionen, Verschwörungen — und die Wechselfälle der großen Völkergeschichte wiederholen sich im engen Kreise des winzigen Tarawa.

Die Leichen der in der Schlacht Erschlagenen werden gewöhnlich nicht von den Siegern verzehrt, doch kommt es wohl vor, daß junge Leute Stücke vom Fleisch eines nahmhaften gefallenen Kriegers essen, um sich dadurch, wie sie glauben, auch seinen hervorstechenden Muth anzueignen.

Auf Makin hatte der Krieg seit hundert Jahren nicht gewüthet. Die Waffen bestehen aus Keulen und den eigenthümlichen mit Haifischzähnen besetzten Schwerdtern und dreizackigen Lanzen, von welchen bereits im Anfang des Kapitels die Rede war. Der Harnisch soll erst in der letzten Zeit eingeführt worden sein und noch nicht auf allen Inseln sich vorfinden. Befestigungen gibt es auf dem nördlichen Theil der Gruppe nicht; auf der Drummond'sinsel jedoch fand man die Dörfer mit einem 8 bis 10 Fuß hohen Pfahlwerk umgeben und das Innere derselben in verschiedenen Richtungen von ähnlichen Verschanzungen durchkreuzt.

Von Kirby wurde es für nicht unwahrſcheinlich gehalten, daß binnen kurzem die kriegeriſchen Einwohner des ſüdlichen Theils des Archipels, beſonders der Drummond'sinſel, die nördlichen erobern und unterjochen würden.

Die Häuſer und Canots fand Wilkes von vortrefflicher Bauart. Erſtere haben einen Hängeboden wie auf Radack, auf welchem die Vorräthe zum Schutz gegen die Ratzen aufbewahrt werden und bedürfen zwei Monate zu ihrem Bau, während ein Boot für 10 Perſonen erſt in 5 oder 6 Monaten vollendet werden kann. Die Zimmerleute ſtehen in hoher Achtung und ſind entweder von den Häuptlingen abhängig oder Freigeborne, und arbeiten alsdann für Lohn. Am Bau der Mariapas, die häufig von bedeutender Größe ſind, und deren Balken und Sparren mit ſchwarzen Streifen bemalt und mit den Muſcheln der Cypraea Ovula verziert werden, betheiligt ſich die ganze Bevölkerung eines Dorfes. Viel Zeit wird auf die Verfertigung von Kleidungsſtücken verwendet, und während die Männer ſich mit dem Häuſer- und Bootbau beſchäftigen, befleißigen ſich die Frauen des Flechtens von Matten, die in Ermangelung des Tapatuches, von den Männern als Kleidung getragen oder auch wohl als Segel und zum Lager benutzt werden. Man verfertigt ſie aus den jungen hellgelben und den alten dunkelbraunen Blättern des Pandanus, deren verſchiedene Farben zu regelmäßigen Muſtern geflochten werden. Die ganz weißen Matten, zu welchen man die Pandanusblätter ſorgfältig bleicht, ſind jedoch die ſchönſten.

Eine kleine längliche Matte mit einem Schlitz in der Mitte, durch welchen ſie den Kopf ſtecken, und der alſo dem ſüdamerikaniſchen Poncho gleicht, wird häufig von den Männern getragen. Das Kleidungsſtück der Frauen beſteht aus einem Gürtel von franſenartig herabhängenden Cocosnußblättern. Als Zierrathen ſind Schnüre von abwechſelnd ſchwarzen und weißen Muſcheln, oder aus geflochtenen Menſchenhaaren gebräuchlich. Die Häuptlinge tragen auch wohl vorn an der Bruſt an einem Halsband hängend eine weiße Cypraea oder einen großen Walfiſchzahn.

Das Meer verſorgt die Tarawaner mit einem großen Theil ihrer Nahrung. Walfiſche ſollen früher häufig auf den Riffen geſtrandet ſein, und auch jetzt noch treibt zuweilen eine rieſige Cetaceenleiche an's Ufer. Die kleineren Fiſche werden wie auf den Carolinen in Körben gefangen, die man auf den Meeresboden hinſtellt, und durch eine Belaſtung von Corallenſteinen vor dem Umwerfen ſichert. Viele Fiſche werden auch mit Hülfe von Wehren oder Steindämmen gefangen, die man durch die ſeichten Lagunen

aufbaut, welche die Ebbe größtentheils trocken legt. Zur Fluthzeit umringen die Eingeborenen in großer Menge die Untiefe und treiben die Fiſche hinein, worauf das Wehr geſchloſſen wird, und nach dem Verlaufen des Waſſers einen leichten Fang gewährt. Auch der großen Zugnetze bedient man ſich an geeigneten Stellen. Bei Tage fängt man die fliegenden Fiſche, indem man auf die bereits erwähnte Weiſe die an eine kurze Schnur befeſtigte Angel vom Hintertheil des forteilenden Bootes herabhängen läßt; Nachts bedient man ſich eines Lichtes, dem ſie nachfliegen und in's Boot fallen. Auf ähnliche Weiſe werden auch die Krabben aus ihren Löchern hervorgelockt. Schildkröten werden zur gehörigen Jahreszeit auf dem flachen Strande erhaſcht, und Muſcheln und Holothurien, die hier nicht für fremde Schiffer geſammelt, ſondern zur Nahrung dienen, von Tauchern auf dem Meeresboden zuſammengeleſen.

Die vegetabiliſche Nahrung beſteht aus Cocos- und Pandanusnüſſen einer Art Taro und etwas Brodfrucht. Der Saft der Pandanusfrüchte wird, wie auf Radack, gedörrt, und in langen wurſtförmigen mit Pandanusblättern umwickelten Rollen aufbewahrt. Dieſe halten ſich jahrelang und dienen zugleich als eine Art von Münze, womit der den Häuptlingen ſchuldige Tribut entrichtet, oder der Lohn für geleiſtete Dienſte bezahlt wird.

Die Brodfrucht wird gewöhnlich auf heißen Steinen geröſtet. Es iſt dieſelbe Spielart die auf Samoa wächſt, wodurch die Vermuthung, daß die Einwohner zum Theil dorther ſtammen einen um ſo feſteren Boden gewinnt.

Aus der Blüthenſcheide der Cocospalme verſtehen ſie den ſüßen Saft zu gewinnen, indem vor der Entwicklung der Frucht der Stiel feſt zugebunden und das Ende abgeſchnitten wird. Eine Cocosnußſchale dient zum Auffangen des herauströpfelnden Saftes, der entweder friſch getrunken, oder auf heißen Steinen zu einem Syrup — kamoimoi — verdickt wird. Mit Waſſer vermiſcht, bildet dieſer das häufigſte Getränk bei feſtlichen Zuſammenkünften, und wird häufig dem Taro- und Cocosnußbrei zugeſetzt. Berauſchende Getränke kennt man nicht, denn der Taumelpfeffer, den ohne Zweifel die Vorfahren gekannt, wächſt nicht auf den Inſeln.

Die Freigebigkeit der Natur läßt viel Zeit für Vergnügungen übrig, für Tanz und Geſang. Gewöhnlich zur Zeit des Vollmondes laden die Einwohner eines Dorfes die eines andern, ſowohl Männer als Weiber, zu einem feſtlichen Gelage ein. Am beſtimmten Tage kommen die Gäſte in ihren Canots herangefahren und begeben ſich nach dem Mariapa, wo ſie

ſich an der Seite woher ſie kamen lagern, während ihre Wirthe ſich ihnen gegenüber ſetzen. Nach genoſſener Mahlzeit eröffnen die Gäſte den Tanz, der von den Wirthen wetteifernd fortgeſetzt wird, und abwechſelnd bis zum Abende dauert, worauf das Singen an die Reihe kommt. Nach Mitternacht entfernen ſich die Wirthe und überlaſſen den Mariapa ihren Gäſten zum Nachtlager. Dieſe Feſtlichkeiten dauern drei Tage. Die Tänze gleichen den Evolutionen einer Compagnie Soldaten, da alle Bewegungen zugleich nach dem Tact eines einförmigen Geſanges ausgeführt werden. Am thätigſten dabei iſt der Oberkörper, während die Beine verhältnißmäßig ruhig bleiben. Oefters werden die Arme weit ausgeſtreckt, und dann wieder klatſchen die Hände mit großer Gewalt gegen Schenkel und Bruſt, während der Körper ſich hin und herwiegt. Außerdem gibt es noch viele andere Vergnügungen: das Spielen mit dem Fußball; mit kleinen Canots, die dem Zufall überlaſſen auf der Lagune herumtreiben; das Schwimmen in der Brandung, wobei man ſich eines kleinen Bretts wie auf Hawaii bedient; auch läßt man häufig Drachen fliegen, aus Pandanusblättern verfertigt, welche man zur Hälfte ihrer Dicke abſchabt, wodurch ſie leichter als Papier werden. Beim Heirathen finden feſtliche Ceremonieen ſtatt. Am Tage der Hochzeit verſammeln ſich die beiderſeitigen Verwandten und Freunde im Hauſe des Brautvaters, alle im größten Schmuck. Das junge Paar ſetzt ſich in der Mitte auf einer neuen Matte, der Prieſter drückt ihre Stirne an einander und gießt einige Tropfen Cocosnußoel auf ihre Köpfe. Hierauf nimmt er einen Baumzweig, taucht ihn in Waſſer, beſprenkelt damit ihr Geſicht und betet zugleich für ihr künftiges Wohlergehen und Glück. Nun werden ihnen Speiſen vorgeſetzt, gewöhnlich eine beſondere Art Fiſch, mit Taro und Brodfrucht, wovon ſie beide genießen, und nun erſt drängen ſich die Freunde und Verwandte um Glück zu wünſchen, und zum freundlichen Naſenreiben herbei. Kinder werden häufig ſchon im früheſten Alter mit einander verſprochen, und die Vielweiberei beſchränkt ſich nur durch das Vermögen des Mannes. Wie auf Radack, darf jede Mutter nur drei Kinder erziehen: alle folgende müſſen ſterben, ſo wie ſie geboren werden. Dieſe gräulichen Morde erregen weder Entſetzen noch Scham, man betrachtet ſie als ein nothwendiges Uebel um der drohenden Uebervölkerung zu ſteuern.

Es gibt beſtimmte Tättowirer, die man hoch ſchätzt und theuer bezahlt, ſo daß nur die Vornehmeren ſich dieſe Zierde in ihrer vollſtändigen Pracht aneignen können. Die jungen Männer werden nicht vor dem zwanzigſten

Jahre tättowirt; die Sclaven niemals. Es ſind meiſtens kurze ſchräge Linien ungefähr ein achtel Zoll von einander, die in Längsreihen am Rücken, an der Bruſt und an den Beinen herablaufen, und vielleicht wie ſonſt überall in Polyneſien eine urſprüngliche heraldiſche Bedeutung hatten. Die Weiber werden auf dieſelbe Weiſe, jedoch bei weitem nicht in derſelben Ausdehnung wie die Männer tättowirt.

Das Klima der Inſeln iſt gleichmäßig und obgleich heiß doch weniger drückend als in den meiſten tropiſchen Ländern. Erfriſchende Seewinde wehen faſt beſtändig und Regengüſſe ſind häufig, die ſowohl zur Abkühlung der Atmoſphäre dienen als auch das Land befruchten. Der ſogenannte Winter von October bis April zeichnet ſich namentlich durch die Häufigkeit des Regens aus. Wechſelnde Nord- und Weſtwinde herrſchen alsdann vor, und ſteigern ſich bisweilen zu Orkanen, die oft mehrere Tage lang anhalten. Große Stücke Landes werden alsdann vom tobenden Ocean verſchlungen und Kirby behauptete, daß ſogar während ſeines Aufenthaltes die Weſtſeite von Kuria bedeutend abgenutzt worden ſei. Während dieſer Stürme werden oft große Baumſtämme, die zur Familie der Coniferen zu gehören ſcheinen, auf der Weſtſeite der Inſeln ausgeworfen, ſo wie große Klumpen eines Harzes, demjenigen ähnlich, welches in Neu Seeland aus dem Boden gegraben wird und wahrſcheinlich wie unſer Bernſtein einer vorweltlichen Flora angehört. Die Eingeborenen benutzen es um ihr Cocosnußöl wohlriechend zu machen, ſo wie ſie zu verſchiedenen Zwecken auch die Baſaltſteine verwenden, die von den Wurzeln des Treibholzes umſchlungen, den weiten Weg über den Ocean zu den Corallengeſtaden Tarawa's zurücklegen. Vom Mai bis September iſt das Wetter meiſtentheils heiter und der Paſſat ſtreicht beſtändig über die Inſeln. Dieſe Jahreszeit wird zum Reiſen benutzt, denn im Winter wagen die Tarawaner nicht einmal von einer Inſel zur nächſtliegenden zu fahren. Heftige Erdſtöße werden zuweilen verſpürt und die Richtung der Schwingungen ſcheint von Südweſten herzukommen.

Die Bevölkerung iſt bedeutend. Auf der Drummond Inſel, wo man am beſten Gelegenheit zur perſönlichen Ueberſicht hatte, wurde ſie auf mindeſtens 10,000 geſchätzt. Auf Apamama ſah King einſt 7000 Krieger verſammelt, die alle zum kleinen Dreiinſelreich gehörten, deſſen Geſammtbevölkerung man alſo füglich auf 28,000 ſchätzen kann. Nach Wood belief ſich die Seelenzahl Makin's auf 5000 und auch die übrigen Inſeln, welche die amerikaniſche Expedition beſuchte, ſchienen dicht bevölkert zu ſein, ſo daß es

wohl keine Uebertreibung iſt wenn Wilkes die Seelenzahl der Tarawa Gruppe auf mindeſtens 60,000 ſchätzt. Da das ganze trockene oder bewachſene Areal der Gruppe höchſtens 7 Quadratmeilen beträgt, kämen alſo an die 9000 Seelen auf die Quadratmeile, doch muß berückſichtigt werden, daß die fiſchreichen Lagunen, welche eine bei weitem größere Fläche einnehmen, das Meiſte zu ihrer Ernährung beitragen.

Mit fremden Schiffen iſt im allgemeinen der Verkehr ſehr unbedeutend, da man ſich hier weder Holz noch Waſſer in hinreichender Menge verſchaffen kann, und es faſt gar keine Tauſchartikel gibt. Daher ankern die Südfahrer nur ſelten in den Häfen, obgleich es deren viele gute gibt, ein Vorzug, der den andern niedrigen Inſeln abgeht. Der ſüdliche Theil der Gruppe wird noch am häufigſten beſucht, da er in der Nähe eines ſtarkbefahrenen Walfiſchgrundes liegt, ſo daß die Bewohner dadurch im Stande ſind Eiſen, das überall in der Südſee ſo hochgeſchätzte Metall, in hinreichender Menge ſich anzuſchaffen, um ihre einheimiſchen Geräthſchaften aus Stein oder Perlmuttermuſcheln faſt ganz entbehrlich zu machen. Eine merkwürdige Begierde nach Tabak, und einige früher unbekannte Krankheiten möchten außerdem noch die Hauptfrüchte ſein, die ſie dem Verkehr mit den Weißen verdanken.

Die Gemüthsart der Tarawaner hat manches eigenthümliche; ſo ſollen ſie dem Spleen unterworfen ſein und dadurch zuweilen zum Selbſtmorde verleitet werden.

Ihr höchſter Ehrgeiz ſtrebt danach ſich den Ruhm eines vollendeten Weltmanns, eines Maida zu verſchaffen. Der Maida iſt in allen ihren Künſten und Spielen wohl bewandert, ein vortrefflicher Tänzer, ein unüberwindlicher Krieger; er verſteht das Leben am beſten zu genießen, und geht gerades Weges nach dem Tode zu den Freuden Kainakaki's über, da er nach den Begriffen ſeiner Landsleute auf der Höhe der Menſchheit ſteht.

Die Sanftmuth der Makin Inſulaner im Gegenſatz zur Raufluſt ihrer Nachbarn beweiſt, daß ein friedfertiges ſorgenloſes Leben, durch mehrere Generationen fortgeſetzt, eine bedeutende Veränderung im Charakter eines Volkes hervorbringen kann, denn während bei den kriegeriſchen Drummond's Inſulanern die grauſamen Inſtinkte des Wilden vorherrſchen, ſehen wir bei jenen ſchon die Morgenröthe der Humanität aufdämmern.

Auch auf die Kingsmill Gruppe hat ſeit einigen Jahren die Thätigkeit der Miſſionare ſich ausgebreitet. Im Jahre 1852 wurde das Werk mit Makin begonnen und ſeit 1857 hat der amerikaniſche Glaubensprediger

Bingham sich auf Apia oder der Charlotten Insel niedergelassen, deren Bevölkerung er genau zu 3211 Seelen angibt. Ein blutiges Ereigniß brachte den Missionar mit den Bewohnern der südlich von Apia gelegenen Insel Tarawa in nähere Berührung. Am 19. Februar 1858 kam eine Schaar Tarawaner in etwa 100 Canoes, nach Apia um die Bewohner der letztgenannten Insel anzugreifen. Ein hitziges Gefecht entstand, in welchem die Tarawaner, wie sie es wohl verdienten, vollständig unterlagen und mindestens 50 Menschen und 70 Fahrzeuge einbüßten. Eine Anzahl Männer, Frauen und Kinder von Tarawa, die sich als der Kampf einen so unglücklichen Ausgang nahm in's Meer stürzten, wurden gefangen genommen. Der Anführer der Tarawaner selbst fiel. Aber es gab auf Tarawa noch einen zweiten Häuptling, der an dem Ueberfall keinen Theil genommen hatte. Seine Anhänger kamen nach Beendigung der Schlacht nach Apia um den dortigen Häuptling Te Kauea, der im besten Einvernehmen mit dem Missionar lebte zu seinem Siege zu beglückwünschen.

Viele von diesen Tarawanern wurden von Te Kauea in die Wohnung des Missionars gebracht, um das nach amerikanischer Weise aus aufrecht stehenden Brettern erbaute, 24 Fuß tiefe, und 18 Fuß breite Haus zu sehen. Ein kleiner Compaß, dessen Nadel Te Kauea mittelst einer Messerklinge beliebig hin- und herbewegte, war für sie ein staunenswerther Anblick, so wie die Uhr mit dem Schlagwerk. Auch konnten sie sich nicht satt sehen an den Photographieen. Der Häuptling, ein ansehnlicher Mann mit angenehmen Gesichtszügen, versicherte er würde Missionare auf Tarawa gastfrei aufnehmen, und ohne Zweifel hat man ihn beim Wort gehalten. So hat auch auf Kingsmill die Civilisation bereits den Grundstein zu späteren Erfolgen gelegt; und diese Gruppe wird wie so viele andere dem Einfluß der höheren Cultur sich unterwerfen müssen.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Radack und Ralick.

Chamiſſo. — Der Radack Archipel. — Größe der Atolls. — Der Pandanus. — Der Megan. — Der Cocos. — Auswürflinge des Meeres. — Phyſiſcher und moraliſcher Zuſtand der Radacker. — Beſchäftigungen des Friedens. — Der blinde Gott von Bygar. — Vorrechte der Häuptlinge. — Kriege. — Scheingefecht. — Entdeckung von Meſid durch Kotzebue, 1. Januar 1817. — Otdia. — Einfahrt in die Lagune. — Lagediack. — Anlage eines Gartens. — Kadu. — Reiſt auf dem Rurick nach den Aleiiten. — Bleibt auf Otdia. — Seine wahrſcheinliche Ermordung. — Ralick-Miſſionare auf Radack und Ralick.

Die Orte, wo ein uns theurer Dichter mit Liebe verweilte, werden uns zu geheiligten Stätten und gerne flüchtet unſere Phantaſie aus dem betäubenden Gewirr des Alltagslebens nach jenen freundlichen Ruhepunkten, welche der Genius der Poeſie ſo reizend für ſie ſchmückte.

Ein ſolcher Ort iſt Radack, an und für ſich eine der unbedeutendſten Inſelgruppen Polyneſiens, für den Freund der Muſen der Sitz einer der lieblichſten Idyllen, denn hier war es wo Chamiſſo die ſchönſten Tage ſeiner Weltfahrt feierte, ſein Leben vielleicht am heiterſten genoß. Kotzebue hat Radack für die Geographie entdeckt, aber für uns hat Chamiſſo es geſchaffen, denn wer ohne ihn kümmerte ſich um das arme Ländchen und deſſen arme Bewohner.

Ein Blick auf die Karte zeigt uns nördlich von Tarawa und gewiſſermaßen die geologiſche Fortſetzung jenes weit reicheren und bevölkerteren Archipeles bildend, eine Reihe in ſüdnördlicher Richtung ſich erſtreckender Inſelgruppen, deren jede wiederum aus vielen kleinen Inſeln beſteht, wovon die bedeutendſte gewöhnlich der ganzen Gruppe den Namen gibt. Den Umkreis des ihr als Grundlage dienenden Riffes krönend, ſchließt jede Gruppe ein großes inneres Waſſerbecken ein, um welches die dazu gehörigen Inſelchen wie die Perlen eines Halsbandes zuſammengeſchnürt ſind. Es ſind mit einem Worte Atolls oder Laguneninſeln, wie wir ſie auf Paumotu, Tarawa u. ſ. w. ſchon haben kennen lernen, aber meiſtens Atolls von einem ſehr bedeutenden Umfange. So iſt Otdia 30 Meilen lang, 12 Meilen breit

und trägt 65 Inſeln auf der Krone ſeines Riffs, und Kaben, welches ungefähr dieſelbe Größe und dieſelbe längliche Geſtalt beſitzt, iſt namentlich auf der Windſeite mit fruchtbaren Inſeln reichlich gekrönt, deren Herr von Kotzebue im Umkreis 64 zählte. Einen noch bei weitem größeren Flächenraum nimmt Erigup ein, welches aber ſo ärmlich und ſpärlich begrünt iſt, daß, wie Chamiſſo vernahm, es nur von fünf Männern und einigen Weibern bewohnt war. Doch auch die beſſeren Gruppen ſind immer noch von einer ſehr dürftigen Beſchaffenheit, da nur über wenigen der Inſeln die Cocospalme hochſtämmig ihre Krone wiegt, und die Kultur des Piſangs, die auf den nördlicheren Gruppen mit Einſchluß von Otdia gänzlich fehlt, erſt auf Kaben angetroffen wird. Ueberhaupt ſind die ſüdlicheren Gruppen die reichſten und ſcheinen dadurch ihren älteren Urſprung zu bekunden. So zeigte ſich die Inſel Tabual, die einzige der Gruppe Aur, auf welcher Chamiſſo landete, in einem ganz ungewöhnlichen Flor. Hinter einem gedrängten Haine ſchlankaufſteigender Cocospalmen fand er in den Niederungen Pflanzungen von Bananen und Arum. Reicher an dieſen nahrhaften Geſchenken der Flora, die dort nur jüngſt angepflanzt zu ſein ſchienen, ſollten die ſüdlichen vom Rurick unbeſuchten Gruppen Meduro, Arno und Millé ſein, und beide erſten verglichen ſich allein den übrigen der Kette zuſammengenommen an Bevölkerung und Macht, was übrigens nicht mehr heißt, als daß ſie an die tauſend Bewohner zählen mochten. Das nutzbarſte Gewächs auf Radack, deſſen Frucht die Volksnahrung ausmacht, iſt der gemeine Pandanus der Südſeeinſeln, deſſen Nüſſe ſonſt nur zum Schmuck ſo wie deſſen Blätter zur Kleidung oder zum Dachdecken benutzt werden. Er wächſt wild auf dem dürrſten Sande, wo erſt die Vegetation anhebt und bereichert den Grund durch die vielen Blätter, die er abwirft. Er wuchert in den feuchten Niederungen reicherer Inſeln. Er wird außerdem mit Fleiß angebaut, und über zwanzig Abarten mit veredelter Frucht werden durch Ableger fortgepflanzt. Die zuſammengeſetzten faſerigen Steinfrüchte, aus denen die kugelförmige Frucht beſteht, enthalten an ihrer Baſis, dem Punkte ihrer Anheftung, einen würzigen Saft. Man klopft erſt, dieſen Saft zu genießen, die Steinfrucht mit einem Stein und kaut ſodann die Faſern. Man bäckt auch die Früchte in Gruben nach Art der Südſee, nicht ſowohl um ſie in dieſem Zuſtande zu genießen, als um daraus den Mogan zu bereiten, ein würziges trockenes Confect, das für Seereiſen aufgeſpart bleibt. Zur Bereitung des Mogan ſind alle Glieder einer oder mehrerer Familien geſchäftig. Aus den Stein-

früchten, wie sie aus der Backgrube kommen, wird der verdickte Saft über den Rand einer Muschel ausgekratzt, dann auf ein mit Blättern belegtes Rost ausgebreitet, über ein gelindes Kohlenfeuer der Sonne ausgesetzt und ausgedörrt. Die dünne Scheibe, sobald sie gehörig getrocknet, wird dicht auf sich selbst zusammengerollt und die Walze dann in Blätter des Baumes sauber eingehüllt und umschnürt. Die Mandel dieser Frucht ist geschmackvoll aber mühsam zu gewinnen und wird öfters vernachlässigt. Aus den Blättern verfertigen die Weiber alle Sorten Matten, sowohl die zierlich umrandeten viereckigen, die zu Schürzen dienen, als die zu Schiffssegeln verwendet werden, und die dickeren woraus das Lager besteht.

Der Cocos der auf den reicheren Coralleninseln des großen Oceans den ersten Rang einnimmt, steht hier dem Pandanus nach, doch so wie auf diesem die Nahrung, so beruht auf jenem die Schifffahrt des anmuthigen Volkes von Radack. Wo fänden sie sonst das Material zu den Schnüren, womit die Planken ihrer kunstfertigen Pirogen mit einander verbunden werden, oder zu den Seilen, welche das Segel aufziehen und herablassen? Daher wird er überall auf bewohnten und unbewohnten Inseln angepflanzt und vermehrt, aber bei den vielen jungen Pflanzschulen auf die Chamisso traf, sah er ihn nur auf bewohnten Inseln seine hier sehr kleinen Nüsse tragen und nur auf wenigen und auf den südlicheren Gruppen seine luftige Krone hoch in den Lüften wiegen.

Der Brodfruchtbaum, womit die freigebige Natur Tahiti und die Marquesas reichlich begabte, ist auf Radack nicht sehr gemein und da die einzige hier vorkommende Art nur kleine Früchte mit öfters ausgebildeten Samenkörner trägt, läßt sich vermuthen, daß er hier gleich den Cocos nicht mehr den ihm völlig zusagenden Boden, das seinem üppigen Wuchse entsprechenden Klima findet. Nichts destoweniger wird er sowohl seiner Früchte als seines Holzes wegen hochgeschätzt, da aus diesem der Kiel zu den Booten verfertigt wird, deren übrige Planken man meistens aus Floßholz arbeitet.

Der Taro findet hier fast nirgends den tiefen Moorgrund, der zu Ausbildung seiner Wurzeln nöthig ist, doch wird er hie und da nebst der Banane und dem Manglebaum (Rhizophora gymnorhiza) angepflanzt. Das Kraftmehl aus der hier sehr häufigen Tacca pirnatifida wird selten bereitet, so daß also auch hier der Mensch aus Unkenntniß oder Trägheit nicht alle Gaben zu seinem Nutzen verwendet, welche die Natur ihm darbietet.

Aus der Rinde von drei verſchiedenen Pflanzenarten, die nur wild vorkommen — einer Neſſel, die einen weißen Faden von ausnehmender Feinheit und Stärke liefert; einer den dürrſten Sand überziehenden Winde und dem Hibiscus — wird ein nutzbarer Baſt gewonnen.

Daß auf dem dürftigen Radack verſchiedene Zierpflanzen, deren wohlriechende Blumen man in anmuthigen Kränzen um das lange aufgebundene Haar und in den Ohren trägt, allgemein um die Wohnungen angepflanzt werden, zeigt von einem Sinn für Wohlgerüche und Zierlichkeit, von einer Empfänglichkeit für das Schöne, die ſo vielen Söhnen des hochgebildeten Europa faſt gänzlich abgeht.

Außer den entwurzelten Baumſtämmen und Schiffstrümmern, welche die Strömung auf die Riffe von Radack auswirft, und wodurch ſie nicht nur mit Bauholz ſondern auch mit Eiſen und Steinen zum Schleifen verſorgt werden, bringt ihnen das Meer auch noch manche Samen und Früchte, von welchen manche die Fähigkeit zu keimen noch nicht verloren haben. Sie wurden von Chamiſſo geſammelt und darunter die Früchte von der Nipa Palme und von Pandanus Arten gefunden, die nur auf den größeren im Weſten gelegenen Landen vorkommen und auf die Weltgegend hindeuten, von welcher auch der Menſch nach Radack herüberkam.

Außerdem waren es die Früchte der Baringtonia speciosa, der Aleurites triloba und anderer Bäume, die größtentheils den baumartigen oder rankenden Schotenpflanzen angehörten, die überall zwiſchen den Wendekreiſen gleich häufig ſind. Die Verbreitung der wandernden Samen von Küſte zu Küſte und Inſel zu Inſel gehört unſtreitig zu den anmuthigſten Geheimniſſen des Oceans.

Die Lagunen im Innern der Inſelgruppen ſind an Fiſchen nur arm. Beſonders wird den fliegenden Exocoeten Nachts bei Feuerſchein nachgeſtellt. Der Haut wegen, welche die Trommel zu beſpannen dient, werden zwei große Rochenarten angegriffen, deren Genuß Vergiftungszufälle hervorbringt. Um ſo mannigfaltiger iſt die Reihe der ein- und zweiſchaligen Muſcheln, die ſowohl verſpeiſt als ſonſt noch auf mannigfaltige Weiſe benutzt werden. Das Tritonshorn dient als Signaltrompete, die Rieſentridacna als Gefäß und zur Verfertigung von Schneidewerkzeugen, die Perlmutter wird zu Meſſern geſchärft und kleinere Schneckenarten werden zum Schmuck in zierlichen Reihen um Haupt und Nacken getragen. Der Trepang kommt in Ueberfluß auf den Riffen vor, ohne daß die dürftigen oft um Nahrung bekümmer-

ten Radacker es verſucht hätten ihren Hunger mit dem ekelhaften Wurm zu ſtillen, der wie wir wiſſen auf dem chineſiſchen Markte ſo ſehr geſucht wird.

Man kann ſich denken, welche reiche Ausbeute an niederen Seethieren der Naturforſcher auf dieſen Riffen, in dieſen Lagunen findet, wie ſehr ein etwas längerer Aufenthalt ſich für ihn lohnen würde? Aber die wiſſenſchaftlichen Expeditionen durchfliegen in der Regel die Erde, und kaum hat der Beobachter einen oberflächlichen Eindruck gewonnen ſo führt ihn ſchon das Segel nach einem andern Geſtade hin, von dem er wiederum nach gleich flüchtigem Erſcheinen ſich trennen muß.

Die Radacker ſind von dunklerer Farbe als die Hawaiier, von denen ſie ſich vortheilhaft unterſcheiden durch größere Reinheit der Haut, die weder der Gebrauch des Kawa noch ſonſt dort herrſchende Hautkrankheiten entſtellen. Bei ihrer dürftigen Nahrung ſind ſie weder von großer Statur noch von ſonderlicher körperlicher Kraft, aber obwohl ſchmächtig iſt ihr Körper wohlgebildet und geſund und ſie ſcheinen ein hohes Alter mit heiterer Rüſtigkeit zu erreichen. Kotzebue machte die Bemerkung, daß die Greiſe überhaupt einen ungeſchwächten Geiſt behalten, und der Jugendſinn ſich erhält bis die Hülle in's Grab ſinkt; ein ſchönes Vorrecht des armen aber glücklichen Völkchens, welches der Seefahrer dem milden Klima, der mäßigen Arbeit und der vegetabiliſchen Nahrung zuſchreibt. Das ſchwarze Haar wird hinten zierlich aufgebunden, und beſonders beim weiblichen Geſchlecht mit Blumen und Muſcheln geſchmückt. Mann und Weib tragen in den durchbohrten Ohrlappen ein gerolltes Pandanusblatt. Die Rolle hat bei den Männern 3 bis 4 Zoll im Durchmeſſer, bei den Weibern unter der Hälfte. Die Tätuirung findet bei beiden Geſchlechtern ſtatt, und iſt bei jedem gleichförmig, wie dieſes auch ſonſt in Polyneſien für jedes beſondere Land der Fall.

Bei den Irus oder Häuptlingen verbreitet ſie ſich meiſt über Theile des Körpers die beim gemeinen Mann verſchont bleiben. So trägt oder trug in Polyneſien jeder nicht nur ſein Vaterland, ſondern auch ſeine Geburt in unauslöſchlichen Zeichen auf der Haut eingegraben.

Die Kleidung der Radacker entſpricht, wie man ſich leicht denken kann, ihrer Dürftigkeit. Bei den Männern beſteht ſie in einem Gürtel mit hängenden Baſtſtreifen, den öfters eine kleine viereckige Matte als Schürze begleitet; Knaben gehen bis ſie das männliche Alter erreicht haben völlig nackt. Die Weiber tragen zwei längere Matten mit einer Schnur über die Hüften befeſtigt, die Mädchen früh ſchon eine kleinere Schürze. Auch hier trifft man

bei den Männern den reichſten Schmuck, denn außer den Blumen- und Muſchelkränzen, womit ſich beide Geſchlechter zieren, tragen ſie häufig einen Halsſchmuck von gereiheten Delphinenzähnen mit vorhängenden Platten von Schildkrot oder dünnen runden Muſchel- und Cocosſcheiben. Zum Kopfputz der Häuptlinge gehören oft auch die Schwanzfedern des Tropikvogels und die langen Schwingen der hochfliegenden Fregatte.

Die Häuſer, die nur aus einem von vier niederen Pfoſten frei getragenen Dache beſtehen, das mit einem Hängeboden verſehen iſt, bezeugen ſowohl die Armuth der Radacker, als die ewige Frühlingsmilde ihres Klimas. Man kann unter dem Dache nur ſitzen, eine grobe Matte dient zum Bett und ein Holzſtamm zum Kopfkiſſen. Uebrigens ziehen die Radacker auf ihren kunſtreichen Booten mit Familie und Habe, welche letztere eben nicht das leichte Fahrzeug erheblich beſchwert, bald auf die eine bald auf die andere Inſel; theilweiſe zum Beſuch, noch öfters aller Wahrſcheinlichkeit nach um dem Mangel an Pandanusfrüchten zu entgehen, der die Bewohner einer Gruppe, innerhalb ihrer engen Welt zu einer Art von Nomadenleben zwingt.

Der wildwachſende Pandanus ſcheint ein gemeinſchaftliches Gut zu ſein. Ein Bündel Blätter dieſes Baumes (Zeichen des Eigenthums) an den Aſt gebunden woran eine Frucht reift, ſichert dem, der ſie entdeckt hat, ein Recht darauf. Die Cocosbäume ſind ein Privateigenthum. Man ſieht öfters ſolche die in der Nähe der Wohnungen mit reifenden Nüſſen beladen ſind, mit einem um den Stamm befeſtigten Cocosblatt verwahrt, das durch Rauſchen das Hinanklettern verrathen ſoll.

Außer der Sorge für Nahrung ſind Schifffahrt und Geſang die Hauptbeſchäftigungen des Friedens. Das liebſte, das einzige Gut der Radacker ſind ihre Boote und ihre Trommel, welche ſchon ihre Kinderſpiele ausmachen. Sie führen beſonders am Abend im Kreis um ein helllohendes Feuer verſammelt ihre ſitzenden Liedertänze auf, in welchem das Andenken wichtiger Begebenheiten von Generation zu Generation aufbewahrt wird. Berauſchende Freude ergreift dann alle und aller Stimmen miſchen ſich im Chor.

Einem unſichtbaren Gott im Himmel — Anis — werden ohne Tempel und Prieſter einfache Opfer von Früchten bei allen wichtigen Unternehmungen dargebracht. Es gibt auf verſchiedenen Inſeln heilige Bäume, Cocospalmen, in deren Krone ſich Anis niederläßt. Um den Fuß eines ſolchen Baumes ſind vier Balken im Viereck gelegt. Es ſcheint nicht verboten zu

ſein in den Raum, den ſie einſchließen, zu treten und die Früchte des Baumes werden von den Menſchen gegeſſen.

Die wüſte und nördlichſte Inſelgruppe Bygar hat ihren eigenen Gott. Der Gott von Bygar iſt blind, er hat zwei junge Söhne Namens Rigabuil und die Menſchen, die Bygar beſuchen, nennen einander ſo lange ſie da ſind Rigabuil, damit der blinde Gott ſie für ſeine Söhne halte und ihnen Gutes thue. Anis darf auf Bygar nicht angerufen werden; denn der Blinde der durch ein ſcharfes Ohr den Mangel des Geſichtsſinnes zu erſetzen ſcheint, würde den, der es thäte mit ſchwerer Krankheit ſtrafen oder ſogar erſchlagen.

Daß in die Gruben Waſſer quelle oder das ſteigende Meer in ſeine Grenzen zurückkehre, helfen wohl und ohne Fehl ausgeſprochene Beſchwörungsformeln, denn iſt der Erfolg ungünſtig ſo iſt etwas verſehen worden und die Worte wurden nicht recht geſagt. „Es iſt überall wie bei uns“, ſagt Chamiſſo.

Obgleich den Häuptlingen keine beſondere Ehrfurchtsbezeugung gezollt wird, ſo üben ſie doch über alles Eigenthum ein willkürliches Recht. Chamiſſo ſah ſelbſt von dem Fremden beſchenkte Häuptlinge ihre Gaben gegen Mächtigere verheimlichen. Wo ein Häuptling auf eine Inſel anfährt, wird von ſeinem Boote aus ein Zeichen gegeben und ſeinen Bedürfniſſen wird ſofort mit dem beſten Vorhandenen zuvorgekommen. Ein ſchönes Vorrecht der Geburt, um welches leider unſere hochwohlgeborenen Herren, denen jetzt nur noch nach dem Maasſtabe ihres Beutels aufgetiſcht wird, den Radacker Adel beneiden dürften. Die Erbfolge iſt nicht unmittelbar von dem Vater auf den Sohn, ſondern von dem älteren Bruder auf den jüngeren bis nach Ableben aller der erſtgeborene Sohn des Erſten wieder an die Reihe tritt. Daſſelbe fand auch bei den alten Chamorros auf den Marianen ſtatt.

An Sanftmuth und Gutmüthigkeit ſollen die Radacker nach dem übereinſtimmenden Urtheil von Kotzebue und Chamiſſo alle anderen Polyneſier übertreffen, ein Vorzug den ſie vielleicht der Sittlichkeit ihrer Weiber, vielleicht aber auch ihrer größeren Armuth und der kargen Faſtennahrung verdanken, welche alle wildere Leidenſchaften dämpft. Mit dieſer Milde der Sitten ſteht ein grauſames Geſetz im Widerſpruch, deſſen Grund in dem drängenden Mangel und der Unfruchtbarkeit der ſtiefmütterlichen Erde liegt. Jede Mutter darf nur drei Kinder erziehen, das vierte das ſie gebiert, und jedes darauf folgende, ſoll ſie ſelbſt lebendig begraben. Dieſem Gräuel ſind die Familien der Häuptlinge nicht unterworfen.

Die deutſchen Seefahrer — denn obgleich unter ruſſiſcher Flagge, war die Expedition des Rurick doch eher eine deutſche zu nennen, da ein Sohn unſeres wohlbekannten Theaterdichters ſie befehligte, und deutſche Naturforſcher — Chamiſſo, Eſchſcholtz — ihr einzig und allein den wiſſenſchaftlichen Werth verliehen haben, der ihr Andenken bei der Nachwelt aufbewahrt, — lernten zuerſt und hauptſächlich auf der Gruppe Otdia, das anmuthige Volk von Radack kennen.

„Die Menſchen," ſagt der Dichter, „die uns freundlich einladend entgegenkamen, ſchienen uns eine Zeit lang im Gefühl unſerer Ueberlegenheit zu ſcheuen. Die Häuptlinge bewieſen den ſtärkeren Muth, die größere Zuverſicht. Vertrauen machte unſere Freunde nie zudringlich, nie überläſtig. Die Vergleichung unſeres überſchwenglichen Reichthums und ihrer Dürftigkeit erniedrigte ſie nie zum Betteln, verführte ſie ſelten zum Diebſtahl, ließ ſie nie die Treue brechen, wo ihnen getraut ward. Wir durchwandelten täglich einzeln, ohne Waffen ihre Inſeln, ſchliefen bei weggelegten Schätzen, (Meſſer, Eiſen) unter ihren Dächern, entfernten uns auf längeren Zügen auf ihren Booten und vertrauten ihrer Geſinnung, wie wir bei uns dem wachenden Schutze der Geſetze vertrauen. Wir tauſchten mit ihnen, von ihnen zuerſt aufgefordert, unſere Namen. Die Menſchen kamen uns, wo wir erſchienen, gaſtfreundlich entgegen, und reichten uns Cocosnüſſe dar. Wir handelten auf Otdia nicht, wir beſchenkten und wurden beſchenkt. Einzelne ſchienen zu geben, eine gleiche Luſt zu haben als wir, und brachten uns noch mit feiner Sitte Geſchenke, wenn Gegengeſchenke nicht mehr zu erwarten waren. Andere betrugen ſich eigennütziger. Wo unerhörte Ereigniſſe nie überdachte Verhältniſſe herbeiführen und die Sitte ſchweigt, muß der eigenthümliche Charakter der Menſchen ſich ſelbſtſtändig offenbaren. Die Frauen verhielten ſich ſchamhaft und zurückhaltend, ſie entfernten ſich wo wir uns zuerſt zeigten und kamen nur in dem Schutze der Männer wieder hervor. Gegen unſere kleinen Geſchenke, Ringe, Glasperlen, die ſie weniger als wohlriechende Holzſplitter von engliſchen Bleiſtiften zu ſchätzen ſchienen, reichten ſie uns mit zierlicher Art den Schmuck, den ſie eben trugen, dar, ihre Muſchel- und Blumenkränze.

Uns trat überall das Bild des Friedens bei einem werdenden Volke entgegen, (Radack hat ſich wahrſcheinlich weit ſpäter als die meiſten Inſeln der Südſee, wahrſcheinlich von den Carolinen aus bevölkert,) wir ſahen neue Pflanzungen, fortſchreitende Kultur, viele aufwachſende Kinder bei einer ge-

ringen Menſchenzahl, zärtliche Sorgfalt der Väter für ihre Erzeugten, anmuthige leichte Sitten, Gleichheit im Umgang zwiſchen Häuptlingen und Mannen, keine Erniedrigung vor Mächtigeren und bei größerer Armuth und minderem Selbſtvertrauen keine der Laſter durchblicken, welche die Völkerſchaften des oſtlicheren Polyneſiens entſtellen."

Erſt ſpäter wurde die Erfahrung gemacht, daß auch hier der Krieg nicht ſelten wüthet, daß auch auf Radack Zwietracht und Eroberungsſucht ihren Fluch über die Menſchen verbreiten. Lamarri, ein gewaltiger Fürſt, (er mag jetzt wohl längſt bei ſeinen Vätern ruhen), hatte damals alle nördlicheren Inſelgruppen — Aur, Kawen, Otdia, Udirck — ſeinem Scepter unterworfen, doch war ſein Reich häufigen Ueberfällen von Arno und Mediuro ausgeſetzt. Mit Geſchwadern von 30 Booten, jedes mit 6 bis 10 Menſchen bemannt, ſtreiften die Feinde bis Otdia und lieferten Schlachten, in welchen bis 20 Krieger von jeder Seite geblieben waren. Kein Solferino allerdings, aber kaum minder grauſig, wenn man die Kleinheit der Verhältniſſe und die noch unausgebildete Kunſt des Mordens bedenkt!

Doch auch die Einwohner von Mediuro wurden mitunter von den Schrecken des Krieges heimgeſucht, und mußten für ihre frevelhaften Anfälle büßen.

So wurde bald nach Kotzebue's erſtem Beſuch (1817) ein großartiger Feldzug nach Mediuro von Lamarri ausgeführt. Seine Flotte beſtand aus 40 Segeln und etwa 400 Menſchen, die Weiber mitgerechnet, die in hinterer Reihe Steine warfen. Die mächtige Armada, vielleicht die gewaltigſte die Radack jemals geſehen, war von allen Inſeln des kleinen neptuniſchen Reiches zuſammengezogen, denn zu einer ſolchen Kraftentwicklung mußte nothwendig der Geſammtſtaat ſich anſtrengen. Ein glänzender Sieg, zu welchem die vom Rurick geſchenkten Beile nicht wenig beitrugen, war der Lohn des gewaltigen Unternehmens. Fünf Feinde wurden erlegt, während Lamarri den Verluſt nur eines einzigen Kriegers betrauerte. Beladen mit Cocos, Pandanusnüſſen und Brodfrüchten, (denn die ſüdlicheren Inſeln — Mediuro und Arno — ſind wie bereits bemerkt, ſchon reichlicher von der Natur bedacht worden), kehrte die Flotte triumphirend wieder heim. Uebrigens tritt ſogar im Kriege die Sanftmuth der Radacker hervor, denn der erſchlagene Feind wird nicht kannibaliſch verzehrt oder mit teufliſcher Wuth verſtümmelt, ſondern je nach ſeinem Range begraben oder in's Meer geworfen. Männer macht man zwar nicht zu Gefangenen, aber verſchont die gefangenen

Weiber. Auch beraubt man wohl die eingenommenen Inseln ihrer Früchte, aber läßt die Bäume unbeschädigt stehen: eine Schonung, die vielleicht sonst nirgends im heidnischen Polynesien vorkam. Von der Art der Kriegsführung auf Radack gibt uns ein Scheingefecht, welches auf Kotzebue's Verlangen veranstaltet wurde einigen Begriff.

Zwei Haufen Männer und Weiber, stellten sich in geringer Entfernung als feindliche Heere gegenüber. In der ersten Schlachtreihe standen die Männer, statt mit Lanzen mit kleinen Stöcken versehen; in der zweiten die Weiber, die ihre Körbe mit Pandanuskernen, statt der Steine füllten. Durch Blasen auf dem Muschelhorn gaben beide Anführer das Zeichen der Schlacht. Die Heere näherten sich ein wenig, aber statt des Kampfes, fing jetzt ein sehr komischer Tanz an, bei dem jeder durch die wüthendsten Geberden, Verzerrung des Gesichts und Verdrehung der Augen, daß nur das Weiße sichtbar blieb, seinen Feind zu übertreffen suchte.

Die Weiber waren auch nicht müßig und kreischten einen Kriegsgesang mit dem man allerdings Freunde der Harmonie hätte vertreiben können. Ihr sonst so zierlich zusammengebundenes Haar flatterte jetzt wild um ihre Köpfe herum und gab ihnen ganz das Aussehen von Wahnsinnigen, das sie auch durch ihre Geberden zu erlangen strebten. Die Anführer standen unterdessen unbeweglich und munterten ihre Heere durch den Schall der Muschelhörner auf sich immer furchtbarer zu zeigen. Als die große Anstrengung schon ziemlich alle Kräfte erschöpft hatte, schwiegen die Hörner, und nun rückten sich einige der Tapfersten von beiden Seiten näher, während die Heere selbst stehen blieben. Diese kampflustigen Helden forderten sich nun gegenseitig durch Drohungen und Schmähungen heraus, wobei jeder sich seinen Mann wählte. Nun tanzten und sangen sie sich einander lange etwas vor, und machten zuweilen mit der Hand eine Bewegung, als wollten sie die Lanze werfen, welcher der Gegner dann jedesmal Mal durch einen Seitensprung auszuweichen suchte. Beide Heere und ihre Anführer feuerten ihre Helden durch Schlachtgesänge zur Kühnheit an. Diese begannen nun ihre Stöckchen wirklich zu werfen, die Hörner erschallten wieder, die Heere rückten unter Tanz und Gesang langsam auf einander; die, welche zwischen ihnen gefochten hatten, stellten sich wieder in ihre Reihen und nun ward das Gefecht unter gräulichem Geschrei zu einem allgemeinen. Die Speere erfüllten die Luft; Pandanuskerne flogen aus den zarten Händen der Heldinnen über die Köpfe ihrer Männer auf den Feind, aber die Heere kamen

nicht so nahe, daß sie hätten handgemein werden können. Die Anführer befanden sich hinter den Reihen ihrer Krieger, bliesen aus allen Kräften auf ihren Hörnern und ertheilten dazwischen Befehle. Als zufällig oder absichtlich einer der Krieger umfiel, hatte die Schlacht sogleich ein Ende, der Sieg war entschieden, und es ward zum Abzug geblasen. Die Heere waren so erschöpft, daß sie sich sogleich in's Gras warfen.

Doch kehren wir von diesen Bildern des Krieges zu unserm Chamisso und seiner anmuthigen Lebensepisode auf Radack zurück, und erzählen wir mit kurzen Worten von der Entdeckung des entlegenen Archipels.

Ein neues Jahr kann für den Seefahrer wohl unter keiner glücklicheren Vorbedeutung, als durch eine Entdeckung sich eröffnen: groß war daher die Freude auf dem Rurick, als am 1. Januar 1817 Miadi oder Mesid, die „Neujahrsinsel" aus dem früheren Dunkel hervortrat. Die ganze Natur schien die Entdeckung zu feiern; in unzähliger Menge umschwärmten die Boniten den Rurick und als das Schiff während der Nacht in der Nähe lavirte stand der volle Mond prachtvoll am sternenhellen Himmel, und schützte vor jeder Gefahr.

Die Landung unterblieb, doch wurde ein lebhafter Tauschhandel getrieben, und Kotzebue, den diese Entdeckung auf andere in der Nähe liegende Inselgruppen schließen ließ, steuerte nach Westen um das bis dahin unbekannte Meer zu durchsuchen.

Erst am 4., kurz vor der Mittagsstunde, nach welcher es bestimmt war, alle ferneren Forschungen in dieser Richtung aufzugeben, erschien eine Reihe kleiner dicht mit Wald bewachsener Inseln, die sich unabsehbar von O. n. W. erstreckte.

Eine Durchfahrt wurde entdeckt, und am 6. Morgens, zu beiden Seiten von der Brandung umbraust, alle Segel aufgespannt, fuhr das Schiff mit Wind und Strom, kühn und geschickt, durch die Rurik Straße in die Lagune der Gruppe Otdia hinein, deren einzelne Inseln nun in voller Sicherheit untersucht werden konnten.

Auf Oromed, der nördlichsten und zugleich auch der fruchtbarsten der zahlreichen Inseln dieses Riffes, auf welcher jedoch nur etwa 30 Menschen lebten und der Cocosbaum den Wald noch nicht überragte, wurden die Fremden von einem hochbejahrten würdigen Greise, dem Häuptling Laergass empfangen. Großherzig und uneigennützig war er vor allen Menschen, die

Chamisso gekannt. Er mochte nur geben, schenken, und that es zu der Zeit wo kein Gegengeschenk mehr zu erwarten war.

Als man sich eben der Gastfreundschaft dieses würdigen Häuptlings erfreute und mit den Blumen schmückte, welche die Töchter der Insel darreichten, störte ein Schreckniß die behagliche Stimmung. Der kleine Valet, ein unschuldiges Hündchen kam, seiner Furchbarkeit unbewußt, munter herbei gesprungen, und wie vor dem nie gesehenen Ungeheuer Alles floh, und er gar zu bellen anfing, kostete es ihm keine geringe Mühe das verlorene Zutrauen wieder herzustellen. Die Radacker, die kein anderes Säugethier, als die Ratte gekannt; trugen vor den fremden Thieren — Hund, Schwein und Ziege — eine gar schwer zu überwindende Scheu. Aber vor allen furchtbar war ihnen der kleine Valet, der lustig und behend allen nachlief und zuweilen bellte.

Am 20. Januar ankerte der Rurik unter dem Schutze der Hauptinsel Otdia, welche die größte im Umfang den äußersten Osten des Umkreises einnimmt. Hier war der Wohnsitz Ralick's des Häuptlings der Gruppe, der auf das zierlichste geschmückt an das Schiff kam, und der erste der Radacker furchtlos auf dasselbe stieg.

„Diese sinnreichen Schiffer", sagt Chamisso, „deren Kunst unsere Bewunderung erzwingt, schenkten natürlich dem Riesenbau unseres Schiffes die gespannteste Aufmerksamkeit. Alles ward betrachtet, untersucht, gemessen. Ein Leichtes war es, die Masten hinan bis zu der Flaggenstange zu klettern, die Raae, die Segel, Alles da oben zu besichtigen und sich jubelnd im luftigen Netze des Tauwerkes zu schaukeln. Aber ein anderes war es sich dort durch das enge Loch hinunter zu lassen, und dem räthselhaften Fremden aus dem heiteren Luftreich in die dunkle Tiefe, in die Grauen erregende Heimlichkeit seiner gezimmerten Welt zu folgen.

Das vermochten nur zuerst die Tapfersten, in der Regel die Fürsten, ich glaube der gute Rarick schickte einen seiner Mannen voran.

Die Schätze unserer Freunde bestanden in etlichen Eisenstücken und wenigen harten zum Schleifen des Eisens brauchbaren Steinen, die das Meer auf ihre Riffe ausgeworfen; jene auf Schiffstrümmern; diese im Wurzelgeflechte ausgerissener Bäume. Ihre Schiffe, ihr Schmuck und ihre Trommel, das war ihr Besitzthum. Nirgends ist der Himmel schöner, die Temperatur gleichmäßiger, als auf diesen Inseln (Luft und Wasser beiläufig 22° R, im Schatten und Schwankungen von kaum einem Grade.) Das Meer und

der wehende Wind halten die Wage, und ſchnell vorübergehende Regenſchauer ermangeln nicht, den Wald in üppigem grünen Glanze zu erhalten. Man taucht in die dunkle blaue Fluth mit Luſt ſich abzukühlen, wenn man von der ſcheitelrechten Sonne durchglüht wird, und taucht in dieſelbe mit Luſt ch zu erwärmen, wenn nach einer, im Freien durchbrachten Nacht man die Kühlung des Morgens fühlt. Warum muß, denen die Sonne ſo mild iſt, die Erde ſo ſtiefmütterlich ſein? Zum Anbau nahrhafter Wurzeln und Pflanzen, worauf ſie ſehr bedacht ſind, eignet ſich faſt nirgends der Grund, aber überall um ihre Wohnungen angepflanzt zeugt ein ſchön- und wohlriechend blühendes Liliengewächs von ihrer Arbeitſamkeit und von ihrem Schönheitsſinn.

Auf der Inſel Otdia, die ungefähr 2 Meilen lang iſt, hatten ungefähr 60 Menſchen ihre gewöhnlichen Wohnſitze, aber häufige Wanderungen finden ſtatt und unſere Gegenwart zog Gäſte aus den entfernteren Theilen der Gruppe herbei. Wir durchſchweiften täglich einzeln die Inſel, ſchloſſen uns jeder Familie an und ſchliefen unbeſorgt unter ihren Dächern. Sie kamen gleich gern geſehen an das Schiff, und die Häuptlinge und Angeſehenſten wurden an unſere Tafel gezogen, wo ſie mit leichtem und guten Anſtand ſich in unſere Bräuche zu fügen wußten.

Unter den Bewohnern von Otdia machte ſich bald ein Mann bemerklich der, nicht von adeligem Stamme ſich durch Geiſt und Verſtand, durch ſchnelle Auffaſſung und leichte Darſtellungsgabe vor allen Andern auszeichnete. Lagediack, der Mann unſeres Vetrauens, von dem wir am Meiſten lernten, und durch den wir unſeren Lehren Eingang im Volke zu verſchaffen Hoffnung faßten, tauſchte ſpäter mit mir ſeinen Namen. Durch ihn erhielten wir Kunde von den ſchiffbaren Furten, die im ſüdlichen Riffe von Otdia befindlich ſind, von der Nachbargruppe Erigup, von den übrigen Gruppen, aus welchen die Inſelgruppe beſteht. Lagediack zeichnete ſeine Karte mit Steinen auf den Strand, mit dem Griffel auf die Schiefertafel, und zeigte die Richtungen an, die nach dem Kompaß verzeichnet werden konnten."

Begierig den Freunden mit dauernden Wohlthaten zu nützen, wurde am 22. Januar ein Garten angelegt, mit Ignamwurzeln bepflanzt, und den Kernen von Melonen und Waſſermelonen beſäet. Theilnehmend und aufmerkſam, ſchauten die Radacker dem Werke zu; Lagediack erläuterte das Beginnen und war unabläſſig bemüht, die erhaltenen Lehren zu verbreiten und einzuprägen.

Auch wurde vom ſorgſamen Chamiſſo keine Gelegenheit verſäumt an allen geeigneten Stellen eine unerhörte Menge Melonenkerne der Erde anzuvertrauen. Der ganze Samenertrag aller Waſſermelonen die in Californien und auf den Sandwich Inſeln auf dem Rurick verzehrt wurden, ward entweder von ihm auf Radack ausgeſäet oder den Händen betriebſamer Eingeborener übergeben. Doch die unglaubliche Rattenmenge, welche die Inſeln beläſtigt vereitelte ſeine Hoffnungen, und auch hier mußte er die traurige Erfahrung machen wie viel leichter es iſt Böſes zu thun als Gutes zu ſchaffen.

Wie ein genußreicher glücklicher Traum floß Chamiſſo's kurzer Aufenthalt auf Otdia dahin. Der Zartſinn, die Zierlichkeit der Sitten, die ausnehmende Reinlichkeit der Radacker drückte ſich in jedem geringfügigſten Zuge aus, und erwarb ihnen immer mehr die Zuneigung des Dichters.

Einſt ſaß er im Kreiſe neben einem jungen Mädchen, auf deren Arm er die zierlich tätuirte Zeichnung betrachtete, die, wie dem Auge durch die dunkelblaue, ſo dem Taſten durch leiſes Aufſchwellen der feinen Haut wahrnehmbar zu ſein ſchien, und ließ ſich zu dem Verſuche hinreißen, indem er ſanft die Hand darüber gleiten ließ. Das hätte nun nicht ſein ſollen: wie aber konnte das junge Mädchen den nicht arg gemeinten Fehl an dem doch werthen und lieben Gaſte rügen, der nur fremd der Sitte war, und überdies die Sprache nicht gut verſtand? Wie konnte ſie dem Einhalt thun und ſich davor ſchützen? Chamiſſo merkte anfangs nicht, daß ſein Betragen unſittig geweſen ſei, als aber das Lied, das eben geſungen wurde zu Ende war, ſtand das Mädchen auf, machte ſich anderswo etwas zu ſchaffen und ſetzte ſich als ſie wiederkam, gleich freundlich und fröhlich nicht wieder an ihren alten Platz neben ihm, ſondern an einen andern unter ihren Geſpielinnen.

Ein Matroſe hatte aus Verſehen einen ſchönen Schößling des ſo ſeltenen und ſo werthvollen Brodfruchtbaumes umgehauen. Das Unglück war nur aus Unwiſſenheit geſchehen, doch mußte der Befehlshaber die Verantwortlichkeit für die That offenkundig von ſich abwälzen, und ſo fuhr er zürnend den Matroſen an, der ſofort die Axt abgeben und ſich zurückziehen mußte. Da traten die guten Radacker begütigend und fürſprechend dazwiſchen, und einige gingen dem Matroſen nach, den ſie liebkoſend zu tröſten ſuchten und dem ſie Geſchenke aufdrangen.

Dieſelbe Liebenswürdigkeit ward auch bei den Bewohnern der Gruppe Kawen, wo der Rurick vom 11. bis zum 23. Februar verweilte und den

Eingebornen der ſüdlicher gelegenen Gruppe Aur angetroffen. Hier war es wo der vier Jahre früher vom Sturm nach Radack verſchlagene und durch ſeinen Freund Chamiſſo berühmt gewordene Caroliner Kadu zuerſt an Bord des Rurick kam.

Die Erſcheinung des „großen" Schiffes hatte in Aur, wo die Kunde von ihm noch nicht erſchollen war, Schrecken und Beſtürzung verbreitet. Der vielgewanderte, der vielerfahrene Kadu, der ſich zur Stunde auf einer entlegenen Inſel der Gruppe befand, ward alsbald herbeigeholt und man begehrte ſeinen Rath, wie man den mächtigen Fremden, die man für böſe Menſchenfreſſer anzuſehen geneigt war, begegnen müſſe, denn Furcht iſt gewöhnlich das erſte Gefühl, welches das Unbekannte im Menſchen erweckt.

Kadu hatte von den Europäern vieles erfahren, ohne daß er je eins ihrer Schiffe geſehen. Er ſprach ſeinen Freunden Muth ein, warnte ſie vor Diebſtahl und begleitete ſie an das Schiff mit dem feſten Entſchluß bei den Fremden zu bleiben und in der Hoffnung durch ſie zu ſeinem lieben Vaterlande wieder zu gelangen.

Die Radacker entſetzten ſich ob dieſes ſchnell gefaßten Vorhabens; ſeine Freunde beſtürmten ihn umſonſt mit ängſtlichen Reden; Kadu blieb unerſchütterlich. So machte er Kotzebue's Entdeckungsreiſe nach dem Norden mit, und wurde, ein Sohn der Tropenwelt, mit den winterlichen Einöden der Behringsſtraße bekannt. Als er auf Unalaſchka dieſe verwaiſte von allen Bäumen entblößte Erde und das Elend ihrer Bewohner ſah, äußerte er den lebhaften Wunſch einige Cocos, die noch an Bord waren, und zu welchen er noch ihm eigens gehörige zugeben wollte, hier an angemeſſenen Orten zu ſäen, und ließ ſich ungern überreden, daß der Verſuch vollkommen überflüſſig ſei.

Von dieſer Seite her in ſeinen menſchenfreundlichen Abſichten getäuſcht, las er am Hafen für ſeine Freunde auf Radack, welches das Schiff auf der Rückfahrt aus dem Norden wiederum berühren ſollte, Nägel und vernachläſſigtes Eiſen auf, und wählte für ſie unter den meerbeſpülten Geſchieben ſorgfältig diejenigen aus, die ſich am beſten zu Schleifſteinen eigneten. Die Natur feſſelte zumeiſt ſeine Aufmerkſamkeit und Neugierde. Er ging täglich betrachtend den Rindern auf den Weiden nach, ſetzte ſich auf die nächſten Hügel und ſang dort Lieder von Ulea und Radack.

Auf der Reiſe machte er ſich die ganze Schiffsmannſchaft zu Freunden: er hatte Gemüth, Verſtand, Witz; je näher man ihn kennen lernte, je lieber

gewann man ihn. Auf eine leichte und ſchickliche Weiſe wußte er ſich in die ihm früher unbekannte Welt zu fügen, ſich in die neuen Verhältniſſe, worin er ſich verſetzt fand, zu finden, obgleich ſie ſchwer zu beurtheilen und zu behandeln waren. Er war in ſeiner Armuth freigebig und erkenntlich in ſeinem Herzen. Durch den verſtändigen Handel, den er auf Oahu mit den kleinen Waaren trieb, die ihm geſchenkt worden waren, ſah er ſich in den Stand geſetzt Chamiſſo, den er vor allen verehrte, und den Matroſen, die ihm gedient hatten Gegengeſchenke darzubringen, wie ſie einem jeden nach eigenem Sinn angenehm ſein mochten. Für ſich ſelber legte er nichts zurück als das womit er einſt ſeine Landsleute zu bereichern oder zu erfreuen hoffte. So hatte er beim Abſchiede ſeinen Freunden auf Radack Alles was er beſaß, hinterlaſſen und nur ein einziges Kleinod ſich vorbehalten, einen Halsſchmuck, das Geſchenk eines dankbaren Mädchens, deren Bitten er einſt das Leben ihres von ihm auf dem Schlachtfelde überwundenen Vaters ſchenkte.

Zu den edlen Zügen in Kadu's Charakter gehörten auch noch die zarte Schamhaftigkeit die ihn zierte, und ſein tief eingewurzelter Abſcheu vor dem Kriege, dem Menſchenmord, der durchaus nicht aus Feigheit entſprang, denn Wundennarben vorn auf der Bruſt bezeugten ſeinen Muth. "

Man findet den regſten Sinn und das größte Talent für den Witz unter den Völkern, die der Natur am wenigſten entfremdet ſind, und beſonders wo die Milde des Himmels dem Menſchen ein leichtes genußreiches Leben gönnt. Kadu war beſonders witzig, verſtand aber wohl im argloſen Scherz geziemende Schranken zu beobachten und er wußte mit großem Geſchick ſich durch leichte Dienſte oder Geſchenke die zu verſöhnen, über die er ſich mit Ueberlegenheit erluſtigte.

Auf Oahu wurden die nutzbarſten Thiere und Gewächſe, die Setzlinge und Samen zuſammengebracht, mit welchen man die Freunde auf Radack vor dem letzten Abſchiede bereichern wollte. Die Freude Kadu's war unausſprechlich als er die Riffe Otdia's wieder ſah, und er jubelte mit ſeinen lieben Gaſtfreunden vor Entzücken und Luſt. Doch nur drei Tage waren zu dieſem zweiten Beſuche beſtimmt, deſſen eigentlicher Zweck es war den Freunden wohlthätig zu ſein, und Kadu der noch immer entſchloſſen war auf dem Schiffe zu bleiben, benutzte mit unabläſſiger Thätigkeit die karg abgemeſſene Zeit zum ſchaffen und wirken.

Von den beim erſten Beſuch zurückgelaſſenen Gaben war nichts mehr vorhanden. Mächtigere Häuptlinge von den benachbarten Gruppen hatten,

das Privilegium ihrer Geburt benutzend, ſich das Eiſen und die gelandeten Ziegen herausgeben laſſen, und ſogar die Yamswurzeln ausgegraben und mitgenommen um ſie auf ihre Inſeln zu verpflanzen. So gewährte der Garten, den man ſo ſorgfältig angelegt, einen niederſchlagenden Anblick. Nicht ein armes Unkraut war zurückgeblieben, Zeugniß von den Seefahrern und ihrer frommen Abſicht abzugeben.

Doch ſchritt man rüſtig an's Werk, nicht deßhalb entmuthigt, weil, nicht unvorhergeſehener Weiſe, die erſten Bemühungen fehlgeſchlagen. Der Garten ward erneuert und reichlicher beſetzt, aber von allen Setzlingen und von allen Sämereien ward ein Theil zurückgelegt um auch auf dem fruchtbareren Oromed einen gleichen Verſuch anzuſtellen, und nicht alle Hoffnungen auf einen einzigen Wurf zu ſetzen. Kadu, den Spaten in der Hand, redete gar eindringlich die Umſtehenden an und unterrichtete ſie und ſchärfte ihnen nützliche Lehren ein.

Als auf Otdia alles nöthige beſorgt war, fuhren Chamiſſo und Kadu nach Oromed, der Inſel des alten Laergaß, um hier noch die letzten Stunden auf die Vollendung des Anpflanzungswerkes zu verwenden. Der eine Tag, den der Dichter auf Oromed unter dieſen anmuthigen Kindern ganz ihren Sitten gemäß, ohne Rückhalt, ohne fremde Einmiſchung zubrachte, hinterließ ihm die heiterſte friſcheſte Erinnerung, die er von ſeiner ganzen Reiſe zurückbrachte. Die Stunden des Tages gingen in Arbeiten, die des Abends in anmuthiger Geſelligkeit hin. Die anweſende Bevölkerung der Inſel, die nur aus drei Männern (die andern waren mit dem Kriegsgeſchwader des gewaltigen Lamarri weggezogen) aber zahlreichen Frauen und Kindern beſtand, war mit den Freunden am Strande um ein geſellig loderndes Feuer verſammelt. Kadu erzählte ſeine Begebenheiten, denen er ſchalkhaft unterhaltende Märchen einwob, und die Mädchen ſangen freudig die Lieder vor, die zahllos auf die weißen Seefahrer entſtanden waren und deren Andenken der Nachwelt überliefern ſollten. So lebt wahrſcheinlich jetzt noch der Name Chamiſſo's auf Radack, und wer weiß bei den raſtloſen Lebenswogen, die ſo ſchnell die Erinnerung überfluthen, ob man ſich ſeiner nicht dort länger als im vergeßlichen Deutſchland erinnern wird.

Am andern Tage, bei der Rückfahrt nach dem Schiffe, erklärte Kadu ſeinen letzten, ſchnell gefaßten, unveränderlichen Entſchluß auf Otdia zu bleiben und nicht mit dem Rurick weiter zu gehen. Er blieb, ſo lauteten ſeine Gründe, um Hüter und Pfleger der Thiere und Pflanzen zu ſein, die ohne

ihn aus Unkunde verwahrloſt, nutzlos für die unverſtändigen Menſchen verderben würden. Er wolle bewirken, daß dieſe Gaben den dürftigen Radackern zu hinreichender Nahrung gereichten, daß ſie nicht fürder brauchten aus Noth ihre Kinder zu tödten und davon abließen. Er wolle auf Wiederherſtellung des Friedens zwiſchen dem Norden und Süden von Radack wirken, daß nicht Menſchen Menſchen mehr mordeten: er wolle, wenn Thiere und Pflanzen hinreichend vermehrt wären, ein Schiff bauen und nach Ralick übergehen, um ſie auch dort zu verbreiten; — er wolle von dem Capitän, indem er ihm Alles was er von ihm empfangen wiedergebe, nur eine Schaufel die Erde zu bearbeiten und dieſes und jenes nützliche Werkzeug ſich erbitten. Sein Eiſen wolle er gegen den mächtigen Lamari verheimlichen, und nöthigenfalls vertheidigen.

Als der Entſchluß Kadu's auf dem Rurick bekannt wurde, ſah er ſich bald und unerwartet in dem Beſitz unendlicher Schätze, ſolcher die in dieſem Theile der Welt, wo Gold und Silber ihre magnetiſche Kraft verlieren, die Begehrlichkeit der Fürſten und der Nationen erregen. Die Liebe ward kund, die er ſich im Herzen der rauhen Seefahrer erworben, und man ſah Jeden ſtillſchweigend und geſchäftig den Haufen des Eiſens, der Werkzeuge und der nutzbaren Dinge, die für ihn zuſammengebracht wurden, aus dem eigenen Vorrath zu vermehren. Als Kadu ſein Bett, ſeine Kleider, ſeine Wäſche, die er nun behielt, zu einem Bündel zu ſchnüren ſich beſchäftigte, ſonderte er ſeine Winterkleider ſorgfältig ab, und brachte dieſelben dem Matroſen, der ihm an Bord gedient hatte als ein Geſchenk dar, welches jedoch dieſer ſich weigerte anzunehmen. Die Sonne war bereits untergegangen als Kadu mit ſeinem Reichthume an's Land gebracht wurde. Er ward von den verſammelten Einwohnern von Otdia als der Mann der weißen Seefahrer eingeſetzt, dem ihre Thiere, ihre Pflanzen anbefohlen ſeien. Verheißen ward, daß ſie, die bereits zweimal auf Radack verweilt, nach einer Zeit zurückkehren würden nach ihm zu ſehen und Rechenſchaft zu begehren. Zur Bekräftigung dieſer Verheißung und zum Zeichen der Macht (man hatte bis dahin nur Zeichen der Milde und Freundſchaft gegeben) wurden, als man bei dunkler Nacht an das Schiff zurückkehrte, zwei Kanonenſchüſſe und eine Rakete abgefeuert.

Als am andern Morgen die Anker gelichtet wurden, war Kadu am Ufer mit den Thieren beſchäftigt, und blickte oft nach den Freunden herüber, die er nun nicht wiederſehen ſollte.

„Möge Kadu," ruft Chamisso aus tief innerstem Herzen ihm nach, „in seinem schönen Beruf mit Weisheit und Kraft verfahren, möge ihm gelingen was ohne ihn nicht zu hoffen stand. Möge der Gute, das Gute was er will bewirken; möge er, der Wohlthäter eines liebenswerthen Volkes, dessen Wohlstand begründen, es friedlich und volksthümlich zum Besseren leiten. Wir müssen es uns gestehen, unser Freund steht allein, dem Neid seiner Ebenbürtigen, der Begehrlichkeit und Macht seiner Fürsten blosgegeben, und die Schätze womit ihn unsere Liebe überhäuft, ziehen das Gewitter über sein Haupt zusammen. Unsere Besorgniß kann noch weiter gehen. Der wirkliche Reichthum an Eisen, welchen wir mit Lust auf Radack vergeudet, kann zwischen dem Süden und dem Norden dieser Kette, und zwischen ihr und Ralick einen verderblichen Krieg schüren, und Blut die Frucht unserer Milde sein.

Die dürftigen und Gefahr dohenden Riffe Radack's haben nichts was die Europäer anzuziehen vermöchte und wir wünschen unseren kindergleichen Freunden Glück in ihrer Abgeschiedenheit zu beharren. Die Anmuth ihrer Sitten, die holde Scham, die sie ziert, sind Blüthen der Natur, die auf keinen Begriff von Tugend gestützt sind; sie würden sich unseren Lastern leicht bildsam erweisen und, wie das Opfer unserer Lüste, unsere Verachtung auf sich ziehen.

Du hast, mein Freund Kadu, das Bessere erwählt; du schiedest in Liebe von uns, und wir haben auch ein Recht auf deine Liebe, die wir die Absicht gehegt und uns bemüht haben, Wohlthaten deinem zweiten Vaterlande zu erweisen. Du hast von uns das Gute gelernt, und es hat dich ergriffen; du hast in unserm frommen Sinn fortzuwirken dich unterfangen; möge, der die Schicksale der Menschen lenkt, dein Werk segnen, und dich selbst bei deiner gefahrvollen Sendung beschirmen.

Aber was hättest du in unserm alten Europa gesollt? Wir hätten eitles Spiel mit dir getrieben, wir hätten dich Fürsten und Herren gezeigt; sie hätten dich mit Medaillen und Flittertand behangen, und dann vergessen. Der liebende Führer, dessen du Guter bedurft hättest, würde dir nicht an der Seite gestanden haben; wir würden nicht zusammen geblieben sein, du hättest dich in einer kalten Welt verloren gefunden. Paßlich für dich, würde unter uns keine Stelle sein, und hätten wir dir endlich den Weg nach dem Vaterland wieder eröffnet, was hätten wir zuvor aus dir gemacht?"

Mit der zweiten Reise von Herrn von Kotzebue und seinem Besuch auf Otdia im April und Mai 1824 endigt für uns die Geschichte des trefflichen Kadu.

Die Ankunft des fremden Schiffes in Otdia verbreitete paniſchen Schrecken unter den Eingebornen. Nachdem der liebe, wohlthätige "Totabu„ erkannt worden, fanden ſich die alten Freunde wieder ein: Lagediack, Rarick, Laergaſſ. Kadu fehlte. Eine große Schüchternheit und Zaghaftigkeit war den Freunden anzumerken.

Von allen nach Radack gebrachten Gaben ſah Herr von Kotzebue nur die Katze verwildert, und die Yamswurzel. Der Weinſtock, der ſich bis auf die höchſten Bäume hinaufgerankt hatte, war vertrocknet.

Kadu befand ſich angeblich auf Aur bei Lamarri, mit dem er ſich abgefunden und unter ſeiner Pflege ſollten ſich Thiere und Pflanzen, die der Machthaber dorthin überbracht und verpflanzt hatte, außerordentlich vermehrt haben. — Angeblich war nur der Weinſtock ausgegangen. Herr von Kotzebue ſetzt hinzu, daß ihn die Größe ſeines Schiffes leider verhindert habe, Kadu in Aur aufzuſuchen.

„Wir nehmen zweifelnden Herzens," ſagt Chamiſſo, „die uns nicht befriedigenden Ausſagen hin." Und leider iſt es nur zu wahrſcheinlich, daß ſein ahnendes Gefühl ihn nicht betrogen hat, und daß Kadu, gleich ſo vielen andern Edlen, welche die Wohlthäter ihres Volkes ſein wollten und nur das Gute bezweckten, der Selbſtſucht der Mächtigen zum Opfer fiel.

Ralick, nah im Weſten von Radack, bildet eine ähnliche Kette niederer Inſelgruppen, deren Geographie ſelbſt Weibern auf Radack geläufig iſt. Es iſt fruchtreicher und bevölkerter: Volk, Sprache und Tätuirung ſind dieſelben. Es werden keine Kinder gemordet, die Weiber ziehen nicht mit in den Krieg. Die Menſchen ſind wohlhabender, wohlgenährter als auf Radack und tragen einen noch größeren Ohrenſchmuck; einige ſollen ſogar die erweiterten Ohrlappen über den Kopf zu ziehen vermögen. Reiſen, freundliche und feindliche Berührungen finden zwiſchen beiden Inſelketten ſtatt.

Kurz vor Kotzebue's letztem Beſuch auf Radack (1825) hatten die von Otdia, Inſelkette Ralick, unter ihrem Häuptling Lavadock Kaben überfallen, und Rache für dieſen Raubzug zu nehmen, rüſtete ſich Lamarri den Krieg nach Otdia zu tragen.

Auch Ralick war damals wie Radack in zwei feindliche Reiche getrennt: ein Beweis, daß die Friedensfreunde ſich keine leichte Aufgabe geſtellt haben überall auf Erden den Janustempel zu ſchließen.

Von der Fruchtbarkeit der ſüdlichen Radackinſeln entwerfen neuere Berichte ein viel günſtigeres Bild als was Chamiſſo von den nördlicheren Atollen gegeben hat.

Die Inſel Mille oder Mulgrave wurde von dem Miſſionar Doane an Bord des Morning Star am 17. November 1858 beſucht. Er fand dort eine große Lagune, in welche das Schiff vom Norden her einfuhr. Die Bevölkerung benahm ſich freundlich gegen die Fremden. Ihre Sprache iſt verſchieden von der Sprache der Bewohner der Ralick Kette, welche doch nur 150 engl. Meilen entfernt liegt. Die Inſel Mille ſchien Herrn Doane ⅛ Meilen breit und 3 Meilen lang zu ſein. Er nennt ſie einen kleinen Edelſtein mit großen Wäldern von Brodfrucht- und andern Bäumen, einen hellgrünen Teppich mit dichter Belaubung. Sie ragt durchſchnittlich nur 5 Fuß über dem Niveau des Meeres hervor: ihre Bevölkerung wurde auf 600 Seelen geſchätzt.

Von Mulgrave fuhr der Morning Star am 29. November nach Mediuro. Dieſe Inſel iſt lang und ſchmal, dicht bevölkert und ausnehmend fruchtbar. Man ſieht ſtattliche Wälder von Brodfrucht- und Pandanusbäumen, von Cocospalmen und Bananen.

Auf Ebon der ſüdlichſten Inſel der Ralick Kette, haben ſich ebenfalls zwei amerikaniſche Miſſionare bereits angeſiedelt. Dr. Pierſon, einer derſelben ſchreibt (25. Mai 1858), daß die Ralick Inſeln, deren Bewohner er als ein wanderluſtiges, wildes und grauſames Völkchen ſchildert, alle unter einer Familie von Häuptlingen ſtehen, welche Ebon zu ihrem Hauptſitz gemacht haben, weil dieſe unter allen Inſeln der ganzen Kette die beſten und meiſten Nahrungsmittel darbietet. Vor mehreren Jahren zerſtörte ein Orkan viele Brodfruchtbäume und Cocospalmen auf andern Inſeln. Es entſtand eine Hungersnoth, der viele Eingebornen erlagen, und in deren Folge blutige Kriege unter den Bewohnern der verſchiedenen Inſeln geführt wurden, wobei ebenfalls viele umkamen. Die gegenwärtige Bevölkerung der ganzen Kette beträgt wahrſcheinlich nicht mehr als 6000 oder 8000 Seelen, und nach allem was Dr. Pierſon erfuhr, darf die Einwohnerzahl der Radack Kette auch nicht höher angenommen werden.

UALAN.

CAROLINEN.

Dreißigſtes Kapitel.

Die Carolinen von Ualan bis Babelthuap.

Ualan. — Entfremdung von der Welt. — Seltſame Dodekarchie. — Duperrey. — Lütke. — Ehemalige Liebenswürdigkeit des Volkes. — Seltſamer Häuſerbau. — Webſtuhl. — Ueppiger Waldwuchs. — Einige merkwürdige Bäume. — Lâla. — Neueſte Nachrichten aus Ualan. — Puinipet. — Von Lütke entdeckt 1828. — Die Bewohner. — Merkwürdige Ruinen. — Spuren einer altſpaniſchen Entdeckung. — Pracht der Vegetation. — Seelſorger und Seelverderber. — Lugunor. — Nautiſche Kunſt der Caroliner. — Aberglaube. — Fiſchkörbe. — Merkwürdige Paraſitenfiſche. — Hogoleu. — Beſuch und Nachtabenteuer des franzöſiſchen Ingenieurs Jacquinot. — — Schlechter Ruf der Inſulaner. — Frühere Entdeckung der weſtlicheren Carolinen. Ihr Verkehr mit den Marianen. — Verunglückte Bekehrungsverſuche der Spanier. — Delphinenfang auf Ulea. — Religion. — Feys. — Eine gehobene Coralleninſel. — Eap. — Die Pelew Gruppe. — Wilſon. — Dumont d'Urville. — Schlechter Ruf der Inſulaner. — Dugong. — Crocodil.

Von Ualan bis Babelthuap erſtreckt ſich in oſtweſtlicher Richtung, zwiſchen dem fünften und zehnten nördlichen Breitegrade und in einer Länge von mehr als 3000 Seemeilen, eine Reihe von Inſeln und Inſelgruppen, welche die Geographen gewöhnlich unter dem Namen des Archipels der Carolinen zuſammenfaſſen. Doch kein gemeinſames Regierungsband, keine Gleichheit der Sitten, kein gegenſeitiger Verkehr verbindet alle Glieder der weiten Kette zu einem gleichmäßigen Ganzen.

So erhebt ſich zwar das dichtbewaldete Ualan mit 1800 Fuß hohen Hörnern über das Meer, doch liegt die romantiſche Inſel ſo vereinſamt im großen Ocean, ſo abgelegen wenigſtens von den damaligen Fahrſtraßen des Handels, und ihre Bewohner wagen ſich ſo ſelten über die ſtillen Gewäſſer ihrer ſeichten Lagune hinaus; daß als Strong, ein amerikaniſcher Walfänger, ſie im Jahre 1806 entdeckte, ſie nicht nur der gebildeten Welt, ſondern ſogar ihren weſtlichen Nachbarn, den unvergleichlichen Schiffern der Coralleninſeln völlig unbekannt geblieben war.

Dennoch ſtimmt der Bau der ualaniſchen Pirogen mit denen jener Meermenſchen überein, und ſchon aus dieſer Verwandtſchaft der Fahrzeuge kann man auf die der Völker ſchließen. Die erſten vom Sturme verſchla-

genen Einwanderer brachten wahrſcheinlich die Modelle mit, deren complicirtere Bauart beibehalten wurde, während die Segel bald in Vergeſſenheit geriethen, da man auf den Fahrten innerhalb der Lagune nur ſelten in den Fall kam den Wind zu benutzen.

Unter den Beweggründen, welche die erſten Schiffer veranlaßten das hohe Meer zu befahren, hat gewiß die Noth eine Hauptrolle geſpielt — dieſe Triebfeder fiel aber auf dem fruchtbaren Ualan weg — und erklärt ihre Entfremdung von der Welt. Da der Boden und die Lagune alle Bedürfniſſe der einfachen Bewohner befriedigten, verlernten ſie allmälig den Ocean, und bildeten ſich aus unruhigen Seefahrern zu einem ackerbautreibenden Volke, ein Umſtand, der zugleich die lange Unverletzlichkeit ihrer merkwürdigen ariſtokratiſch patriarchaliſchen Verfaſſung erklärt, denn der ſtabile Landmann iſt überall mehr zum Conſervatismus, zum Feſthalten an das Beſtehende geneigt. Zwölf Iroſſe oder Oberhäupter theilten ſich in den Grundbeſitz des ganzen Landes, und bewohnten den zwölf Königen gleich, die eine Zeit lang gemeinſchaftlich das ſchlammige Nilſtand beherrſchten, eine und dieſelbe Reſidenz. Außerdem gab es noch eine Menge Häuptlinge zweiten Ranges, die auf den verſchiedenen Gütern als Verwalter oder Aufſeher wohnten. Den Grundherren aber gehörten nicht nur ausſchließlich die beſſeren Früchte des Landes, ſondern ſie ſchienen auch über die Arbeitskräfte das Volkes ganz nach Willkür verfügen zu können. Das alles machte ſich gleichſam von ſelbſt, ohne Gewalt, in Folge angeborner Verehrung gegen die Oberhäupter, deren Befehle aus natürlicher Gutmüthigkeit, und milder, friedfertiger überaus wohlwollender Geſinnung ohne allen Zwang befolgt wurden. Man kannte auf Ualan weder den Krieg noch irgend ein Mittel Gewalt über andere Menſchen zu üben; es war vielleicht das einzige Land der Erde, welches den Ehrennamen einer Heimath des Friedens unter den Menſchen verdiente. Jetzt wo Waljäger und Trepangſammler alle Ecken und Enden des großen Oceans ausbeuten, und entlaufene Matroſen wie die Seevögel auf allen Inſeln niſten, iſt es allerdings ſchon ganz anders geworden.

Die Berichte der Duperrey'ſchen Expedition (1823), welche Ualan als ſchön und anmuthig, die Einwohner als gut und friedfertig ſchilderten, wurden durch Lütke, der ſie fünf Jahre ſpäter beſuchte, vollkommen beſtätigt. Die Gaſtfreiheit und Freundlichkeit der Ualaner machten den angenehmſten Eindruck, und ſtellte ſie den Radackern an die Seite. Bei jedem Beſuch in ihren Hütten beſchenkten ſie die Fremden mit reichlichen Lebensmitteln, und

erwieſen ſich ihnen ſtets gefällig, ohne zudringlich zu ſein. Erſchienen ſie aber als Gäſte an Bord, ſo ſtimmten ſie eben ſo ſehr zu ihren Gunſten durch ihre argloſe Liebenswürdigkeit, als durch die aufmerkſame Theilnahme, mit welcher ſie die vielen für ſie neuen und merkwürdigen Gegenſtände in Augenſchein nahmen. Von Diebſtahl fiel nur ein einziger Fall vor, und das Entwendete wurde auf die erſte Klage ſogleich von den Iroſſen zurückgegeben. Obgleich unter den Bewohnern der Coralleninſeln mehr kräftige Geſtalten vorkommen, ſo fand ſich doch auch auf Ualan kein Beiſpiel von wirklich ſchwächlichem Körperbau und ſelbſt die ſchmächtiger geformten Individuen zeigten noch immer viel Gewandtheit und Stärke. Die Frauen, welche ſich wie die Carolinerinnen überhaupt durch ihre Schamhaftigkeit vortheilhaft vor denen mancher anderen polyneſiſchen Inſelgruppen auszeichneten, und in den erſten Tagen ſogar gar nicht zum Vorſchein kamen, waren von mittlerer Größe, manche ſogar auffallend klein. Ihre Geſichtsbildung hatte in der Regel etwas Freundliches, Einnehmendes, die lebhaften großen Augen waren ſchwarz, die Lippen weniger aufgeworfen als bei den Männern, und bei der Beweglichkeit ihrer Mienen verging kaum ein Augenblick, in dem man nicht die ſchönen immer ſehr weißen Zähne wenigſtens zum Theil zu ſehen bekam. Das lange ſchwarze Haar trugen ſie gewöhnlich ſeitwärts ganz leicht in einen Knoten verſchlungen, während es die Männer am Hinterkopfe zuſammenzubinden pflegten. Beide Geſchlechter gingen bis auf einen ſchmalen Gürtel nackt; die Weiber trugen außerdem noch eine merkwürdige Halsbinde aus Cocosbaſt, mit einer am Rücken herabhängender Reihe langer Schnüre, die am Körper der damit bekleideten Perſon geflochten zu ſein, und gar nicht abgelegt zu werden ſchien..

Der Häuſerbau hat viel eigenthümliches und bietet einen beſonders zierlichen Anblick dar. Der Grundriß bildet ein längliches Viereck, der Fußboden, der nur aus geſtampfter Erde beſteht iſt ſo angelegt, daß die Feuchtigkeit nach allen Seiten hin ablaufen kann. Der bei weitem größte Theil des Gebäudes iſt das ungewöhnlich hohe und ſteile, mit Palmen- oder Pandanusblättern dicht bedeckte Dach, welches aus einer erſtaunlichen Menge dünner Stangen beſteht, die überaus kunſtreich und mit vielem Geſchmack korbartig zuſammengeſetzt ſind. An jedem Giebelende ragt es um ein bedeutendes höher auf als in der Mitte, und erhält, von der Seite betrachtet eine halbmondförmig ausgeſchweifte Geſtalt. Zum ferneren Schutze gegen den heftigen nnd häufigen Platzregen hat außerdem noch der untere Theil

der Giebelseite ein besonderes Schirmdach, welches unter dem überhängenden Hauptdache zurücktritt. Das Ganze ruht auf niedrigen Pfählen, deren Zwischenräume nach Belieben theils offen gelassen, theils durch Einsatzrahmen geschlossen werden können.

Im Innern dieser Häuser herrscht gewöhnlich viel Reinlichkeit. Bei den Wohlhabenderen ist der Fußboden mit Schilfmatten belegt, deren man sich überhaupt zu Betten und Sitzteppichen bedient. Ein längs der Wand gelegter abgerindeter Baumstamm vertritt die Stelle von Stühlen und Bänken, Sophas und Divans. Von der Mitte das Dachs hängt ein langer mit einem oder mehreren hölzernen Haken versehenes Seil herab, das unten in vier Enden ausläuft. Diese tragen ein viereckiges, in horizontaler Lage schwebendes Brett, das durch Randlatten in einen schmalen Kasten verwandelt wird, und dem Boden nahe genug hängt, um gewissermaßen den Dienst eines Tisches zu versehen. An den Haken werden oft ganze Fruchttrauben von Bananen gegen die Nachstellungen der überaus zahlreichen Ratten verwahrt. In geringer Entfernung von dieser schwebenden Vorrathskammer befindet sich im Fußboden der Feuerheerd, eine mäßige meist sehr sorgfältig mit flachen Steinen ausgemauerte Vertiefung, in der man einen großen Theil des Tages über den zum Backen der Nahrungsmittel erforderlichen Vorrath von heißer Asche findet. Gewöhnlich wird auch noch im Hintergrunde des Gebäudes ein kleinerer Raum durch eine Querwand abgesondert, der zum besondern Aufenthalte der Frauen bestimmt scheint. Die Seefahrer staunten auf der abgelegenen Insel einen kleinen, sehr artig gearbeiteten Webstuhl in Gebrauch zu finden, dessen Einrichtung der Hauptsache nach mit der des europäischen übereinstimmte. Hiermit webten die Weiber den schmalen Gürtel, das einzige Kleidungsstück beider Geschlechter. Das Material zu den Fäden gaben Fasern der Bananenstämme, deren Zubereitung und Färbung den Fremden unbekannt blieb. Die häufigste Farbe war schwärzlich violettgrau; rostroth und gelblichweiß wurden nur zu Randverzierungen verwendet.

Eben so unbestimmt blieb es, ob auch die Verfertigung der so wichtigen Cocosbastschnure, die überall die Stelle der Nägel versehen, alleiniges Geschäft der Frauen war.

Den auf den westlicheren Carolinen unbekannten freundlichen Namentausch fand man auf Ualan gebräuchlich, so wie die gleichfalls dort unbekannte Zubereitung das Kava's.

Das Tätuiren und das altindianiſche Verfahren durch Reibung zweier Holzarten Feuer anzumachen, deuteten nebſt Geſichtsbildung, ariſtokratiſcher Verfaſſung, und ſo manchen andern Beziehungen auf das ferne Malaya als Urheimath des abgeſchiedenen Völkchens.

Der üppigſte Waldwuchs bedeckte die Inſel von den höchſten Bergkämmen, wo einzelne Palmen von beſonders zierlicher Form über die benachbarten Bäume hervorragten, bis zum Meeresſaum, wo Mangrovengebüſche ein im Seewaſſer wurzelndes Gehölz bildeten, ſo daß es ſchwer zu beſtimmen war wo der Boden der Inſel aufhörte und die ſeichte Lagune begann. Zahlreiche Waſſergaſſen durchſchnitten nach allen Richtungen hin die überfloſſene Waldung dieſes zweifelhaften Gebiets, und führten zum Ufer, wo hier und dort das helle Grün der Bananen und des Zuckerrohrs nebſt großblätterigen Caladien und ſelteneren Cocospalmen, die Anweſenheit des Menſchen verkündeten, bald aber wieder mit der Wildniß verſchmolzen. Unter den Pflanzenformen, welche die mehr ebenen, ſumpfigen niedrigen Gegenden zierten, zeichneten ſich beſonders eine geſellig wachſende, ſtammloſe Sumpfpalme (Nipa frutescens) mit ihren koloſſalen gefiederten Wedeln aus, ſo wie ein von den Eingebornen Lum genannter, anſehnlicher Baum deſſen zahlreiche Wurzeln zu den merkwürdigſten Bildungen des Pflanzenreichs gehören. Jede derſelben hat nämlich nach oben, ihrer ganzen Länge nach, einen völlig aufrechten kammartigen Fortſatz, der mit der Dicke der Wurzeln an Höhe nach und nach abnimmt, nahe dem Stamm aber häufig 3 bis 4 Fuß hoch iſt. Dieſe ſehr dünnen, dabei aber glatten und ſehr zierlich gewachſenen Kämme verfolgen alle Krümmungen und Verzweigungen der Wurzel auf's genaueſte, und bilden ſo in beträchtlicher Ausdehnung um den Baum her ein wahres Labyrinth vom auffallendſten Anblick. Große Strecken mancher ſumpfigen Flächen ſind völlig mit dieſem Gewirr bedeckt, und das Gehen auf den ſcharfen Kanten ſolcher aufrecht ſtehenden Bänder, in deren Nachbarſchaft der Boden gewöhnlich ſehr tiefer Schlamm iſt, hat ſeine nicht geringen Schwierigkeiten. Durch Anſchlagen beſonders an die höheren Stellen derſelben entſteht ein merkwürdig weit hörbarer, paukenartiger Ton.

Anderwärts, doch gleichfalls auf mehr ſumpfigem Boden, bildet der beſonders häufig vorkommende, kriechende Hibiscus populneus, hier Lo genannt ein nicht minder ſeltſames Unterholz. Die Stämme dieſes merkwürdigen Baumes haben nämlich die Neigung ſich ziemlich dicht über den Boden hinzubeugen; ſie wachſen ſo, theils gerade, theils bogenförmig gekrümmt

auf weite Strecken hin, während die zahlreichen Aeste nach oben rechtwinklig abstehen; diese geben lange, fast immer sehr grade Stangen, die als solche zum Häuserbau und zu manchem andern Gebrauch fast ausschließlich benutzt werden. Man kann sich denken, daß es eben keine leichte Aufgabe ist, ein solches Dickicht zu durchwandern, da die Stämme eben so viele den Weg versperrende Schranken bilden; die Schwierigkeit über oder unter ihnen durchzukommen, wird dabei durch das Gewirr der Lianen und mannichfachen andern Gewächsen gewaltig vermehrt, unter welchen ein dunkelfarbiges Riedgras mit langen stachelrändigen Blättern sich besonders hervorthut. Einzeln findet sich auch wohl ein colossaler auf zahlreichen Absenkern ruhender Feigenbaum, dessen ungeheure Krone wie ein grüner Hügel über dem Walde hervorragt.

Unter den das Innere der Insel physiognomisch bezeichnenden Pflanzen nimmt ein hohes Schilfrohr, besonders in den höher gelegenen Thälern um die Flußufer her, einen nicht unbedeutenden Platz ein. Colossale Farnkräuter, die den baumartigen in Hinsicht auf Stärke der Blattstiele, so wie auf Form und Größe der Kronen wenigstens nichts nachgeben, obgleich ihnen der eigentliche Stamm fehlt, werden immer häufiger und scheinen auf den unersteiglichen Bergwänden besonders heimisch zu sein. Auf den nadelförmigen und dennoch dicht bewaldeten Basaltgipfeln gesellen sich zu diesen riesigen Cryptogamen hohe Bergpalmen, die der schlanken Form nach zur Gattung Areca zu gehören scheinen. Einer der stattlichsten und zugleich häufigsten Waldbäume ist eine Art Muskatnußbaum, die zwar an den Waldrändern in der Nähe der Ansiedlungen eben auch nicht selten vorkommt; doch nie daselbst den majestätischen Wuchs erreicht, der sie im Innern bezeichnet.

Wenn die Lagunenwaldung auf mannigfache Weise belebt ist; bald hier bald da die klangvolle Stimme des prächtig rothen Souimanga's (Certhia sanguinolenta Latham) im schönen hellgrünen Laubwerk der Sonneratien erschallt, und die weniger anmuthigen Töne der Meerschwalben und Reiher sich mit den Lauten der Sumpfbewohner vermischen; so herrscht dagegen in den Bergwäldern eine wahre Todtenstille, die nicht wenig zum melancholischen Eindruck der unbewohnten Wildniß beiträgt. Drückend ist das Gefühl der Einsamkeit auf diesen schweigsamen Höhen, von welchen man in die dichtbewaldeten Thäler hinabschaut, wo keine Spur des menschlichen Treibens sich zeigt; oder noch weiter hinausblickt auf den unabsehbaren Spiegel des im fernen Hintergrunde die Aussicht schließenden Oceans. Dann tritt dem Seefahrer die Entlegenheit dieser einsamen Insel mit wunderbarer Gewalt

vor die Seele, und die Erinnerung an die unbegränzten Räume, die ihn vom Vaterlande trennen, erfüllt ihn mit ſehnſüchtiger Trauer.

Die Bevölkerung der Inſel Ualan, die von Kittlitz auf nicht mehr als 700 Erwachſene geſchätzt wurde, ſteht in keinem Verhältniß zu ihrer Größe und Fruchtbarkeit; die meiſten Ortſchaften liegen in der Nähe des Meeres, während das Innere mit ſeinen ſteilen Höhen meiſt unbeſuchter Wald iſt.

Die Reſidenz der 12 Häuptlinge liegt nicht auf der Hauptinſel, ſondern auf einer kleinen, nahegelegenen, die den Namen Lála führt. Dieſe iſt von länglicher Geſtalt und einer für ihren geringen Umfang nicht unbeträchtlichen Höhe. Der Gipfel iſt ſchön bewaldet, alles Uebrige ſcheint mit Häuſern und Gärten bedeckt und hat das Anſehen einer einzigen Stadt, deren elegante, mitunter anſehnlich hohe Häuſer, im Verein mit den zahlreichen darüber wehenden Cocoswipfeln, ſchon von fern einen ſtattlichen Anblick gewähren und mit den prachtvollen Wildniſſen der Hauptinſel angenehm abwechſeln. Alle Wohnungen ſind hier mit aus Baſaltblöcken errichteten Gartenmauern umgeben, wie ſie, freilich nur in viel kleinerem Maasſtabe, auch an andern Orten der Hauptinſel bemerkt werden. Enge, des häufigen Regens wegen ſehr kothige Gäßchen führen zwiſchen dieſen hohen Mauerwerken hindurch, die oben ganz wild mit üppig aufſchießenden Farnkräutern von eben ſo zierlichen als mannigfachen Formen überwachſen ſind, und wie ein Labyrinth den größten Theil der Inſel bedecken: man ſtaunt über die Beträchtlichkeit der hier aufgethürmten Steinmaſſen, bei der es faſt unerklärbar erſcheint, wie dergleichen Gemäuer von den alle mechaniſchen Hülfsmittel entbehrenden gegenwärtigen Bewohnern des Landes haben errichtet werden können. Aus dem Innern der auf dieſe Weiſe umſchloſſenen Höfe ragen die bereits beſchriebenen hohen, halbmondförmig ausgeſchweiften Dächer mit ihren zierlichen, aus dünnen Stangen korbartig zuſammengeſetzten Giebeln auf, deren Holzwerk, namentlich an denjenigen Gebäuden, die den Oberhäuptern zur Wohnung dienen, meiſt in ähnlicher Weiſe wie die Pirogen, roth und weiß gefärbt ſind. So bildet ein ſolcher durch Mauern von der übrigen Welt geſchiedener Hof gleichſam eine Stadt im Kleinen, wo die Zahl der darin errichteten Gebäude ſowohl, als die Untereintheilung des Raums in kleinere Höfe ſich nach den perſönlichen Verhältniſſen des Beſitzers richtet.

Die neueſten Nachrichten aus Ualan werfen leider einen trüben Schatten über das patriarchaliſche Bild, welches Kittlitz uns von demſelben entworfen hat. Es iſt nicht mehr das unſchuldige Einſiedlervolk, welches unter der wilden Herrſchaft ſeiner angeſtammten Oberhäupter in glücklicher Abgeſchiedenheit lebte.

Wir leſen von einem despotiſchen Herrſcher, von deſſen Bedrückungen ein Fiſcher das Volk befreite, der aus Dank von den Angeſeheneren auf den Thron gehoben wurde und unter dem Namen „King George" mehrere Jahre lang das Land regierte. Doch auch dieſer König, obwohl er die Bereitung und den Ankauf von Branntwein ſeinen Unterthanen verboten hatte, ergab ſich dem Trunke, deſſen traurigen Folgen er im October 1856 erlag.

Von Jahr zu Jahr nimmt die Bevölkerung ab, während ihre Verkommenheit zunimmt, denn der ſteigende Verkehr mit fremden Seefahrern wirkt ſehr entſittlichend, ſo daß die ſeit 1852 dort angeſiedelten Miſſionare nur mit großer Mühe gegen den Strom der Verderbniß ankämpfen. Doch wird die ſanfte Gemüthsart, die Gelehrigkeit und Arbeitſamkeit des Völkchens noch immer gerühmt. Hoffen wir, daß es gelingen möge es vor den böſen Einflüſſen zu retten, die wie eine dunkle Wolke ſich über Ualan zuſammengezogen haben, und die früheren Zuſtände in veredelter Form wieder herzuſtellen.

Es war am Morgen des 14. Januar 1828 als die ſchöne Inſel Puinipet (Panabe, Banabe), weit größer als Ualan und mit ähnlichen Naturreizen verſchwenderiſch ausgeſtattet, von Lütke entdeckt wurde. Rauchſäulen zeigten von fern, daß ſie von Menſchen bewohnt ſei, und bald ſegelten die Pirogen der Eingebornen herbei. „Auch hier", ſagt Kittlitz, deſſen lebhafter Schilderung man gerne folgen wird, „umgab das hohe Land ein weitläufiges Corallenriff, in deſſen ſeichtem Gewäſſer hin- und wieder inſelförmige Waldmaſſen aufſtiegen. Die Gebirge ſind weniger ſteil als die von Ualan, ragen aber dennoch um mehr als 1000 Fuß höher hinauf. Auch ſie zeigten ſich durchweg mit hohem Waldwuchſe bedeckt, den aber die Cultur bereits mehr als auf Ualan gelichtet zu haben ſchien.

Die Bewohner führten dreieckige Segeln von Matten an ihren Fahrzeugen, doch machten wir bald die Bemerkung, daß es ſonderbarer Weiſe Segel ohne Maſten waren. Nur eine bewegliche Stange, die einer von der Bemannung in der Hand hielt, ſtützte das zwiſchen zwei winklig gegen ein-

ander befeſtigten Stangen ausgeſpannte Segel, welches mit großer Schnelligkeit und Präciſion dem Winde gemäß, bald an dieſem, bald an jenem Ende des Fahrzeugs aufgeſtellt ward. Die Bauart der Fahrzeuge ſelbſt war zierlicher und feiner als die von Ualan, ſelbſt die Farbe, mit der das Holzwerk beſtrichen war, zeichnete ſich durch größere Feinheit und höheres Roth aus, aber das Modell war ein anderes, wir haben es nachher im Archipel der Carolinen nicht wieder geſehen.

Die meiſten dieſer Fahrzeuge waren durchſchnittlich mit je ſechs bis acht Männern beſetzt. Einige derſelben ruderten, während andere das Segel bedienten; die Vornehmſten befanden ſich gewöhnlich in der Mitte des Fahrzeugs, wo ſie ſich bei dem für ſie gewiß ganz neuen Anblick eines Schiffs ungemein unruhig geberdeten, faſt beſtändig auf der wenig ausgedehnten Platform des Auslegers tanzten, und dabei fortwährend ſangen und ſchrieen. In der Körperbildung ſtanden ſie den Bewohnern von Ualan jedenfalls nahe, die Farbe der Haut kam uns hier um ein unbedeutendes weniger braun vor als dort, im Allgemeinen ſah man hier viele kräftige Geſtalten; alles zeugte von großer Gewandtheit und Lebhaftigkeit. Das ſchwarze Haar trugen ſie nicht wie dort in Knoten geſchlungen; es war bei Vielen ziemlich kurz geſchnitten, bei Andern hing es in langen Locken herab, und war mit Kränzen oder ziemlich breiten Binden geziert; die langen Enden der letzteren flatterten meiſt nach hinten zu. Vom Gürtel bis zum Knie waren Alle mit einer Art Weiberrock bekleidet, der aus lockern, aber ſehr dicht aneinander gereihten Schnüren, dem Anſehn nach von Cocosfaſern, franzenartig zuſammengeſetzt war. Er hatte die Naturfarbe ſolcher Baſtmaſſen, ein gelbliches Grau. Viele trugen auch um die Schultern eine Mantille von ähnlicher Zuſammenſetzung; auch an dieſer war das Zeug bei Einzelnen ungefärbt, bei Andern aber zeigten die flatternden Faſern, aus welchen dieſes Kleidungsſtück beſtand, ein prächtiges Scharlachroth. Gewöhnlich ward über der rockartigen Bedeckung noch ein Gürtel von gewebtem Zeuge getragen. Die Kränze, welche Vielen als Haar- und Halsſchmuck dienten, waren meiſt aus großen gelben Blumen zuſammengeſetzt; hin und wieder bemerkten wir an dieſen Leuten ſehr geſchmackvoll gearbeitete Zierrathen, welche ſie im Ohr trugen. Die Tätuirung bemerkten wir hier auch nur an Armen und Beinen, die Muſter derſelben waren aber anders als die von Ualan. Einzelne Tänzer, die ſich mit mehr Entſchiedenheit als die andern zum Tanzen hielten, trugen ſeltſame Manſchetten von Palmenblättern, die weit über die Finger hinaus-

ragten, und bei der Bewegung des Tanzes, an welcher Arme ſowohl als Finger hier ſehr betheiligt ſind, ein eigenthümliches Geflüſter hervorbrachten. Unter den am einfachſten gekleideten Ruderern waren mehrere mit viereckigen aus friſchen Palmenblättern geflochtenen Augenſchirmen verſehen, die weniger Zierrath als ein Mittel zur Schonung der Augen ſein mochten. Das unaufhörliche Singen und Tanzen dieſer Leute verhinderte ſehr das Anknüpfen einer Unterredung mit ihnen. Fortwährend kamen neue Pirogen zu denjenigen, die uns bereits umgaben; das Gedränge, das unfreundliche Geſchrei der Einen gegen Andere von ihnen ward immer verworrener, aber lange wollte Niemand an Bord kommen. Ein einziger Mann entſchloß ſich endlich dazu; dieſer blieb, nachdem er reichlich beſchenkt worden, ſogar zurück als die Uebrigen in den Pirogen ſich entfernten. Es war eben Mittag, und der Capitän wollte mit ſeinem Spiegelſextanten die Sonnenhöhe nehmen, als höchſt unerwarteter Weiſe dieſer zurückgebliebene Mann einen verwegenen Verſuch machte, jenem das Inſtrument aus den Händen zu reißen. Doch hielt der Capitän, deſſen Hand an den ſcharfen Rändern des Inſtruments etwas geſchrammt ward, daſſelbe glücklich feſt, und der Verwegene hatte nun nichts eilfertiger zu thun, als über Bord zu ſpringen, wo er ſchnell den abfahrenden Pirogen nachſchwamm. In den Nachmittagsſtunden kamen wir zu einer Oeffnung des Riffs, und ein Boot ward abgeſchickt die Einfahrt zu ſondiren. Aber die Menge der Pirogen, die daſſelbe ſtets in dichtem Gedräng' umgaben, hinderte die Arbeit ſo ſehr, daß Lieutenant Sawaliſchin unverrichteter Sache zurückkehrte. Wiewohl es immer nur freundſchaftliche Demonſtrationen geweſen waren, ſollte doch mit dieſen Leuten gar keine Verſtändigung möglich ſein, weil Alle zugleich ſchrieen und ſich zudrängten."

Auch an den folgenden Tagen, die zur hydrographiſchen Aufnahme ſowohl der Hauptinſel als der naheliegenden Coralleneilande benutzt wurden, fand keine Landung ſtatt, da bei dem heftigen unruhigen und dabei ſehr unerſchrockenen Charakter der Wilden, Feindſeligkeiten und unnöthiges Blutvergießen faſt gar nicht hätte vermieden werden können. So ſah ſich die Sehnſucht der Naturforſcher nach den Schätzen des merkwürdigen Landes getäuſcht, welches ſie nur aus der Ferne, lockend und vielverſprechend, beſchauen durften.

Kaum dreißig Jahre ſind ſeit jener erſten flüchtigen Recognoscirung verfloſſen, doch wie ganz anders lauten die neueren Berichte. Waljäger beſuchen jetzt häufig die große Bucht von hohen in dichte Laubmaſſen gehüllten

Bergen umgeben, wo der menſchenfreundliche Lütke das Landen unterließ, und Europäer und Yankees vertauſchen dort Baumwollenzeuge und Eiſen gegen Holothurien und Schildkrötenſchalen, Perlmutter und Sandelholz.

Skogman (1853) fand in der Nähe des Hafens einen Deutſchen „Overbeck", der ſich damit beſchäftigte Trepang zu fiſchen, wobei ihm die Inſulaner freiwillig gegen eine geringe Bezahlung fleißigen Beiſtand leiſteten, und ein eingeborner Lootſe „Goliath" brachte die Eugénie nicht nur glücklich zum Ankerplatz, ſondern verſorgte ſie auch mit Brennmaterial, Hühnern, Brodfrüchten und Bananen.

Ausreißer und Miſſionare hatten ſich eingefunden und beſtrebten ſich um die Wette — jene durch böſes Beiſpiel, dieſe durch gute Lehren — die Inſulaner auf entgegengeſetzte Wege zu führen.

Die Eingebornen glichen ſämmtlichen Polyneſiern, die Skogman bereits geſehen, näherten ſich jedoch ſchon mehr den Malaien, indem die Naſe glatter und der Körperbau bedeutend zarter und kleiner war.

Puinipet, ſeiner Form nach faſt ein Quadrat mit einer Seitenlänge von vier Meilen ſoll in fünf kleine Reiche unter verſchiedenen Häuptlingen oder Fürſten zerfallen, und ſeit einer mörderiſchen Blatternepidemie, welche im Jahre 1854 den größten Theil der Bevölkerung wegraffte, nur noch etwa 5000 Einwohner zählen. Merkwürdig ſind die mehrere Morgen Landes bedeckenden Ruinen in der Nähe des Matalanim Hafens, welche aus prismatiſch geſtalteten Stücken von Baſalt, den man im nördlichen Theil der Inſel findet, beſtehen. Sie ſind offenbar die Ueberreſte von Bauten eines zwar rohen aber kraftvollen und zahlreichen Volkes, ohne Zweifel der fernen Vorfahren der gegenwärtigen Bewohner und ſollen denen auf Tinian gleichen. Viele Ueberlieferungen und Sagen von den „Geiſtern" ſind noch heutzutage lebendig, und beziehen ſich meiſtentheils auf die abgeſchiedenen Vorfahren. An beſtimmten Tagen feiern die Eingebornen heute noch ihre heidniſchen Feſte in dieſen Ruinen, und bis vor 20 oder 30 Jahren wurden dort die Leichen ihrer Häuptlinge beſtattet. Ueberall auf der Inſel findet man Bauwerke ähnlicher Art, nirgends aber ſo viele und in ſo hohem Anſehen ſtehende. Viele dieſer Trümmer ſind ohne Zweifel Grabſtätten.

Noch intereſſanter in geologiſcher Beziehung ſind die Ruinen am Meeresſtrande befindlicher Hütten, deren Grundbau gegenwärtig unter dem Waſſer ſteht. Sie beweiſen eine noch immer vor ſich gehende Senkung des Landes,

und liefern ein beredtes Zeugniß von der Wahrheit der Darwin'schen Theorie über die Bildung der Atolle.

Alte Sagen erzählen von Inseln, die sich aus dem Ocean hoben und wieder verschwanden, dieselbe Erscheinung die sich bekanntlich im Mittelmeer bei der Insel Santorin öfters zeigte, und bekanntlich noch in diesem Jahrhunderte südlich von Sicilien die Aufmerksamkeit aller Geologen auf sich zog.

Unter den Eingebornen hat sich eine Tradition erhalten, derzufolge einst im Süden der Insel ein Fahrzeug mit Männern landete, die in so auffallende Häute gekleidet waren, daß man sie nur tödten konnte, indem man ihre Augen durchbohrte. Wahrscheinlich waren dies Spanier, welche Panzerhemden trugen. Einige spanische Silbermünzen und ein silbernes Crucifix wurden vor wenigen Jahren in den Gewölben der berühmten Ruinen zu Matalanim aufgefunden. Ein silberner Cirkel fand sich in den Ruinen eines alten Hauses und weiter landeinwärts entdeckte man vor Kurzem eine eiserne Krone. Aus allem diesen läßt sich vermuthen, daß Quiros schon 1595 auf seiner Fahrt von Santa Cruz nach den Philippinen die Insel entdeckte.

Puinipet erreicht eine Höhe von 2858 Fuß und füllt fast den ganzen Binnenraum eines Corallenriffs aus, dessen Umfang 70 bis 80 Meilen beträgt. Zwölf zerstreut umherliegende Basaltfelsen bilden eben so viele kleine Inseln, und auf dem Riffe gibt es mehr als 15 niedrige Coralleneilande. Kurze reißende Ströme fluthen in großer Anzahl vom Gebirge herab und bilden noch fortwährend einen Alluvialniederschlag rings an den Gestaden der Insel, wo das gleich einer mit Smaragden gezierten Silberplatte schimmernde Corallenriff dieses kostbare Alluvium vermehrt, aus dem eine reiche Vegetation hervorsprießt. Das Riff ist an mehreren Stellen durchbrochen, wodurch vortreffliche Häfen gebildet werden.

Die Missionare schildern die Insel als ein wahres Paradies. Ausgenommen den nördlichen Theil, wo die zerstreut umherliegenden Eilande und die kühn aufsteigenden Hügel einen wilden, malerischen Anblick gewähren, ist überall die Landschaft anmuthig und heiter. Es gibt nicht leicht eine mehr romantische Aussicht als der Blick von einer Anhöhe der Insel auf die Küste. Das Ufer senkt sich lieblich nach dem Meer hinab, das dort rauscht und brauset. Zwischen dem immergrünen Gestade und dem äußern Riff erheben sich hie und da die Spitzen glänzender Corallenfelsenaus dem Meere, und zeigen dem Auge die zahlreichen Canäle und Buchten in diesen Ge-

wäſſern. An der Außenſeite des Riffs ſteigen die mit weißem Schaum beſäumten Wogen auf und ab, ihr Brauſen tönt wie ein Jubellied des Oceans Dem, der Alles geſchaffen. Ualan iſt eine einſame romantiſche Schönheit, unvergleichlich in ihrer Art; Puinipet dagegen gleicht einer ehrwürdigen Königin, die von ihrem erhabenen Throne auf ihre Dienerinnen, die jungfräulichen Coralleneilande herabblickt, die ſich um deſſen Stufen gelagert haben.

Das zwar feuchte Klima iſt doch eins der angenehmſten innerhalb der heißen Zone. Die Vegetation iſt nicht weniger üppig als auf Ualan. So dicht iſt der Pflanzenwuchs und ſo dünn die Bevölkerung, daß man vom Bord eines vorüberſegelnden Schiffes aus, auch wenn man einer gelegentlich vorbeiſchwimmenden Piroge oder einer aufſteigenden Rauchwolke anſichtig würde, doch kaum mit Gewißheit ſagen könnte, ob die Inſel bewohnt ſei oder nicht. Außer den urſprünglichen Nutzpflanzen, die denen der andern Gruppen gleichen, haben die Fremden bereits die Orangen und die Citronen, den Kaffee und den Taback, den Ananas und die Guayave, die Batate und die Waſſermelone eingeführt.

Die Natur hat Alles gethan um Puinipet zu einem beneidenswerthen Beſitze zu machen, und bei der raſchen Entwicklung des Verkehrs im großen Ocean wird es höchſt wahrſcheinlich noch vor Ende des Jahrhunderts ſich zur blühenden Colonie einer der großen Seemächte entwickelt haben.

In Lugunor (1795 von Mortlock entdeckt) begrüßen wir die erſte größere Corallengruppe der öſtlichen Carolinen, bei deren Bewohnern der rege Handels- und Seefahrergeiſt zum Vorſchein kommt, der im allgemeinen die niederen Inſeln des ganzen weitläufigen Archipels auszeichnet. Hier ſehen wir ſchon ein Volk, welches ſich nicht mehr mit dem was der Boden der engen Heimath hervorbringt begnügt, ſondern fleißig und geſchickt eine Menge Ausfuhrartikel verfertigt, und dieſelben auch mit Vortheil auf weit entfernten Inſeln umzuſetzen verſteht. Mattengeflecht aus den Blättern des Pandanus, in welcher Arbeit namentlich die Weiber geſchickt ſind; Tauwerk und Bindfäden aus den Faſern der Cocosnüſſe; Waffen verſchiedener Art aus den härteſten Theilen der Cocospalmenſtämme, ſo wie manche Geräthſchaften aus dem Holze des Brodfruchtbaums verfertigt, finden Abſatz auf den hohen Inſeln der Carolinen. Die Bewohner der niederen Coralleneilande führen niemals Krieg; ſie wiſſen die Waffen, die ſie verfertigen beſſer

zu benutzen, indem ſie dieſelben ihren kriegführenden Nachbarn auf Rug und Puinipet theuer verkaufen.

Staunenswerth ſind die weiten Fahrten die ſie mit ihren kleinen gebrechlichen Pirogen unternehmen, und die geographiſchen Kenntniſſe, welche ſie ſich auf dieſe Weiſe erwerben. Die Häuptlinge oder Tamols von Lugunor, (der Titel „Iros" auch auf Puinipet gebräuchlich, iſt hier ſchon unbekannt), die Lütke an Bord ſeines Schiffes beſuchten, zeichneten mit Kreide förmliche Karten vom ganzen Archipel der Carolinen, mit Einſchluß der benachbarten Marianen auf's Verdeck. Erſt jenſeits der Pelew Inſeln ging ihre Welt zu Ende, dort meinten ſie ſei das Himmelsgewölbe ſchon zu ſehr der Erde genähert als daß noch eine Schifffahrt möglich ſei, dort würde man höchſtens noch am Boden kriechen oder im Waſſer ſchwimmen können. Jedenfalls umfaßte die Welt dieſer Wilden weitere Räume als die des alten Homer, und ihre Begriffe von Himmel und Erde ſtanden auf keiner geringeren Stufe. Der Schifffahrt der Caroliner dient zur Leiterin die Kenntniß des geſtirnten Himmels, den ſie in verſchiedene Conſtellationen eintheilen, deren jede ihren beſondern Namen hat. Die Höhe des Geſtirns über dem Horizont mit wunderbarer Richtigkeit geſchätzt, zeigt ihnen die Breite oder vielmehr die Parallele an, in welcher dieſe oder jene Inſel ſich befindet. Dabei wird auch die größte Aufmerkſamkeit den herrſchenden Winden und der Wirkung der Strömungen geſchenkt. Der Untergang der verſchiedenen Sternbilder beſtimmt die Dauer des Dienſtes, der zur Nachtzeit unter der Mannſchaft abwechſelt. Einer zum Beiſpiel leitet das Boot bis zum Verſchwinden der Ziege (maléghédi) ein anderer bis Orion (eliel) am Horizonte verſinkt.

Nach Cantova wird den Knaben die Sternkunde gelehrt, wobei man ſich eines Globus bedient, auf welchem die Hauptconſtellationen gezeichnet ſind. Der Unterricht iſt in Geſängen enthalten, die von einer Generation der andern überliefert werden, und die aſtronomiſchen, geographiſchen und nautiſchen Grundſätze enthalten, die man den Entdeckungen und der Erfahrung der Lootſen, der erſten und angeſehendſten Gelehrten dieſes Schiffervolks verdankt. Auch hiſtoriſche Begebenheiten und der Ruhm ausgezeichneter Männer werden auf dieſe Weiſe der Nachwelt überliefert.

Die Windroſe wird wie bei den Chineſen in 24 gleiche Theile getheilt; das Jahr in ſeine Monde, die zu zwei Grupppen ſich vereinigen: Héfang die Zeit der häufigen Stürme von Juni bis November, und Rag, die andere Jahreshälfte, wo mäßigere Winde wehen.

Die Jahre zählt Niemand; keiner kennt ſein Alter und wallt ſorglos, die guten Tage genießend, den Strom des Lebens hinab.

Wie alle Seefahrer ſind die Caroliner äußerſt abergläubiſch. Sie beſprechen den Wind und beſchwören den Sturm, daß er ſchweige. Vor der Abfahrt wird jedesmal das Loos befragt, wobei man ſich ſtatt der bei unſern alten Weibern gebräuchlichen Karten, der Cocosblättchen bedient. Man glaubt an Zauberkünſte, an den Einfluß der Geſtirne, an Glücks- und Unglückstage und die geringſte ſchlechte Vorbedeutung reicht zur Aufſchiebung eines ſonſt viel verſprechenden Unternehmens hin.

Die Blüthe des Pandanus, der geſuchteſte Putz der Schönen, ſoll in einer myſtiſchen Verbindung mit dem Regen ſtehen, der am Lande meiſtens erwünſcht, dem Seefahrer mannigfachen Nachtheil bringt. Man bannt ihn durch den Ton der überall auf den Carolinen gebräuchlichen Muſcheltrompete, da es aber einer beſonderen Uebung bedarf um die richtige Weiſe zu treffen ſo befindet ſich unter jeder das Meer beſchiffenden Geſellſchaft ein erfahrener Trompeter, dem es obliegt, mittelſt jenes Inſtruments den Regen zu beſchwichtigen.

Dieſem nun iſt es ſtreng unterſagt ſich mit einer Blüthe zu ſchmücken, die mit dem Regen ſelbſt in Verbindung ſteht, da ſonſt ohne Zweifel ſeine Bemühungen während der Seereiſe fortwährend fruchtlos ſein würden; und größerer Vorſicht halber, wird das Verbot ſogar auf ſeine ganze Familie ausgedehnt, ſo daß die Töchter eines ſolchen Regenbanners ebenfalls auf den Lieblingsputz ihrer Gefährtinnen verzichten müſſen.

Eine Fahrt könnte unmöglich ein gutes Ende nehmen wenn Bananen an Bord wären, und während der Abweſenheit der ihrigen, hüten ſich wohl die zurückgebliebenen Angehörigen von dieſer Frucht zu eſſen. Dagegen übt der Schwanz des fünfſtacheligen Rochens einen ſo günſtigen Einfluß aus, daß wer einen ſolchen an Bord hat, ſich gewiß auf dem Meere nicht verirren wird.

Ein Zauberſtab mit einem Rochenſchwanz am Ende und mit Pandanusblättern geziert, wird in der Luft umhergeſchwenkt, um den ungünſtigen Wind zu beſchwören, was indeß auch auf andere Weiſe geſchieht. So ſah Dumont d'Urville einen Greis, der lange wie ein Betender am Vordertheil der Pirogen ſtand, die Arme ausſtreckend und wieder zuſammenziehend, wozu er mit Händeklatſchen und Kopfnicken gewiſſermaßen den Takt ſchlug: ſein Auge war ſtier, und er murmelte unverſtändliche Worte. Endlich während eines hef-

tigeren Windſtoßes ſprang er auf, zog ſeinen Poncho aus und fing an lebhaft zu tanzen, ſeine nichts weniger als anſtändige Geberden mit einem furchtbaren Geheul begleitend, welches indeſſen nur das Gelächter ſeiner allem Anſchein nach höchſt gleichgültigen Genoſſen erregte. Doch der Alte ließ ſich durch den Indifferentismus der Ungläubigen nicht irre machen, ſondern bewahrte ſeinen vollen Ernſt und ſetzte ſeine Anſtrengungen ſo lange fort, bis endlich der Wind nachließ, worauf er den unterbrochenen Tauſchhandel wieder anknüpfte, ohne Zweifel überzeugt, daß er dem Winde Ruhe geboten, aber auch der Einzige, der dieſe Meinung zu hegen ſchien.

Bei den Bewohnern von Lugunor wurden von Kittlitz ſchon mehr Kleidungsſtücke als auf Puinipet oder Ualan bemerkt. Einzelne, beſonders ältere Leute trugen die kegelförmigen aus trockenen Pandanusblättern geflochtenen Hüte von chineſiſchem Anſehen, die auf allen weſtlicheren Inſeln gefunden werden, ſowie gelbgefärbte Mäntel vom Schnitt des amerikaniſchen Poncho: beide offenbar dazu dienend die Haut und den Kopf der Seefahrer gegen die brennende Sonne des ſchattenloſen Meeres zu ſchützen. Die Gürtel, hier wie dort Tohl genannnt, unterſchieden ſich von denen auf Ualan dadurch daß ſie mehr bewegliche Binden und gewöhnlich gelb waren. Die Tätuirung war ähnlich, doch erſtreckte ſie ſich bei einigen auf die Bruſt; das Geſicht blieb damit verſchont, war aber ganz oder theilweis mit hochgelbem Curcumapulver geſchmückt, ein Gebrauch, der ebenfalls auf allen weſtlicheren Inſeln herrſcht. Auf den Kopfputz ſchienen hier die Männer eine beſondere Sorgfalt zu verwenden; ihr äußerſt reiches, meiſt lockiges ſchwarzes Haar wird gewöhnlich in einem ſehr breiten Zopf hinten aufgebunden und auf mannigfache Weiſe mit Blumen oder Federn verziert, welche letzere dann an einer beſondern Art von Kamm befeſtigt ſind. Dabei ſah man zumal an eingeſchifften Leuten eine Kopfbinde, die zugleich als Schleuder benutzt werden konnte, und nebſt einem leichten Speer, die einzige bemerkbare Waffe war.

Die Eingeborenen, die an Bord kamen, machten einen ſehr günſtigen Eindruck durch ihr anſtändiges rückſichtsvolles und dabei völlig argloſes Benehmen, welches übrigens keinen Zweifel darüber ließ, daß der Anblick von Schiffen und weißen Menſchen nichts Neues für ſie ſei. Doch fand Kittlitz dieſe Leute viel liebenswürdiger und unverdorbener als ihre weſtlichen Stammverwandten, bei welchen der häufigere Verkehr mit Europäern bereits ſeine gewöhnlichen Früchte — größeren Eigennutz, und geringere Gaſtfreiheit —

bemerkbar machte. Auf Lugunor war auch noch ſtrenge Ehrlichkeit zu Hauſe denn es kam auch nicht ein Beiſpiel von Diebſtahl vor.

Zu den intereſſanteſten Geräthſchaften, die auf dieſer und den andern niederen Carolinen bemerkt wurden, gehörten ſehr zierlich gearbeitete Fiſchkörbe. Ein ſolcher wird mit einigen Steinen hinreichend belaſtet, in eine Tiefe von mehreren Klaftern auf den Meeresboden geſenkt, und am andern Tage wieder aufgezogen, oft reichlich gefüllt mit mannigfachen Fiſchen der kleineren Arten, die durch den allmälig immer enger werdenden Eingang in das Innere des Korbes gelangt ſind und den Rückweg nicht finden können. Die kleineren Körbe ſoll man mit einer Lockſpeiſe verſehen, die bald aus kleinen Krebſen, bald aus geſäuerter Brodfrucht beſteht, während die größten ungeködert bleiben.

Anfänglich wußte ſich Kittlitz auf Lugunor gar nicht zu erklären, was wohl die einzelnen in der Lagune herumfahrenden Pirogen verrichten mochten, die er von Zeit zu Zeit ſtill liegen ſah, während die Mannſchaft ſich bemühte mit vor die Augen gehaltenen Händen auf den Grund zu ſchauen, erfuhr jedoch bald, daß es das Aufſuchen jener ausgeſtellten Fangkörbe ſei. Die Bewohner von Lugunor und wahrſcheinlich auch die mancher anderen Inſelgruppen, wo dieſer Fiſchfang gebräuchlich iſt, bedienen ſich zum Heraufziehen der Körbe eines runden, mit Steinen beſchwerten Ballens, der eine hölzerne mit Wiederhaken verſehene Spitze hat. Dieſer wird an einer Schnur auf den unten liegenden Korb hinabgeſenkt, die Spitze dringt dann in das Flechtwerk und hält ihn mit dem Haken feſt.

Auf Uleai wurden ſpäter ähnliche Fiſchkörbe wie auf Lugunor geſehen, doch nicht das Inſtrument, deſſen man ſich dort zum Heraufziehen derſelben bediente; die im Innern der Lagune verſenkten Fangapparate wurden hier ſtets durch Taucher heraufgeholt. Fiſche vom wunderherrlichſten Schillerglanz kommen auf dieſe Weiſe zum Vorſchein, doch überraſchend ſchnell verbleicht die Farbenpracht mit dem Abſterben des Thieres. Die Eingebornen tödten gewöhnlich die ſoeben gefangenen Fiſche durch einen Biß in's Genick, den ſie ſo raſch und geſchickt anzubringen wiſſen, daß man ſpäter keine Spur davon wahrnimmt.

Da eben von dieſen Seethieren die Rede iſt, will ich hier der höchſt merkwürdigen Schmarotzerfiſche gedenken, die von den Naturforſchern des „Senjawin" in der mit modificirtem Seewaſſer angefüllten Bauchhöhle zweier Holothurien von ungewöhnlicher Größe angetroffen wurden. Die ſehr gallertartigen, vier bis 5 Zoll langen Thiere, deren ganz weißknorpeliges

Skelett bei der auffallenden Durchsichtigkeit der Körper sich zeigte, starben immer wenn sie aus ihrem Aufenthaltsorte gezogen und in gewöhnliches Seewasser gebracht wurden, und eine Reihe von Erfahrungen ließ keinen Zweifel darüber, daß sie unmöglich von außen und zufällig in das Innere des Weichthiers hatten gelangen können. Daß niedere Thiere — Eingeweidewürmer der verschiedensten Art — im Organismus höher ausgebildeten Geschöpfe parasitisch leben, kommt in tausenden von Beispielen vor; der entgegengesetzte Fall widerspricht dagegen so sehr allen vorgefaßten Meinungen, daß die meisten Gelehrten geneigt sein dürften, an der Gründlichkeit jener Beobachtungen zu zweifeln. Doch wie manches ist nicht schon von Sachverständigen bezweifelt worden, was sich doch später als Wahrheit erwies? Wie wurde Chamisso verspottet, als er auf die abwechselnden Generationen der solitären und Kettensalpen aufmerksam machte, und doch hätte er mit größeren Rechte seine Widersprecher verlachen können. Hüten wir uns vor der Leichtgläubigkeit, welche die gröbsten Fabeln urtheillos verschlingt; bleiben wir aber auch dem hochmüthigen Dünkel jener verstockten Gelehrten fern, die von vornherein alles verwerfen, was nicht in den Rahmen ihrer Theorie gehört!

Hohe Inseln — Rug, Doublon, Moenn, Tol, Periadik, Tois u. s. w. — vom prächtigsten Waldwuchs beschattet, und eine Menge von niedrigen Eilanden, die wie Smaragde auf dem Rücken eines weit ausgedehnten Corallengürtels sich erheben, bilden die Gruppe Rug, Tuch oder Hogoleu, eine der bedeutendsten des ganzen Carolinenarchipels. Wir ankern mit D'Urville im December 1838 vor der kleinen Insel Tois, und benutzen diese Gelegenheit um mit dem Naturforscher Jacquinot die vielleicht noch von keinem Europäer betretene Insel Rug oder Falang zu besuchen.

„Wir fanden am Ufer," schreibt der muntere Franzose, „eine elende Hütte, vor welcher ein Greis saß, der bei unserm Anblick die größte Furcht an den Tag legte; er wollte sich sogleich entfernen, der junge Tamol, unser Führer hatte die größte Mühe ihn zurückzuhalten; wir reichten ihm einige Geschenke, die ihn etwas zu beruhigen schienen.

„Nach einer kurzen Rast machte uns der Tamol ein Zeichen, daß wir uns wieder einschiffen sollten. Wir wußten nicht was er beabsichtigte, und da die Angst des Greises uns befürchten ließ, er möchte uns wieder zu unseren Schiffen bringen, gaben wir ihm zu verstehen, daß wir in den Wald

gehen wollten, er ſuchte uns davon abzubringen; doch wir blieben bei unſerm Vorſatz und machten uns auf den Weg, worauf er uns folgte.

„Wir merkten jedoch bald, daß wir Unrecht gehabt, ihm keine Folge zu leiſten, denn der Weg führt durch einen ungeheuren ſchlammigen Moraſt, den wir auf den gekrümmten Wurzeln der Manglebäume durchwandern mußten, und wir hatten alle Mühe unſer Gleichgewicht auf dieſen gebrechlichen ein oder zwei Fuß über dem Waſſer ſich erhebenden Stützen zu behalten, und nicht durch einen Fehltritt bis an den Gürtel in den ſchwarzen übelriechenden Sumpf geſtürzt zu werden.

„Um uns her lag dichter finſterer Wald; hübſche grüne Tauben flogen bei unſerer Annäherung empor, und verloren ſich in die Gipfel der Bäume. Als wir aus dem Moraſte kamen, eröffnete ſich eine mit großen Baſaltblöcken bedeckte Ebene. Kein Pfad führte durch dieſes ſteinige Chaos, wir mußten von einem Block zum andern ſpringen, bis wir endlich nach langen Umwegen nicht fern vom Strande einen Fußweg fanden.

„Der Pfad, dem Geſtade folgend, war angenehm von einer Menge ſchöner Bäume beſchattet, unter welchen ich zu meinem Erſtaunen einen ſehr hohen Orangenbaum bemerkte, der mit Früchten beladen war; ſie lagen auf der Erde herum und die Eingebornen ſchienen ſie zu verſchmähen. Sie waren zwar wild, doch ziemlich gut, obgleich etwas ſäuerlich und ſcharf. Woher mochte dieſer Baum wohl ſtammen? Man weiß, daß er in Oceanien nicht einheimiſch iſt. Bald trafen wir einige zerſtreute Hütten, doch fanden wir ſie meiſtens menſchenleer; ihre Bewohner mochten wohl eben in ihren Pirogen bei unſern Schiffen ſein. Sie waren ſtark aus Holz gebaut und mit Cocosblättern bedeckt, ihre Form war länglich viereckig. Im Innern befanden ſich nur einige Matten und große hölzerne rothangeſtrichene Waſſerbehälter. An den Wänden hingen die Waffen: Wurfſpieße mit ſpitzigen Rohrſtacheln beſetzt, lange Stöcke ſorgfältig polirt, gelbgefärbt und an beiden Enden knüttelförmig aufgewulſtet; Schädelbrecher endlich aus ſehr hartem Holze. Eine ihrer Hauptwaffen iſt die Schleuder aus Cocosfaſern geflochten, womit ſie ſehr geſchickt Steine von der Form und Größe eines Hühnereies werfen.

„Einige Hütten, größer als die andern, dienten zur Aufbewahrung ihrer großen Kriegspirogen. Wir traten in einen dieſer Schoppen, und während Herr Lafond eins der darin enthaltenen roth und ſchwarz angeſtrichenen und an den Rändern ſauber geſchnitzten Boote abzeichnete, führten mehrere Ein-

geborene, die ſich auf dem Boden der Hütte im Kreiſe geſetzt hatten ein lebhaftes Geſpräch, deſſen Gegenſtand ſonder Zweifel unſere Wenigkeit war. Bis jetzt hatten wir noch kein Frauenzimmer bemerkt, doch als ich durch eine der Thüren der Hütte blickte, ſah ich mehrere junge Mädchen, die hinter den breiten Bananenblättern halb verſteckt uns neugierig betrachteten. So wie ſie ſich bemerkt ſahen, liefen ſie davon, kamen aber bald wieder zurück, und wiederholten mehrmals dieſes Spiel, bis endlich einer der Wilden, der das muthwillige Treiben bemerkte, ihnen zornig befahl ſich zu entfernen, worauf ſie ſogleich gehorchten.

„Links vom Strande erhoben ſich Hügel mit ſchönen Bäumen bedeckt, durch deren Laub hier und dort das Dach einer Hütte hervorragte. Wir folgten einem dorthin führenden Pfade, trotz aller Bitten und Bemühungen unſeres Führers uns zurückzuhalten, und hatten auch bald die Urſache ſeines Widerſtrebens entdeckt. Denn ſo wie wir den Gipfel des Hügels erreichten, kamen plötzlich eine Menge Weiber mit Freudengeſchrei auf uns zugeſtürzt. Vergebens rief ihnen unſer Führer zu ſich zu entfernen; ſie ſchrieen und zeigten uns mit lebhaften Geberden die Ringe und Glasperlen, die ihre Männer und Brüder auf unſeren Schiffen erhalten hatten. Die meiſten dieſer Weiber waren klein, ziemlich häßlich, und im allgemeinen ſtand ihre körperliche Bildung hinter der der Männer zurück. Ihr ſchwarzes Haar flatterte um die Schultern. Eine kleine, ſehr feine, gelbe Matte mit ſchwarzen Streifen oder Quadranten umgürtete ihren Leib; und der bereits erwähnte Poncho, deſſen beide Enden hinten und vornen, wie das Meßgewand eines Prieſters herabhingen, vervollſtändigte den dürftigen Anzug.

„Unſer Führer ſchien ſo unglücklich und beſorgt uns bei den Frauen zu ſehen, daß wir ſeine Pein nicht verlängern mochten. Den Reſt des Tages brachten wir mit Vogelſchießen und dem Sammeln von Pflanzen, Inſecten und Landſchnecken zu. Dieſe Wilden kannten das Schießgewehr nicht, wie deutlich aus der Beſtürzung hervorging, die mein erſter Schuß verurſachte, und die noch größer wurde als ſie den getroffenen Vogel, blutig und leblos zur Erde fallen ſahen.

„Gegen Abend, während wir auf die Waſſervögel am Ufer Jagd machten, ſahen wir eine große Menge Pirogen vom Beſuch unſerer Schiffe zurückkommen. Die Eingeborenen zogen ſorgfältig ihre Boote auf's Land und zerſtreuten ſich bald darauf über den Strand. Unſere Begleiter liefen den Neuangekommenen entgegen, und theilten ihnen ohne Zweifel ihr Erſtaunen

über die Wirkung unſerer Waffen mit, denn ſie umringten uns bald, und gaben mir durch Zeichen zu verſtehen ich möchte einige Meerſchwalben ſchießen, die zwiſchen dem Steingeröll am Strande umherliefen. Ich traf verſchiedene Male, und bei jedem Schuß äußerte ſich ihre Bewunderung durch ein langgedehntes oh! und eine merkwürdige Geberde die darin beſtand, daß ſie ihren Nacken mit der rechten flachen Hand ſchlugen.

„Einige von ihnen hatten ſich von der Gruppe abgeſondert, kehrten jedoch bald mit einem Greiſe zurück, der mir ſehr hochbejahrt ſchien; ſeine lange Geſtalt war gebeugt, und obgleich ohne ſcheinbare Krankheit, ging er mühſam auf zwei ſeiner Begleiter geſtützt. Als er vor die Bäume kam, welche das Ufer ſäumen, ſetzte man ihn ſorgfältig auf einen großen Stein. Die Nacht ſenkte ſich ſchon; es war ſehr ſchwer die Vögel zu ſehen; die Inſulaner durchſuchten das Ufer nach allen Richtungen, bis zur Erde gebückt. Endlich machte mir einer ein Zeichen, daß er einen Strandläufer ſehe, und wies mit dem Finger nach der Stelle hin. Es dauerte lange ehe ich den Vogel wahrnehmen konnte, doch endlich unterſchied ich den Kopf und langen Hals eines kleinen Krebsreihers, deſſen ſchwarze Silhouette an dem noch rothen Saum des abendlichen Himmels erſchien. Ich ſchoß und ſogleich liefen einige Wilde nach der Stelle wo der Vogel lag. Sie brachten ihn dem Alten, der ihn nahm und lange mit tiefer Aufmerkſamkeit betrachtete. Er ſchlug ſich auf den Nacken und fing dann eine Rede an, welcher alle mit der größten Andacht zuhörten. Es war ohne Zweifel der Weiſe, der Patriarch, vielleicht der Hoheprieſter des Stammes. Ich hätte viel darum gegeben ihn zu verſtehen!

„Nun gingen die Wilden auseinander, und wir folgten einigen unter ihnen nach der nächſten Hütte, wo mehrere Weiber und Kinder um einen in die Erde gegrabenen Backofen ſaßen, in welchen man Fiſche und Bananen zum Abendeſſen gelegt hatte. Unſer Appetit mahnte uns ſchon längſt, daß es Zeit zu eſſen ſei; wir holten daher, ſo wie wir uns geſetzt hatten, unſere beſcheidenen Vorräthe — Schiffszwieback und etwas Käſe — aus unſern Jagdtaſchen hervor. Sogleich ſtreckten ſich alle Hände nach uns aus, und ſo klein auch die Stückchen waren, die wir einem jeden gaben, war doch die Nachfrage ſo ſtark, daß nur wenig für uns übrig blieb; indeſſen tröſteten wir uns mit dem Gedanken, daß unſere Freigebigkeit bei der Vertheilung des im Ofen bratenden Gerichtes einen reichlichen Lohn finden würde.

„Alle ſchienen den Zwieback mit Vergnügen zu eſſen, der Käſe aber wurde mit Ekel verworfen; ſie tranken auch etwas Branntwein, doch nicht ohne das Geſicht dabei zu verziehen.

„Unſere Mahlzeit war zu Ende; der Appetit aber noch lange nicht befriedigt, und wir fanden, daß das Oeffnen des Ofens ſehr lange auf ſich warten laſſen. Herr Laſond beſonders hatte einen wahren Wolfshunger und entfernte ſich um wo möglich einigen Proviant zu entdecken, mir vorher dringend anempfehlend, doch ja den Ofen nicht aus den Augen zu verlieren. Es dauerte wohl noch eine gute halbe Stunde, ehe man die Erde, welche das Gericht bedeckte, entfernte, worauf ein jeder die Hand ausſtreckte und ſeinen Theil erhielt. Man gab mir einen ziemlich großen Fiſch, der aber leider noch halb roh war. Nun kam auch Herr Laſond zurück, welcher den Fiſch ſchmeckte und ungenießbar fand. „Was mich betrifft", ſagte er, „hat man mir Krabben gegeben; ich weiß nicht ob ſie gekocht ſind, aber ich eſſe ſie friſch weg!" Mit dieſen Worten gab er mir einige kleine Krabben, doch ach! ſie waren mehr als roh, ſie waren lebendig!

„Die Nacht dunkelte ſchon längſt; wir gaben unſeren Wirthen zu verſtehen, daß wir ſchlafen wollten; ſie führten uns nach einem Schoppen, unter welchem eine große Piroge lag und deckten Matten über den Boden, auf welche wir uns hinſtreckten, doch mehrere der Eingebornen ſetzten ſich in unſere Nähe und führten ein lebhaftes Geſpräch. Man kann ſich denken, daß trotz unſerer Müdigkeit kein Schlaf ſich einſtellen wollte, außerdem hatte ich ſchon die Hände meiner nächſten Nachbarn gefühlt, die nach meiner Jagdtaſche zu taſten ſchienen: ich ſtand daher auf. Beim Betrachten der Piroge fiel mir eine glückliche Idee ein; der Ausleger, etwa 5 oder 6 Fuß über dem Boden, bot eine breite ebene Fläche dar, ich warf erſt meine Matte darüber hin, dann die Flinte und die Jagdtaſche, und kletterte endlich ſelber hinauf. Die Taſche unter dem Kopfe, die Flinte in einer Hand und einen ſchweren geologiſchen Hammer in der andern, lag ich nun in einer Art von Citadelle und wartete fernere Abenteuer ruhig ab.

„Bis jetzt hatte das Betragen der Wilden uns keinen gerechten Grund zum Argwohn gegeben, aber ihr verrätheriſcher treuloſer Charakter, von dem mir ſo viele Beiſpiele bekannt waren, und ihre durch den Anblick unſerer Schätze erregte Habſucht waren wohl geeignet mich zu beunruhigen. Sie waren ziemlich zahlreich und hatten ſich um ein großes Feuer verſammelt, denn die Nacht war kalt und es fiel ein ſtarker Thau. Bald erhob einer von

ihnen mit kläglicher, ſchreiender Stimme einen Geſang, der mit einer gellenden Note endigte. Als er fertig war, äußerte er das Verlangen auch Herrn Lafond zu hören, der ſich einſtweilen dem Feuer genähert hatte. Mein Begleiter ließ ſich nicht zwei Mal bitten, und gab die Marſeillaiſe und einige Brocken aus Béranger zum Beſten, welche großen Beifall unter den Zuhörern erregten, die ſich um die Wette auf den Nacken ſchlugen.

„Nach dem Geſange kam der Tanz an die Reihe; ein großer Kerl ſtand auf und machte ſingend und um ſich ſchlagend die ſeltſamſten Pirouetten. Der röthliche Widerſchein des Feuers auf den kupferfarbenen Geſichtern; der ſchwarze Schattenriß des Tänzers, der zwiſchen dem Feuer und mir herumſprang, ſeine wunderlichen Geberden machten die Scene zu einer der fantaſtiſchſten, die man ſich nur denken kann.

„Nun kam die Reihe an Herrn Lafond, der brav zu tanzen anfing, aber ſein Koſtüm ſchadete wahrſcheinlich dem Vergleich zwiſchen ihm und ſeinem Vorgänger, er ward daher gebeten ſich auszuziehen, und bald ſah ich ihn im einfachen Naturkleide einen cavalier seul vor den Wilden ausführen.

„Die Nacht war indeſſen ſchon weit vorgerückt, die Geſellſchaft entfernte ſich, einer nach dem andern; das Feuer warf nur noch einzelne Strahlen und ich verſank in einen tiefen Schlaf, aus dem ich erſt am Morgen wieder erwachte.“

So ging denn dieſer Beſuch ohne fernere Abenteuer glücklich zu Ende, und hätte D'Urville nicht länger bei der Inſelgruppe verweilt, ſo würde er vielleicht eine eben ſo glänzende Schilderung von den ſanftmüthigen harmloſen Sitten ihrer Bewohner, wie etwa ſein Vorgänger, der Amerikaner Morrell (1830) entworfen haben. Ein verrätheriſcher, völlig ungerechtfertigter Angriff auf eins ſeiner Boote, der nur mit Waffengewalt zurückgeſchlagen werden konnte, belehrte ihn jedoch eines beſſeren. Er hatte auf Rug nur treuloſe ſchlechte Menſchen kennen lernen, und traf nirgends in der Südſee eine eigennützigere Gaſtfreiheit. Niemals ſchenkten ſie das Geringſte, und waren eben ſo hart im Abſchlagen einer Bitte als habſüchtig und zudringlich, wo es etwas zu gewinnen galt. Nirgends auch hatte er ein ſchmutzigeres Volk geſehen, der Geſtank in ihren Hütten war ſo groß, daß man faſt nicht darin athmen konnte, und ſie ſchienen unter dem Druck der größten Armuth zu leben.

Ihre gewebten Kleidungsſtücke waren wohl das einzige, um welches die Tonganer, Samoer oder Nukahiwer ſie hätten beneiden dürfen. Wenn

ſie die Schleuder vortrefflich zu handhaben wiſſen, ſo ſind ihnen dagegen der Bogen und die Pfeile unbekannt, von welchen die ſchwarzen Völkerſchaften der auſtraliſchen Inſelgruppen einen ſo trefflichen Gebrauch machen. Die Nachrichten, die D'Urville ſpäter auf Guajan über dieſe Leute erhielt, beſtätigten vollkommen ſeine perſönlichen Erfahrungen. Sogar unter ihren Landsleuten ſtehen die Eingebornen der Hogoleugruppe im ſchlechteſten Rufe. Namentlich werden die Bewohner der Hauptinſel Rug als äußerſt bösartig geſchildert, und ſind auch wie behauptet wird unter allen Carolinern die einzigen Kannibalen. Ihr böſer Ruf war ſo feſt begründet, daß nicht einmal die Trepangfiſcher ſich unter ſie wagten. Rug ward 1595 von Torres entdeckt und in neueren Zeiten zuerſt wieder von Duperrey (1824) beſucht. Die Bevölkerung der Gruppe ſoll ſich auf 10 bis 15000 belaufen.

Wenn die öſtlichen Carolinen — Ualan, Puinipet, Lugunor — erſt ſpät bekannt wurden, ſo ſind dagegen die weſtlichen Gruppen des weitausgedehnten Inſelgewirrs ſchon ſeit langer Zeit mit den Europäern und namentlich mit den Spaniern in Berührung gekommen. Der Portugieſe Diego de Rocha eröffnet im Jahre 1526 durch die Entdeckung der Matelotas O. N. O. von den Palaos die Reihe der Seefahrer, denen wir die Kenntniß dieſer Inſeln verdanken; ihm folgen in kurzen Zwiſchenräumen Alvaro de Saavedra (1527) Villalobos (1543) und Drake (1579).

1686 entdeckte der Lootſe Lazeano die Inſel Farroilap, die er dem damals regierenden Könige von Spanien zu Ehren, Carolina nannte, ein Name, der bekanntlich ſpäter auf den ganzen Archipel überging.

Zwei Jahre nach dieſer Reiſe wurden 2 Boote aus La-murrek mit 29 Perſonen nach Samaar einer der Philippinen verſchlagen. Sie hatten ſich zu 35 nach einer benachbarten Inſel eingeſchifft, doch ein Orkan trieb ſie weit von ihrem Ziele ab, und ließ ſie 70 Tage lang auf dem Meere umherirren. Die Spanier wollten nun den auf dieſe Weiſe ihnen bekannt gewordenen Inſeln dieſelben Wohlthaten wie den Marianen angedeihen laſſen; doch ein günſtigeres Schickſal beſchützte die Caroliner, und freundliche Stürme bewahrten ſie vor dem Joche.

Nach mehreren mißlungenen Expeditionen entdeckte Don Bernardo Egoy (1712) die Corallengruppe Ulathy, Falalep, und Mogmog (Egoy Inſeln; Mackenzie Inſeln) und 20 Jahre ſpäter ſchifften die Pater Cantova

und Uvaldee ſich ein, um dort das Chriſtenthum zu verkünden, dem bald ohne Zweifel Frohndienſte und Entvölkerung gefolgt wären. Cantova landete auf Mogmog, wo er freundlich empfangen wurde, und das Bekehrungswerk begann. Uvaldee aber kehrte nach Agania zurück, um noch andere Miſſionare und Vorräthe zu holen. Doch ein Schiffbruch und Hinderniſſe aller Art hielten ihn über 2 Jahre zurück, und als er endlich die Inſelgruppe wieder ſah, war bereits Cantova erſchlagen.

Hiermit endet die Geſchichte der caroliniſchen Miſſionen, doch zufällig oder abſichtlich wurden die Marianen öfters von den dortigen Inſulanern beſucht, und Handelsverbindungen zwiſchen beiden fanden ſtatt. Im Jahre 1788 entdeckte Luito, ein Seefahrer aus Ulea, deſſen Ruhm unter ſeinen Landsleuten noch immer fortlebt, von Neuem den Weg nach Guajan, deſſen Erinnerung noch in alten Traditionen bei ſeinem Volke lebte. Durch den Erfolg der erſten Reiſe und den Empfang, der ihm zu Theil wurde, ermuthigt, kam er im folgenden Jahre mit 4 Booten wieder, und bat den Gouverneur um Erlaubniß ſeine Beſuche regelmäßig zu wiederholen. Dieſe wurde ihm gerne gewährt, aber ein Sturm verſchlang die heimkehrenden Schiffer und ſteckte dem eingeleiteten Verkehr ein Ziel.

Im Sommer des Jahres 1804 verließ das Schiff „Maria“ aus Boſton den Hafen von Agania um Trepang auf den Carolinen zu ſammeln. Don Luis de Torres, ein auf den Marianen lebender Nachkomme des berühmten Seefahrers, machte als Paſſagier die Reiſe mit, in der Hoffnung die Inſulaner, die er lieb gewonnen hatte, wieder zu ſehen, ihnen Gutes zu erzeigen, zu erfahren, warum ſie Guajan zu beſuchen unterlaſſen und ſie zur Wiederkehr zu bewegen.

Auf Ulea erfuhr er, daß Luito's Ausbleiben nicht den Elementen, ſondern den Spaniern zugeſchrieben worden war. Es gelang ihm ohne Mühe die Unſchuld ſeiner Landsleute darzuthun, und die Inſulaner eines Beſſeren belehrt, verſprachen den unterbrochenen Handel wieder anzuknüpfen und hielten Wort.

Seit jener Zeit hat kein neuer Unfall den wiederhergeſtellten Verkehr unterbrochen, und die Caroliner kommen jährlich in größerer Anzahl nach Guajan. Ihr Geſchwader in Booten aus Ulea und den umliegenden Gruppen, aus Elath, Lamureck und Setoan beſtehend, verſammelt ſich in Lamureck. Die Reiſe wird von dort aus im Monat April unternommen, man zählt bis nach Fayo, einer wüſten Inſel, auf der man ein paar Tage raſtet, zwei

Tage Ueberfahrt; von Fayo nach Guajan drei Tage. Die Rückreiſe geſchieht auf demſelben Wege ſpäteſtens im Juni, vor dem Eintritt des gefürchteten Weſt-Monſoons. Die Caroliner tauſchen in Guajan Eiſen, Glaskörner, Tücher u. ſ. w. gegen Boote, Perlmutter, Trepang und ſeltene Muſcheln; die auf dieſem Wege in unſere Muſeen und Sammlungen gelangen. Ihre jährliche Ankunft iſt ein Feſt für die Guajaner, deren einförmiges Leben durch den willkommenen Beſuch angenehm unterbrochen wird. Caroliner ſind es, die auf ihren eigenen Booten die Sendungen des Gouverneurs nach Tinian und Saypan befördern und die ſonſt ſchwierige Verbindung der Marianen unterhalten. Einige, welche die Taufe empfangen, haben ſich ſogar auf Guajan angeſiedelt. Nicht minder intereſſant iſt der Verkehr der Caroliner unter einander. Die von Feis, Eap und Mogmog holen Boote in Ulea gegen Curcumapulver; die von Nuguor und Rug auf derſelben Inſel Eiſen gegen Zeuge. Die von Ulea fahren auch gegen Rug und Nuguor, die von Savonnemusoch werden auf dieſen Reiſen beſucht ohne ſelbſt andere Inſeln zu beſuchen. Die Eingebornen von Ulea und den umliegenden Inſeln ſtehen im Ruf die kühnſten Seefahrer zu ſein, und es bedarf nur eines Blickes auf die Karte um den weiten Umkreis ihrer Fahrten zu ermeſſen, denn ſie ſegeln bis Merir im Weſten, und finden nach Radack verſchlagen ihren Weg nach der Heimath zurück.

Auf den niedern Inſeln der Carolinen iſt die Natur üppiger und freigebiger gegen den Menſchen als auf Radack. So iſt Uba mit zum Theil ſehr hohen Bäumen dicht bewachſen, in deren Schatten die Häuſer auf kleinen Raſenplätzen zerſtreut liegen. Um die ſchönen im Waſſer ſich beſpiegelnden Wipfel der Callophyllen und Hernandien flattert beſonders zahlreich eine weiße Meerſchwalbe (Gygis candida), deren Glanzgeſtalt bei heiterem Himmel neben dem dunklen kräftigen Grün des Laubwerks einen herrlichen Anblick gewährt. Hier wie auf den kleinen Carolinen überhaupt, iſt die vortreffliche Arrowrootpflanze der Südſee, die Tacca pinnatifida vorzugsweiſe zu Hauſe.

Die Volksnahrung ſcheint auf den niedern Inſeln auf dem Brodfruchtbaum und vorzüglich auf den Fiſchfang zu beruhen; Cocosnüſſe ſind häufig und werden beſonders auf Reiſen mitgenommen, wo nach Freycinet eine einzige für den ganzen Tagesbedarf eines Mannes ausreichen muß, der zu Lande den Magen durch eine deſto reichlichere Zufuhr entſchädigt. Natürlich kann auf den kleinen Pirogen kein großer Proviant mitgenommen werden — und die Klugheit gebietet, daß man von vornherein an die Möglichkeit eines

Sturmes denke, der das leichte Fahrzeug weitweg in die Wüſten des Oceans verſchlagen kann.

Wie Kittlitz uns berichtet, ſoll jährlich eine förmliche Hungersnoth auf den niederen Inſeln herrſchen, denn der Vorrath von geſäuerter Brodfrucht reicht nicht aus, und das Trocknen oder Einſalzen der Fiſche, die zu gewiſſen Perioden wegbleiben, war damals wenigſtens gänzlich unbekannt.

Furchtbare Orkane, welchen das Carolinenmeer unterworfen iſt, verwüſten zuweilen auf den niederen Inſeln alle Früchte, ſo daß alsdann die Menſchen eine Zeit lang allein auf den Fiſchfang angewieſen ſind. Dann iſt es natürlich um ſo ſchrecklicher, wenn der Ocean ſeine gewohnten Gaben zurückhält. Dieſe Orkane befährden die Inſeln ſelbſt, gegen die ſie das Meer empören. Kadu, Chamiſſo's Freund, erlebte auf Mogmog einen Sturm, während deſſen das Meer eine zwar unbewohnte, jedoch mit Cocospalmen und Brodfruchtbäumen bewachſene Inſel wegſpülte, und nur ein kahles Riff zurückließ, wo früher ein ſchattiger Hain geſtanden. Das Werk vieler ungezählten Jahre war in einem Tage zerſtört.

Wenn die See nicht ſelten die Hoffnungen des Fiſchers täuſcht, ſo begünſtigt ſie ihn auch zuweilen mit unerwarteten reichlichen Gaben. Der Grindwalfang auf den Färoern wiederholt ſich im ſtillen Ocean und hier wie dort verſteht es der Menſch den Zufall zu benutzen.

Wenn eine Heerde von Delphinen ſich einer Inſel nähert, ſtechen kleine Boote, ſo viel nur können in die See, bilden einen Kreis um den ſich tummelnden Trupp, erſchrecken ihn mit Steinwürfen, und treiben ihn auf den Sand. Dann gibt es ein großes Feſt, denn das Fleiſch wird eben ſo gern gegeſſen und der Jubel iſt nicht minder groß, als dort auf den ſturmumſauſten Felſeninſeln des nordiſchen Meeres. Auf den zu Ulea gehörigen Inſeln wird dieſe Treibjagd mit beſonderem Erfolg ausgeübt. Man verſteht auf anderen die Kunſt nicht ſo gut. Bei dem Zerſchneiden der gefangenen Fiſche ſind beſondere Regeln zu beobachten, denn ein falſcher Schnitt ſoll die Thiere auf eine gewiſſe Zeit von der Inſel entfernen. Ein ähnlicher Aberglaube verbietet den Kindern mit einem gewiſſen kleinen Fiſche zu ſpielen. Geſchähe es, daß wer einen dieſer Fiſche bei dem Schwanze anfaßte und aufhöbe, ſo daß der Kopf nach unten hänge, ſo würden bei dem nächſten Fiſchfange alle Fiſche ebenſo mit dem Kopf nach unten die Tiefe ſuchen, und es könnte keiner gefangen werden. So verkündet ſich bei allen Völkern der

Glaube an das Daſein geheimnißvoller Gewalten, die man zu beleidigen fürchtet oder deren Gunſt man durch Opfer und Bitten zu gewinnen hofft.

Es wird auf allen Carolinen nur an unſichtbare himmliſche Götter geglaubt; nirgends Götzenbilder oder körperliche Sachen verehrt. Die abgeſchiedenen Seelen der Vorfahren walten als Schutzgeiſter über das Wohl ihrer Nachkommen.

Auf Ulea und den öſtlicheren Inſeln (Lamurek ꝛc.) ſind weder Tempel noch Prieſter und es finden da keine feierlichen Opfer ſtatt. Doch ſind die Menſchen nicht ohne frommen Sinn. Der Einzelne legt zuweilen Früchte als Opfer den Unſichtbaren hin, und es wird Niemanden verargt dieſes Opfer aufzunehmen und zu verzehren.

Auf Mogmog, Eap und Ngoli ſind eigene Tempel erbaut, Opfer werden dargebracht und es gibt einen religiöſen Dienſt.

Von Eap bis Rug findet ſich mit geringen Abweichungen dieſelbe Bauart der Boote. Rug und Nuguor haben eine andere Sprache als die weſtlicher gelegenen Inſeln, die ebenfalls nicht alle gleichredend ſind. Die Ehen werden ohne beſondere Feierlichkeit geſchloſſen und getrennt. Der Mann macht dem Vater des Mädchens, das er heimführt, ein Geſchenk von Früchten, Fiſchen und ähnlichen Dingen, und ſchickt, ſo wie die Verbindung ihm nicht mehr zuſagt, die Frau wieder zurück. Während der Dauer der Ehe herrſcht wenigſtens von Seiten der letzteren unverbrüchliche Treue. Die Mehrheit der Weiber iſt gebräuchlich, doch mögen wohl nur Häuptlinge wegen der Schwierigkeit eine größere Familie zu unterhalten, dieſes Vorrecht genießen.

Der Vornehmheit der Geburt wird wie überall in Polyneſien vom Volke gehuldigt, wenn auch der „Tamol" bei den Seeleuten der niedern Inſeln weniger zu befehlen hat als der „Iros" auf dem ackerbautreibenden Ualan. Die Häuptlinge ſcheinen nach einer Art Lehnsſyſtem einander untergeordnet zu ſein, und zuweilen gehorchen mehrere Inſelgruppen einem gemeinſamen Oberhaupte, wie vor 40 Jahren Lamureck, Elath, Sug, Buluath u. ſ. w. dem weitherrſchenden Toua, Fürſten von Ulea, nach deſſen Tode aber das kleine neptuniſche Reich ſich in ſeine einzelnen Glieder wieder auflöſte. Im Angeſicht der Inſel Mogmog, wo das Oberhaupt der Gruppe dieſes Namens wohnt, laſſen die Boote ihre Segel herab. Dieſe Verehrung der adeligen, vielleicht göttlichen Abſtammung ſcheint in rein menſchliche

Verhältniſſe nicht einzugreifen, welche unbeſchadet der Rangverhältniſſe, denen ihr Recht geſchieht, zwiſchen Häuptling und Mann ſtatt finden.

Geſang und Tanz meiſt unzertrennlich machen überall die Hauptluſtbarkeiten aus, doch werden ſie von keinem muſikaliſchen Inſtrument begleitet, und ſogar die Trommel iſt auf den Carolinen unbekannt.

Die kleine Inſel Feys oſtwärts von der Hauptcorallengruppe Mogmog oder Uluty iſt beſonders in geologiſcher Hinſicht merkwürdig, da ſie unzweideutige Zeichen der Hebung aus dem Schooße des Oceans an ſich trägt. Erſt arbeiteten Lithophyten an ihrer Bildung, dann ſchob Vulkan ſie in die Höhe. Jetzt ſteigt der Corallenfelſen, aus dem ſie beſteht, und der einſt von der Sturmfluth überbrauſt wurde, beinahe 100 Fuß hoch mit ſenkrechten Wänden über dem Waſſerſpiegel; er iſt oben wie gewöhnlich flach, vertieft ſich aber nach innen und zeigt ſo auf's deutlichſte die ehemals mit Waſſer gefüllte jetzt emporgehobene Lagune, deren hufeiſenförmiger Rand den höchſten Theil des Ganzen ausmacht. Ein außerhalb der Wände, wenigſtens theilweis umherlaufender ſchmaler Strand gehört ſichtbar zu dem ſpäteren Anbau der Corallen, der noch jetzt als Untiefe die Inſel umgibt. Bei der Kleinheit des Eilandes, deſſen Umfang wenig mehr als eine halbe deutſche Meile beträgt, iſt die Bevölkerung ungewöhnlich ſtark, wie man ſchon an den nahe bei einander liegenden Häuſern ſieht. Dieſe werden durchweg von zahlreichen Cocospalmen beſchattet, an denen es auch auf den emporgehobenen Rändern der ehemaligen Untiefe nicht fehlt, außerdem bauen die Einwohner ſehr ſorgfältig den Taro und die Banane. Unter allen niederen Inſeln erfreut ſich Feys des reichſten Bodens und der reichſten Flora. Der vielfach nützliche Bambus iſt aus Eap dorthin verpflanzt worden und gedeiht. Die Menſchen aber und ihre Wohnungen gleichen der Hauptſache nach denen des weit nach Oſten liegenden Ualan.

Die hohe beträchtliche Inſel Eap, weſtwärts von Mogmog verdient eine beſondere Erwähnung. Wir finden unter ihren Erzeugniſſen die Arekapalme, den Bambus, den die andern Inſelgruppen von hier beziehen; drei in den Bergen wachſende Baumarten, aus deren Holz man Boote baut, wozu auf den niedern Inſeln nur der Brodfruchtbaum gebraucht wird; die Aleurites triloba, den Würznelkenbaum, der nach Chamiſſo nicht blos nicht geachtet ſondern ſogar verachtet wird, und nebſt zwei andern Bäumen, die nutzlos und bitteren Geſchmackes ſind, der Schlechtigkeit und Häßlichkeit zur Vergleichung dient; den Orangenbaum, das Zuckerrohr und endlich den Curcuma

der freilich auch auf Ulea und den niedern Inſeln vorkommt, aber in größerem Reichthum auf Eap. Der Ackerbau auf dieſer Inſel ſoll in ganz Oceanien ſeines Gleichen ſuchen. Schwimmende Tarogärten (Arum; Caladium esculentum) werden da auf den Wäſſern, auf Holz- und Bambusflößen künſtlich angelegt.

Auch die Thierwelt iſt auf Eap reichlicher vertreten als auf den niedern Inſeln. Eine große Art Eidechſe, Kalui genannt, kommt dort wie auch auf Pelli vor, geht zwar in das Waſſer, wo ſie Menſchen gefährlich werden kann und frißt Fiſche, hält ſich aber meiſt auf dem Lande auf und kriecht auf die Bäume, wo ſie während der Tageshitze ſchläft. Delphine ſteigen zuweilen in die Flüſſe von Eap hinauf, man verſperrt ihnen dann die Rückkehr mit Netzen und tödtet ſie mit Harpunen. Eap bringt Schleifſteine hervor, welche die öſtlicheren niederen Inſeln von dorther beziehen. Sie ſind ein freundlicheres Geſchenk der Natur als das Silber, welches auf Eap ſich vorfinden ſollte, und gewiß, wenn ſich die Sage als wahr erwieſen, ſchon lange zum völligen Untergange des Volkes geführt hätte. Obgleich ohne hohe Gipfel und anſehnliche Berge iſt Eap eine Stätte vulkaniſcher Kräfte. Die Erdbeben ſind häufig und ſo ſtark, daß ſogar die leicht gebauten Häuſer der Eingeborenen davon umgeſtürzt werden. Die Korallenriffe von Mogmog und Ulea werden, wenn auf Eap die Erde bebt, erſchüttert, jedoch mit minderer Gewalt. Dem Unglück, welches die Zwietracht der Elementarkräfte über den Menſchen verhängt, fügt dieſer noch die Gräuel der eigenen Entzweiung hinzu. Früher war Friede auf Eap, ſo lange es unter einem Oberhaupte ſtand, in neuerer Zeit waltet Krieg zwiſchen den Häuptlingen der verſchiedenen Gebiete, deren von Kadu 46 gezählt wurden. Wo eine Uebertretung, eine Beleidigung geſchehen, wird das Tritonshorn geblaſen. Beide Parteien rücken in Waffen gegen einander. Man unterhandelt. Wo Genugthuung verweigert wird und kein Vergleich zu Stande kömmt, wird gekämpft. Der Krieg dauert, bis von jeglicher Seite einer aus der Klaſſe der Häuptlinge gefallen iſt, und die der Gegenpartei von ſeinem blutigen Fleiſche gekoſtet haben. Nach Kadu ſollte zwar ein Jeder eben nur ein Stückchen zum Munde führen, doch wer weiß ob nicht ſeitdem, unter dem Einfluß der alle thieriſchen Leidenſchaften erweckenden Fehden, der Appetit mit der Mordluſt geſtiegen iſt.

Eap hat eine eigene Sprache, die nur noch auf der kleinen Gruppe Ngoli, die in geringer Entfernung gegen Süden und auf dem Wege nach

Pelli geſprochen wird. Die malayiſche Sitte des Betelkauens iſt bis Eap vorgedrungen; das auf Ualan gebräuchliche Kavatrinken hier dagegen wie auf allen niederen Inſeln unbekannt. Seit 1856 haben ſich ſpaniſche Miſſionare auf Eap angeſiedelt, deren Eingeborene als gutmüthig, arbeitſam und lernbegierig geſchildert werden.

Die Pelew Gruppe, die man auch Palaos und Weſtliche Carolinen nennt, beſteht aus einer von Nordoſt nach Südweſten laufenden Kette langer und ſchmaler Inſeln von mittelmäßiger Höhe und von Waldungen reichlich gekrönt. Der kleine Archipel wird ringsherum von einem Corallenriff umſchloſſen, welches ſich an einigen Stellen 5 bis 6 Seemeilen weit vom Lande entfernt und auf der Weſtſeite nirgends demſelben näher als auf 2 oder 3 Seemeilen kommt. Die Inſeln ſind alſo wahrſcheinlich, wie ſo viele andere oceaniſche Gruppen, nur die über dem Meere noch auftauchenden Rücken eines bedeutenderen verſunkenen Gebietes, deſſen Umfang wenigſtens dem des einſchließenden Riffes gleichkam. Mit Eap genießen die Palaos die Vorrechte eines hohen Landes und beſitzen eine Menge Erzeugniſſe, die dem dürftigen Boden der niederen Coralleninſeln ewig fremd bleiben. Zwar iſt noch kein Naturforſcher auf ihnen gelandet, keine wiſſenſchaftliche Expedition hat ſie auch nur im Fluge berührt, doch laſſen uns die verſchiedenen nutzbaren Palmen der Philippinen (Palma brava, Palma de Cabello negro), die unter den Gewächſen der Pelew Inſeln angeführt werden, den Reichthum ihrer Flora ermeſſen.

Die Einwohner nähren ſich größtentheils vom Taro, den ſie in verſchiedenen Spielarten anbauen, von denen etliche zu einer außerordentlichen Größe gelangen, und von den Früchten der Cocospalme, die in üppigem Wachsthum die Inſeln umrandet. Außerdem liefert ihnen das Meer eine große Mannigfaltigkeit von Fiſchen und nebſt anderen Muſcheln auch die rieſige Tridacna, die oft von geübten Tauchern aus einer Tiefe von 6 bis 7 Faden heraufgeholt und roh gegeſſen wird.

Der merkwürdige Dugong des indiſchen Oceans, ein nun faſt ausgeſtorbenes Thier, welches den Uebergang von den Walen zu den Robben bildet, wie jene einen kräftigen wagerechten Schwanz beſitzend, aber wie dieſe mit beweglicheren Vorderfüßen verſehen, worauf es ſich beim Weiden der Tange an den ſeichten Ufern ſtützt, kommt in den Gewäſſern der Pelew Inſeln wie in denen der Philippinen vor. Aus deſſen Knochen pflegen die

Häuptlinge Armbänder zu tragen. Ein weniger harmloser Gaſt iſt eine Art Krokodil, Ga-ut genannt, die ſich beſtändig im Waſſer aufhält und einen zuſammengedrückten Schwanz hat. Die Kinderſtimmen ähnlichen Töne, die dieſes gefährliche Thier hervorbringt, möchten Unkundige verlocken. Der Ga-ut wird nicht wie die Kalui-Eidechſe auch auf Cap angetroffen. Nach dem Zeugniß Kadu's hat ſich nur einmal einer da gezeigt und iſt getödtet worden, nachdem er ein Weib verſchlungen hatte.

Die Pelew Inſeln wurden zwar ſchon im 17. Jahrhunderte von den Spaniern entdeckt, doch erſt der Schiffbruch der „Antilope" im Jahre 1783 machte Europa näher mit ihnen bekannt. Der Capitän Wilſon rettete ſich mit der ganzen Mannſchaft, die aus 33 Europäern und 16 Chineſen beſtand, und da es ihm glückte ſeinen ganzen Vorrath von Schießpulver und Gewehren unbeſchädigt an's Land zu bringen und die meiſten Gegenſtände aus dem Wrack zu retten, konnte es ihm wohl nicht ſchwer werden die Erlaubniß des Königs der Inſel zum Bau eines neuen Schiffes zu erlangen, welches groß genug wäre ihn nach der nächſten europäiſchen Niederlaſſung zu führen, beſonders da er ihn auch noch bei ſeinen Kriegen unterſtützte. Nach drei Monaten war das Schiff vollendet, mit welchem Wilſon glücklich nach Macao zurückkehrte, wo aber der junge Prinz Lee Boo, den ſein Vater, der König Abba Thulle dem Capitän anvertraut hatte um ihn nach England zu führen, an den Pocken ſtarb. Mit Hülfe der Tagebücher und mündlichen Nachrichten Wilſon's ſchrieb ein gewiſſer Herr Keate ein dickes Buch über alle dieſe Begebenheiten, welches damals viel Aufſehen erregte und von Georg Forſter in's Deutſche überſetzt wurde. Die Inſulaner werden dabei als die liebenswürdigſten, mit allen Tugenden ausgeſtatteten Menſchen geſchildert, doch ſtimmen dieſe Nachrichten ſo wenig mit den Berichten ſpäterer Schiffbrüchigen überein, die ohne Pulver und Blei und in keiner ſo imponirenden übermächtigen Anzahl an's Ufer trieben, daß man den Berichten des guten Capitäns Wilſon wohl nicht Unrecht thut, wenn man ſie in's Gebiet des Romans verweiſt.

Am 15. Januar 1839 ſegelte Dumont d'Urville längs der Oſtküſte des kleinen Archipels, wo er weder Bewohner, noch Häuſer, noch Pirogen, noch irgend eine Spur des Anbaus ſah. Als er jedoch Nachmittags um die Südſpitze der Inſel Pillilew bog, ſtießen drei Pirogen vom Lande und eilten mit vollen Segeln auf ihn zu. Er ließ anhalten und bald kamen 15 bis 20 Inſulaner an Bord. Sie glichen den Carolinern, ihre Zähne waren vom

Betelkauen ſchwarz gefärbt, und einige trugen einen Menſchenknochen auf dem Kopf nach Art eines Kammes. Die Pirogen waren klein und ſchmal aber niedlich gebaut und ſchienen auch für längere Reiſen tüchtig zu ſein.

Während D'Urville mit dieſen Wilden einige Gegenſtände ihres Kunſtfleißes — Doſen, Knochenkämme, irdene Gefäße — tauſchte, trat ein Mann auf ihn zu, der ihn malaiiſch anredete und ihm ſagte, daß er zu einer Barke gehöre, welche vor 11 Monaten auf dieſen Inſeln Schiffbruch gelitten hatte.

Der arme Malaie zitterte anfangs vor Furcht und ſuchte den Blicken ſeiner Begleiter auszuweichen, doch als D'Urville verſprach ihn nebſt einem Cameraden, den er ihm vorſtellte an Bord zu behalten, faßte er Muth und erzählte, daß ſich ſieben Mann auf der Barke befanden, als ſie vom Sturm nach Pelew verſchlagen wurde, deſſen Einwohner den Capitän erſchlugen und die andern zu Sclaven machten. Als ſie an Bord der Corvette ſtiegen, wurde in den Malaien die Hoffnung wach ihre Freiheit wieder zu erlangen, und die Spannung womit ſie D'Urville's Entſchluß erwartet hatten, war um ſo größer als ſie nach dieſem Verſuch des Entrinnens von Seiten ihrer erzürnten Herren die gröbſten Mißhandlungen zu befürchten hatten. Es zeigte ſich auch bald, daß ihre Beſorgniß nicht ohne Grund war, denn ihre Erzählung war noch nicht zu Ende, als ſchon ein Wilder mit einer wahren Henkersphyſionomie auf die beiden Malaien losging, und ihnen mit barſcher Stimme befahl das Schiff zu verlaſſen. Auf ihre Antwort, daß ſie dieſes durchaus nicht thun würden, ſondern vielmehr das Schiff benutzen wollten um in ihr Vaterland zurückzukehren, ſtieß er furchtbare Drohungen aus, die jedoch weiter keine Folgen hatten, als daß auf D'Urville's Befehl ein paar handfeſte Matroſen ihn am Arm packten und ſofort mit dem übrigen Geſindel auf nicht allzuſanfte Weiſe in ſeine Piroge warfen, worauf die Corvetten ihre Fahrt fortſetzten und die Gruppe bald wieder aus den Augen verloren.

Die Malaien klagten bitterlich über die ſchlechte Behandlung, die ſie bei den Wilden erduldet hatten, und ſchilderten deren Zuſtand als höchſt erbärmlich. Sie gaben die Volkszahl auf 100 für die Inſel Carakong, 400 für Pillilew und vielleicht 1000 für Babelthuap an, welche die größte und volkreichſte iſt, reich an Schweinen und ſogar an Rindern.

Auf der Inſel Coror hatte einer von ihnen einen Amerikaner geſehen, der vor vier oder fünf Jahren Schiffbruch gelitten hatte und deſſen Unglücksgefährten ſämmtlich ermordet worden waren.

Auch Kadu, Chamisso's Freund, der auf Pelew gewesen, fällte ein sehr ungünstiges Urtheil über deren Bewohner, und rügte besonders ihre schamlose Sittenlosigkeit. Ein Spanier, den Chamisso in Cavite sprach und der neun Monate auf den Palaos zugebracht hatte, gab den Insulanern sogar Schuld Kannibalen zu sein, und gönnte ihnen von Menschen kaum die Gestalt.

Da seit Wilson die Engländer, Spanier und Amerikaner die Palaos unausgesetzt besuchen, und der Trepang fortwährend auf den Riffen für den Markt von Canton gesammelt wird, schreibt Chamisso die spätere Verderbtheit der Insulaner, im Gegensatz zu ihrer früheren Gastlichkeit, dem häufigeren Verkehr mit Europäern zu; da aber schon der Pater Cantova 60 Jahre vor Wilson sie als nackte Kannibalen schildert, welche von den östlicheren Carolinern mit Abscheu als die Feinde des Menschengeschlechts bezeichnet wurden, scheint es sehr wahrscheinlich, daß nicht viel mehr an ihnen zu verderben war.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Marianen.

Guajan. — Wuchernde Vermehrung der Limonia trifoliata — und des eingeführten Hirsches. — Einheimische Vögel. — Fische. — Der Riesenroche. — Die alten Marianesen oder Chamorros. — Aristokraten und Plebejer. — Baukunst. — Münzen aus Schildkrot. — Töpferkunst. — Erbfolge. — Die Oulitaos.

Die vulkanische Gruppe der Marianen besteht aus dreizehn Inseln und einige Farallons, wie die reiche spanische Sprache kleine Eilande mit senkrecht abschüssigen Ufern nennt. Von Norden nach Süden in langer Reihe verlaufend, und meistentheils durch weite Meeresstrecken von einander getrennt, sind sie offenbar nur die über die Fläche des Oceans emportauchenden Culminationspunkte einer gewaltigen Bergkette, die in unvordenklichen Zeiten der gespaltenen Erdrinde entstieg und durch fortgesetzte Ausbrüche und Hebungen zu ihrer jetzigen Gestalt gelangte. Nur noch im Norden der Kette, auf Guguan kommt das unterirdische Feuer zum Vorschein, sonst sind

überall die Krater erloſchen, und auf Guajan oder Guam, der ſüdlichſten und zugleich der größten und wichtigſten der Marianen erinnert nur noch von Zeit zu Zeit ein leiſes Beben der Erde an die drohenden, tief unten verborgenen Mächte.

Dieſe Inſel, deren Oberfläche nach Freycinet etwa 153 Quadratſeemeilen beträgt, beſteht in ihrem nördlichen Theil aus einem mäßig hohen, ebenen, gehobenen Corallenplateau mit ſchroff abſtürzenden Ufern; ſteigt aber in ihrer ſüdlichen Hälfte zu wohlbewäſſerten Gebirgsmaſſen empor, deren hervorragende Gipfel eine Höhe von 1200 bis 1500 Fuß erreichen.

Es gab eine Zeit, wo üppige Wälder den größten Theil des Landes bedeckten, die Verheerungen des Feuers haben jedoch den Urforſt bis auf die höherliegenden Gegenden ausgerottet, und die urſprüngliche Vegetation durch eine neue erſetzt. Wo nun einförmige Steppen über die ſonnverbrannten Ebenen und Hügel ſich hinziehen, hat namentlich die ſtachlichte Limonia trifoliata, der nicht mehr Einhalt zu thun iſt, da die Vögel, welche deren ſaftige rothe kirſchgroße Beeren lieben, überall die Samenkörner zerſtreuen, ſich wuchernd vermehrt, und bildet mit andern größtentheils eingeführten Pflanzen, wie der Guayave, die auch hier wie auf Tahiti ſich breit macht, ein undurchdringliches Geſtrüpp.

Im Urwalde kommen unter andern vier wilde Abarten des Brodbaums vor, die dem öſtlichen Polyneſien unbekannte Kohlpalme, (Areca oleracea) verſchiedene Wolfsmilch-, und Apocinenarten, eine Daphne, die den einheimiſchen Namen Diebesſtrick führt, weil ihre zähen, um die Fußknöchel gebundenen Aeſte zum Erklimmen und Berauben der Cocospalmen benutzt werden, eine Eugenia, deren eiſenhartes Holz zu eingelegten Arbeiten ſich gut verwenden ließe, und drei Feigenarten, an deren Früchten Menſchen und Vögel ſich laben.

Die Mimosa scandens mit ihren holzigen oft armsdicken Stengeln, die ſtachlige Dioscorea, die namentlich der trockenen Bergabhänge ſich bemeiſtert, und eine Menge anderer Lianen ſchlingen ſich um die Bäume des Waldes, auf deren Zweigen Orchideen und andere Paraſiten ſich anklammern.

Ueberall wo die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens durch die belebende Kraft des Waſſers begünſtigt wird, iſt die Vegetation der Marianen nicht minder üppig als auf den bevorzugteſten polyneſiſchen Inſeln. Wie reichlich würde hier die mütterliche Erde den Fleiß des Menſchen lohnen, wo der Mais 15 Fuß hoch wächſt, und das Reiskorn ſich verhundertfacht; wo das

Zuckerrohr in fünf einheimiſchen Arten von ſelber ſprießt, und die Baumwollenſtaude ſich ſo wohl fühlt, daß ſie auf Tinian ganze Berglehnen mit ihrem weißen Flaum überzieht, wo die Hanfbanane (Abaca) ſich ſo ſchnell vermehrt, daß der einjährige Stamm über zehn Pfund Faſern liefert; wo der Brodbaum und die Cocospalme, die Igname und der Taro auf's herrlichſte gedeihen; und der einheimiſche Sagobaum (Cycas circinalis) dem Menſchen faſt ohne alle Arbeit die Gabe ſeines nahrhaften Markes ſpendet?

Aber ein träges nachläſſiges Geſchlecht, durch Despotismus und Aberglaube gedrückt, läßt die Gaben der freigebigen Natur unbenutzt verkommen, und verbringt in fauler Gleichgültigkeit ein Leben, welches durch einigen Fleiß und von einer beſſeren Regierung begünſtigt, ſich ſo leicht verſchönern und veredeln ließe.

Außer der auf allen Inſeln der Südſee ſo allgemein verbreiteten Ratte iſt ein fliegender Hund (Pteropus Keraudrenü) das einzige urſprünglich einheimiſche Säugethier. Man ſtaunt dieſen Flatterer, der gewöhnlichen Nacht- und Dämmerungsliebe ſeines Geſchlechts ungetreu, bei hellem Tage in vollem Sonnenſchein umherfliegen zu ſehen. Er ſchwebt nach Art der Raubvögel und hakt ſich, wenn er ausruhen will, an Bäumen oder Felſen. Die Marianeſen eſſen ſein Fleiſch, trotz deſſen unangenehmen Geruchs.

Die Spanier haben außer unſern gemeinen Hausthieren auch noch aus den Philippinen eine kleine Art Axishirſch eingeführt, die ſich auf den Savannen und im wilden Geſtrüpp unglaublich vermehrt hat, ſo daß die bei Guajan anlegenden Schiffe faſt kein anderes Fleiſch genießen. Dieſer Hirſch hat ein wenig entwickeltes Geweih und ein ſchwärzliches rauhes Fell. Wenn er bis zum Strande verfolgt wird, wirft er ſich in's Meer und ſchwimmt mit außerordentlicher Schnelligkeit und Kraft, den langen Hals bis zur Bruſt über dem Waſſer haltend. In ſeinem Schrecken ſtürzt er ſogar in die wüthende Brandung hinein, die ihn mit ihren gewaltigen Fluthen übergießt.

In den Wäldern wird das Leben des armen Thieres durch eine Legion von Inſekten verbittert, welche ihre Larven in deſſen Haut niederlegen, und ſie mit ekelhaften Geſchwüren bedecken. So ſehen wir auch hier Widerwärtigkeiten und Plagen an den Genuß der ungebundenen Freiheit geknüpft.

Die friedlichen Vögel ſind um ſo zahlreicher auf dieſen kleinen Inſeln, da der Menſch ſie nur ſelten verfolgt. Beſonders bemerkbar macht ſich die ſchöne Kurukuru Taube, die wegen ihres grünen mit gelb gemengten Ge-

fieders und purpurner Haube für einen Papageien gehalten werden könnte, der aber nirgends auf den Inseln lebt. Sie kommt in erstaunlicher Menge in den Wäldern vor, wo ihr melancholischer Ruf dem Wanderer wie ein menschlicher Klagelaut ertönt, oder wie die Stimme des Genius der Inseln, trauernd und seufzend über deren trübseligen Verfall.

Außer einigen anderen Taubenarten bewohnen auch noch Fliegenfänger und Amseln den Forst. Zwischen den breiten Blättern der Palmen halten sich rothe und schwarze Suimanga auf und pumpen den zuckerhaltigen Saft der Blüthen, während in den dichten feuchten Gründen die Titlinralle einherschreitet.

Der den Marianen eigenthümliche huhnähnliche Sassegniat, (Megapodius La Perouse) zu derselben Vogelfamilie wie der prachtvolle australische Leiervogel gehörend, aber ohne dessen herrlich geschmückten Schwanz, lebte früher in großer Menge auf Guajan und Rota, wo er sogar als Hausvogel gehalten wurde. Jetzt ist er jedoch auf diesen beiden Hauptinseln völlig verschwunden, und kommt nur noch höchst selten in den Dickichten Tinians vor. So hätten wir auch hier ein interessantes Beispiel von den Umwälzungen, welche der Europäer auch in der Thier- und Pflanzenwelt der Länder hervorbringt, die er seiner Herrschaft unterjocht, und wie sein Erscheinen auch noch für andere Geschöpfe außer dem Menschen verderblich wird.

Außer der eßbaren Schildkröte, die häufig die unbewohnten Gestade aufsucht, und der selteneren Testudo imbricata, welche das kostbare Schildpatt liefert, erzeugt das marianische Meer eine Menge vortrefflicher Fische. So wie an unsern Küsten der Sprott, so erscheint hier in unzähligen Legionen, doch nur für wenige Tage, der dritthalb Zoll lange Magnahak (Amphacanthus argenteus) Man beeilt sich die flüchtige Erscheinung zu benutzen und einen Vorrath zu sammeln, der entweder an der Sonne getrocknet oder gesalzen wird. Ferner gehört der unserer Makrele sehr ähnliche hatchouman zu den beliebtesten Seefischen, und die Bäche sind reich an Aalen, Karpfen und Barben, welche letztere auch im Meere gefischt werden.

Ein ungeheurer über 100 Pfund wiegender Rochen (Raia quinque aculeata) dessen dunkel braune Haut mit runden himmelblauen Flecken übersäet ist, zeichnet sich durch die fünf langen widerhakig gezähnten und nach den Seiten hervorstehenden Stacheln aus, welche die furchtbare Waffe seines Schwanzes bilden, und deren Stich für tödlich gehalten wird. In den Lagunenöffnungen und in den Häfen hält sich der gefährliche Alou auf,

der eine Länge von 5 Fuß erreicht, und deſſen Zähne ſcharf wie die einer Katze ſind. Man kann ſich denken, daß ein ſolcher Geſelle das Baden nicht minder bedenklich macht wie der Hai, der ebenfalls dieſe Gewäſſer beunruhigt.

An eßbaren Cruſtaceen ſind die Marianen reich, denn außer einer rieſigen Meerkrabbe und mehreren wohlſchmeckenden Flußkrebſen, kommen dort auch noch der Ranglao, eine ſehr große Landkrabbe, und der berühmte oſtindiſche Beutelkrebs (Birgus latro) vor.

Wenn dieſe Inſeln ſowohl im Thier- als im Pflanzenreich eine größere Mannigfaltigkeit von Formen als die öſtlicheren polyneſiſchen Gruppen darbieten; und in dieſer Hinſicht bereits an Malaiien erinnern, ſo werden ſie dagegen auch reichlicher von Inſektenplagen heimgeſucht. Die große ſchwarze Ameiſe mit ihrem ſchmerzhaften Biß, die ſowohl ihrer Menge als ihres Stiches wegen als Hausplage berüchtigte rothe Ameiſe, die widerlichen Schaben, die in unglaublicher Anzahl vorkommen, die Moskitos, der giftige Tauſendfuß, der in das Ohr des ſchlafenden Menſchen kriecht und dadurch die gefährlichſten Zufälle hervorbringt, die Wanze, die vielleicht von europäiſchen Schiffen eingeführt worden iſt, aber jedenfalls in den ſchmutzigen Hütten der Marianeſen eine ihr höchſt zuſagende neue Heimath gefunden hat, und noch andere ſechsbeinige Quälgeiſter beläſtigen oder berauben die Inſulaner auf vielfache Weiſe und ſtören ſie im ſüßen Genuß ihres geliebten Nichtsthuns.

Ein zahlreicheres, lebensfriſcheres Volk, zur weitausgedehnten malaiiſchen Race gehörend, bewohnte zur Zeit ihrer Unabhängigkeit die Gruppe der Marianen. Der gegenwärtige Zuſtand der Inſeln ſpricht ein hartes Verdammungsurtheil über die ſpaniſche Regierung aus, die während einer Herrſchaft von faſt zwei Jahrhunderten eine nicht unbegabte Nation bis zum tiefſten Elend herabdrückte, und unvermögend das Gute zu ſchaffen ſtets nur als Zerſtörerin ſich erwies. Zwar haben auch die Engländer ſich manchen Frevel gegen die unciviliſirten Stämme zu Schulden kommen laſſen, die ihrer Macht ſich beugen mußten; zwar ſind auch bei ihrer Annäherung manche Urvölker dahingeſchmolzen, doch aus den Ruinen die ſie machten, iſt überall ein neues ſchöneres Leben entſtanden, während nur Trümmer den Pfad des Spaniers bezeichnen.

Die Vergleichung der Marianeſen, wie ſie waren, mit dem wozu Unfähigkeit und Despotismus ſie gemacht haben, wird, wie wir ſehen werden,

nur zu ſehr den Ausſpruch Chamiſſo's rechtfertigen, der ihre Geſchichte eine düſtere nennt.

Dieſelbe ariſtokratiſche Verfaſſung oder Kaſteneintheilung, die noch gegenwärtig in ganz Polyneſien obwaltet, herrſchte auch bei den alten Marianeſen. Eine tiefe unüberſchreitbare Kluft trennte den Adel vom Volk, und wie auf den Sandwich Inſeln zeichnete ſich jener durch eine höhere Statur und bedeutendere Körperkraft vor der weniger athletiſch entwickelten niedrigeren Volksklaſſe aus.

Den Plebejern (Mangatchongs) war das Fahren auf dem Meere unterſagt; den Adeligen (Matouas) und den kleinen Landeigenthümern oder Halbadeligen (Atchaots) gehörte das ausſchließliche Recht des Schiffsbaues, des Seefiſchfanges, der Theilnahme am Kriege.

Der Mangatchan, der an einem Matoua vorbeigegangen wäre, ohne ihn zu grüßen, würde ſchon dadurch den Tod verdient haben, da ſolches als eine Herausforderung zum Kampfe gegolten hätte, zu der der Niedriggeborene ſich nimmer verſteigen durfte. Der Aal, den die Adeligen verabſcheuten, war der einzige Fiſch, der den Mangatchangs überlaſſen blieb, doch auch dieſen durften ſie nur mit der Hand ergreifen, nachdem ſie ihn bei Fackelſchein mit Stockſchlägen betäubt hatten, denn der Gebrauch der Angel und des Netzes kam nur den privilegirten Ständen zu. Die Frauen der Matouas flochten eigenhändig aus Pandanusblättern die Wiegen ihrer Kinder und die feineren Matten, die zu ihrer Bekleidung dienten, auch behielten ſie ſich die Zubereitung gewiſſer Speiſen vor, die keine gemeine Hand berühren durfte; während es den Weibern niedrigeren Standes überlaſſen blieb, das Tauwerk für die Pirogen, die Matten für die Seegel und eine Menge anderer zu gröberem Gebrauch beſtimmter Gegenſtände zu verfertigen. Doch auf den Marianen wie überall beſiegte zuweilen der allmächtige Amor alle Vorurtheile der Geburt. So entfloh einſt ein Jüngling höheren Standes mit einer reizenden Tochter des Volkes und ſuchte, von ſeiner Familie verfolgt, eine Zuflucht in den Wäldern und Höhlen des Gebirges. Endlich beſchloß das Paar ſich durch den Tod vor der Grauſamkeit der Menſchen zu retten, knüpfte ſich an den Haaren zuſammen und ſtürzte ſich von einem ſchroffen Vorgebirge, welches durch ſeinen Namen „Cabo de los amantes“ (Cap der Liebenden) noch immer das Andenken ihrer treuen Anhänglichkeit bewahrt, in das darunter wogende Meer.

Eine Folge der Erniedrigung des gemeinen Mannes waren die gewöhnlichen Laſter der Unterdrückten — Verſtellung, Rachſucht, Feigheit — während Edelmuth und Wahrheitsliebe dem Adel nachgerühmt werden. Er war menſchlich nach dem Siege, hielt ſtrenge ſein gegebenes Wort, und ſchenkte dem ebenbürtigen Gefangenen ſo viel Zutrauen, daß er ſich mit deſſen einfachem Verſprechen, nicht zu entfliehen, begnügte.

Weder die unerbittliche Grauſamkeit im Kriege, noch der ſcheußliche Kannibalismus, der in höherem oder geringerem Grade faſt alle Völker der polyneſiſchen Welt befleckte, noch der weit verbreitete Kindermord, der ſogar den Vätern und Müttern Tahiti's zur Laſt gelegt wurde, werden den urſprünglichen Marianeſen vorgeworfen, während ſie in keiner guten Eigenſchaft ihren Brüdern nachſtanden.

Mit amphibiſcher Schwimmfertigkeit ſpielten auch ſie in der rollenden Brandung, und auf ſteilen Pfaden legten ſie ſchnell und ſicher lange Wege mit ſchwerbeladenen Schultern zurück. Nach der alten Sitte mußte der heirathsluſtige junge Mann erſt ſeine Geſchicklichkeit im Erklettern eines Baumes, im Lenken eines Bootes oder ähnlichen körperlichen Uebungen darthun; es galt für eine Schande in dieſer Beziehung hinter den Andern zurückzuſtehen, und ſo entſtand ein allgemeiner Wetteifer ſich durch Kraft oder Gewandtheit auszuzeichnen.

Ferner verbanden die Marianeſen eine große Lernbegierde mit glücklichen Geiſtesanlagen, und beſaßen großes Geſchick in allen Handwerken und Kunſtfertigkeiten, die ſich bei der polyneſiſchen Race herausgebildet haben.

Sie waren in der Schifffahrt den tüchtigſten der Caroliner wenigſtens gleich, und die noch beſtehenden Ruinen auf Tinian und Saypan bezeugen, daß ſie in der Baukunſt den übrigen überlegen waren, da ihre Wohnhäuſer auf gemauerten Säulen ruhten und aus verſchiedenen Abtheilungen beſtanden, während man ſonſt in Polyneſien nur einfache Hütten findet. Die Erfindung der Münze ſcheint einen unermeßlichen Schritt in der Civiliſation zu bezeichnen, den ſie allen Inſelbewohnern des großen Oceans vorausgethan hatten. „An einer groben Schnur von Cocosbaſt", ſagt Chamiſſo, der dieſe Gegenſtände nach eigener Anſchauung beſchreibt und nach der befugteſten Autorität, nach den bereits im vorigen Kapitel erwähnten Don Lui de Torres, dem Freunde der Indianer und dem Kenner ihrer Sitten erläutert, „ſind Scheiben von Schildkröte von der Geſtalt einer Knopfform aber dünn wie Papier, dicht an einander gepreßt, eingefädelt und durch

Reibung äußerlich geglättet. Das Ganze bildet eine biegſame Walze von der Dicke eines Fingers und von der Länge einiger Fuße. Dieſe Schnüre ſollen als ein Mittel des Handels im Umlauf geweſen ſein, und ſie zu verfertigen und auszugeben war das Recht nur weniger Häuptlinge.

„Schildkrötenfelder von der großen Seeſchildkröte ſind verſchiedentlich in der Mitte von einem größeren und an dem breiteren, dünneren Rande von mehreren kleineren Löchern durchbohrt oder haben nur ein einziges Loch in der Mitte.

„Wer vermuthlich im Schwimmen eine Schildkröte getödtet hatte (wohl ein ſchweres Wageſtück) brachte ein Feld ihres Panzers dem Häuptlinge, der nach den Umſtänden der That und der dabei erhaltenen Hülfe die Löcher darein bohrte; je weniger derer, deſto größer der Werth. Solche Trophäen ſollen dann dem Eigner ein gewiſſes Zwangsrecht gegeben haben, ſie nach hergebrachten Bräuchen gegen Anderer Eigenthum auszutauſchen und in gewiſſer Hinſicht als Mittel des Handels und Zeichen des Werthes gegolten haben."

Nur ein einziges Dorf auf Tinian hatte das Recht dieſe ſeltſamen Münzen, die zugleich auch als Zierrath dienten, zu fabricireu. Sie gehören gegenwärtig zu den größten Seltenheiten, weil die erſten europäiſchen Händler, die ſich auf den Marianen niederließen, ſie ſorgfältig ſammelten um ſie den Chineſen zu verkaufen.

Die Verfertigung des Tapatuches ſcheint unbekannt geweſen zu ſein. Außer dem dürftigen Maro wurde in der Schlacht oder auf dem Meere ein Mantel oder Ueberwurf aus Pandanusblättern getragen, und ein zugeſpitzter Hut aus demſelben leichten Material ſchützte den Kopf gegen die Strahlen einer übermächtigen Sonne.

Beim Fiſchfang auf den ſpitzigen Corallenriffen wurden die Füße durch Sandalen aus Palmblättern geſchützt, von ähnlichem Gewebe wie diejenigen, die in den uralten egyptiſchen Monumenten aufgefunden worden ſind.

Matten aus Pandanusblättern wurden zum Nachtlager oder bei den Mahlzeiten ſtatt eines Tiſchtuches auf dem Boden ausgebreitet; zum Kauen des Betels, deſſen Gebrauch bis hierhin vorgedrungen war, dienten zierlich geflochtene Doſen, und die verſchiedenartigſten Körbe zeugten von der Geſchicklichkeit der Frauen. Calebaſſen oder Flaſchenkürbiſſe von allen Größen ſpielten hier eine nicht weniger wichtige Rolle als im Haushalt des Hawaiiers, und die Glieder des dieſem unbekannten Bambus waren nicht minder nütz-

lich, ſei es zum Aufbewahren verſchiedener Gegenſtände oder zum Transport des Waſſervorraths auf Reiſen.

Vor den übrigen Polyneſiern hatten die Marianeſen die Töpferkunſt voraus, die wir unter den in dieſem Werke betrachteten Völkern nur bei den Fidſchi Inſulanern antrafen. Ohne gefirnißt zu ſein, waren ihre irdenen Gefäße feuerbeſtändig und dienten zum Kochen verſchiedenartiger Gerichte.

Wie bei den Chineſen wurde die Zeit in Tage, Monate und Jahre eingetheilt. Erſtere hatten wahrſcheinlich ihre beſonderen Benennungen wie jetzt noch bei den Carolinern, doch ſind die alten Namen gegenwärtig unbekannt. Das Jahr wurde in dreizehn Monate eingetheilt.

Das Maas der früheren aſtronomiſchen und nautiſchen Kenntniſſe der Marianeſen iſt ebenfalls in Vergeſſenheit gerathen, doch da ſie verſchiedene Sternbilder zu nennen wußten, läßt ſich vermuthen, daß in dieſer Beziehung ihr Wiſſen hinter dem der Caroliner nicht zurückſtand.

Ihre Sprache hatte kein Wort für die Gottheit, doch beteten ſie die Antis oder Geiſter ihrer Vorfahren an, denen ſie eine große Macht zuſchrieben, und die den Beſchwörungen der Makahnas, ihrer Zauberer oder Prieſter, günſtige Winde, glücklichen Fiſchfang, reichliche Ernten oder die Heilung von gefährlichen Krankheiten gewährten. Die Gebeine und namentlich die Schädel der Väter wurden ſorgfältig in Körben, entweder in den Wohnungen oder in beſondern Gebäuden aufbewahrt.

Eine monarchiſche Verfaſſung wie auf Hawaii oder Tahiti hatte ſich auf den Marianen nicht ausgebildet, ſondern eine jede Inſel theilte ſich in eine gewiſſe Anzahl von einander unabhängiger Staaten, an deren Spitze ſtets der älteſte Häuptling ſtand. Beim Tode des greiſen Herrſchers folgte ihm nämlich der älteſte Bruder, Vetter oder Neffe nach, und nicht der eigene Sohn, der jedem älteren Verwandten in ſeinen Anſprüchen weichen mußte.

Die Frauen, die in hoher Achtung ſtanden und im Hauſe unumſchränkt regierten, hatten auch einen großen Einfluß in Staatsangelegenheiten, ſo daß eigentlich nichts ohne ihren Rath und Einwilligung geſchah.

Auch hierin zeigte ſich der Vorrang der Frauen, daß beim Tode des Mannes ſein Vermögen der Wittwe zufiel, während beim Tode der Frau deren Verwandten ſich nicht nur der Güter des Mannes bemächtigen, ſondern auch der Kinder, die ſie ihm geboren hatte.

Die verheiratheten Frauen zeichneten ſich durch ihre Sittlichkeit aus, der Ehebruch kam ſehr ſelten vor; die Mädchen dagegen genoſſen eine un-

gebundene Freiheit, und die geheimen Gesellschaften der Oulitaos erinnerten durch ihre Zügellosigkeit an die ebenfalls verschwundenen Arreois auf Tahiti.

So wie die Marianen durch ihre Vegetation theils an das östliche Polynesien, theils an die malaiische Insel sich anschließen, so finden wir also auch bei der Betrachtung des vormaligen Zustandes ihrer Bewohner zahlreiche Anklänge an ferne Nationen nach Ost und West.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Geschichte der Marianen.

Entdeckung durch Magellan. — San Vitores, der Apostel der Marianen. — Der Chinese Choco Sanglai. — Hartnäckige Empörungen der Marianesen. — Don Jose de Quiroga. — Unterjochung der Rebellen auf Rota 1680. — Letzte verzweifelte Empörung durch Quiroga unterdrückt. — Verschwörung der Sträflinge. — Unterjochung der nördlichen Inseln. — Erstürmung von Agouigan. — Erschreckende Abnahme der Bevölkerung. — Ein edler Gouverneur. — Schrankenlose Macht der Statthalter. — Gegenwärtiger Zustand der Marianesen. — Hahnenkämpfe. — Die Seelsorger. — Der Aussatz. — Der Fischschuppenausschlag. — Der Pian. — Das Sankt Lazarus Feuer.

Von der Entdeckung der Islas de las Velas latinas oder der Ladronen durch den unsterblichen Magellan, (1521) ist bereits im Kapitel die Rede gewesen, welches ich der ewig denkwürdigen Reise des großen Seefahrers gewidmet.

Noch in demselben Jahrhundert wurden die Inseln öfters von spanischen, englischen und holländischen Seefahrern besucht; von Loyasa (1526), Saavedra (1528), Legaspi (1565), Cavendish (1588), Mendana (1596) und Olivier Van Noort (1600); auch pflegten schon frühzeitig die silberbeladenen Gallionen auf ihrem Wege von Acapulco nach Manilla in Guajan anzuhalten; doch diese flüchtigen Erscheinungen, obgleich nicht selten von Raub und Mord begleitet, ließen im allgemeinen das Schicksal der Marianen unberührt. Erst nachdem der fromme Pater Don Diego Louis de San

Vitores, der aus einem alten ruhmreichen Geschlecht geboren, der glänzendsten Laufbahn entsagt hatte, um sich dem Dienste der Kirche zu widmen, auf dem „San Damian" die Ladronen besuchte, und sofort von heiligem Bekehrungseifer erglühte, stieg die dunkle Sturmwolke an ihrem Horizont empor, die sich bald mit verheerender Gewalt über das unglückliche Land entladen sollte.

Doch hatte San Vitores noch manche Hindernisse zu besiegen ehe er sein Apostelwerk beginnen konnte. Von Manilla abgewiesen, reiste er nach Spanien, wo er die Königin für seinen Plan gewann, doch trotz eines höchsten Handschreibens, welches dem Gouverneur der Philippinen befahl ihn mit allem Nöthigen zu versehen, konnte er auch dießmal nichts erlangen, und sah sich genöthigt nach Mexico zu reisen, wo endlich nach sechsjährigem vergeblichen Ringen der dortige Vicekönig ein Schiff mit Soldaten zu seiner Verfügung stellte. Als der Apostel mit den fünf Padres, die er zu seinen Gefährten gewählt hatte, im Juni 1688 auf Guajan landete, gab er der Gruppe den neuen Namen der Marianen, seiner Gönnerin, der Königin Maria Anna von Oesterreich, der Gemahlin Philipp des Vierten zu Ehren. Von den Eingebornen freundlich empfangen, war seine erste Sorge in Agania, der Hauptstadt des Landes, eine Kirche zu bauen und das Bekehrungswerk unverzüglich zu beginnen. Das erste Hinderniß, worauf er stieß, war der Hochmuth der Adeligen, die durchaus nicht mit dem gemeinen Mann auf gleicher Stufe stehen wollten, und es kostete große Mühe ihnen begreiflich zu machen, daß das höchste Wesen, welches allen seinen Geschöpfen Licht und Wärme gleichmäßig spendet, es auch will, daß alle ohne Unterschied des Ranges sich des religiösen Segens erfreuen.

Bald trat auch ein gefährlicher Widersacher im Chinesen Choco Sangley auf, der 1648 von einem Sturm nach den Ladronen verschlagen, seinen heimischen Götzendienst dort predigte. Schon hatte er sich einen bedeutenden Anhang erworben, als die Ankunft der spanischen Mönche seine Pläne durchkreuzte. Es ereignete sich, daß einige Kinder bald nach der Taufe starben, und schnell verbreitete der listige Choco das Gerücht es sei die heilige Ceremonie weiter nichts, als eine heidnische Beschwörung, die mit vergiftetem Wasser vollzogen werde. Die Verläumdung trug ihre Früchte, man verweigerte die Taufe und ergriff die Waffen gegen die Spanier, die nur mit Mühe die Aufregung der Gemüther beschwichtigten. Trotzdem konnte San Vitores in einem Briefe vom 15. April 1669 der Königin verkündigen, daß bereits 13000 Insulaner getauft seien.

Bis dahin hatten die Beſtrebungen der Miſſionare nur die Inſeln zwiſchen Guajan und Saypan umfaßt, doch nun ſchiffte ſich Pater Morales nach dem Norden ein und entdeckte Anatajan, Sarigouan, Alamagouan, Pagon und Grigan. Schon nach einem halben Jahre hatte er 4000 Kinder und Erwachſene getauft, die freilich von der Ceremonie nur wenig verſtehen konnten. „Das Verſtändniß wird wohl mit Gottes Hülfe nachkommen!" mochte der gute Vater denken. Ihm folgte San Vitores und entdeckte Aſſongſong und Mang. Nach Guajan zurückgekehrt fand er die Früchte durch eine anhaltende Dürre zerſtört.

Die Makahnas oder Zauberer benutzten die dadurch hervorgebrachte Noth um den Dienſt der Ahnen (antis) wieder hervorzurufen und die reuige Menge vom neuen Glauben abtrünnig zu machen. Doch gelang es dem feurigen Apoſtel die verirrten Schafe zur Heerde zurückzuführen, und als bald darauf 9. Juni 1671 eine ſehr willkommene Verſtärkung von Soldaten und Mönchen aus Acapulco eintraf, richtete er ſogar 4 neue Kirchſpiele ein. Unterdeſſen ſuchten die Makahnas das Volk gegen die Fremden aufzuwiegeln, und der Häuptling Hourao, ein erbitterter Feind der Spanier, der ſich bereits im Geheimen mit dem Chineſen Choco verbunden hatte, wartete nur auf die erſte günſtige Gelegenheit um die verhaßten Eindringlinge zu vertreiben. Sie fand ſich als einige Marianeſen vom erſten Statthalter der Inſel, Don Juan de Santiago, wegen eines an einem jungen Spanier verübten Mordes verhaftet werden ſollten und bei dem dabei entſtehenden Tumult einer der Vornehmſten erſchlagen wurde. Wäre der Angriff unverzüglich geſchehen, ſo hätten die Spanier, die noch keine Feſtungswerke beſaßen, ihm wohl ſchwerlich widerſtehen können, doch ließ das Zögern des Feindes dem Statthalter, der zwar nur 31 Soldaten bei ſich hatte, aber durch verwegenen Muth ſeine numeriſche Schwäche erſetzte, alle Zeit ſich zu verſchanzen und ſogar den Hourao gefangen zu nehmen, wodurch indeſſen die Wuth der Empörer nur verſtärkt wurde. Am 11. September 1671 griffen 2000 Marianeſen unter Choco's Anführung die Spanier an — die Gebeine ihrer Väter vor ſich hertragend — doch eine mörderiſche Musketenſalve zeigte ihnen wie wenig ſie ſich auf dieſen Schutz verlaſſen konnten. Dennoch ließen ſie den Muth nicht ſinken, hielten die verhaßten Fremden dicht umſchloſſen und beunruhigten ſie Tag und Nacht — bis endlich eine Verſtärkung zur rechten Zeit eintraf, und ein verzweifelter Ausfall die Inſurgenten völlig in die Flucht ſchlug.

Hierauf wurde am 21. October 1671 der Friede unter den scheinbar mäßigen Bedingungen geschlossen, daß die Eingeborenen an Sonn- und Festtagen regelmäßig der Messe beiwohnen und ihre Kinder taufen lassen sollten, doch war die Ruhe nur von kurzer Dauer, denn schon im folgenden Jahre ward San Vitores auf einer Missionsreise erschlagen, und noch einmal sahen sich die Spanier auf den engen Raum der Festung Agania beschränkt. Diese wiederholten Empörungen beweisen wie unerträglich die Tyrannei der Spanier schon in diesen Anfangsjahren ihrer Herrschaft gewesen sein muß.

Erst nach einer Belagerung von 6 Monaten erlaubte ihnen die Ankunft des neuen Gouverneurs Don Juan de Salas mit einer Verstärkung von 30 Soldaten zum Angriff überzugehen. Siegreich drangen sie vor und trotz ihrer geringen Anzahl, warf die Ueberlegenheit der Waffen, der Taktik und der Mannszucht ihre Feinde nieder, die theils nach Rota flohen, theils auf Gnade und Ungnade sich ergaben.

Don Jose de Quiroga aus einer altberühmten gallicischen Familie, der wie Loyola seine Laufbahn als Soldat begonnen und wie jener beschlossen hatte sich der strengsten Ausübung der Religion zu widmen, schiffte sich, so wie er den Märtyrertod von San Vitores erfuhr, nach Guajan ein, welches er für den passendsten Schauplatz seines Wirkens hielt, und im Juni 1679 erreichte. Diesem ausgezeichneten Manne überließ Don Juan de Salas, den Familienangelegenheiten gebieterisch nach Spanien zurückriefen, die Statthalterschaft, doch nur nach vielen Bitten und unter der Bedingung, daß der König ihm unverzüglich einen Nachfolger ernennte, vermochte er ihn zu deren Annahme zu bewegen. Nun erließ Quiroga Gesetze um die Insulaner vor der tyrannischen Willkür seiner Soldaten zu schützen; theilte Guajan in 6 Distrikte, ließ Kirchen und Dörfer erbauen, wo er die bis dahin zerstreute Bevölkerung versammelte, und legte Straßen durch früher unzugängliche Gegenden an. Die Rebellen, die sich nach Rota geflüchtet hatten und deren Sendlinge noch immer den Geist des Aufruhrs nährten, suchte er dort auf (1680), nahm eine Menge derselben gefangen und bestrafte sie mit einer nach spanischen Begriffen wohlverdienten Strafe.

1681 erschien der neue Gouverneur Don Antonio de Saravia und wurde nach seinem zwei Jahre später erfolgten Tode von Don Damian de Esplana ersetzt. Dieser schickte 1684 den unermüdlichen Quiroga mit dem größten Theil der spanischen Besatzung nach den nördlichen Inseln um das Unterjochungswerk zu vollenden und gab dadurch Veranlassung zu einem

letzten verzweifelten Aufstande, der die Kolonie bis an den Rand des Verderbens brachte.

Am 23. Juli ziehen 60 wohlbewaffnete entschlossene Männer unter dem Vorwand die Sonntagsmesse zu hören in Agania ein. Nach beendigtem Gottesdienst vertheilen sie sich über verschiedene vorher bestimmte Punkte um überall mit einem Schlage die Spanier zu vernichten. Der Gouverneur, der nichts Böses ahnend auf dem Hauptplatze des Städtchens auf und ab geht, wird plötzlich von Djoda, dem Anstifter der Empörung, überfallen und schwer verwundet, andere dringen in die Häuser, wo sie etwa 50 Soldaten tödten, oder eilen nach dem Seminar, wo sie die Jesuiten Solorzano und Dubois erdolchen. Da erscheint ein Diener des Gouverneurs, welcher verkündet, daß sein Herr noch lebt und einen Beichtvater verlangt, und die Bestürzung der Verschworenen nimmt noch zu, als sie erfahren, daß Djoda selber seinen Verrath bereits mit dem Tode gebüßt habe und Don Damian von den ihn rächenden Soldaten nach der Citadelle gebracht worden sei. Hier sucht man in aller Eile sich zum Widerstande zu rüsten, und die Gefahr scheint um so dringender, da man erfährt, daß eine bedeutende Anzahl Meuterer von den Bergen herabsteigt, doch bald kommen auch treu gebliebene Insulaner zu Hülfe. So gab es auch zu Herrmann's Zeiten Deutsche, die es mit den Römern hielten, doch der Fluch der Geschichte und die Verachtung der Guten lastet stets und überall auf allen, die auf vaterländischem Boden mit Wort oder That der Fremdherrschaft dienen.

Nach Djoda's Tod stellte ein anderer Häuptling sich an die Spitze des Aufruhrs, schickte Boten nach Rota, um ihn auch dort zu verbreiten, und rückte zum Angriff der Festung vor. Pater Strobach, der es übernommen Quiroga einen Brief zu bringen, ward auf Tinian erschlagen, und ein gleiches Loos traf den Pater Boranga auf Rota. Sechs Pirogen, die von dieser Insel zur Verstärkung des Aufruhrs nach Guajan kamen, verbreiteten hier das Gerücht von Quiroga's Tode, so daß die hartbedrängten Spanier auf keine Hülfe mehr rechnend schon alles für verloren hielten.

Quiroga, der sich unterdessen auf Saypan in völliger Unwissenheit des Vorgefallenen befand, sah sich bald ebenfalls von den steigenden Wogen der Empörung bedroht. Die Corvette, die ihn herüberbrachte, wurde bei Tinian verbrannt und deren Mannschaft ermordet, während er selbst plötzlich überfallen, mit nur 37 Mann und fast ohne Lebensmittel und Schießbedarf sich gegen 800 Insurgenten vertheidigen mußte. Die Lage war bedenklich, doch

Quiroga, der wohl wußte, daß Kühnheit in ſolchen Fällen der beſte Rathgeber iſt, ging den Marianeſen muthig entgegen, ſchlug ſie in die Flucht, und verlor in einer Reihe von Gefechten auch nicht einen einzigen Mann. Eine Frau, die gekommen war um Lebensmittel zu verkaufen, wurde verhaftet und gezwungen die Spanier zum Nachtlager der vornehmſten Häuptlinge zu führen, die auf dieſe Weiſe in Quiroga's Hände geriethen. Einer von denſelben ward nach Guajan mit einem Briefe an den Gouverneur geſandt, mit der Drohung die übrigen aufzuhängen, wenn keine Antwort erfolgte. Auf dieſe Weiſe erfuhr Quiroga die kritiſche Lage Don Damian's und eilte ſofort nach Agania, wo ſeine unerwartete Rückkehr den Rebellen einen ſolchen Schrecken einjagte, daß ſie entſetzt in's Gebirge flohen, und als er ſie auch hier verfolgte nach den benachbarten Inſeln auswanderten, wo ſie ſich in den unzugänglichſten Höhlen verbargen.

Doch der eiferſüchtige Don Damian, weit entfernt dem rettenden Helden Dank zu wiſſen, trat ihm überall entgegen, verſpottete ihn ſowohl vor den Soldaten als den Eingeborenen und lockerte durch ſein eben ſo treuloſes als unvorſichtiges Benehmen die Bande des Gehorſams, wodurch die Kolonie dem Untergange nahe gebracht wurde. Denn als er 1688 nach den Philippinen ſich einſchiffte unter dem Vorwande ſeine angegriffene Geſundheit wieder herzuſtellen, doch eigentlich nur um den Raub der Inſel in Sicherheit zu bringen, und die interimiſtiſche Statthalterſchaft dem Quiroga überließ, empörten ſich die an ein zuchtloſes Leben gewöhnten Soldaten, verhafteten ihren Befehlshaber und hätten ihn ermordet, wenn nicht die Fürſprache der Miſſionare ſie an dieſem Frevel verhindert hätte. Die Nachricht dieſer Empörung verbreitete ſich raſch über die ganze Inſel, und ſchon war alles zum Aufruhr bereit, als der Hauptanſtifter der Meuterei von Reue ergriffen ſich Quiroga zu Füßen warf und ſofort als Pfand ſeiner Aufrichtigkeit ſeine Mitſchuldigen zur Pflicht zurückrief. Der befreite Quiroga ließ ſofort die kleine Anzahl der Widerſpenſtigen verhaften, die Schuldigſten hinrichten, die andern in Ketten nach den Philippinen bringen und ſtellte durch ſeine gewohnte Wachſamkeit und Klugheit in kurzer Zeit die Ordnung wieder her. 1690 kam Don Damian höchſt unzufrieden von Manilla zurück, man hatte ihm dort ſeine Abweſenheit von Guajan ohne beſonderen Urlaub ſehr übel vermerkt, ſo daß er ſich genöthigt ſah, um der Strafe zu entgehen, das Geld zu opfern, welches er reichlich zu verzinſen gehofft. Um ſich für dieſen Verluſt zu entſchädigen, ließ er ſofort nach ſeiner Rückkehr ein Schiff auf

Staatskoſten bauen, welches er ſpäter für eigene Rechnung in Manilla verkaufte.

In demſelben Jahre ſcheiterten zwei Schiffe aus Neu Spanien im Hafen von Merizo, wodurch die Kolonie einen Zuwachs von 20 Franziskanern und 100 Mann erhielt. Letztere hätten zur Unterjochung der nördlichen Inſeln verwendet werden können, doch Damian zog es vor ſie an einem zweiten Schiff für ſeinen Privatvortheil arbeiten zu laſſen. Es befanden ſich unter ihnen eine Menge Sträflinge, welche ſich verſchworen den Gouverneur, deſſen Hauptofficiere und die Miſſionare mit Ausnahme eines einzigen, deſſen ſie als gute Katholiken zum Beichtvater bedurften, zu ermorden, und zugleich ſich der ſilberbeladenen Gallione aus Acapulco zu bemächtigen, die im Auguſt erwartet wurde. Die Ausführung ſollte am Feſttage der heiligen Roſa ſtatt finden, aber das Nichterſcheinen der Gallione brachte den Plan in Unordnung, welcher, wie es ſo häufig unter den Böſen geſchieht, dem Statthalter verrathen wurde. Dieſer, wahrſcheinlich durch die eigene Gefahr angeſpornt, handelte dießmal ausnahmsweiſe mit ſo viel Energie und Klugheit, daß ſchon am folgenden Morgen die ganze Bande nach kurzem Prozeß am Galgen hing.

Den größten Dienſt jedoch, den Don Damian der Kolonie erwies, war durch ſeinen am 16. Auguſt 1694 erfolgten Tod, wodurch Quiroga, deſſen Feſtigkeit und Gerechtigkeitsliebe auf's höchſte Noth thaten, wiederum an's Ruder kam.

Dieſer veranſtaltete ſchon im folgenden Jahre eine Expedition nach Saypan, welche die gänzliche Unterwerfung der Inſel bewirkte. Dann zog er nach Tinian, welches er von den Bewohnern verlaſſen fand, die ſich nach der kleinen Inſel Aguijan zurückgezogen hatten. Dieſe erhebt ſich hoch und ſteil aus dem Meere, von allen Seiten völlig unzugänglich bis auf zwei enge faſt unerſteigliche Schluchten. Dort hatten die Tinianeſer ſich befeſtigt, entſchloſſen ſich bis zum Tode zu vertheidigen. Quiroga theilt ſeine Soldaten in zwei Parteien, da aber die öſtliche Schlucht zu ſteil war, befiehlt er einen allgemeinen Angriff von der andern Seite, und muntert durch ſein eigenes Beiſpiel den Eifer ſeiner ſtürmenden Krieger an. Die Inſulaner laſſen Steine regnen und Felsblöcke herabrollen, die Angreifer wanken, aber der feurige Muth des Sergeanten Juan Perez Vello und des Hauptmanns Pablo de la Cruz kennt ſeine Hinderniſſe; ſie erklettern die Felswand, die andern durch das Beiſpiel fortgeriſſen, folgen, die Verſchanzungen werden erreicht, genommen, und die Beſiegten flehen um Gnade, die ihnen unter der

Bedingung einer Ueberſiedelung nach Guajan gewährt wird. Alle nach Norden liegenden Inſeln unterwerfen ſich auf dieſe Nachricht, und auch ihre Bewohner müſſen auf Quiroga's Befehl nach Saypan auswandern, um dort unter militäriſcher Aufſicht den Religionsunterricht zu empfangen.

Nun ſtand das Chriſtenthum auf feſter Grundlage da, und das Bekehrungswerk ſchritt rüſtig vor, ſo daß noch vor Ende des Jahrhunderts in den allein noch bewohnten Inſeln — Guajan, Rota und Saypan — auch kein einziger Heide, freilich aber auch faſt keine Bevölkerung mehr übrig blieb.

Denn traurig waren die Früchte, die San Vitores' Frömmigkeit und Quiroga's eiſerne Thatkraft dem armen Volke brachten, und Tacitus' Wort über die Römer: „Sie machen eine Wüſte und nennen es Friede", konnte auch hier mit vollem Rechte angewendet werden.

„Ihre Freiheit liebend", ſagt Fray Juan de la Concepcion, „konnten die Marianeſen kein fremdes Joch erdulden, und es ward ihnen ſo drückend, daß unvermögend es abzuſchütteln ſie lieber ſich erhängten, oder auf andere Weiſe ſich verzweifelnd um das Leben brachten. Die Weiber warfen ihre neugeborenen Kinder in das Waſſer, überzeugt, daß ſie durch ſolchen frühen Tod, der ſie von Mühſeligkeiten und Elend erlöſete, ſie glücklich und ſelig machten. So hielten ſie die Abhängigkeit für das äußerſte und erbärmlichſte Elend. Eine epidemiſche Krankheit raffte im Anfange des Jahrhunderts die Uebriggebliebenen faſt gänzlich hinweg.

Der Weltumſegler Gentil de la Barbinais, der erſte Franzoſe, der auf Guajan landete, ſchildert aus dem Jahre 1716 den troſtloſen Zuſtand der Marianeſen. Trotz aller königlichen Verordnungen zu ihren Gunſten wurden ihnen von dem unerſättlichen Statthalter ohne alle Vergütung die härteſten Frohndienſte auferlegt. Phyſiſch und moraliſch gedrückt, nahm ihre Anzahl mit jedem Tage ab, ſo daß die Bevölkerung, die urſprünglich auf wenigſtens 45,000 ſich belief, und ſogar noch zur Zeit der Eroberung auf 20,000 geſchätzt wurde, 18 Jahre ſpäter auf 1500 zuſammengeſchmolzen war.

Um der ſteigenden Entvölkerung Einhalt zu thun, wurden von 1743 an alle zwei Jahre 5 oder 6 Familien aus den Philippinen nach Guajan übergeſiedelt und mit allen Privilegien verſehen, welche bis dahin nur ſpaniſche Koloniſten genoſſen hatten, doch war im Jahre 1759 das Elend ſo groß, daß viele Marianeſen ſich verzweiflungsvoll das Leben nahmen, und andere ſich durch Mord an ihren Unterdrückern rächten.

Nach ſo vielen raubſüchtigen und grauſamen Statthaltern freut man ſich die Regierung der Inſeln im Jahre 1771 dem edlen Don Mariano Tobias anvertraut zu ſehen. Dieſer führte nebſt andern nützlichen Pflanzen den Mais ein, und beſchäftigte ſich ſelber mit dem Ackerbau, um den Fleiß des trägen Volkes zu wecken. Er bemühte ſich auf jede mögliche Weiſe, ohne den dummen Stolz der Creolen zu beleidigen, den Zuſtand der Eingeborenen zu beſſern, indem er alle Verordnungen aufhob, welche ſie in ihrem Selbſtgefühl kränkten. Um ihren Produkten einen Markt zu verſchaffen, erwirkte er ihnen die Erlaubniß die Gallionen, die jährlich auf dem Wege von Acapulco nach Manilla in Umata einliefen, zu deren Transport nach den Philippinen zu benutzen. Leider war die Regierung dieſes Menſchenfreundes nur zu kurz, denn ſchon 1774 ward er durch einen andern Statthalter erſetzt, der das Beiſpiel ſeiner Vorgänger dem ſeinigen vorzog.

In ſeiner Geſchichte beider Indien weihte der Abbé Raynal den edlen Tobias auf ſeine Weiſe zur Unſterblichkeit ein; Lapérouſe fand ihn bald darauf zu Manila in den Händen der Inquiſition und maß dies den Lobreden des Philoſophen zu. „Mit beſſerer Ortskenntniß“ ſagt Chamiſſo „bezweifeln wir jedoch, daß die Schuld dieſes Unrechts lediglich dem franzöſiſchen Aufklärer beizumeſſen ſei. Die Inquiſition trifft gleich dem Zufall unter den Hohen und Reichen Jeden, den nur Angaben bezeichnen, und es iſt Brauch, daß die Weiber in häuslichen Mißverhältniſſen den Arm des heiligen Gerichts für ihre eigene Sache bewaffnen. Die Güter der Verurtheilten fallen dem Gericht anheim und nur der arme und obſcure Menſch genießt Sicherheit.“

So traurig war es noch immer trotz allen Bemühungen Don Tobias' mit dem Ackerbau beſchaffen, ſo ſehr war alle Thätigkeit erlahmt, daß die ſchönen Inſeln nur ſo viel hervorbrachten als für den Bedarf der Bewohner nothdürftig hinreichte, und Mangel entſtand als 1774 das Scheitern einer Kriegsfregatte mit Landungstruppen die Anzahl der Conſumenten plötzlich um ein paar hundert Mann vermehrte.

Ein ſo tiefer Verfall ſcheint faſt unglaublich, aber der Schlüſſel des Räthſels liegt darin, daß dem Gouverneur jenes entlegenen Theils der Welt ſein ſechsjähriges Amt als eine Pfründe verliehen war. Er hatte den alleinigen Handel der Colonie, und ſtellte willkürlich die Preiſe. Seine Macht war ſchrankenlos und ſo groß ſeine Bedrückungen auch ſein mochten, hatte er keinen Richter zu fürchten. So zeichnete ſich Pereira, der von 1806 bis 1812 regierte, durch ſeine unerſättliche Habgier aus. Als er nach Manilla

zurückkehrte, folgten ihm 19 Criminalanklagen nach, doch ſtatt der verdienten Strafe wurde der ſchamloſe Verbrecher ſeiner treuen Dienſte wegen mit Verdienſtorden geſchmückt.

Als Freycinet 1815 auf den Inſeln verweilte, war der Verkehr mit Europa ſo ſelten geworden, daß mehr als ein Statthalter während der ganzen Dauer ſeines Amtes kein anderes europäiſches Schiff zu ſehen bekam als dasjenige, welches ihn brachte und wieder abholte.

Im Jahre 1818 wurde endlich das Monopol aufgehoben, welches ſo lange wie ein ſchwerer Alp auf den Marianen gelegen; einem jeden ſtand es nun frei zu verkaufen, wem er wollte und an der billigſten Quelle zu kaufen. Doch fand Dumont d'Urville 1839 den Zuſtand Guajan's noch ſo wenig verändert, daß alle früheren Beſchreibungen deſſelben noch vollkommen paßten. Auf der ganzen Inſel gab es keinen einzigen Kaufmann, und der einzige Vortheil, den bis dahin die Erleichterung des Verkehrs ihr brachte, beſtand im Austauſch ihrer Produkte gegen die Waaren der ſelten einlaufenden Walfänger.

So ſchwer hält es das eingeſchlafene Leben wieder zu erwecken, wo Menſchenalter hindurch der Despotismus alle Keime des Fortſchrittes erſtickte.

Ein ſtilles gutkatholiſches Völklein, deſſen Faulheit und Unwiſſenheit den äußerſt denkbaren Grad erreicht, das ohne alle geiſtige Regung, von einer üppigen Natur in ſeiner Trägheit begünſtigt ein reines Pflanzenleben führt — ſo ſtellen ſich die jetzigen Marianeſen dar. Sie kennen nicht mehr die Thatkraft weckende See, ſind keine Schiffer, keine Schwimmer mehr, ſie haben aufgehört Boote zu bauen. Kaum höhlen ſie noch Baumſtämme ungeſchickt aus um innerhalb der Brandung auf den Fiſchfang zu gehen. Der Nachen, der D'Urville 1839 am Neujahrstage entgegenfuhr, deutete weit eher auf eine wilde Horde als auf eine europäiſche Colonie. Ein mit einem Ausleger verſehener langer Trog, dem kleine Schaufeln an langem Stiel als Ruder dienten — ſtellte die ſpaniſche Marine im Hafen von Umata dar. Er enthielt die erſten Notabilitäten des Ortes — den ſpaniſchen Padre, und den Alcalden, deſſen dunkelbrauner Teint den Eingeborenen verrieth — ward aber ſo ſchlecht geführt, daß er die Schiffe nicht eher erreichte, als bis ſie bereits im Hafen ihre Anker hatten fallen laſſen.

Auch die alte Baukunſt iſt verlernt; die Häuſer des Volkes ſind auf Pfoſten getragene Käfige von Bambusrohr mit einer Bedachung von Palmenblättern. In dieſen elenden Hütten, deren ſchmutziger Anblick traurig abſticht

gegen die Pracht der umgebenden Natur, genießt der Marianeſe die volle Seligkeit des farniente, aus welcher nur der beliebte Hahnenkampf ihn zur Leidenſchaft erweckt. Ein guter Streithahn iſt der Stolz und die Luſt ſeines Herrn, der ihn überall mit ſich auf dem Arme trägt, und ihn im Wohnhauſe an einem Fuße gebunden, auf das ſorgfältigſte hält.

Dieſe Hahnenkämpfe ſind ein Vergnügen für Sonn- und Feſttage von 5 Uhr Morgens bis zum angelus. Die Sporen der Streitenden werden mit eiſernen Spitzen bewaffnet. Man hält ſie Kopf gegen Kopf, ſucht erſt ihren Zorn durch Aufhetzen und Schnabelſtöße gehörig zu erwecken und läßt dann die Wüthenden auf einander losgehen. Die Cigarre im Munde verfolgt der Marianeſe mit ängſtlichem Blick die Wechſelfälle des blutigen Kampfes, ſeinen Hahn, auf deſſen Erfolg er ſeinen letzten Heller gewettet, flehentlich aufmunternd wann er ihn wanken ſieht, feurig beklatſchend wann er ſiegt — dann zieht er ſich ſeelenvergnügt mit ſeinem Liebling zurück um deſſen Wunden zu verbinden und ihn ſo bald als möglich in den Stand zu ſetzen neue Lorbeeren auf dem Wahlplatz zu erringen.

Wenn auch noch ſo ſehr in Trägheit verſunken, kann der Menſch ohne Aufregung nicht beſtehen; irgend ein Ziel muß er haben, das die Einförmigkeit des Lebens unterbricht und wo ſein Streben keinen edlen Zweck verfolgt, verfällt es leicht auf den grünen Tiſch der Spielhölle oder den Streithahn des Marianeſen.

Nach dem Volke wollen wir nun auch deſſen Seelſorger betrachten. Vier Prieſter verrichten den Gottesdienſt der ganzen Inſel, die etwa 7000 Bewohner zählt; der Pfarrer der Hauptſtadt Agania mit 3500 Einwohnern hat zugleich den Titel eines apoſtoliſchen Präfecten und eines Directors des Seminars. In den Gemächern des verfallenen Gebäudes fand jedoch D'Urville keinen einzigen Schüler, wohl aber eine Menge vortrefflicher Streithähne, welche die ungetheilte Sorgfalt des hochwürdigen Padre Bernardo in Anſpruch nahmen. Dieſe Prieſter ſind nur da um das unwiſſende Volk auf vielfache Weiſe auszuſaugen, nicht um es auf irgend eine Weiſe zu belehren. Die Eitelkeit des einfältigen Indianers verlangt, daß bei allen religiöſen Ceremonien — Taufe, Heirath, Begräbniß — der möglichſte Pomp entfaltet werde; und ſtatt unnütze Prunkſucht zu bekämpfen, welcher die armen thörichten Menſchen oft das Letzte ihrer Habe opfern, ſucht die prieſterliche Habſucht nur den größten Nutzen daraus zu ziehen. Jeder Geiſtliche hat einen feſten Gehalt von 360 Piaſtern, den er aber auf die beſchriebene Weiſe und

durch den Produktenhandel, obgleich dieser seinem Stande streng untersagt ist, ansehnlich zu vermehren weiß. So war es der Pfarrer von Merizo, der zu einem guten Preise D'Urville's Schiffe mit 50 Schweinen versah.

An diesem äußersten Ende der katholischen Welt erlahmt die Kirchenzucht und ohne irgend eine seiner Pflichten zu erfüllen, genießt der Padre, allen sinnlichen Genüssen ergeben, die Milch und den Honig des Landes.

Die gesunde Luft der Marianen wird gerühmt, und schon mancher Weltumsegler hat durch ihren Genuß seine vom Scharbock entkräftete Mannschaft wieder hergestellt; trotzdem ist der furchtbare Aussatz, der in verschiedenen Formen fast überall in Polynesien vorkommt, auf eine schreckliche Weise hier zu Hause.

Man unterscheidet drei Grade dieses entsetzlichen Uebels. Die erste ist der Fischschuppenausschlag (Ichthyosis), der sich allmälig über den ganzen Körper ausbreitend, ihn mit schwarzen hornartigen Borken überzieht. Die davon ergriffenen Personen scheinen nicht sehr zu leiden, und können alt dabei werden. Wäre dieser Hornschuppenaussatz ansteckend, so würde ohne allen Zweifel Niemand ihm entgehen — denn wo gäbe es auf ganz Guajan eine einzige Familie, die nicht wenigstens ein damit behaftetes Mitglied zählte — und alle schlafen gemeinschaftlich im selben engen Gemach auf denselben Matten. Das Uebel wird sich selbst überlassen, und durchaus keine Heilung desselben versucht. Man hatte aus Acapulco den Cassienbaum eingeführt, dessen frische Blätter, zerdrückt und eingerieben, eine schnelle Heilung bewirken sollten — aber obgleich gute Erfolge sich zeigten — so wurde das Mittel doch bald gänzlich vernachlässigt und sogar Zwangsmittel zu dessen Benutzung vergebens angeordnet. Nicht anders ging es mit dem Kuhpockenimpfstoff, der 1809 eingeführt wurde, aber schon nach einigen Jahren verloren ging. Es ist immer ein trauriges Zeichen wenn ein Volk sich so ganz gleichgültig und geduldig den Uebeln fügt, welche die Natur über den Menschen verhängt.

Der zweite Grad des Aussatzes ist der sogenannte Pian, ein schreckliches Uebel, welches um sich frißt und verstümmelt. Ein Knöpfchen erhebt sich auf der Haut, geht in Eiterung über, die ganze Umgebung wird zur Wunde. Eine Pustel reiht sich an die andere, die Geschwüre vermehren sich, und der Unglückliche geht an der Eiterung zu Grunde. Obgleich weniger verbreitet, als der Fischschuppenausschlag, versichert der Naturforscher Quoy während seines Aufenthaltes in Aganja doch wenigstens 50 Menschen gesehen

zu haben, die am Pian litten. Man muß Augenzeuge der schrecklichen dadurch hervorbrachten Verwüstungen gewesen sein — um das peinliche Gefühl des Arztes zu begreifen, wenn er starke junge Leute sieht, welche bereits einige kleine Geschwürchen an sich tragen, und sie keiner Beachtung würdigen. Vergebens warnt er, wo es vielleicht noch möglich wäre dem Uebel Einhalt zu thun — nichts vermag die Unglücklichen ihrer trägen Gleichgültigkeit zu entreißen.

Die schuppige Haut flößt weniger Abscheu und Mitleiden ein als die aussätzige Pustel, die an und für sich schon widerlich, in noch widerlichere Geschwüre übergeht; kommt man aber zum letzten und äußersten Grade des Aussatzes, zum Sankt Lazarus' Uebel, so muß man an die Betrachtung des menschlichen Elends gewohnt sein, um nicht schaudernd zurückzutreten. Menschen ohne Nase, ohne Ohren: hier einer, dessen Mund zur Hälfte der natürlichen Größe zusammengezogen, nur noch als ein faltiges Loch erscheint; dort einer, dem die Füße abgefallen sind, oder dessen Hand nur noch einen unförmlichen Stümmel darbietet: noch weiter keine menschliche Gestalt mehr, die letzte Stufe der körperlichen Ausartung. Oft hat die ganze Haut eine röthliche Farbe und das Gefühl eines brennenden Feuers raubt den Unglücklichen den Schlaf, ihr einziges Labsal. In schmutzigen Lazareten abgesondert, fast aller menschlichen Hülfe entblößt, erwarten sie in stumpfer Ergebung den erlösenden Tod.

Auch der knollige, dürre Aussatz (Elephantiasis) kommt häufig auf Guajan vor. In den Kupfern zu Freycinet's Reisen ist ein Mensch abgebildet, der außer mehreren kopfgroßen Excrescenzen über den ganzen Körper, am Rücken einen Auswuchs trägt, der dem Leibe an Umfang gleich, sackartig fast die Erde berührt. Man hat das so häufige Vorkommen des Aussatzes dem Einfluß der brennenden Sonnenstrahlen, dem Schmutz, oder der mit salzigen Partikelchen geschwängerten Seeluft, dem häufigen Genuß eines dicken Maisbreis zugeschrieben — würde mehr Industrie, mehr Thätigkeit, mehr geistiges Leben in jenem stockenden Menschenstumpf erweckt, so dürften auch wohl jene scheußlichen Hautausartungen sich vermindern.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Tinian.

Anſon auf Tinian. — Der rettende Hafen. — Ein irdiſches Paradies. — Milchweiße Rinder. — Genüſſe und Sorgen. — Eroberung eines Silberſchiffs. — Glückliche Heimkehr. — Die Ruinen auf Tinian. — Die Marianen zum Deportationsorte beſtimmt. — Anſprüche der Spanier auf die Carolinen.

Wir haben Anſon*) verlaſſen wie er mit ſtark verminderter Mannſchaft, aber durch den Aufenthalt auf Juan Fernandez neu belebt, am 19. Sept. 1741 mit ſchwellenden Segeln aus dem rettenden Hafen ſteuert; wir folgen ihm nun nach der amerikaniſchen Küſte, und von dort nach dem romantiſchen Tinian am entgegengeſetzten Ende des ſtillen Oceans, wo ein gleich freundliches Schickſal ihn einer ähnlichen Noth entreißt.

Obgleich ſein zuſammengeſchmolzenes Geſchwader ihm nicht mehr erlaubte ſeine urſprünglichen Entwürfe in ihrer ganzen Größe auszuführen, ſo nahm er doch die kleine Stadt Payta an der peruaniſchen Küſte mit bewaffneter Hand, und ließ auf die hochmüthige Verweigerung des Capitän-Gouverneurs das Löſegeld zu zahlen, die Magazine und öffentlichen Gebäude in Flammen aufgehen. Die Gefangenen wurden mit der größten Menſchlichkeit behandelt, denn Anſon hatte alle Eigenſchaften, die den Helden zieren. Hierauf begab er ſich nach der mexikaniſchen Küſte und kreuzte lange vor dem Hafen von Acapulco, in der Hoffnung die nach Spanien beſtimmte Silbergallione auf ihrem Wege nach Manilla aufzufangen. Ihr Nichterſcheinen ließ ihn vermuthen der Feind habe ſeine gefährliche Nähe bemerkt, und ſo entſchloß er ſich die Waſſerwüſten des großen Oceans zu durchkreuzen, und an deſſen jenſeitigen Ufern auf das reiche Schiff zu lauern.

Doch ein ungünſtiges Geſtirn ſchien wiederum ſeine Hoffnungen vereiteln zu wollen, denn bald nachdem er die amerikaniſche Küſte verlaſſen hatte (6. Mai 1742) brach ſein alter Feind, der Scharbock, wieder aus, obgleich gutes Waſſer reichlich vorhanden war, friſches Fleiſch von Schweinen und Hühnern den Kranken gereicht wurde und die ganze Mannſchaft häufig Fiſche genoß. Mehr als ſieben Wochen lang herrſchten widrige oder

*) Sechstes Kapitel.

wechſelnde Winde, und als in einem furchtbaren Sturme der lecke „Gloceſter“ den Hauptmaſt verlor, ward er dem Untergang geweiht und ſeine Mannſchaft dem „Centurion“ einverleibt. So war das ſtolze Geſchwader auf ein einziges Schiff zuſammengeſchmolzen, dem ebenfalls noch große Prüfungen bevorſtanden, denn der Sturm, der dem Gefährten ſo verderblich geweſen, hatte es weit vom Ziel nach Norden getrieben, und der Scharbock nahm ſo ſchrecklich überhand, daß nicht ein einziger Tag mehr verging, an welchem nicht 8, 10 und zuweilen ſogar 12 Mann in's Meer — das Grab des Matroſen — verſenkt wurden.

Endlich am 25. Auguſt erſchien die Inſel Anatajan, doch kein Ankerplatz lud hier den Seefahrer zum Verweilen ein; man ſah ſich vielmehr genöthigt vom gefährlichen Ufer wegzuſteuern, welches nur die traurige Wahl zwiſchen Schiffbruch und dem völligen Ausſterben durch die mörderiſche Seuche übrig ließ — und die einzige Hoffnung war nur noch bald, recht bald irgend eine andere der Ladronen aufzufinden, welche die Fremden gaſtlicher aufnähme. Wie oft wird der Menſch in ſeinen Hoffnungen getäuſcht — dießmal jedoch ſollten Anſon's Wünſche über alle Erwartung befriedigt werden, denn am 27. Auguſt ſah er das liebliche Tinian aus den Fluthen ſteigen. Eine Proa mit einem Spanier und vier Indianern, die am Ufer hinſchlich, ward genommen und erfreulich war der Bericht, den man von den Gefangenen vernahm: die Inſel war nicht nur unbewohnt, ſondern bot alles im Ueberfluß dar, was ein Schiff nur brauchen konnte, denn der ſpaniſche Unterofficier, der die willkommene Kunde erzählte, war mit einer kleinen Barke von 15 Tonnen mit 22 Indianern nach Tinian geſchickt worden um die verwilderten Rinder zu jagen und deren Fleiſch an der Sonne zu trocknen. Die Spanier hatten vor 45 Jahren die Inſel entvölkert, wo einſt glückliche Menſchen gelebt, ſie hatten ſie den Thieren des Waldes und des Feldes, und der wuchernden Pflanzenfülle einer tropiſchen Natur überliefert; nun ſollte die Einöde, die ſie gemacht, ihnen ſelber zur Strafe werden, ihren Feinden zum erwünſchteſten Aſyl. Lieblich iſt ſtets der Anblick des Landes, der mütterlichen Erde, dem lange auf dem öden Meer umhergetriebenen Schiffer, lieblich auch das matte Grün einer kärglich bewachſenen Flur, denn zauberhaft erhöht die lange Entbehrung die Reize des Entbehrten — wer denn vermöchte die Freude Anſon's und ſeiner Gefährten zu ſchildern, als plötzlich nach allem, was nur ein Seefahrer auf dem tückiſchen Elemente erleiden ann — ſich ihnen ein irdiſches Paradies eröffnete.

Denn nicht einer unbebauten, unbewohnten Einöde glich die Landſchaft, die ſie mit ſehnſüchtigen Augen erblickten, ſondern weit eher einem prächtigen Park, wo weite Wieſen und ſtattliche Haine durch die kunſtvolle Hand eines Gärtners auf's geſchmackvollſte geordnet wären. Der etwas ſandige Boden, weniger förderlich dem allzuüppigen Wachsthum der Pflanzen, der ſo häufig die tropiſche Wildniß unwegſam macht, hatte hier Wieſen und Wald von allem ſtörenden Geſtrüpp und wuchernden Unkraut befreit. Das Land ſtieg in ſanften Wellenlinien bis zur Mitte der Inſel empor und bildete eine liebliche Abwechslung von blumigen Auen und ſtattlichen Hainen.

Sogar die Rinder der Inſel hatten etwas zierliches, und trugen nicht wenig dazu bei die Reize des romantiſchen Naturgemäldes zu erhöhen, denn ſie waren ſämmtlich vollkommen milchweiß bis auf die gewöhnlich ſchwarzen Ohren, und oft ſah man Heerden von mehreren tauſenden zugleich auf den weiten Wieſenabhängen graſen. Man hätte ſich an die grünen Ufer des claſſiſchen Clitumnus verſetzt glauben können, wo die hellfarbigen Opferſtiere weideten, nur fehlte auf dem Hügelabhang der ſchöne Tempel des alten Gottes.

Auch vermißte man die belebende Gegenwart des Menſchen, doch das Geſchrei und die häufige Erſcheinung von Hühnern erweckte die anmuthige Täuſchung, als ob die Hütte des Landmanns ſich hinter dem Gebüſch verſteckte und gab der lachenden Wildniß einen heiteren Charakter.

Damals wurde die Anzahl der auf der Inſel graſenden Rinder auf mindeſtens 10,000 geſchätzt, ſie waren wenig ſcheu, und ihr Fleiſch äußerſt wohlſchmeckend und zart. Auch die Hühner ſchmeckten vortrefflich, und da ſie nicht weit zu fliegen vermochten, konnte man ihrer ſo viele fangen als man nur brauchte. Von wilden Schweinen gab es ebenfalls eine Menge, welche die köſtlichſten Braten lieferten, da ſie aber ſehr grimmig waren, mußten ſie mit den großen Hunden gejagt werden, welche den bereits erwähnten gelandeten Indianern gehörten. Dieſe Hunde, die beſonders für die Jagd abgerichtet waren, folgten den Engländern ſehr willig, aber obgleich von einer ſtarken und muthigen Race, fochten die Eber mit ſolcher Wuth, daß ſie den verwegenen Angriff nicht ſelten mit dem Tode büßen mußten.

In den Wäldern fand ſich eine unglaubliche Menge von Cocosnüſſen, Guaven, Orangen, Limonen und Brodfrüchten, die von Anſon und ſeinen Gefährten ſtatt des gewöhnlichen Brodes genoſſen und dieſem allgemein vorgezogen wurden. Außerdem gab es manche köſtliche Pflanze, mit ſchönen

Heilkräften gegen den gräulichen Scharbock begabt; Waſſermelonen, kriechender Porzellan, Münze, Sauerampfer, Löffelkraut und Kreſſe.

Endlich war auch noch Ueberfluß an wildem Geflügel vorhanden, denn zwei kleine Süßwaſſerſeen, die in der Mitte der Inſel ihren hellblauen Spiegel ausbreiteten, und deren Ufer ſo nett und ſauber waren, daß ſie ausſahen als ob ſie abſichtlich zur Verzierung angelegt worden, wimmelten von Enten, Krikken und Schnepfen. Alle dieſe Vortheile wurden beſonders noch erhöht durch das äußerſt geſunde Klima, die erfriſchende Seebriſe und häufige luftabkühlende Regenſchauer, die zwar keine rauſchenden Bäche erzeugten, das einzige was der Landſchaft fehlte, wohl aber eine Menge Quellen und Brunnen.

Als Anſon die Anker auswarf, hatte er nur noch 71 Mann an Bord, die fähig waren aufrecht zu ſtehen, und von dieſen waren ſogar die meiſten völlig dienſtuntauglich. Die am Lande gebliebenen Indianer, durch die Wegnahme des Bootes geängſtigt, waren ſogleich in die Wälder geflohen; doch ihre Hütten ſparten den Engländern viele Mühe und ein am Ufer errichtetes Vorrathshaus, 20 Ellen lang und 15 breit, ward ſogleich zur Aufnahme der Kranken verwendet, die 128 an der Zahl dort ein gehöriges Unterkommen fanden. Keiner bewies ſich thätiger beim Ausſchiffen dieſer Armen als Anſon ſelbſt, der manchen an's Ufer tragen half. Unglaublich war es wie ſchnell ſie genaſen, denn obgleich am Tage der Landung und am folgenden 21 Mann begraben wurden, ſo ſtarben doch von jener Zeit an nicht mehr als 10 während des ganzen zweimonatlichen Aufenthalts auf der Inſel. Namentlich die ſäuerlichen Gemüſe und Kräuter brachten eine ſo günſtige Veränderung hervor, daß ſchon nach einer Woche faſt alle ohne Hülfe wieder gehen konnten.

Die geſunde Luft erweckte einen fabelhaften Appetit, doch hielt die Verdauungskraft der vermehrten Zufuhr ſo gut die Wage, daß keine Unpäßlichkeit daraus erwuchs, und die geſchwächten Invaliden ſich zuſehends zu kampfbereiten Löwen umgeſtalteten. Nachdem ich alles Gute, was die Engländer auf Tinian genoſſen, geſchildert, darf ich auch die Unbequemlichkeiten und Sorgen nicht verſchweigen, welche jene glücklichen Tage ſtörten. Sie hatten viel von Mosquitos und Zeken, den unleidlichen Inſektenplagen der Tropenwelt auszuſtehen, und der zu gewiſſen Jahreszeiten unſichere Ankerplatz hätte faſt zu ihrem Verderben geführt, denn am 22. September, während Anſon und der größte Theil ſeiner Mannſchaft am Land waren, wurde der „Cen-

turion" in die See getrieben und verſchwand bald gänzlich aus dem Geſichtskreis. Man denke ſich die Verzweiflung der Zurückgelaſſenen über eine Cataſtrophe, die ſie vielleicht zur ewigen Verbannung verurtheilte, oder faſt wehrlos ihren Feinden überlieferte; die ſtets abnehmende Hoffnung, als Tag auf Tag verging, ohne daß das erwünſchte Segel am Horizont erſchien; man denke ſich aber auch ihre Freude als am 11. October der weit weg verſchlagene „Centurion" am Meeresſaum wieder auftauchte, und mit ihm die ſchönſten Ausſichten auf Ruhm und Vaterland!

Lebe wohl Tinian! mit dankbarem Herzen ſagen dir am 22. October Anſon und ſeine Helden Lebewohl! Noch oft in fernen Welttheilen werden ſie deiner grünen Fluren gedenken, doch jetzt lichten ſie freudigen Herzens die Anker, denn ſo gern der Seemann nach langer Meeresfahrt die feſte Erde betritt, ſo ſehr ſehnt er ſich nach kurzer Raſt wieder nach dem hin und herwogenden Gebiete zurück, welches durch Leiden und Kämpfe und die Gewohnheit eines ganzen Lebens ihm zur eigentlichen Heimath geworden.

Nachdem er in Macao ſein ſchadhaftes Schiff ausgebeſſert und ſeine Mannſchaft durch einigen Zuwachs verſtärkt hatte, kreuzte Anſon über einen Monat am Cap Eſpiritu Santo, um die Manilla Gallionen aufzufangen. Er hatte erfahren, daß es ſtarke Schiffe ſeien, jedes von 44 Kanonen und mit mehr als 500 Mann an Bord, doch obgleich er erwarten durfte, daß beide zugleich ankommen würden und er ſelbſt nur 227 Mann hatte, hielt ihn doch die Ueberlegenheit des Feindes nicht ab, ihm auf's emſigſte nachzuſpüren.

Endlich am 2. Juli 1743 erſchien die Gallione „Nueſtra Sennora de Cabadongo" und bald entſpann ſich ein wüthendes Gefecht. Wohl feuerten die Spanier eine Breitſeite nach der andern in den „Centurion" hinein, daß die alten Rippen ihm krachten, aber noch beſſer trafen die engliſchen Kugeln; wohl ſchoſſen ihre Schützen vom Maſtkorb herab, aber die britiſchen Büchſen fegten das Verdeck, und Caſtilien mußte dießmal wieder wie ſo oft zuvor, die Flagge vor dem ſtolzen Albion ſtreichen.

Man denke ſich die Freude, — doch mitten im Triumphe flüſtert der Lieutenant, der ſich Anſon mit Glückwünſchen zu ſeiner Priſe nähert, ihm in's Ohr, daß ein gefährliches Feuer in der Nähe der Pulverkammer ausgebrochen ſei. Ohne eine Miene zu verziehen, und ſich wohl hütend ſeine Leute zu erſchrecken, gibt der Commodore die nothwendigen Befehle zum Löſchen, welches auch bald gelingt, obgleich anfangs das ſchlimmſte zu befürchten ſtand.

Die Gallione hatte 1,313,843 Dollars und 35,682 Unzen Silberbarren an Bord, ſo daß ihr Werth ſich auf nicht viel weniger als 400,000 Pfund Sterling belief, eine ungeheure Summe, namentlich für die damalige Zeit, wo das Geld noch ſo viel höher im Werthe ſtand als jetzt. Die Hälfte davon fiel dem glücklichen Befehshaber zu, die andere wurde unter die Officiere und die Mannſchaft je nach dem Range vertheilt. Das Glück, welches Anſon bisher ſo hart auf die Probe geſtellt hatte, ſchien ihn von nun an eben ſo entſchieden begünſtigen zu wollen, denn auf der Rückreiſe um das Cap der guten Hoffnung, ſegelte er mit ſeiner Priſe vom Nebel begünſtigt mitten durch die im Canal kreuzende franzöſiſche Flotte und landete im Juni 1744 in Spithead. Seine thatenreiche Weltumſegelung iſt ein glänzender Beleg zur bedeutenden Wahrheit, daß, obgleich Vorſicht, Muth und Ausdauer den Verfolgungen eines feindlichen Geſchicks durchaus nicht immer entgehen können, ſie dennoch auf die Dauer ſich gewöhnlich ſiegreich über die Macht der launenhaften Glücksgöttin erheben und nur ſelten das angeſtrebte Ziel verfehlen.

Die Siegeslaufbahn des engliſchen Seehelden hat uns weit weg von Tinian verſchlagen, wohin die Betrachtung einiger höchſt intereſſanter Ruinen uns zurückruft. Etwa eine Kabellänge vom Ufer ſieht man die Ueberreſte eines Gebäudes, welche eher die Vergangenheit einer civiliſirten Nation als eines wilden Volkſtammes verkünden: 10 pyramidaliſche Säulen, merkwürdig durch ihre Größe und die Regelmäßigkeit ihrer Stellung, 7 noch aufrecht, 3 auf den Boden hingeſtreckt. Sie bilden zwei Reihen, und ſtehen in jeder ungefähr 6 Fuß von einander, während der doppelte Raum die Mitte des Säulenganges einnimmt. Die Säulen ruhen auf viereckigen Pedimenten, haben einen Umfang von 5 Fuß an der Baſis und ſind etwa 13 Fuß hoch: auf der Spitze trägt jede eine Halbkugel mit der flachen Seite nach oben. Sie ſind aus Stein und Sand zuſammengekittet und mit einer Art Mörtel übertüncht, noch immer genau wie Anſon ſie beſchreibt, doch nach hundert Jahren geben die zahlreichen Gewächſe, deren Wurzeln in die Fugen des Geſteins gedrungen ſind, und welche das Ganze mit einem grünen Mantel bedecken, dieſen Denkmälern der Vorzeit ein ganz anderes Ausſehen wie damals. Nicht weit davon ſieht man noch viele andere ähnliche Ruinen, doch ſind die Säulen bei weitem kleiner. An einer Stelle bilden letztere einen 200 Klafter langen Gang. Auf den Bergen, in den Ebenen, mit einem Wort, wohin man die Schritte nur wendet, findet man überall eine

Menge ähnlicher Ueberreſte, welche den augenſcheinlichſten Beweis von der Größe der ehemaligen Bevölkerung liefern. Die Säulen dienten offenbar zum Tragen eines Daches, unter welchem eine Familie wohnte, oder die Gemeinde ſich verſammelte, oder auch wohl, wie man es jetzt noch auf Tonga und anderwärts ſieht, die Piroge, das koſtbarſte Eigenthum eines Schiffervolkes vor den verderblichen Einflüſſen der Witterung geſchützt lag.

Die Inſel ſoll 30,000 Einwohner gehabt haben, ehe Spaniens fluchbeladenes Banner ſich dort entfaltete; als das Kreuz den Antisdienſt auf den Marianen verdrängte, ward es zur menſchenleeren Wüſte, und erſt in neuerer Zeit haben wieder einige Amerikaner und Hawaiier ſich dort angeſiedelt um den ſelten einlaufenden Walfänger mit Proviant zu verſehen.

Seit 1856 ſind die Marianen zum Deportationsort für Verbrecher beſtimmt worden.

Schließlich ſei noch erwähnt, daß neuerdings die beſcheidenen Spanier auf ganz Microneſien von den Palaos bis zu den Marſhall- und Gilbert Gruppen Anſpruch machen. Als Rechtsgründe geben ſie die Nachbarſchaft ihrer Kolonien (Philippinen und Marianen) an, die erſte Entdeckung, und weil zu wiederholten Malen von den Philippinen verunglückte Bekehrungsverſuche dorthin gemacht wurden. Nach den Proben ihrer Regierungskunſt die ſie auf den Marianen abgelegt, wollen wir indeſſen hoffen, daß ſie dieſe letzteren weit eher verlieren als jemals ihre lächerlichen Anſprüche auf die kleine Caroliniſche Inſelwelt verwirklichen werden.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Die Bonin Inſeln.

Lütke auf Bonin. — Ein echter deutſcher Robinſon. — Romantiſche Einſiedelei. — Gaſtliche Bewirthung. — Thier- und Pflanzenwelt. — Furchtbare Stürme. — Die kleine Kolonie. — Gegenwart und Zukunft.

Auf ſeinen Fahrten durch den weiten Ocean ein ganz unerwartetes Paradies zu finden; die üppigſte, noch von keinem Seefahrer beſchriebene Wald-

inſel, von romantiſchen Felſengeſtaden umſchloſſen — und zwar nicht im Fluge ſie zu beſchauen, ſondern bei längerem Verweilen das liebliche Bild recht tief in die Seele aufzunehmen — welch ſeltenes Glück für einen Naturfreund und Künſtler!

Eine ſolche beneidenswerthe Gunſt des Schickſals ward Herrn von Kittlitz, dem Begleiter des ruſſiſchen Weltumſeglers Lütke zu Theil, als er im nordweſtlichen großen Ocean zwiſchen den Marianen und Japan früh Morgens am 1. Mai 1828 die Bonin's Inſeln erblickte, deren Aufſuchen und nähere geographiſche Beſtimmung mit zu den Aufgaben der Expedition gehörten. Ein ſchöner Mai- und Morgengruß, lieber Leſer, wie uns ſchwerlich ein ähnlicher je wird zu Theil werden!

Es waren vier aus ſteilen Gebirgsmaſſen beſtehende Gruppen, deren einzelne Inſeln ſo nahe bei einander lagen, daß man ſie von weitem ſchwer zu zählen vermochte. Man ſteuerte auf die zunächſt liegende zu, die mit Ausnahme der nackten Felſen des Ufers überall ſchön bewaldet erſchien, und folgte der weſtlichen Küſte in voller Arbeit ſie geographiſch aufzunehmen. Während die ganze Aufmerkſamkeit der auf dieſe Weiſe beſchäftigten Seefahrer auf die zahlreichen Berggipfel und Vorſprünge gerichtet war, zog Herrn von Kittlitz die Betrachtung des ſchönen Waldwuchſes ganz beſonders an, und ſo kam es, daß er eine dünne Rauchſäule, die auf einem von dahintenliegenden Höhen weit überragten Vorgebirge aus den Laubmaſſen emporſtieg, eben noch wahrnahm, als das Schiff ſchon im Begriff ſtand daran vorüberzuſegeln.

Eine Rauchſäule! was lag denn ſo ſeltſames, unerwartetes in dieſer für uns ſo alltäglichen Erſcheinung? weßhalb richtete Lütke ſein Fernrohr auf den Punkt? und weßhalb ſchickte er ſofort ein Boot mit Lebensmitteln ab, als er eine kleine engliſche Flagge neben dem Feuer wehen ſah? Er wußte, daß ſämmtliche Inſeln unbewohnt waren; es konnten daher nur Schiffbrüchige ſein, die vielleicht einer ſchleunigen Hülfe bedurften, und trotz der beträchtlichen Entfernung und der ſchon vorgerückten Tageszeit ſollte ihnen geholfen werden, noch ehe die Nacht ſich ſenkte.

Kittlitz ſchloß ſich dieſer menſchenfreundlichen Nachenfahrt an, gewiß einer der intereſſanteſten, die man ſich denken kann, denn eine neue Welt lag vielverſprechend vor ihm, und mit jedem Ruderſchlage entfaltete ſich ein immer reizenderes Gemälde. Steile, wild zerriſſene Felſen, in phantaſtiſchen Formen zerklüftet, und oft von natürlichen Tunnels durchbrochen, ſprangen

kühn in's Meer vor, und weiter hinein bedeckte die ſchroff anſteigenden Höhen eine prachtvolle Waldung, in der zahlreiche Palmen von zwei leicht zu unterſcheidenden Arten den Ankommenden ihre Grüße zunickten.

Natürlich ſteuerte das Boot grade nach der Rauchſäule hin, und als es dem Ufer ſo nahe gekommen war, daß deſſen Felswände ihm die Ausſicht auf jene benahmen, zeigte ſich der Eingang einer tiefen ſchmalen Bucht, ganz umſchloſſen von ſenkrechten Baſaltmauern, reich an Höhlen und Riffen, von Farbe theils gelblich grau, theils braunſchwarz, doch oben und auf allen Vorſprüngen heiter verziert und behangen mit grünem Strauchwerk und ſchönblumigen Rankengewächſen. Wie ſchade, daß dieſe reizende Scene uns ſo fern liegt! daß, um ſie möglicher Weiſe zu ſehen, wir uns entſchließen müſſen, Weltumſegler oder Walfiſchfänger zu werden!

Bei einer aus koloſſalen rundlichen Blöcken ſehr auffallend zuſammengeſetzten Felſenwand krümmte ſich die ſchmale Durchfahrt nach Norden hin und bald darauf erſchien eine kleine Bucht mit ſandigen Ufern, deren Hintergrund mit Wald bewachſen war. Hier warteten ſchon am Strande zwei Männer von europäiſcher Geſtalt, gekleidet wie engliſche Matroſen, aber barfuß, die durch Winke den Landungsplatz bezeichneten; ſie hatten bei der Annäherung des Boots die Höhe verlaſſen. Wie ſtaunte Kittlitz, als der ältere dieſer Männer, deſſen langer blonder Bart ihm ein ſtattliches patriarchaliſches Anſehen gab, ihn deutſch anredete und ſich ſofort als einen Landsmann aus Pillau zu erkennen gab, der ſchon ſeit dreißig Jahren dem Seemannsberuf unter engliſcher Flagge oblag. Dieſer, man darf wohl ſagen, weit verſchlagene Mann, und ſein Begleiter, ein junger Norwege, gehörten zur Mannſchaft des Walfängers Williams, der etwa zwei Jahre früher in dieſer ſelben Bucht während eines fürchterlichen Orkans von ſeinen Ankern geriſſen worden und an den benachbarten Felswänden im Innern der Bai geſcheitert war. Damals rettete ſich die ganze Mannſchaft an's Land, ward aber bald nachher von einem andern für das nämliche Haus fahrenden Walfänger an Bord genommen. Nur Wittrin und Peterſen (ſo hießen die Beiden) entſchloſſen ſich auf dem romantiſchen Eilande zu bleiben und dort bis zur abermaligen Rückkehr des Schiffes ein gemüthliches Robinſonleben zu führen. Sie hatten ungefähr ein Jahr in der Einſamkeit zugebracht, als Capitän Beechey die Bonin's Inſeln beſuchte und für England in Beſitz nahm, eine Nachricht die Lütke hier zuerſt erfuhr, und die ihm

nichts weniger als angenehm war, da der kleine Archipel auch für Rußland's Länderappetit recht gut gepaßt hätte.

Als im Herbſte des nämlichen Jahres der erwartete Walfänger ausblieb, auch kein anderer ſich ſehen ließ, erwachte bei den Einſiedlern die Beſorgniß, man möchte ſie ganz vergeſſen haben, auch fürchteten ſie, daß der Hafen durch die Nachricht von jenem Schiffbruch in Verruf gekommen ſei, und ſie nun vielleicht verurtheilt ſein möchten, ihr ganzes Leben auf Bonin zuzubringen. Zwar war der Aufenthalt auf der menſchenleeren Inſel höchſt angenehm, doch ſchaudert unter allen Umſtänden der Menſch vor einer lebenslänglichen Trennung von den Menſchen — und namentlich wenn der Tod den Einen wegraffte, ein wie trauriges Loos ſtand dann dem Ueberlebenden bevor! Daher die Spannung, womit ſie das große Schiff längs der Küſte hatten vorbeiſegeln ſehen, ihr Eifer, es herbeizuwinken; die Freude mit der ſie das Boot empfingen!

Das ungefähr war der Inhalt des erſten lebhaften Geſprächs der Einſiedler mit den Fremden, die ſie nun Arm in Arm nach ihrer Wohnung führten, um ſie dort ſo gut als möglich zu bewirthen.

Unter prachtvoll aufſtrebenden Bäumen, deren Kronen einander erſt in beträchtlicher Höhe berührten, während weiter unten der auffallende Mangel an größeren Aeſten einen ziemlich freien Durchblick zuließ, ſo daß das Ganze einer rieſigen mit herrlichen Laubgewinden gezierten Säulenhalle glich, lag ſehr anmuthig das kleine, aus den Trümmern des „Williams" gezimmerte Haus, vor dem ein artig angelegter Ziehbrunnen, aus einer eingegrabenen Tonne beſtehend, viel zu dem wohnlichen Anſehen der beſcheidenen Anſiedlung beitrug.

Man hatte in menſchenfreundlicher Abſicht Lebensmittel mitgebracht, um Nothleidenden beizuſtehen, doch, angenehme Ueberraſchung! man war ſelbſt in den Schoos des Ueberfluſſes gerathen, und ſtatt mit mittelmäßigem Schiffsproviant Hungrigen zu helfen, ſollte man nun mit dem ſchmackhafteſten Abendeſſen bewirthet werden. Denn von den mehr oder weniger zahmen Schweinen, welche die ländliche Scene belebten, ward ſogleich von den freundlichen Wirthen eines der fetteſten geſchoſſen, ſowie auch der wohl verſorgte Taubenſchlag zu einer reichlichen Mahlzeit gelichtet, der mehligen Kartoffeln und erfriſchenden Waſſermelonen nicht zu vergeſſen, welche der kleine Garten zum Feſte hergab.

Doch während dieſes alles kocht oder bratet und die angenehmſten Düfte verbreitet, die ein hungriger Magen ſich wünſchen kann, benutzen wir die kurze Zeit, welche die am Bergesabhange bereits ſteigenden Schatten des Abends uns noch gewähren, um einige Blicke auf die Umgebungen der anmuthigen Robinſonskolonie zu werfen.

Die kleine mit den erwähnten hohen Bäumen und friſch grünendem Unterholz reich bewachſene überaus fruchtbare Fläche war in geringer Entfernung begrenzt von ſteilen waldbewachſenen Höhen, zwiſchen denen ein kleines Flüßchen oder Bächlein herabrieſelte, denn erſtere Benennung möchte wohl für den kryſtallenen Waſſerfaden etwas zu anmaßend ſein. Das Haus ſelbſt lag in ſehr geringer Entfernung vom Ufer des ſüdlichen Theils der geräumigen Bai, welche Beechey, Port Lloyd genannt hat, und man ſah vor der Thür deſſelben zwiſchen den Bäumen hindurch den ſteilen kegelförmigen Felſen, der den Haupteingang in dieſe Bucht bezeichnet. Breitkronige Catappen, (Terminalia Catappa) Feigen- und Maulbeerbäume von 14 Fuß Umfang, der tahitiſche Tamanu, deſſen ſehr dauerhaftes Holz dem braſilianiſchen ähnlich, und beſonders die Hernandia ovigera mit dickbuſchigem, hellgelblich-grünem Laubwerk und feiner hellokergelben Rinde, zeichneten ſich unter den höheren Geſtalten des lieblichen Wäldchens aus, während im Unterholz die Pflanzenformen der heißen Zone mit denen der nördlichen gemäßigten ſich maleriſch vermählten, denn dort ſah man zierliche Fächerpalmen (Corypha japonica) neben ſchönen Hollundern ſtehen, im Wuchs unſerem Attich auffallend ähnlich. An Vögeln zur Belebung des Haines fehlte es keineswegs; an Tauben, Droſſeln und Raben, und großen, mit prächtigem Roth bezeichneten Kernbeißern, die unter allen bekannten Arten dieſer zahlreichen Familie den ſtärkſten Schnabel haben (Fringilla Papa Kittlitzii).

Nun aber lud das aufgetragene Abendeſſen zwar zu gröberen, aber durchaus nicht zu verachtenden Genüſſen ein — denn außer den bereits erwähnten ſchmackhaften Speiſen dampften die vortrefflichſten Pfannkuchen der herbeigerufenen Geſellſchaft entgegen. Sie beſtanden aus den Eiern einer großen Seeſchildkröte, dem feinen, wohlſchmeckenden Fette dieſes Thieres und gutem Weizenmehl, welches ſich noch aus den geborgenen Vorräthen des „Williams" vorfand. Ein aromatiſcher Thee aus den Blättern des hier häufig wachſenden Saſſafras (Laurus Sassafras) an den ſich die beiden Einſiedler ſehr gewöhnt hatten, ward vorgeſetzt, und auch von den Gäſten köſtlich befunden. Möchten doch alle Verſchlagene und Schiffbrüchige es ſo gut treffen wie

unſere Freunde Wittrin und Peterſen: beſſeres wünſch' ich keinem, wenigſtens rückſichtlich der Küche nicht!

Die Sorgfalt der guten Leute für ihre Gäſte war ſo weit gegangen, daß ſie, weil ihr Tiſchgeräth für alle nicht ausreichte, ſchnell einige Löffel aus Muſchelhälften an Stielen von Fächerpalmenwedeln befeſtigt, improviſirten: ſo ſchön weiß ein Robinſonleben den Erfindungsgeiſt zu wecken! Auch die innere Einrichtung der Hütte machte einen wohlthuenden Eindruck und zeugte vom Ordnungsſinn ihrer Bewohner. Das Hausgeräth, welches hauptſächlich aus Schiffskiſten und den beiden Hängematten beſtand, nahm ſich ganz artig aus; auch bemerkte man einige von dem Schiffe gerettete Bücher, die namentlich in langen Winterabenden die Abgeſchiedenheit verſüßt hatten. Wie erfreulich iſt doch die deutſche Bildung, die einem Jeden aus dem Volke ſolche Mittel, die Mußeſtunden durch Belehrung und Unterhaltung nützlich auszufüllen und zu erheitern, an die Hand gibt. Guter Wittrin, wärſt du ein Franzoſe geweſen, ſo iſt zehn gegen eins zu wetten, es hätte jener Troſt dir in der Einſamkeit gefehlt!

Derſelbe gute Genius, der den Einſiedlern ſo manches geſchenkt, hatte auch für die zur Abendlectüre nothwendige Beleuchtung geſorgt, denn wahrlich an Wallrath, womit das verunglückte Schiff größtentheils beladen war, fehlte es nicht. Nach der Zertrümmerung des Wracks waren nämlich ſämmtliche Fäſſer bald hier, bald da an's Land getrieben, und lagen mehr oder weniger zerbrochen mit ihrem alabaſterweißen Inhalt überall in den dem Ufer benachbarten Wäldern umher.

Den größten Theil der Nacht vom 1. auf den 2. Mai brachte die heitere Geſellſchaft unter den herrlichen Bäumen vor der Klauſe zu, der köſtlichen Scene ſich erfreuend, und Genüſſe durch alle Sinne in ſich aufnehmend, denn bald geſellte ſich zur Lieblichkeit des Orts und des Klimas, bei völlig heiterem Himmel der Vollmondglanz in ſeiner ganzen ſtillen Pracht. Solche Stunden ſind unvergeßlich und werfen einen Lichtſchein durch's ganze Leben!

Herr v. Kittlitz benutzte dieſe magiſche Beleuchtung, um in Begleitung Wittrin's nach dem ſandigen Ufer zu wandern, wo er eierlegende Schildkröten in ziemlicher Menge fand, denn er war gerade zur günſtigen Jahreszeit angekommen, wo dieſe Thiere durch einen wunderbaren Inſtinkt getrieben, die ſandigen Ufer der abgelegenſten Inſeln zum Eierlegen aufſuchen. Er erfuhr von ſeinem Begleiter, daß ſie ſowohl auf dem Strande als auf den

ſeichten Stellen in deſſen unmittelbar Nähe den ganzen Sommer hindurch in Menge verweilten, um das Ausſchlüpfen der Jungen abzuwarten, und dann mit dieſen im Herbſt wieder das offene Meer ſuchten; einzeln aber auch dann und wann im Winter ſich am Strande zeigten. Die Größe und Geräumigkeit der Löcher, welche dieſe Thiere in den Sand graben, iſt ſtaunenswerth. Ein ſolches unterirdiſches Neſt nimmt eine beträchtliche Menge von Eiern auf, die raſch nacheinander hineingelegt und dann ſorgfältig wieder mit Sand bedeckt werden, bis der ebene Boden völlig wieder hergeſtellt iſt. Hierdurch werden die Eier vollkommen gegen die lüſteren Raben geſchützt, doch nicht gegen die aufwühlenden Schweine, die nicht minder auf ein ſolch' leckeres Mahl erpicht ſind. Kein Neſt iſt vor ihrer Schnauze ſicher und ihre Vermehrung (ſie waren erſt mit dem „Williams" auf die Inſel gekommen) drohte der ganzen Schildkrötenkolonie den Untergang. Es iſt unberechenbar, welche Störungen und Umwälzungen in der urſprünglichen Thierwelt eines Ortes die Einführung eines neuen Thieres hervorbringen kann! So hat, um nur ein paar Beiſpiele anzuführen, der flügelloſe Kiwi der Ueberſiedelung des europäiſchen Hundes nach Neu-Seeland nicht widerſtehen können, ebenſo wenig wie der Kakapo, ein dortiger Kukuk, der auf den niederen Zweigen zu niſten pflegte, den Angriffen unſerer früher unbekannten Katze. Die wilden Völkerſtämme ſind es nicht allein, die bei der Ankunft des weißen Mannes verwelken und hinſterben, auch ſeine Hausthiere bringen den freien Bewohnern der Wildniß Tod und Vernichtung.

Merkwürdig iſt die Wehrloſigkeit jener großen Seeſchildkröten, deren durchſchnittliche Körperlänge wenig unter 5 Fuß beträgt, und die am Lande bei der Langſamkeit ihrer Bewegungen eine leichte Beute ſind, obgleich ſie ſchwimmend manchem Feinde mit großer Schnelligkeit entgehen. Zwei Menſchen müſſen gewöhnlich ihre Kräfte vereinen, um ein ſo ſchweres im Sande fortkriechendes Thier umzuwälzen: einmal auf dem Rücken liegend, kann es ſich nicht wieder wenden und nichts iſt leichter, als in ſolcher Lage es durch einen Hieb in die Kehle zu tödten. Seine ganze Vertheidigung beſteht in einem kraftloſen, unbeholfenen Umherſchlagen mit den floſſenförmigen Ruderfüßen; die ſcharfen Kinnladen, ſein natürliches Gebiß, verſteht es nicht als Waffe zu benutzen. Man ſollte ſagen ein Emblem des deutſchen Bundes!

Da Capitän Lütke einige Zeit in Port Lloyd zur Ausbeſſerung ſeines lecken Schiffes zu verweilen beſchloß, denn er fand hier alles vereinigt, was

ein Seefahrer in ſolcher Lage nur wünſchen kann, hatte Kittlitz volle Zeit ſich mit der belebten Schöpfung der romantiſchen Inſel bekannt zu machen. Außer den mannigfaltigen Vögeln, vom Falken des Gebirges bis zum Pelican des Strandfelſens, beſchäftige ihn beſonders die Thierwelt der unterſeeiſchen Gefilde. Reizend waren namentlich die Uferſtellen, von welchen man auf die ſeichten Corallenbänke hinabſchauen konnte, deren weißgelber Sand durch den flüſſigen Kryſtall des klaren Seewaſſers durchſchimmerte. Zwiſchen den einzelnen, mit lebenden Polypen verſehenen Stämmen ſah man in buntem Gemiſch Holothurien, Seeſterne und Seeigel von wunderbarer Größe und Schönheit ſich langſam am Boden bewegen, während das etwa 12 bis 14 Fuß tiefe, vollkommen durſichtige Waſſer darüber in allen ſeinen Schichten von den prachtvollſten Fiſchen und Doriden vom ſchönſten Scharlachroth, mit glänzend weißen Mantelſaum, durchkreuzt wurde. Das fortwährende Kommen und Gehen dieſer in allen Farben des Prismas glänzenden, metalliſch ſchimmernden Lebensformen, der beſtändige Wechſel dieſer ſtets neu ſich geſtaltenden Waſſerwelt erhöhte die wunderbaren Reize des lieblichen Schauſpiels. Kittlitz kam einſt auf der Vogeljagd bei einer ſolchen Stelle vorbei, blieb trotz ſeiner Eile, durch den herrlichen Anblick gefeſſelt, ſtehen und ward erſt als er weiter ging mit Erſtaunen gewahr, daß er im Anſchauen verloren, zwei volle Stunden dort verträumt habe!

Einige dieſer Fiſche waren überaus ſchmackhaft, ſowie auch die Krebſe und Krabben der mannigfachſten Art, die nicht allein in den unterſeeiſchen Klüften des Felſenufers ſich verſteckten oder auf den Corallenbänken auf Raub ausgingen, ſondern auch die durch die Waldthäler rieſelnden Bäche belebten.

Dagegen fehlten auf der Inſel die Formen der Eidechſen und Schlangen, und auch die einheimiſchen Säugethiere waren nur widerwärtig oder unheimlich durch die Ratte und einen ziemlich großen Flatterer vertreten, der wegen der Aehnlichkeit der Geſtalt „der fliegende Bär“ (Pteropus ursinus) genannt wurde. Dieſes Thier, welches bei einer Körperlänge von 8—9 Zoll mit ausgebreiteten Flügeln etwa 3 Fuß in die Breite maß, lebte vorzugsweiſe auf den Fächerpalmen, wo es ſich fledermausartig, mit dem Kopfe nach unten gekehrt, anhing und mit pfeifendem Geſchrei paarweis und zu dreien umherflog. Doch nicht, wie unſere Fledermaus, zog es zu dieſer Bewegung die Abenddämmerung dem hellen Tage vor, ſondern flog am lebhafteſten im vollen Lichte der Mittagsſtunde umher. Im Magen wurden ſtets nur Vegetabilien, namentlich Trümmer von Früchten gefunden.

Das Klima der Insel wurde von den Einsiedlern als trefflich geschildert, selbst im Winter war die Kälte so wenig bedeutend, daß sie nie das Bedürfniß einer Fußbekleidung empfunden hatten; und die Hitze des Sommers ward stets durch die herrschende Seeluft gemildert.

So hätte die Natur hier alles vereinigt, um diesen Ort zu einem wünschenswerthen Aufenthalte für den Menschen zu machen, wenn sie ihn nicht bisweilen durch furchtbare Stürme und Erdbeben erschreckte. Die Orkane, die bekanntlich in den japanischen und chinesischen Meeren eine furchtbare Wuth entfalten, rasen auch bei den naheliegenden Bonin-Inseln in ihrer ganzen entsetzlichen Kraft. Sogar im Innern der Bai gerathen die Gewässer alsdann in solchen Aufruhr, daß sie den Anblick einer einzigen Masse weißen Schaumes darbieten. Bei der verhältnißmäßig geringen Ausdehnung dieses von steilen Höhen fast ringsum eingeschlossenen Beckens hätte man ein dort ankerndes Schiff für völlig sicher halten können; doch verursachte gerade hier ein Novembersturm (1826) den Schiffbruch des „Williams" und ein zweiter zertrümmerte bald nachher das Wrack. Namentlich ist der südöstliche Theil der Bai, der trotz des schmalen Einganges zu viel von der Brandung der hohen See empfängt, zum Ankerplatz ganz ungeignet, während sich im nördlichen glücklicherweise ein gesicherter Hafen befindet, dem Beechey den nicht sehr poetischen Namen „ten fathoms hole" (Zehnklafterloch) gegeben hat!

Trotz ihrer Heftigkeit waren diese Stürme doch nicht zu vergleichen mit einem späteren, der im Januar 1827 wüthete. Er war von einem Erdbeben begleitet, das die Insel bis in ihre Grundfesten erschütterte, und dabei stieg die Sturmfluth zu einer solchen Höhe, daß sie alle Flächen und Thäler weithin unter Wasser setzte, die erste Wohnung, welche sich unsere Schiffbrüchigen erbaut hatten, vollständig verschlang, und sie selbst, die schon den Untergang der ganzen Insel befürchteten, nöthigte auf die Berge zu fliehen. Wittrin, der alte, erfahrene Seemann, versicherte, nie etwas Aehnliches erlebt zu haben!

Diese oft sich wiederholenden Stürme sind freilich nicht sehr ermuthigend für Solche, die geneigt sein möchten, auf diesen durch Fruchtbarkeit und Klima so sehr begünstigten Inseln sich anzusiedeln — und erklären vielleicht, daß sie bis auf die neueste Zeit unbewohnt geblieben sind.

Denn lange bevor Europäer in jenen Gewässern erschienen, soll die Gruppe den benachbarten Japanen bekannt gewesen sein. In den Reichsannalen, sagt Kaempfer, wird unter 1675 von einer Expedition dreier Ein-

wohner Nangaſaki's erzählt, welche die Lage der Gruppe mathematiſch beſtimmten und ſie gänzlich unbewohnt fanden. Nun herrſchte aber ſeit den früheſten Jahrhunderten die Sitte auf den benachbarten, ſchwer zugänglichen Inſeln Verbrechercolonien anzulegen, ſowie heutigen Tages noch auf dem ſteilen, in der Richtung der Bonin's Gruppe ſich hinziehenden Eiland Fatſiſio. Die neuentdeckten Inſeln wurden alsbald zu demſelben Zwecke verwendet, doch war die Anſiedlung von keiner langen Dauer, und nach fünfzig Jahren war Bonin ſo menſchenleer als je. Uebrigens zweifelt Beechey, daß unſere Inſeln mit denen von den Japanern entdeckten übereinſtimmen, und jedenfalls iſt es auffallend, daß von jener früheren Coloniſation keine Trümmer, kein verwildertes Hausthier übrig geblieben. Später findet man zwar die Gruppe auf einer ſpaniſchen Karte mit genau angegebener Lage als Islas del Arzobispo (Erzbiſchofsinſeln) verzeichnet; für die Wiſſenſchaft wurde ſie aber erſt von Beechey entdeckt, wenn auch Walfänger ſie ſchon früher beſuchten.

Nachdem Wittrin und Peterſen mit der ruſſiſchen Expedition ihre reizende Einſiedelei verließen (ſie mögen es wohl ſpäter bereut haben), blieb Bonin nur auf kurze Zeit den verwilderten Schweinen und fliegenden Bären überlaſſen, denn zwei unternehmende Männer, Richard Millichamp aus Devonſhire in England und Mateo Mozaro von Ragufa, die ſchon viele Walfiſchfahrten in der Südſee mitgemacht, faßten um dieſe Zeit den Entſchluß, dort eine Niederlaſſung zu gründen, und ſegelten am 21. Mai 1830, mit zwei Amerikanern, einem Dänen und einer Anzahl Sandwich-Inſulaner (fünf Männer, zehn Frauen), die ſie für ihre Zwecke gewonnen hatten, von Honolulu nach den Bonin's Inſeln. Die kleine Kolonie vermehrte ſich bald durch drei Ausreißer, und erhielt im folgenden Jahre friſchen Zuwachs durch neun Matroſen, die einem engliſchen Walfänger entlaufen waren. Ein anderes engliſches Schiff ſcheiterte unfern der Bonin-Inſeln und 12 Mann retteten ſich nach Port Lloyd, wovon vier zu bleiben ſich entſchloſſen. Die raſch zunehmende Kolonie lief dennoch Gefahr, bald in der Blüthe erſtickt zu werden, als ein engliſcher Walfänger, trotz aller Widerede, vierzehn meuteriſche Matroſen, wahre Galgenvögel, dort zurückließ, welche die Häuſer in Brand ſteckten und allerlei Unfug trieben, bis endlich durch einen glücklichen Zufall die Hälfte der Bande umkam und die andere nach Botany-Bay, dem paſſendſten Aufenthalt für ſolches Geſindel, transportirt wurde.

Als im Auguſt 1837 die engliſche Kriegsbrigg Raleigh in Port Lloyd anlegte, beſtand die Kolonie aus 42 Perſonen, deren Anzahl der amerikaniſche Commodore Perry im Jahr 1853 auf 31 vermindert fand, denn der Wandertrieb läßt ſolchen abenteuerlichen Naturen keine Ruhe. Sie bauten ſüße Kartoffeln, Mais, Kürbiſſe, Tarowurzeln, Bananen, Ananas u. ſ. w. ſo reichlich an, daß ſie die ziemlich zahlreich dort eintreffenden Walfänger damit verſehen, und nach Herzensluſt Branntwein, leider ihren einzigen geiſtigen Genuß, dafür eintauſchen konnten.

Ihr Tabak war von ausgezeichneter Güte und außerordentlich üppigem Wuchſe, da er eine Höhe von 5 Fuß erreichte. Die zahmen Schweine, mit Mais gefuttert, wurden je nach der Größe mit 4 bis 9 Dollars bezahlt, die zahlreichen Wildſchweine mit Hunden aus den Sandwich-Inſeln gejagt.

Seit dem 28. Auguſt 1853 beſitzt die einſtweilen ſich ſelbſt regierende Kolonie eine Conſtitution, die nothwendig war, um dem aus dem Mangel an Obrigkeit entſpringenden beſtändigen Hader ein Ende zu machen. Der Regierungschef und zwei Rathsherren werden auf zwei Jahre gewählt, die auferlegten Geldſtrafen zum Beſten der Kolonie verwendet. Zwei Lootſen ſind ausſchließlich damit beauftragt, die ankommenden Schiffe in den Hafen zu führen. Alle neuen Anordnungen bedürfen der Zuſtimmung von Zweidritteln der Anſiedler.

Für die Dampfboote, die in nächſter Zukunft zwiſchen China und Californien fahren ſollen, wird Port Lloyd eine der wichtigſten Kohlenſtationen ſein, da es faſt in gerader Linie zwiſchen Schanghai und den Sandwich-Inſeln ungefähr ein Drittel des Weges von erſterem entfernt liegt. Eine der großen Handelsſtraßen der Welt wird dieſen Punkt berühren, der ſeit Jahrtauſenden unbekannt und unbewohnt in der romantiſchen Abgeſchiedenheit eines unbeſuchten Oceanes verborgen lag, wird ihm Bevölkerung, Reichthum, Berühmtheit ſchenken. Aber der poetiſche Zauber der einſiedleriſchen Ruhe iſt ſchon jetzt von ihm gewichen, und vergebens würde man ſich nun in jener maleriſchen Bucht nach dem ungeſtörten Naturfrieden und der herzlichen Gaſtfreiheit eines deutſchen Robinſon's umſehen, welche vor dreißig Jahren die Weltumſegler dort ſo freundlich begrüßten!

Druck von G. W. Leske in Darmſtadt.

Von demſelben Verfaſſer ſind die folgenden Bücher in

C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden

erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der hohe Norden,

im Natur- und Menſchenleben dargeſtellt.

Von

Dr. G. Hartwig.

Mit einer Karte.

Preis Geheftet Rthlr. 2. 12 Ngr. — In elegantem Leinwandband Rthlr. 2. 24 Ngr.

Der hohe Norden in ſeinen allgemeinen großen Zügen; der Einfluß des polariſchen Climas auf Pflanze, Thier und Menſch; der Kampf des Letzteren gegen eine furchtbare Natur, ſei es als Bewohner der eiſigen Einöde, ſei es als Forſcher, um deren Geheimniſſe zu ergründen — dies ſind die Hauptgegenſtände, welche der Verfaſſer in lebendiger und wahrer Schilderung giebt. Das Inhaltsverzeichniß wird am Beſten die reiche Fülle der intereſſanteſten Einzelheiten nachweiſen.

Inhaltverzeichniß über die 33 Kapitel.

1) Die Polarländer im Allgemeinen. Die Tundra oder die baumleere Wüſte. Ihre Grenzen. Ihr Charakter. Thierleben auf der Tundra im Sommer. Schützende Schneedecke. Tundravegetation. Uebergang der Tundra in den Wald. Die Waldregion. Ihr allgemeiner Charakter. Die hauptſächlichſten Baumarten des hohen Nordens. Die nördlichen Grenzen des Getreide- und Gartenbaus. Das Rennthier. Das Elch. Der Biſamſtier. Das wilde Schaf. Der amerikaniſche Steinbock. Die Wurzelmaus. Die Lemminge. Streifzüge des bengaliſchen Tigers nach Norden. Der Trompeterſchwan. Gänſe und Enten. Schneehühner. Der Biſon in den Prairien des Saskatchewan. Das Pemmican.

2) Das Nord-Polarmeer. Der Genius des Nordens. Die Nordpolfahrer. Heinrich Hudſon. Mulgrave. Scoresby. Buchan und Franklin. Parry's Schlittenfahrt nach dem Nordpol. Geheimnißvolle Regionen. Geographiſche Vermuthungen. Eigenthümliche Gefahren des Eismeers. Treibeis. Bildung des Eiſes auf dem offenen Meer. Eisfelder. Eisberge. Ihre Nachtheile und Vortheile für den Schiffer. Der Eisblink. Nebel. Kane's Ueberwinterung im Prudhoe-Land. Seltſame Hundekrankheit. Wiederkehr der Sonne. Der Scorbut. Die Täuſchungen der Kimmung. Das Nordlicht. Leben im Polarmeere. Die Wallfiſche. Das Wallroß. Die Robben. Seevögel. Seegewächſe. **3) Spitzbergen. Bäreninſel. Jan Mayen.** Romantiſche Küſte. Eine gefahrvolle Bergbeſteigung Scoresby's. Großartiges Panorama. Koſtbarer Fund eines todten Wallfiſches. Die Magdalenenbucht. Unendliche Menge Seevögel. Thierleben. Spitzbergiſche Gletſcher. Enorme Eisſtürze. Entdeckung von Spitzbergen. Große Sterblichkeit unter den früheren Wallfiſchjägern. Die erſte Ueberwinterung auf Spitzbergen. Die ruſſiſchen Wallroßſchläger. Scharoſtin. Norwegiſche und däniſche Expeditionen nach Spitzbergen. Mineraliſcher Reichthum. Wallroßjagden auf Bäreneiland. Marmier's Beſuch. Jan Mayen. **4) Nowaja Semlja.** Das kariſche Meer. Klimatiſcher Unterſchied zwiſchen der Oſt- und Weſtküſte Nowaja Semlja's. Pachtuſſow's Fahrten längs der Oſtküſte. Verhungerte Samojeden. von Baer's wiſſenſchaftliche Reiſe nach Nowaja Semlja. Prachtige Rippenquallen im kariſchen Meer. Abenteuer in Matotſchin Schar. Sturm in Koſtin Schar. Seebad und Votivkreuz. Glückliche Rückkehr. Botaniſches. Ein Naturgarten auf Nowaja Semlja. Ihre Gefühle der Einſamkeit. Lautloſe Stille. Vogelbaſar. Ruſſen vor Barentz auf Nowaja Semlja. Ihre jährlichen Expeditionen dorthin. Gänſejagden auf Kolgujew. **5) Die Lappen.** Das Trömsdal. Eine Rennthierheerde mit ihrem lappländiſchen Führerpaar. Lappländiſches Sommerlager. Eine Wiege. Zwergengreis. Rennthiermelken. Die Gamme. Geringe Anzahl der Lappen. Ihr allmäliges Ausſterben. Ihre Geſchichte und Bekehrung. Entbehrungen der Geiſtlichen in Lappland. Abergläubiſche Gebräuche der Lappen. Gebirgs-, Wald- und Fiſcherlappen. Winterreiſen auf Schneeſchuhen und im Schlitten. Bärenjagd. Lebensweiſe des Fiſcherlappen am Enara-See. **6) Matthias Alexander Caſtren.** Erſte Studien. Reiſe nach Lappland 1838. Großartige Natur am Iwalajoki. Der Enara-See. Ein Spaziergang durch die Sümpfe. Bootfahrt von Rowaniemi nach Kemi. Zweite Reiſe 1841. Eine lappländiſche Schlittenfahrt. Die kemiſchen Raskolniken. Sturm und Leiden auf dem Weißen Meer. Barbariſche Fiſcher. Plutus lächelt. Die moſenſche Tundra. Allgemeine Trunkenheit in Somja. Winterfahrt nach Puſtoſerſk. Ein ſamojediſcher Sprachlehrer. Tundraſturm. Allein und verlaſſen. Puſtoſerſk. Verfolgungen in Uſtſyſſolmſk und Jshemſk. Eine plagenreiche Hütte. Der Fürſt des Ural. Obdorſk. Zweite ſibiriſche Reiſe 1845—1848. Der Obi. Turuchanſk. Fahrt zu Thale auf dem Jeniſſei. Studienzimmer in Plachina. Von Dudinka nach Tolſtoi Noß. Verfrorene Füße. Rückkehr nach dem Süden. Feſtgefroren auf dem Jeniſſei. Wunderbare Rettung. Das ſajaniſche Gebirge. Die Sojoten. Kamaſſinzen. Nishne Udinſk. Krankheit. Bei den Burjäten. Weisheit der Lamas. Rjendaf Banzylow. Bericht, vorgetragen in der Petersburger Akademie. Profeſſor in Helſingfors. Tod. **7) Die Samojeden.** Barbarei der Samojeden. Schamanenthum. Zauberornat und Zaubertrommel. Götzen der Samojeden. Idole auf der Waigat's Inſel. Die Tadebtſios oder Geiſter. Eine Geiſterbeſchwörung. Der Schamane am Krankenbette. Wie man zum Schamanen wird? Feierliche Eidesleiſtung. Geſtalt und Charakter des Samojeden. Kleidung. Eine ſamojediſche Hochzeit. Finſtere Lebensanſchauung der Samojeden. Ihre Zahl. **8) Die Oſtjaken.** Was iſt der Obi? Fiſchreichthum. Ueberſchwemmungen. Eine oſtjakiſche Sommerjurte. Armuth der oſtjakiſchen Fiſcher. Ruſſiſches Creditſyſtem. Die Winterjurte. Mißtrauen und Hartnäckigkeit

der Ostjaken. Eine ostjakische Fürstenfamilie. Pfeilschießen. Niedere Stellung des Weibes. Physiognomie und Charakter der Ostjaken. Unreinlichkeit. Oddorsk. Zahl der Ostjaken. **9) Die Eroberung Sibiriens durch die Russen. Entdeckungsreisen.** Iwan der Grausame. Jermak der Räuber. Sein Zug nach Sibirien. Schlacht von Tobolsk. Eroberung Sibir's. Jermak's Tod. Fortschritte der Russen bis zum ochotzkischen Meere. Expedition des Semen Dshsnew. Zustand der Eingebornen Sibirien's unter der russischen Herrschaft. Prontschischtschew. Eine aretische Seefahrerin. Die Gebrüder Laptew. Schalaurow. Entdeckungen im Behring's Meer und Stillem Ocean. Die Lächow's Inseln. Billing's. Heiße Quellen im Tschuktschen Lande. Hedenström's Reise nach Neu-Sibirien. Die hölzernen Berge. Ein Blick auf die Vergangenheit. **10) Sibirien.** Das größte Land der Erde. Geringe Bevölkerung. Kein Mangel von Produkten. Die Verbannten. Mentschikoff. Dolgorouki. Münich. Die Verbrecher. Der freie sibirische Bauer. Sibirische Kälte. Wie erträgt sie der Mensch? Der Baikalsee. **11) Der sibirische Pelzhandel.** Der Zobel. Das Hermelin. Das sibirische Wiesel. Der Seeotter. Der schwarze Fuchs. Der Luchs. Das Eichhörnchen. Das Grundeichhörnchen. Der Hase. Das Ziesel. Wichtigkeit des Pelzhandels für die nördlicheren Gegenden. Die Art seines Betriebes. Pelzhandel mit China. Der Jahrmarkt zu Kiachta. **12) Das Tajmurland Middendorff.** Weßhalb reis'te Middendorff nach dem Tajmurlande? Schwierigkeiten und Hindernisse. Das Eismeer wird erreicht. Sturm auf dem Tajmur-See. Das Boot verloren. Middendorff verlassen und allein unter 75 Grad N. B. Rettung durch dankbare Samojeden. Reise nach dem ochotzkischen Meere und längs der chinesischen Grenze zurück. Klima und Vegetation des Tajmurlandes. **13) Die Jakuten.** Ihr zähe Nationalität. Abstammung. Sommer- und Winterwohnungen. Das jakutische Pferd. Unglaubliche Abhärtung der Jakuten. Ihre Fertigkeit in Handarbeiten. Dolche; Leder; Teppiche. Jakutische Eßkünstler. Abergläubige Furcht vor dem Berggeiste. Eine jakutische Standrede. Der Uferjakut. **14) Wrangel.** Ergebnisse seiner Reisen. Von Petersburg nach Jakutsk. Schönheiten der Lena. Fahrt durch die Flußschnellen. 100maliges Echo. Jakutsk. Extreme der Kälte und Hitze. Großartige Erwerbsreisen der Jakutzker Kaufleute. Das sibirische Krähwinkel. Die Badarany. Nishne Kolymsk. Schilderung des entsetzlichen Klima's. Menschen und Hunde. Hungersnoth. Rennthierjagden der Jukahiren. Amor am Eisloch. Erste Fahrten nach dem Vorgebirge Schelagskoj und auf dem festgefrorenen Meere (1821). Schreckensvolle Lage. Matiuschkin's Expedition nach dem Eismeer (1822). Letztes Abenteuer auf dem Polarmeer 1823). Rückkehr nach Petersburg. **15) Die ostsibirischen und uralischen Goldwäschen. Nishne Tagilsk.** Die Iniga. Die ersten Goldfinder. Kosten und Beschwerden des Goldsuchens. Betriebskosten einer Goldwäsche. Schöne Goldernten einiger Matadore. Die 100 Pud des Nikita Maesnikow. Gesammtertrag der sibirischen Goldwäschen. Unsinniger Luxus der reichen Goldwäscher. Ihre Vorliebe für Champagner. Erste Entdeckung des Goldes im Ural. Jakowlew und Demidow. Nishne Tagilsk. **16) Die Tungusen.** Ihre Verwandtschaft mit den Mandschu. Rennthier-, Hunde-, Vieh-, Pferde-, Wald- und Ufer-Tungusen. Ein tungusischer Glücksjäger. Nomaden mit Leib und Seele. Character der Tungusen. Kleidung. Schneeschuhe. Wohnung. Speise. Schamanenthum. Begräbnißfeier. Strafe einer Verirrten. Ein Tungusenlager. Gewandtheit in körperlichen Uebungen. Schauspiel. Ochotzk. **17) Georg Wilhelm Steller.** Seine Geburt und Jugend. Tritt als Arzt in russische Dienste. Wissenschaftliche Reise nach Kamtschatka. Begleitet Behring auf seiner zweiten Entdeckungsfahrt. Seine Leiden auf der Reise. Landgut auf der Insel Kaiak. Was er dort findet? Drangsale der Heimfahrt. Ueberwinterung auf der wüsten Behring's Insel. Behring's Tod. Gefahrvolle Ueberfahrt nach Kamtschaka. Verlorenes Vermögen. Auf der Reise nach Rußland zur zweimaligen Umkehr gezwungen. Stirbt bei Tjumen. **18) Kamtschatka.** Ein gesegnetes Land. Prachtiger Wiesenwuchs. Ueberfluß an Fischen. Geringe Bevölkerung. 28 Vulkane. Reichthum an Quellen. Herrliche Häfen. Petropawlowsk. Die Kamtschadalen. Wie ihnen die Fischkost zusagt? Eigenthümliche vegetabilische Nahrungsmittel. Kleprei. Lilienknollen. Der Fliegenschwamm ein Berauschungsmittel. Gericht aus Seetang. Eigenthümlicher Wallfischfang. Die Bären in Kamtschatka. Origineller Fischfang. Der kamtschatkische Hund. Seine unschätzbaren Dienste. Geistige Beschaffenheit der Kamtschadalen. **19) Die Tschuktschen.** Charakter des Tschuktschen Landes. Die Tschuktscher, das einzige freie sibirische Urvolk. Thätiger Handelsgeist. Der Jahrmarkt zu Ostrownoje. Besuch in einem Tschuktschenzelte. Madame Lent und Frl. Tochter. Gute Bewirthung. Ein Wettrennen. Tschuktische Bajaderen. Die Tennyk oder Rennthiertschuktschen. Die Onkilon oder ansässige Tschuktschen. Ihre Lebensweise. Ihre Anzahl. **20) Das Behring's Meer. Die russisch-amerikanische Pelzcompagnie. Die Aleuten.** Naturcharakter des Behring's Meers. Vergleichung der Aleuten mit den Faröern. Unalaschka. Alyaska. Die Pribilow's Inseln. St. Matthäus Inseln. St. Lorenz Inseln und Bucht. Die Behringsstraße. Reiches Leben im Schoos der Gewässer. Die russische Pelzgesellschaft. Neu Archangel. Die Aleuten. Seeottern. Seebären, Wallfisch-, Wallroß- und Seelöwenfang. Die Kamleika und die Tabakspfeife. **21) Die Eskimos.** Ausbreitung der Eskimos. Beschaffenheit ihrer Heimath. Physiognomie der Eskimos. Ihre Natur. Kleidung. Wunderbare Eishütten. Eine Eskimowohnung am Kotzebue Sund. Der Kayak oder die Bajadare. Der Omiak oder das Frauenboot. Waffen und Geräthschaften. Haß der rothen Indianer gegen die Eskimos. Lebenskreis der Centraleskimos. Wallroßfang in Prudhoe Land. Bärenjagd. **22) Der Pelzhandel und Pelzthiere in den Hudsons-Bay-Ländern.** Waldläuferleben. Das Birkenrindencanoe. Der Voyageur. Der canadische Pelzhandel im vorigen Jahrhundert. Blutige Fehde der Nordwestcompagnie und der Hudsons-Bay-Gesellschaft. Verschmelzung zur gegenwärtigen Gesellschaft. Geschäftsbetrieb derselben. Trübe Aussichten. Character der Hudsons-Bay-Länder. Der schwarze Bar. Der Raccon. Der Edelmarder. Das canadische Stinkthier. Füchse. Der amerikanische Biber. Die Bisamratte. Der Wapiti. **23) Die Loucheux-Indianer.** Ihr Wohnsitz. Kleidung. Vorliebe für Glasperlen. Der Zopf. Auch am Mackenzie sind seine Tage gezählt. Unsinniges Einwickeln der Füße bei den Kindern. Schwatzhaftigkeit. Merkwürdiger Kamof zwischen Eskimos und Kutchins. **24) Die Tinné.** Die verschiedenen zur Tinne-Familie gehörigen Völker. Die Hundsrippindianer. Unsauberkeit. Elender Zustand der Weiber. Kleidung und Verzierung. Tanz. Socialismus. Faulheit. Meisterschaft im Lügen. Geisterfurcht. Vorstellungen vom künftigen Leben. Fortschritt. Leichtsinn. **25) Die Crees oder Knistinaux-Indianer.** Schicksalswechsel der Crees. Die Legende des Wolverine. Jammer der Indianerkriege. Das Tätutren. Volksrecht. Schlechte Behandlung der Frauen. Spiele. Hüttenbau. Der malicliöse Geist Kopuchiken. Sage von der Sündfluth und Bildung einer neuen Erde. Elysium und Tartarus. **26) Die nordwestliche Durchfahrt.** Frobisher. Davis. Seine drei Reisen. Hudson. Baffin. John Roß. Erste verfehlte Reise. Edward Parry entdeckte Melville Inseln. Seine großen Eigenschaften als Befehlshaber. Ueberwinterung. Parry als Theaterdichter. Franklin's erste Landreise. Parry's zweite Reise (1821). Igloolik (1824). Parry's dritte Reise. Franklin's zweite Landreise nach dem Eismeer. Beechey. Parry's vierte Reise. John Roß' zweite Reise. Viermaliges Ueberwintern. Back's Reise nach dem großen Fischflusse. Seine Seereise mit dem Terror. Dase's und Symyson's Landreise nach dem Polarmeer. Simpson's Ermordung. Sir John Franklin's letzte Reise. Richardson's Landreise zu seiner Aufsuchung. Sir James Roß. Austin. Perry. De Haven. Franklin's erstes Winterlager von Ommaney entdeckt. Kennedy und Ballot. Jagleneid. Sir Edward Belcher. Kellet M. Clave's Entdeckung

der nordwestlichen Durchfahrt. Collinson's Reise. Bellot's Tod. D'Rae findet Spuren von Franklin. Kane. **27) Grönland.** Grönländische Räthsel. Erich Rauda. Die alten grönländischen Colonien. Einführung des Christenthums. Untergang der norwegischen Niederlassungen. Erkundigungen nach ihrem Schicksal. Magnus Heinson. Lindnow. Hans Egede. Seine Prüfungen. Godthaab gegründet. Herrenhutische Missionäre. Entdeckungen der beiden Scoresby. Clavering. Graah. Dänische Ansiedelungen an der Westküste. Nordgrönländisches Clima. Beschreibung eines Jahres in Discobucht. **28) Island.** Island im Winter- und im Sommerkleide. Gletscher und Lavaströme. Armuth an nutzbaren Mineralien. Die Schwefelberge bei Krusawick. Der große Geyser. Der Strokker. Flüsse und Landseen. Einfluß der Meeresströmungen auf das Clima. Ein Sturm auf Island. Charakter der Vegetation. Nutzbare Pflanzen. Viehzucht. Einheimische Säugethiere. Eisbärenbesuch. Die Vogelwelt. Fischreichthum. **29) Geschichte Islands.** Entdeckungen der Insel durch Nadodd im Jahre 861. Gardar. Floki und seine drei Raben. Ingolf und Leif. Isländische Urverfassung. Einführung des Christenthums. Thorwald der Reisende. Tangbrand. Literarische Glanzperiode. Snorri. Sturlieson. Verlust der Unabhängigkeit. Furchtbarer Ausbruch des Skaptar Jokul im Jahr 1783. Verderbliches Handelsmonopol. **30) Die Isländer.** Skalholt. Thingvalle Reikiavik. Die jetzige Hauptstadt. Isländisches Fischerleben. Der Reykiavikter Jahrmarkt. Heumachen. Isländische Kirchen. Armuth der Geistlichkeit. Der Dichter John Thorlassen. Isländischer Gottesdienst. Häusliche Erziehung der Isländer. Ihre Liebe zur Literatur. Die isländische Sprache. Oeffentliche Bibliothek in Reikiavik. Charakter der Isländer. Der Aussatz. Reisegelegenheiten nach Island. **31) Die Westmann's-Inseln.** Unzugänglichkeit der romantischen Inseln. Wie kamen sie zu Bewohnern? Heimaey. Gefährlicher Seevogelfang. Ungeheure Sterblichkeit unter den Kindern. Englische und algierische Seeräuber. **32) Färöer.** Physiognomie der Färöer Thorshawn. Eine färöer'sche Hütte. Viehzucht. Aberglauben. Das Huldevolk. Die Bikar. Stürmisches Meer. Clima. Traurige Folgen des Handelsmonopols. **33) Von Drontheim nach dem Nordcap.** Mildes Clima der nordwestlichen Küste Scandinaviens. Einfluß des Golfstroms. Character des Norwegers. Landesverfassung. Volksunterricht. Romantische Seefahrt. Drontheim. Aagge-väre oder Eierinseln. Der Seeadler. Häringsfang bei Alsten. Die 7 Schwestern. Die Sonne um Mitternacht. Die nördlichsten Alsten. Fischfang bei den Lofoden. Baage-Garnfischerei. Tromsöe. Altensfjord. Kupferminen. Hammerfest. Das Nordcap.

Die Tropenwelt

im

Thier- und Pflanzenleben

dargestellt

von

Dr. Georg Hartwig.

Mit sechs Abbildungen in Irisdruck.

Cart. Preis Rthlr. 3. — In elegantem Leinwandband Rthlr. 3. 12 Ngr.

Wohl schmücken sich auch bei uns in der schönen Jahreszeit Wald und Flur mit mannigfaltigem Laube und herrlichen Blüthen; wohl genießen auch auf unseren Triften und Feldern zahlreiche Thiere und Vögel ein erfreuliches Dasein; aber ungleich reicher, ungleich mannigfaltiger, seltsamer und schöner ist das Leben, welches die kräftigere Sonne im heißen Erdgürtel erweckt.

Dort erst entwickelt sich die Thierwelt zu ihren riesigsten Gestalten, zu dem auf mächtigen Säulen einherschreitenden Elephanten, zum unförmlichen Rhinoceros, zum colossalen Nilpferd; dort erst erreicht das Katzengeschlecht den gewaltigen Gliederbau des Löwen und Tigers, des Puma und des Jaguars; dort schwillt die Fledermaus zur menschengefährlichen Form des Vampyrs an; und so wie in unseren Forsten das muntere Eichhörnchen von einem Ast zum andern springt, führen dort zahllose Affenarten ein lustiges Zweigleben unter den hohen Kuppeln der Waldriesen.

Wo wären unsere heimathlichen Vögel, die sich an Größe und Macht mit dem langhalsigen Strauß, dem hochfliegenden Condor oder dem Flamingo messen könnten? Welcher käme an Seltsamkeit der Form dem Toucan oder dem Calao, an Pracht des Gefieders dem schillernden Colibri, dem brasilianischen Cotinga, dem malaiischen Leiervogel oder dem Paradisier von Neu-Guinea gleich? Und so wie unseren Wäldern das possierliche Affengeschlecht ewig fremd bleibt, so fehlt ihnen auch das bunte Papageienheer, welches in den tropischen Forsten mit lärmender Zunge die Morgendämmerung begrüßt.

Auf minder erfreuliche Weise hat sich in der heißen Zone auch das scheußlichste Geschlecht der Reptilien zu einer furchtbaren Größe entwickelt. Dort wuchern in der dumpfen feuchtwarmen Atmosphäre der Urwälder die giftigsten und riesigsten Schlangen — der Buschmeister und die Cobra, der Python und die Boa, dort wimmeln Flüsse und Seen von scheußlichen Caimanen und Crocodilen.

Mit Recht zählen auch wir die Insecten zu den Plagen unseres Daseins, doch wie unschuldig erscheinen unsere sechsbeinigen Ruhestörer gegen die zahllosen Legionen von Ameisen und Termiten, Stechfliegen und Mosquitos, Schaben und Heuschrecken, welche in der Tropenzone das Leben des Menschen verbittern, und sein Eigenthum räuberisch angreifen und vernichten.

Wenn in den Aequatorialgegenden der Erde das Thierreich in allen seinen Formen die höchste Entwicklung erreicht, so sehen wir auch dort die Vegetation zur riesigsten Größe sich entfalten, mit der üppigsten Blüthenfülle prangen.

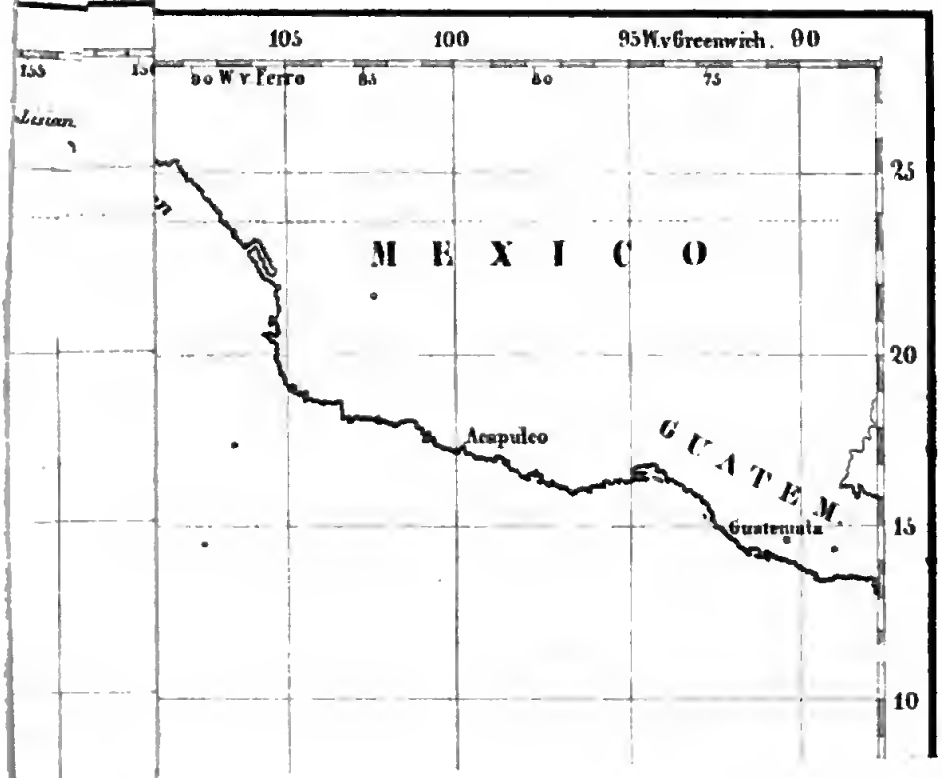
„Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels", sagt Humboldt, gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dürren Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und der riesenmäßigen Feigenbäume. — Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich. Bäume fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll wie unsere Lilien sind."

Der Verfasser hat in seinen Thierschilderungen den Affen und Katzen der alten und neuen Welt, den Dickhäutern, dem Dromedar, der Giraffe, den Flederthieren, dem Ameisenbären und dem Faulthier; den Schlangen, Crocodilen und Schildkröten; dem Condor und dem Strauß, den Papageien und dem Colibri, den Ameisen und Termiten ꝛc. den Ehrenplatz eingeräumt; und zum Pflanzenreich übergehend, dem Kaffe und dem Zucker; der Coca und dem Cacao; der Baumwolle und dem Kautschuck; den Gewürzbäumen und dem Indigo; und außer der himmelanstrebenden Familie der Palmen und den häupsächlichsten Nahrungspflanzen — den Bananen, dem Reis, dem Mais u. s. w. — auch noch den charakteristischsten Formen der tropischen Vegetation vom Baobab zum Cactus und vom Drachenbaum zur Mimose eine ausführlichere Besprechung gewidmet.

Zur Vollständigkeit seines Planes schien es ihm außerdem durchaus erforderlich, nicht nur die einzelnen Formen des eigenthümlichen Tropenlebens dem Leser vorzuführen, sondern auch die verschiedenen Natureindrücke des heißen Erdgürtels — im sumpfigen Mangrove-Ufer; im Urwalde; in der afrikanischen Wüste; an der sandigen, regenlosen peruanischen Küste; in den Llanos oder grasigen Steppen; im Hochlande der Anden, wo der eisige Norden bis unter den Aequator vorrückt, und endlich im Riesenflusse der Tropenzone — dem mächtigen Amazonenstrom zu schildern.

Die Ausführung dieses Werkes, in welchem der Verfasser das Belehrende mit dem Unterhaltenden zu verflechten sich bemüht, wird auch dießmal dem Leser gefallen, der ihm vielleicht schon früher nicht ohne Befriedigung in die gestaltenreiche Welt des Oceans, oder in die großartigen Einöden der Polarländer gefolgt war.

Druck von G. W. Leske in Darmstadt.


105
100
95 W. of Greenwich.
90
80 W. of Ferro
85
80
75
25
20
15
10
M E X I C O
Acapulco
GUATEMALA
Guatemala

Princeton University Library
32101 060430418